LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

APR 25 1911

Die Grenzboten

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

70. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 14

Organisation des südwestafrikanischen Bodenkredits. Von Rudolf Wagner-Berlin 1
Naturerkenntnis und Weltanschauung. Von Dr. med. Worthmann-Schweidnitz 4
Richard Koch und die Reichsbank. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer-Berlin 11
Der rote Rausch. Roman von Joseph Aug. Lux 23
Annette von Droste-Hülshoff. Von Dr. Hermann Schneider-Charlottenburg 30
Am Turme. Von Annette von Droste-Hülshoff 35
Volksunterhaltung. Von Paul Matzdorf-Cöthen (Mark) 36
Maßgebliches und Unmaßgebliches
Theater: Alfred Freiherr v. Berger: Meine hamburgische Dramaturgie (S. 39)
Bildende Kunst: Kunst und Kaufmann (S. 40)
Bildungsfragen: Monumenta Germaniae Paedagogica (S. 41)
Reichsspiegel: Innere Politik (S. 42) — Bank und Geld (S. 44)

Ausgegeben am 5. April 1911.

50 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Bernburger Straße 22a/23

6 Mark vierteljährlich

Direction der Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1910.

Aktiva.		ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons		50 101 635	24
Wechsel und kurzfristige Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten		200 374 830	50
Guthaben bei Banken und Bankiers		35 414 130	61
Reports und Lombards		115 044 927	84
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		80 240 153	92
Eigene Wertpapiere		33 741 272	93
Konsortial-Beteiligungen		41 345 408	73
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg		50 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Bankinstituten und Bankfirmen		43 453 847	21
Debitoren			
Banken und Bankiers			
gedeckt	ℳ 86 759 070.76		
ungedeckt	„ 40 164 910.90		
Sonstige Debitoren			
gedeckt	„ 224 028 409.76		
ungedeckt	„ 62 110 656.41	413 063 047	83
Ausserdem Aval-Debitoren ℳ 45 679 183.57			
Effekten-Depot der Pensionskasse, des Unterstützungsfonds und der besonderen Stiftungsfonds		5 497 448	65
Mobilien		221 834	30
Bankgebäude in Berlin	ℳ 8 449 215.13		
Bankgebäude in London	„ 1 106 711.60		
Bankgebäude in Bremen	„ 2 384 186.79		
Bankgebäude in Frankfurt a. M.	„ 3 000 000.—		
Bankgebäude in Mainz	„ 513 755.95	15 453 869	47
		1 083 952 407	23

Passiva.		ℳ	₰
Eingezahlte Kommandit-Anteile		170 000 000	—
Allgemeine (gesetzliche) Reserve		38 092 611	39
Besondere Reserve	ℳ 22 000 000.—		
Hierzu Überweisung aus der Gewinn- u. Verlust-Rechnung von 1910	„ 1 000 000.—	23 000 000	—
Depositengelder		313 671 566	69
Kreditoren		295 211 912	95
Accepte und Schecks		207 501 725	98
Ausserdem			
Aval-Verpflichtungen	ℳ 45 679 183.57		
David Hansemannsche Pensionskasse	„ 4 789 554.70		
Hierzu Überweisung aus der Gewinn- u. Verlust-Rechnung von 1910	„ 300 000.—	5 089 554	70
Adolph von Hansemann-Stiftung		509 926	20
Unterstützungsfonds und besondere Stiftungsfonds für die Angestellten der Gesellschaft		326 536	60
Sparkassen-Konto für die Angestellten der Gesellschaft		6 008 225	13
Noch nicht abgehobene Dividenden der früheren Jahre		14 844	—
Abschreibung auf neuerworbene Immobilien und Reserve für Neubauten	ℳ 2 000 000.—		
Hierzu Überweisung aus der Gewinn- u. Verlust-Rechnung von 1910	„ 1 000 000.—	3 000 000	—
Talonsteuer, fällig 1916, erste Rate	ℳ 242 857.15		
Hierzu Überweisung aus der Gewinn- u. Verlust-Rechnung von 1910	„ 242 857.15	485 714	30
10 % Dividende auf ℳ 170 000 000 Kommandit-Anteile		17 000 000	—
Tantieme des Aufsichtsrats		536 842	10
Gewinn-Beteiligung der Geschäftsinhaber		2 147 368	40
Übertrag auf neue Rechnung		1 355 578	79
		1 083 952 407	23

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1910.

Soll.	ℳ	₰
Verwaltungskosten einschl. Tantieme der Angestellten	9 962 061	53
Steuern	1 694 412	64
Zu verteilender Reingewinn	23 582 646	44
	35 239 120	61

Haben.	ℳ	₰
Saldo-Vortrag aus 1909	1 355 516	61
Effekten	5 793 960	52
Kurswechsel	1 151 543	68
Coupons	157 710	97
Verfallene Dividende	561	—
Provision	8 077 408	06
Diskont und Zinsen	11 446 277	03
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	4 750 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Bankinstituten und Bankfirmen	2 506 142	74
	35 239 120	61

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

George Cleinow

70. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1911.

AP30
.A7
v.70:3

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1911. Zweites Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär.

Heft Seite

Abrüstungsfrage, Der Reichskanzler über die — im Reichstage . . . . . R. 14, 42
Albanien, Österr. Politik gegenüber den Unruhen in —, s. „Wiener Brief" 16, 140
Ansiedlungskommission, Die Ankaufsgeschäfte der —, von X. Z. 17, 160
Auswanderungsamt, Ein deutsches —, von Rud. Friedemann 26, 607
Bassermann als Sündenbock der Nationalliberalen gegenüber den Konservativen R. 15, 87
Bassermanns Politik in der elsaß-lothr. Frage R. 15, 89
Bennettbill, Die —, von Oberst a. D. v. Kornatzki 16, 127
v. Bethmann-Hollweg über die Abrüstungsfrage R. 14, 42
v. Bethmann-Hollweg und die Gefahr seiner Politik für die Jugend . . . . . R. 18, 232
v. Bethmann-Hollweg, Die Ära — . . R. 19, 280
v. Bethmann-Hollweg und Fürst Swjatopolk-Mirski: Parallelen zwischen ihnen . . R. 23, 475
Britische Reichskonferenz, Die —, von Dr. Hans Plehn 20, 289; 21, 352
Britischer Weltpolitik, Sorgen und Stützen —, von Arthur Dix 24, 495
Bülow, Fürst — und das parlamentarische Regierungssystem . . . . . R. 22, 426; 23, 475
Bülow, Fürst — und das Zentrum . . R. 24, 541
Christlichsozialen, Niederlage der — und des Kabinetts Bienerth, s. „Wiener Brief" . . 26, 639
Delbrück, Staatssekretär des Innern Dr. — und die Sozialdemokratie . . . . . R. 21, 372
Delbrück, Prof. Hans — über die Polenpolitik (im „Tag") . . . . . R. 14, 43
Deutschkonservativen, Das Versagen der — R. 22, 426
Duellunfug (Das Duell Richthofen-Gaffron) R. 20, 329
Ehrenberg, Prof. — und Adolf Wagner R. 15, 90
Elsaß-Lothringen, Das Zentrum in —, von M. Winterberg 16, 97
Elsaß-lothr. Verfassung: Verhandlungen darüber und ihre Annahme im Reichstag R. 15, 89; 18, 233; 19, 281 20, 331; 21, 372; 22, 425
Erbrecht des Reiches, Für das — von Justizrat Bamberger. (6. Die Wissenschaft) . . 24, 481
(vgl. 1910, Heft 41 bis 44 und 1911, Heft 6)
Franz Ferdinand, Erzherzog: Sein Verhältnis zum Kaiser, Kriegsminister und Grafen v. Aehrenthal, s. „Wiener Brief" 16, 139
Führer für den Krieg: Ihre Schaffung und Heranbildung, von G. 22, 422
Gewesene Leute, von Major H. C. v. Brixen 19, 259; 24, 534; 25, 586; 26, 633
Hansabund, Der —, seine Ziele und Gegner R. 24, 538
Hansabund: Tagung in Berlin und ihre Bedeutung für die innere Lage . . . R. 25, 588
Hansabund: Rötger contra Rießer . . R. 26, 634
Heeresfragen (Wünsche der Infanterie — Einseitigkeit und Bescheidenheit — Verabschiedung — Vorpatentierung — Automat. Zweiteilung) . . . . . R. 17, 185
Herrenhaus, Kulturdebatte im — . . . R. 15, 90
Hintze, Prof. Otto — über Parlamentarismus und die Auffassung des Monarchen von seiner Stellung . . . . . R. 24, 540
Jugendfürsorge und Regierungspolitik . R. 18, 232
Kaiseridee, Die —, von Prof. Dr. jur. Hubrich 23, 447
Kolonialfragen (Ostafrika, Kongostaat, Südwestafrika) . . . . . R. 21, 374
Konservative und Nationalliberale: Streit zwischen ihnen . . . . . R. 15, 87
Kronprinz Wilhelm: Seine Heimkehr aus Indien . . . . . R. 16, 132

Heft Seite

Ledochowski, Erzbischof von Posen und Gnesen: Frage der Überführung seiner Leiche von Rom nach Posen . . . . . R. 18, 234; 19, 281
Leutnants, Verringerung der Zahl der — . . 24, 532
Liberale Mittelpartei: Notwendigkeit einer solchen . . . . . R. 15, 88
Marokkanischer Brief, von Dr. Mauretanus 18, 193
(vgl. 1911 3, 126)
Militärstrafgesetz-Reform in Österreich-Ungarn, s. „Wiener Brief" 16, 139
Nationale Gewerkschaften, nationale Arbeiterpartei, von Albrecht Graf zu Stolberg-Werningerode 19, 278
Nationale Arbeiterpartei (Erwiderung auf vorstehenden Artikel), von Max Roeder . . 23, 472
Nationalliberale, Konservative und Zentrum R. 15, 87
Naundorffs, Die Wiederkunft —, von Prof. Dr. O. Tschirch 21, 348
Oberhaus für das Reich: Der Gedanke eines solchen . . . . . R. 22, 426
Offene Tür oder Interessensphäre, von Arthur Dix 23, 483
Offizierpensionsgesetzes, Zwei Rückwirkungen des — vom 31. Mai 1906, von Generalmajor z. D. Heckert 18, 230
Parlament und Regierung in Österreich, s. „Wiener Brief" 26, 640
Parlamentarisches Regierungssystem in Deutschland . . . . . R. 22, 426; 23, 475; 24, 539
Polen, Die — im österr. Reichsrat, s. „Wiener Brief" 16, 135
Polenpolitik: Enteignungsfrage . . . R. 14, 42
Versumpfung der Ansiedlungspolitik . R. 15, 90
Die Ankaufsgeschäfte der Ansiedlungskommission 17, 160
v. Bethmann-Hollwegs Haltung . . . R. 18, 233
Ausführungen des Landwirtschaftsministers in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses . . . . . R. 19, 281
Rücktritt des Oberpräsidenten von Posen v. Waldow . . . . . R. 25, 589
Portugal, Das Verhältnis von Staat und Kirche in —, von Landgerichtsrat Dr. J. K. J. Friedrich 19, 241
Posen, Administrative Aufteilung der Provinz — . . . . . R. 18, 235
Reichsratsauflösung und Aussichten der Neuwahlen, s. „Wiener Brief" 16, 135
Reichstag, Der sterbende — und die Haltung der Regierung . . . . . R. 23, 474
Reichstagswahlrecht für Preußen . . . R. 23, 476
Reichsversicherungsordnung: Verhandlungen darüber . . . . . R. 21, 373
Rötger contra Rießer, s. „Hansabund"
Rußlands Lage und Aufgaben im fernen Osten, von L. W. Bolchowitinoff (deutsch von G. Toepfer) 15, 49
v. Schmoller, Prof. — und Prof. Sering über Anwendung des Enteignungsgesetzes . R. 19, 282
v. Schön, Theodor — und seine Beziehungen zu Eichendorff, von Prof. Dr. W. Kosch . . 17, 172
Sozialdemokratie, Die „staatserhaltende" — R. 21, 373
Sozialpolitik in Österreich-Ungarn, s. „Wiener Brief" 16, 137
Südwestafrika, Organisation des Bodenkredits in —, von Rud. Wagner 14, 1
Tabakpreise, Erhöhung der — in Österreich, s. „Wiener Brief" 26, 641
Trinkgelderpolitik und parlamentarische Korruption in Österreich, s. „Wiener Brief" . . 16, 136
Verwaltungsreform in Österreich, s. „Wiener Brief" 26, 641
Vorgeschichte, Die Deutsche Gesellschaft für —, von Fritz Tychow 20, 325
Wagner, Prof. Adolf: Gegner eines „Lehrstuhls für exakte Wirtschaftsforderung". — Animosität gegen Prof. Ehrenberg . . R. 15, 90

232162

Heft Seite

v. Waldow, Oberpräsident von Posen: Sein Rücktritt . . . . . R. 25, 589
Wiener Brief 16, 135; 26, 639

Volkswirtschaft, Sozialwesen, Verkehr.

Arbeiterschutzgesetzgebung, von Regierungs- und Gewerberat Lesser 22, 385
Bank und Geld:
Aktien, Gesetzentwurf über die Ausgabe kleiner — in den Konsulargerichtsbezirken und Schutzgebieten 19, 286
Autokratie in Banken und Industrie . . . 14, 44
Berliner Handelsgesellschaft und Dresdner Bank, Neue Freundschaft zwischen — . . 14, 45
Berliner Terrain- und Baugesellschaft . . 23, 478
Birkbeck-Bank in London, Zusammenbruch der — 24, 543
Börsentendenz und Konjunktur 26, 646
Chinesische 5prozentige Hukuan-Anleihe . . 25, 590
Deutsch-schwedischer Handelsvertrag . . . 19, 282
Eisenbahneinnahmen, Etatsmäßige Behandlung der — 16, 141
Eisenbahnvorlage und Staatsanleihen . . 18, 238
Elektrisierung der Eisenbahnen 18, 238
Erdöltrust, Ein deutscher — 20, 334
Fürstentrust, Der — und seine Engagements 23, 478
Fusionen und Kapitalserhöhungen 15, 92
Geldmarkt, Der — und die Ansprüche an die Reichsbank 26, 645
Geldmarktes, Die Lage des — 18, 236
Großbanken, Übermacht der — und Nachteile der Zentralisation im Bankverkehr . . . 22, 427
Gummivalorisation, Das Projekt der — . 18, 239
v. Gwinner im preußischen Herrenhause über Sparkassen und Konsols und die etatmäßige Behandlung der Eisenbahneinnahmen 16, 140
v. Gwinner und die Sanierung der Österreichischen Südbahn 16, 142
Handelstag, Der Deutsche — und seine Bedeutung 20, 332
Hildesheimer Bank, Ansturm auf die Kassen der — 21, 383
Hochkonjunktur und Börsentendenz 15, 91
Industrie, Die Lage der — (Roheisen- und Kohlensyndikate) 20, 336
Industrieaktien, Rentabilität der 18, 237
Kaligesetz und Überproduktion 14, 45
Kaliindustrie, Die — 24, 543
Kalisyndikats, Die Verhandlungen des — mit den Amerikanern 19, 285; 21, 382
Kanadisch-amerikanischer Zollvertrag . . . 19, 284
Kohlensyndikat, Kohlenhandel und Braunkohlensyndikat 14, 46
Kohlensyndikat, Der Fiskus im — 21, 383
Kohlenwerte, Kurssteigerung der reinen — 24, 544
Kursrückgänge an der Börse 20, 335
Lebensversicherungen in Italien, Staatsmonopol für — 25, 591
New-Yorker Börse und Wirtschaftslage in Amerika 23, 477
Obligationsanleihe der A.-G. „Deutscher Eisenhandel" 26, 642
Obligationen als Mittel monopolisierender Finanzkunst und neue Grundsätze für ihre Zulassung 26, 642
Österreichischen Südbahn, Sanierung der — 16, 142
Petroleuminteressen der Deutschen Bank . 20, 334
Pfälzische Bank, ihr Aufstieg und Ende . . 22, 428
Pistorius in Hildesheim, Zahlungseinstellung der Firma 16, 143
Reichsbank, ihre Anspannung und Mittel zur Abhilfe 22, 431
Remisierunwesen 15, 93
Serien- und Prämienlose, Gesetzentwurf zur Beschränkung des Handels darin . . . 15, 94
Stoda-Aktien, Spekulation darin an der Wiener Börse 18, 236
Sparkassen und Konsols 16, 143
Spekulation in Kassaindustriewerten . . 14, 41
Spekulationen im Auslande 15, 97
Standard Oil Company, ihre Auflösung und die New-Yorker Börse 21, 379
Süddeutsche Bankenkonzentration (Rheinische Creditbank, Pfälzische und Süddeutsche Bank) 22, 428
Tabaktrust, Das Urteil gegen ihm 23, 476
Verkehrspolitik (Transatlantische Kabel und drahtlose Telegraphie) 17, 187
Wiener Börse und Spekulation in Skoda-Aktien 18, 236
Blumentage, s. „Panem et circenses".
Bodenkredits, Organisation des südwestafrikanischen —, von Rud. Wagner 14, 1
Brentano, Prof. Dr. Lujo, s. „Getreidebau".
Getreidebau, Der —. Eine Erwiderung auf Prof. L. Brentanos Denkschrift „Die deutschen Getreidezölle", von Landrat a. D. v. Gottberg 18, 210
Grund und Bodens, Verteuerung des —, s. „Sozialpolitik" . . . . . R. 26, 638
Hypothekenbanken, Änderung der Beleihungsgrundsätze der —, s. „Sozialpolitik" . R. 26, 639
Koch, Richard — und die Reichsbank, von Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer 14, 11
„Panem et circenses". von Pax 25, 587
Realkredites, Organisation des —, s. „Sozialpolitik" . . . . . R. 26, 637
Rote Kreuz, Das —, seine Entstehung und völkerrechtliche Entwicklung, von B. v. Strantz 22, 403
Sozialpolitik, von Spectator . . . . R. 26, 636
Ständegliederung und Ständeverfassung, von Dr. P. Heubner 26, 593
Überlandzentralen, von Prof. Dr. E. Budde, und Erwiderung darauf von Regierungs- und Gewerberat Lesser 21, 369
(vgl. 1910, Heft 47)
Wohnungskongreß zu Leipzig, Der Deutsche —, s. „Sozialpolitik" . . . . . R. 26, 636

Rechtswesen, Bildungswesen, Kirche.

Beleidigung durch die Presse, von Rechtsanwalt Dr. F. Glaser 20, 305
Evangel. Landeskirche, Kritische Verhältnisse in der — . . . . . R. 26, 635
Freirechtsbewegung, Die —, von Amtsrichter Dr. E. Sontag 21, 337
Jatho, Pfarrer, s. „Kulturgeschichtl. Glossen".
Jatho, Pfarrer: Seine Verurteilung durch das Spruchkollegium . . . . . R. 26, 635
Jugendstrafrechts Bemerkungen zur Reform des —, von Landgerichtsrat H. 24, 536
Kulturgeschichtliche Glossen zum Falle Jatho, von Dr. Georg Kietz 23, 462
Präjudizienkultus, von Dr. Baron v. Stempel 16, 128
Schule, Pseudokonservatismus in der —, von Prof. Dr. Ludwig Kemmer 25, 545
Schülerselbstmorde . . . . . R. 16, 132
Universitäten, Reformvorschläge für die deutschen —, von C. H. M. Waentig . . . 19, 246
Volksunterhaltung, von Paul Matzdorf . . 14, 36

Kunst, Musik, Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde.

Baltenland, Eine Sommerreise durch das —, von Prof. Dr. Reihlen 20, 313
Exotische Musik, von Dr. Erich Fischer . . . 19, 265
Gartenkunst, Die neue —, von Dr. Friedrich Wolters 16, 106; 17, 153
Indien des Ostens, Alte Beziehungen zwischen dem — und Europa, von Dr. E. Carthaus 22, 392
Kunst und Kaufmann, von Ernst Schur . . . 14, 40
Museum, Das — einer modernen Großstadt (Kaiser-Friedrich-Museum in Magdeburg), von Prof. Th. Hänlein 26, 631
Musik und Satire, von Dr. Wilh. Kleefeld . . 25, 554

Philosophie, Naturwissenschaften.

Biologie und Politik, von Prof. Dr. H. G. Holle 17, 145
(vgl. 20, 326)
Guyau, Jean Marie —, von K. J. Grau . . 24, 522
Lebenseinheiten, Die letzten — 16, 125
Medizinische Psychologie, von Dr. G. Benn . 25, 581
Naturerkenntnis und Weltanschauung, von Dr. med. Worthmann 14, 4; 15, 16

Heft Seite

Naturwissenschaften, Zur Geschichte der —, von Dr. G. Benn 17, 181
Rassedienst, von Prof. Dr. E. Becher 23, 439; 24, 486

Literatur, Sprachenkunde.

Anders, Fritz (Max Allihn), von Jul. R. Haarhaus 15, 75
Brentano, Clemens: Eine Zeichnung von ihm, von Heinz Amelung 24, 531
Bücher vom tieferen Leben, von Dr. H. Spiero 18, 225
v. Droste-Hülshoff, Annette —, von Dr. Herm. Schneider 14, 30
Esperanto, s. „Die internationale Sprache".
Fraktur oder Antiqua? (Rede des Abg. D. Naumann im Reichstage) 19, 277
Geiserstam, Gustaf af —, von Alfred Wien . 16, 114
Goethes Religion, von Prof. Dr. Pniower, I. R. 26, 600
Grillparzers Österreichertum, von Victor Klemperer 20, 294
Gutzkow als Klassiker, von P. 23, 470
Internationale Sprache, Die —, von Dr. E. Kliemke 18, 200
Rodenberg, Julius (zu seinem 80. Geburtstage) 25, 584
Romantik, Ein Beitrag zur Erforschung der —, von Dr. E. Havenstein 21, 357
Tillier, Claude —, von Prof. Dr. M. Meyer 22, 415
Wieland, Seuffert und die Deutsche Kommission, von P. 19, 273

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte.

Am Turme, Gedicht von Annette v. Droste-Hülshoff 14, 35
Im Sonnenregen, Gedicht von Margarete Windthorst 19, 263
Indelebilis, Gedicht von Adolf Petrenz . . 21, 368
Legende vom Wacholderhügel, von Bernh. Flemes 22, 408; 23, 455
Rote Rausch, Der — von Jos. Aug. Lux 14, 23; 15, 39; 16, 118; 17, 166; 18, 216 (vgl. I. Vierteljahr Heft 10 bis 13)
Stadt der Lumpe, Die —, von Otto Goebel 15, 80
Till Eulenspiegel. Mittelalterliche Komödie in vier Aufzügen 24, 501; 25, 562; 26, 611

Bücherbesprechungen.

Anders, Fritz (Max Allihn): Verschiedene Werke 15, 75
Bähnisch, A.: Die deutschen Personennamen 15, 84
Bastier, P.: L'ésotérisme de Hebbel . . . 15, 83
Björnson: Über den hohen Bergen 16, 180
Bode, Wilhelm: Charlotte von Stein . . . 22, 421
Brentano, Prof. Lujo: Die deutschen Getreidezölle 18, 210
Berger, Alfred Frhr. v.: Meine hamburgische Dramaturgie 14, 39
Classen, Walther: Fritjof Reimarus 18, 227
Cornicelius, Dr. Max: Claude Tillier . . . 22, 416
Deledda, Grazia: Bis an die Grenze . . . 16, 131
v. Droste-Hülshoff, Annette: Verschiedene Werke 14, 30
Du Bois-Reymond, Lili: Die Insel im Sturm 18, 226
Ehrhardt, August, und Moritz Necker: Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke 20, 294
Ernst, Paul: Geschichte aus dem alten Pitaval 26, 630
Eulenberg, Herbert: Die Kunst in unserer Zeit 18, 229
Ewald, Carl: Mutter Natur erzählt 22, 432
Ferrero, Guglielmo: Größe und Niedergang Roms (deutsch von Ernst Kapff), Band VI 21, 364
v. Flöchter, Adolph: Unsere Freunde, die Italiener 15, 85
Galton, Francis: Genie und Vererbung (Hereditary Genius) 19, 277
Grambow, Dr. Otto: Das Gefängniswesen Bremens 26, 632
Groth, Klaus: Briefe an seine Braut, herausgegeben von H. Krumm 22, 420
Gutzkows Ausgewählte Werke. Ausgaben von H. H. Houben, „Goldene Klassiker-Bibliothek", und Peter Müller 23, 470
Haendcke, Berthold: Kunstanalysen 21, 368
Hennig, Bruno: Elisa Radziwill 22, 421

Heft Seite

Hüffer, Herm.: Annette v. Droste-Hülshoff, 3. Auflage 14, 30
v. Kirchner, Prof. O.: Blumen und Insekten, ihre Anpassung und ihre gegenseitige Abhängigkeit 19, 274
Klauwell, Otto: Geschichte der Programmusik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart . . 22, 422
Kleefeld, Dr.: Bürgerkunde 24, 535
Le Bon, Gustave: Psychologie der Massen (deutsch von R. Eisler) 17, 146
Leute, Josef: Der Ultramontanismus in Theorie und Praxis 17, 184
Lichtenberg, Frhr. v., Prof. Dr. R.: Einflüsse ägäische Kultur auf Ägypten und Palästina 21, 366
Lienhard, Friedrich: Oberlin 18, 228
„Logos", Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur 17, 183
Luckenbach, Dr. H.: Kunst und Geschichte (kleine Ausgabe) 14, 47
Meßmer, Dr. Oskar: Lehrbuch der allgemeinen Pädagogik 17, 183
Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 22 (Supplement 1909/10) 15, 86
Michel, Wilhelm: Das Teuflische und Groteske in der Kunst 24, 532
Monumenta Germaniae Paedagogica. Band XLIV—XLVII (1909) 14, 41
Oberländer: Der Lehrprinz 21, 367
Oeser, Max: Fr. Klein-Chevalier und seine moderne Kunst 15, 94
Philippi, Fritz: Auf der Insel 18, 227
Raabe, Wilhelm: Altershausen 25, 584
Reinke, Johannes: Die Kunst der Weltanschauung 24, 529
Schallmayer, Wilhelm: Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung (2. Auflage) . 19, 276; 23, 440; 24, 486
Schemann, Ludwig: Gobineaus Rassenwerk 19, 276
Seuffert, Bernhard: Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe 19, 273
Simmel, Georg: Die Hauptprobleme der Philosophie 21, 359
Spiero, Heinrich: Deutsche Geister 15, 83
Springer, Dr. Jenny: Die Ärztin im Hause 19, 276
Straßer, Charlot: Reisenovellen aus Rußland und Japan 15, 85
Volbehr, Theodor: Führer durch das Kaiser-Friedrich-Museum in Magdeburg 26, 631
Waentig, E. H. M.: Zur Reform der deutschen Universitäten 19, 246
Weisbach, Werner: Impressionismus 22, 421
v. Wildenbruch, Ernst: „Blätter vom Lebensbaum". Aus seinem Nachlaß herausgegeben von B. Litzmann 18, 225
Windthorst, Margarete: Gedichte 25, 586
Wirminghaus, Elie: Die Frau und die Kultur des Körpers 23, 480
Wolfrum, Philipp: Joh. Seb. Bach 18, 229

Mitarbeiter-Verzeichnis.

Amelung, Heinz: Eine Zeichnung Clemens Brentanos 24, 531
Bamberger, Justizrat: Für das Erbrecht des Reiches (6. Die Wissenschaft) . . . . . 24, 481 (vgl. 1910, Heft 41 bis 44, und 1911, Heft 6)
Becher, Prof. Dr. Erich: Rassedienst 23, 439; 24, 486
Benn, Dr. med. Gottfried: Zur Geschichte der Naturwissenschaften 17, 181
Benn, Dr. med. Gottfried: Medizinische Psychologie 25, 581
Bolchowitinoff, L. M.: Rußlands Lage und Aufgaben im fernen Osten 15, 49
v. Brizen, Major a. D. H. C.: Gewesene Leute 19, 259; 24, 534; 25, 586; 26, 633
Budde, Prof. Dr. E., Direktor der A.-G. Siemens u. Halske: Überlandzentralen . . 21, 369
Carthaus, Dr. Emil: Alte Beziehungen zwischen dem Indien des Ostens und Europa . . . 22, 392
C. J.: Eine deutsche Jubiläumsgabe für Italien (A. v. Flöchter: „Unsere Freunde, die Italiener") 15, 85
Dix, Arthur: Offene Tür oder Interessensphäre 23, 438
Dix, Arthur: Sorgen und Stützen britischer Weltpolitik 24, 495
v. Droste-Hülshoff, Annette: Am Turme

Heft Seite

(Gedicht) 14, 35
Fischer, Dr. Erich: Erotische Musik 19, 265
Flemes, Bernhard: Legende vom Wacholderhügel 22, 408; 23, 455
F. M.: „Der Lehrprinz" v. Oberländer . . 21, 367
Friedemann, Rudolf: Ein deutsches Auswanderungsamt 26, 607
Friedrich, Dr. J. K. J., Landgerichtsrat und Privatdozent: Das Verhältnis von Staat und Kirche in Portugal 19, 241
G.: Schaffung und Heranbildung der Führer für den Krieg 22, 422
G.: Verringerung der Zahl der Leutnants . 24, 582
Glaser, Dr. Fritz, Rechtsanwalt: Beleidigung durch die Presse 20, 305
Goebel, Otto: Die Stadt der Lumpe . . . 15, 80
v. Gottberg, Landrat a. D.: Der Getreidebau 18, 210
Grau, Kurt Joachim: Jean Marie Guyau . 24, 522
H.: Meyers Großes Konversations-Lexikon Bd. 22 . . . . . 15, 86
H., Landgerichtsrat: Bemerkungen zur Reform des Jugendstrafrechts 24, 536
H. A.: Julius Rodenberg 25, 584
Haarhaus, Julius R.: Fritz Anders 15, 75
Hänlein, Prof. Th.: Das Museum einer modernen Großstadt 26, 631
Hauser, Otto: „Die deutschen Personennamen", von A. Bähnisch 15, 84
Havenstein, Dr. Eduard: Ein Beitrag zur Erforschung der Romantik 21, 357
Heckert, Generalmajor z. D.: Zwei Rückwirkungen des Offizierpensionsgesetzes . . 18, 230
Heubner, Dr. P.: Ständegliederung und Ständeverfassung 26, 593
Holle, Prof. Dr. H. G.: Biologie und Politik 17, 145; 20, 328
H. P.: „Blumen und Insekten, ihre Anpassung und ihre gegenseitige Abhängigkeit", von Prof. O. v. Kirchner 19, 274
Hubrich, Prof. Dr. jur.: Die Kaiseridee . . 23, 447
Jentsch, Carl: „Größe und Niedergang Roms", von Guglielmo Ferrero (Bd. VI) 21, 364
Jentsch, Carl: „Die Kunst der Weltanschauung", von Joh. Reinke 24, 529
K.: „Monumenta Germaniae Paedagogica", Bd. XLIV bis XLVII (1909) 14, 41
Kelchner, Dr. M.: „Lehrbuch der allgemeinen Pädagogik", von Dr. Oskar Meßmer . . . 17, 188
Kelchner, Dr. M.: Biologie und Politik (Erwiderung auf den gleichnamigen Artikel von Prof. Dr. Holle in Heft 17) 20, 326
Kemmer, Prof. Dr. Ludwig: Pseudokonservativismus in der Schule 25, 545
Kietz, Dr. Georg: Kulturgeschichtliche Glossen zum Falle Jatho 23, 462
Kleefeld, Dr. W.: „Johann Seb. Bach", von Ph. Wolfrum 18, 229
Kleefeld, Dr. W.: „Geschichte der Programmmusik", von Otto Klauwell 22, 422
Kleefeld, Dr. W.: Musik und Satire 25, 554
Klemperer, Victor: Grillparzers Österreichertum 20, 294
Kliemke, Dr. Ernst: Die internationale Sprache 18, 200
K. O.: „Bis an die Grenze", von Grazia Deledda 16, 131
v. Kornatzki, Oberst a. D.: Die Bennettbill . 16, 127
Körnchen, Dr. Hans: „Briefe Klaus Groths an seine Braut" 22, 420
Kosch, Prof. Dr. Wilhelm: Theodor v. Schön und seine Beziehungen zu Eichendorff . . 17, 172
L.: „Charlotte v. Stein", von Wilhelm Bode, und „Elisa Radziwill", von Bruno Hennig 22, 421
Lange, Prof. Dr. Robert: „Altershausen", von Wilh. Raabe 25, 584
Lesser, Regierungs- und Gewerberat: Überlandzentralen 21, 371
Lesser, Regierungs- und Gewerberat: Arbeiterschutzgesetzgebung 22, 385
Lichtenberg, Frhr. v., Prof. Dr. R.: „Einflüsse der ägäischen Kultur auf Ägypten und Palästina" (Selbstanzeige) 21, 366
Lorenz, Dr. Karl: „Deutsche Geister", von Heinr. Spiero 15, 83
Lux, Jos. Aug.: „Der rote Rausch" 14, 23; 15, 69; 16, 118; 17, 166; 18, 216
(vgl. 1. Vierteljahr Heft 10 bis 13)

Heft Seite

M.: „Kunstanalysen", von Berthold Haendcke 21, 368
Matzdorf, Paul: Volksunterhaltung 14, 36
Mauretanus, Dr.: Marokkanische Briefe . . 18, 193
Meister, Hermann: Kunst und Gegenwart („Die Kunst in unserer Zeit", von Herbert Eulenberg) 18, 229
Mell, Dr. Max: „Das Teuflische und Groteske in der Kunst", von Wilhelm Michel . . . 24, 532
Meyer, Prof. Dr. Richard M.: „L'ésotérisme de Hebbel", von P. Bastier 15, 83
Meyer, Prof. Dr. Richard M.: Claude Tillier 22, 415
Neuburger, Dr. Paul „Geschichten aus dem alten Pitaval", von Paul Ernst 26, 630
P.: Wieland, Seuffert und die deutsche Kommission 19, 278
P.: Gutzkow als Klassiker 23, 470
Pax: Panem et circenses 25, 587
Petrenz, Adolf: Indelebilis (Gedicht) . . . 21, 363
Plehn, Dr. Hans: Die britische Reichskonferenz 20, 289; 21, 352
Pniower, Prof. Dr. Otto: Goethes Religion I. 26, 600
P. B.: „Der Ultramontanismus in Theorie und Praxis", von Jos. Lente 17, 184
Reihlen, Prof. Dr.: Eine Sommerreise durch das Baltenland 20, 313
Reuß, Heinr.: „Das Gefängniswesen Bremens", von Dr. O. Grambow 26, 632
Rießer, Geh. Justizrat Prof. Dr.: Richard Koch und die Reichsbank 14, 11
Roeder, Dr. Fritz: „Bürgerkunde", von Dr. Kleefeld 24, 535
Roeder, Max, Chefredakteur: Eine nationale Arbeiterpartei 23, 472
(vgl. 19, 278)
Roscher, Dr. M.: Verkehrspolitik 17, 187
S.: „Impressionismus", von Werner Weisbach 22, 421
Schneider, Dr. Hermann: Annette v. Droste-Hülshoff 14, 30
Schur, Ernst: Kunst und Kaufmann 14, 40
Sontag, Amtsrichter Dr. Ernst: Die Freirechtsbewegung 21, 337
Spectator: s. „Bank und Geld" (Volkswirtschaft)
Spectator: Sozialpolitik . . . . . R. 26, 636
Spiero, Dr. Heinrich: Bücher vom tieferen Leben 18, 225
Stempel, Baron v., Dr.: Präjudizienkultus . 16, 128
Stolberg-Wernigerode, Albrecht Graf zu: Nationale Gewerkschaften, nationale Arbeiterpartei 19, 278
(vgl. 23, 472)
v. Strantz, B.: Das Rote Kreuz, seine Entstehung und völkerrechtliche Entwickelung . 22, 403
Toepfer, G.: Übersetzung von: „Rußlands Lage und Aufgaben im fernen Osten", von L. M. Bolchowitinoff 15, 49
Tschirch, Prof. Dr. Otto: Die Wiederkunft Naundorffs 21, 343
Tychow, Fritz: Die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte 20, 325
V. K.: „Über den hohen Bergen", von Björnson 16, 130
W.: „Reisenovellen aus Rußland und Japan", von Charlot Straßer 15, 85
Wagner, Rud.: Organisation des südafrikanischen Bodenkredits 14, 1
Wagner, Rud.: Kolonialfragen 21, 374
Waentig, C. H. M.: Reformvorschläge für die deutschen Universitäten 19, 246
v. Weilen, Prof. Dr. Alexander: „Meine Hamburgische Dramaturgie", von Alfr. Frhr. v. Berger 14, 39
Wien, Alfred: Gustaf af Geijerstam 16, 114
Windthorst, Margarete: Im Sonnenregen (Gedicht) 19, 263
Winterberg, M.: Das Zentrum in Elsaß-Lothringen 16, 97
Wolters, Dr. Friedrich: Die neue Gartenkunst 16, 106; 17, 158
Worthmann, Dr. med.: Naturerkenntnis und Weltanschauung 14, 4; 15, 61
Worthmann, Dr. med.: „Die Ärztin im Hause", von Dr. Jenny Springer 19, 276
W. v. R.: Heeresfragen 17, 185
Z. Z.: Die Ankaufsgeschäfte der Ansiedlungskommission 17, 160

CALIFORNIA

Organisation des südwestafrikanischen Bodenkredits

Vorschläge

Von Rudolf Wagner-Berlin

Die Organisation des Bodenkredits in Südwestafrika steht augenblicklich wieder im Vordergrunde der Erörterung. In Südwestafrika hat der Geldmangel in letzter Zeit eine bedenkliche Stockung der wirtschaftlichen Entwickelung hervorgerufen, die nur aus dem Grunde nicht auffälliger in die Erscheinung getreten ist, weil die Diamantengewinnung die allgemeine Aufmerksamkeit von dem wirklichen Rückgrat der Kolonie, der Farmwirtschaft, abgelenkt hat. Es würde zu weit führen, wenn wir den augenblicklichen Stillstand dieses künftigen Haupterwerbszweiges der Kolonie zahlenmäßig belegen wollten, die Tatsache des Stillstandes besteht jedenfalls und wird auch amtlich ohne weiteres zugegeben. Außerdem hat sich auch die offizielle Vertretung der Kolonie, der südwestafrikanische Landesrat, veranlaßt gesehen, die Regierung eindringlich auf die Notwendigkeit der Kreditbeschaffung hinzuweisen und positive Vorschläge zu machen. Der Landesrat empfiehlt nämlich, was sehr nahe liegt und auch von uns schon wiederholt angeregt worden ist, mit Hilfe der Einnahmen aus der Diamantengewinnung einen Fonds zu bilden zur Gründung eines öffentlichen Kreditinstituts. Auf die Zweckmäßigkeit und technische Ausgestaltung dieses Vorschlags wird weiter unten näher einzugehen sein.

Zunächst möchten wir dartun, daß die Beschaffung billigen Kredits für die Farmwirtschaft teils eine moralische Pflicht, teils ein Gebot der Klugheit wäre. Unter der Ära Dernburg stand die Kolonialverwaltung zwar auf dem, nüchtern betrachtet, vernünftigen Standpunkt, daß wirtschaftlich Schwache in den Kolonien nichts zu suchen haben. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß in Südwestafrika unter dem Gouvernement Herrn v. Lindequists ebenso wie zu Dern-

burgs Zeiten eine ganze Reihe von Leuten mit Unterstützung der Regierung in der Kolonie angesiedelt worden sind, die außer der staatlichen Subvention kein oder nur geringes Betriebskapital besaßen. Soweit diese Leute nicht inzwischen verkracht sind, sind sie ganz tüchtige Farmer geworden, die teilweise ihr leidliches Auskommen haben, ohne jedoch sich entwickeln zu können, teilweise auch an den Folgen von Fehlschlägen leiden. Diesen Leuten auf die Beine und weiter zu helfen, ist eine moralische Pflicht der Regierung.

Nun gibt es aber auch zahlreiche Farmer draußen, die mit einem an sich ausreichenden Betriebskapital begonnen haben. Sie haben sich gutes Land gekauft, haben solide Baulichkeiten errichtet und ihre Farm sachgemäß „bestockt", d. h. einen nach landläufigen Begriffen ausreichenden Viehbestand geschaffen. An sich haben sie jetzt ganz gut zu leben. Aber das genügt ihrem Streben nicht, sie wollen die Farmwirtschaft auf eine höhere Stufe bringen. Sie wollen ihr Vieh durch Kreuzung mit anderen Rassen veredeln, sie wollen Bewässerungsanlagen errichten oder ihren Grund und Boden durch Dränagearbeiten verbessern, Straußenzucht anfangen und was der wirtschaftlichen Möglichkeiten in Südwest mehr sind. Aber dazu haben sie kein Geld und auch keinen Kredit.

Schon lange zerbricht man sich in kolonialen Kreisen die Köpfe über das Problem der Kreditbeschaffung in den Kolonien, bedauerlicherweise hat sich aber die Kolonialverwaltung an diesen Erwägungen nicht beteiligt, sondern die Lösung der Frage immer wieder privater Initiative zugeschoben. Obwohl Dernburg offenbar den Kern der Sache wohl erkannt und bei seiner Anwesenheit in der Kolonie der Vertretung der Farmer versprochen hatte, für die Gründung eines staatlichen Kreditinstituts Sorge zu tragen, hat er nachher die einschlägigen Bestrebungen wieder auf die falsche Fährte gelenkt, indem er auf die Lösung der Frage im Wege des Personalkredits auf genossenschaftlicher Grundlage hinwies. Als gewiegter Finanzmann muß er sich doch eigentlich darüber klar gewesen sein, daß dies im besten Fall ein Notbehelf für kleine Geldnöte sein kann, allenfalls eine Hilfe für Kleinsiedler. Die extensive Latifundienwirtschaft der großen Farmer braucht zur Verbesserung und rationellen Gestaltung ihrer Wirtschaftsmethoden langfristige Kredite zu billigen Bedingungen, wie sie nur auf dem Wege großzügiger staatlicher Organisation des Bodenkredits zu beschaffen sind. Es handelt sich, wie gesagt, in Südwest nur zum Teil um Leute, die in Not sind, vielmehr auch um solche, die sich mit Hilfe des Kredits entfalten wollen, und es liegt ebensosehr im öffentlichen Interesse, wie in dem der Leute selbst, daß ihnen dies ermöglicht wird. In der Heimat kann sich ein Landwirt, der mit genügendem Kapital eine solide Wirtschaft geschaffen hat, unschwer billigen Hypothekarkredit zum Zweck von Verbesserungen des Betriebs beschaffen, in Südwestafrika gibt es noch gar keine Grundlagen zur Berechnung privaten Bodenkredits. Der Farmer ist also in der gleichen Lage viel schlechter gestellt als sein Berufsgenosse in der Heimat. Und das ist ein auf die Dauer für die Entwickelung der Kolonie unhaltbarer Zustand. Wir sind zweifellos schon heute

auf dem toten Punkt angelangt. Die Kolonialverwaltung wird also nicht umhin können, der Anregung des südwestafrikanischen Landesrats zu folgen. Diese geht dahin, in den nächsten fünf Jahren einen Fonds von $2^1/_2$ Millionen aus den Diamanteneinnahmen zu Kreditzwecken zu sammeln.

Nun wendet die Regierung ein, daß die Einnahmen aus der Diamantengewinnung schon für die Verzinsung der Eisenbahnanleihen auf eine Reihe von Jahren festgelegt seien. Das ist für den Augenblick richtig. Anderseits aber wird von den Diamantenproduzenten schon lange darauf hingewiesen, daß die amtliche Verkaufsstelle, die Diamantenregie, nicht imstande gewesen ist, unseren Diamanten am Markt die ihnen gebührende Stellung zu schaffen. Infolgedessen werden die deutschen Steine unter ihrem wahren Werte und außerdem unter Gewährung eines erheblichen Zwischengewinns an ein ausländisches Händlersyndikat verkauft. Dr. Paul Rohrbach, der bekannte Vorkämpfer für die Interessen unserer Südwestafrikaner, rechnet nun in einem offenen Briefe an Staatssekretär v. Lindequist auf Grund des ihm zur Verfügung stehenden Materials einleuchtend heraus, daß bei einer zeit- und sachgemäßen Reform der Diamantenregie soviel erspart, ja sogar mehr verdient werden könnte, daß der vom Landesrat geforderte Fonds mit Leichtigkeit schon nach drei Jahren zur Verfügung stehen würde.

Aber auch wenn sich diese Hoffnung nicht verwirklichen würde und die Regierung nicht in der Lage wäre, ihre Diamanteneinnahmen so rasch und in solchem Umfange dem Kreditbedürfnis der Farmwirtschaft dienstbar zu machen, so gibt es doch schon jetzt einen verhältnismäßig einfachen Weg zur Lösung der Frage, so einfach, daß man sich wundern muß, wie er den Fachleuten der Kolonialverwaltung verborgen bleiben konnte. Voraussetzung ist natürlich, daß die Regierung ernstlich will und für die Kreditbeschaffung einen Zuschuß aus dem Diamantengewinn in Rechnung stellt.

Natürlich können wir diesen Weg nur in großen Zügen andeuten, die bestimmte zahlenmäßige Erläuterung müssen wir uns vorbehalten.

Was wir im Auge haben, ist die Beschaffung des Grundkapitals durch Ausgabe von vierprozentigen Rentenbriefen, sagen wir im Gesamtbetrag von $2^1/_2$ Millionen Mark unter Reichsgarantie, die leicht unterzubringen wären und als weiteres Anlagepapier für Kolonialfreunde in der Heimat sicher willkommen wären. Dieses Grundkapital müßte die Regierung aus den Diamanteneinnahmen verstärken durch zinsfreie Hingabe von vielleicht $1^1/_2$ Millionen auf zunächst zehn Jahre. Da das Gesamtkapital von 4 Millionen dann nur mit 2,5 Prozent Zinsen belastet wäre, so könnten die Mittel des Instituts, unter Hinzurechnung von maximal 2 Prozent Verwaltungskosten, zu 5 Prozent ausgeliehen, der Rest, etwa $^1/_2$ Prozent, zur Bildung eines Reservefonds verwendet werden. Die ausgeliehenen Kapitalien müßten natürlich samt Zinsen im Grundbuch auf die betreffenden Grundstücke eingetragen werden. Etwaige Ausfälle wären durch periodische

Zuschläge zur Grundsteuer zu decken, auf diesem Wege ließe sich gegebenenfalls auch der Reservefonds verstärken.

Wir erheben keinen Anspruch darauf, hiermit einen in allen Punkten fachmännisch durchdachten Vorschlag zu bringen, aber wir meinen doch, daß damit eine Lösung angedeutet ist, die allen Bedürfnissen gerecht wird. Die Regierung brauchte dann gewissermaßen nichts weiter beizusteuern als die Zinsen von $1^1/_2$ Millionen, also etwa 60 000 Mark jährlich. Eine gesunde Entwickelung der Farmwirtschaft ist zehnmal mehr wert.

Naturerkenntnis und Weltanschauung

Von Dr. med. Worthmann-Schweidnitz

Das Bedürfnis nach einer Weltanschauung, d. h. nach einer Vorstellung von dem Wesen der Welt und der Stellung des Menschen in derselben, ist ein den Menschen aller Zeiten angeborenes. Es geht hervor aus dem ebenfalls allen Menschen gemeinsamen Triebe, sich in der Fülle der umgebenden Dinge und Ereignisse dadurch zurecht zu finden, daß man sie unter dem Gesichtspunkte von Ursache und Wirkung miteinander zu verketten sucht. Diesen Gesichtspunkt in der Gesamtheit der Welt wie in allen Einzelheiten klar herauszuarbeiten, ist zugleich das Ziel alles auf Weltanschauung gerichteten Nachdenkens.

Das Verhältnis von Ursache und Wirkung findet der Mensch zunächst in sich selber, indem er bemerkt, daß seinen Handlungen sein eigener zwecksetzender Wille als Ursache zugrunde liegt, und es ist daher nichts natürlicher, als daß er zunächst den vielfältigen Ereignissen in der Natur und in seinem Leben, soweit er fühlt, daß sie von seinem Willen unabhängig sind, einen anderen Willen als Ursache unterschiebt. Und da es dem Urwaldbewohner, den die Natur von allen Seiten mit den widersprechendsten Geschehnissen bedrängt, nicht zuzumuten ist, darin etwas Einheitliches herauszufinden, so kommt er ebenso naturgemäß zu der Annahme einer größeren Menge verschiedener Willen. Er schreibt so z. B. dem Wind oder dem Meer, ja schließlich jedem Stein und jedem Baum eine eigene, vielfach mit den anderen in Widerstreit geratende Seele zu.

Die Möglichkeit der Weiterentwicklung von diesem primitiven Dämonenglauben aus ergibt sich durch die Beobachtung, daß die Dinge und Ereignisse in der Natur vielfach in einem nachweisbaren Abhängigkeitsverhältnisse stehen; wo die Sonne nicht hinscheint, da gibt es kein Pflanzenleben; wenn der Himmel den segenspendenden Regen versagt, dann müssen die Bäche versiegen. Dadurch kommt man zu einer gewissen Rangordnung der zugehörigen Dämonen von

mächtigeren zu schwächeren, welch letztere den ersten, ja oft sogar der Kraft des Menschen unterliegen. Nur die ersteren können sich in der Vorstellung des Menschen auf die Dauer als Götter erhalten, die letzteren werden durch den Kampf ums Dasein, der also auch bis ins Götterleben seine Wellen schlägt, entweder vernichtet oder in untergeordnete Stellungen gedrängt, wo sie für eine Weltanschauung im Großen nicht mehr in Betracht kommen. Schließlich konzentriert sich fast alle Gewalt auf einen Obergott, den des Himmels bei den Griechen, den der Sonne bei den Ägyptern.

Ich sage fast alle Gewalt; denn zu einer vollkommenen Einheit kann es auf diesem Wege nicht kommen. Zu sehr tritt überall in der Natur wie im Menschenleben der Kampf hervor, als daß man nicht neben dem Hauptgott noch mindestens ein ihm widerstrebendes Prinzip anzunehmen genötigt wäre. Stellt man beide Mächte als gleichberechtigt nebeneinander, dann hat man den Gott des Lichtes und den der Finsternis, den Ormazd und Ariman der alten Eranier, oder auf den Menschen bezogen den guten und den bösen Gott. Erkennt man im Glauben an den endlichen Sieg des Lichtes dem guten Gott die Übermacht zu, dann muß man doch dem entgegengesetzten Prinzip gleichfalls einige Selbständigkeit, zum mindesten die Macht zu einer gewissen Widersetzlichkeit lassen und hat dann Gott und den Teufel, oder in stufenweiser Abänderung Gott und die böse Welt, Gott und die Natur.

Der Dualismus scheint nun das non plus ultra aller Weltanschauung zu sein, und ihm lassen sich auch alle Dinge und Geschehnisse der uns umgebenden Welt zwanglos einordnen. Tatsächlich ist er stillschweigende Voraussetzung aller höheren Religionen. Dennoch aber drängt es uns weiter.

Denn dieser Zweiheit von Gott und Welt oder — abstrakter ausgedrückt — Geist und Materie sieht sich der Mensch als ein Drittes gegenübergestellt. Beides ist in ihm, und doch hat er das Bewußtsein, ja das Bedürfnis, eine Einheit zu bilden. Darum folgt er nur einem inneren Drange, wenn er nun versucht, die Kluft zwischen Geist und Materie zu überbrücken, eine Aufgabe, an der die Philosophie seit zweiundeinhalb Jahrtausenden unermüdlich gearbeitet hat.

Die moderne Naturwissenschaft erhebt den Anspruch, diese Aufgabe gelöst oder doch der Lösung recht nahe gebracht zu haben.

Um nun aber zu dem Punkte zu gelangen, an dem die Reformarbeit der Naturwissenschaft einsetzte, müssen wir noch einmal auf unsere Definition von Weltanschauung zurückgreifen. Bisher hat uns hauptsächlich die eine Hälfte des Begriffes, nämlich die Vorstellung vom Wesen der Welt in ihrer historischen Entwicklung, beschäftigt. Es ist aber anzunehmen, daß auch die zweite Teilvorstellung, nämlich die von der Stellung des Menschen in der Welt, im Laufe der Menschheitsgeschichte wesentliche Abänderungen erfahren hat.

Dem urweltlichen Höhlenbewohner, der das Feuer noch nicht zu benutzen verstand, der keine Waffe kannte als den gelegentlich aufgelesenen Stein, dessen sicherster Schutz in der Verborgenheit bestand, werden wir noch kein Gefühl für

Menschenwürde zuschreiben dürfen. Oft genug mußte er die Überlegenheit der in vieler Beziehung besser ausgestatteten Tiere am eigenen Leibe verspüren, wie sollte da das Bewußtsein, der Herr der Schöpfung zu sein, zur Geltung kommen!

Erst als durch das Zusammenarbeiten vieler der Kulturzustand gehoben wurde und es damit immer klarer ward, welch mächtiges Mittel zur Beherrschung der Natur dem Menschen in seiner Denkkraft zur Verfügung stand und wie sie ihn hoch über die Masse der Geschöpfe hinaushob, da konnte jener Gedanke von der Menschenwürde Wurzel fassen.

Einmal vorhanden, wuchs die Macht dieses Gedankens durch jeden weiteren Fortschritt im Quadrate der Entfernung, bis er schließlich in dem stolzen Worte Ausdruck fand: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.

Damit haben wir das zweite Merkmal der vornaturwissenschaftlichen Weltanschauung: sie ist, wie wir vorhin sahen, eine dualistische, indem sie Gott und Welt, Geist und Materie einander gegenüberstellt, und sie ist zweitens eine anthropozentrische, d. h. sie sieht im Menschen den Zweck, um dessentwillen die ganze Welt da ist.

Auf diesen beiden Grundpfeilern baut sich die Weltanschauung auf, die ziemlich durch das ganze Mittelalter dank der geisterbeherrschenden Macht der Kirche unverändert blieb. In ihren Einzelheiten größtenteils aus biblischen oder, wo diese nicht ausreichten, aristotelischen Gedanken zusammengesetzt, läßt sie sich folgendermaßen kurz skizzieren.

Die Welt, obwohl von Gott aus dem Nichts erschaffen, ist der Macht des Bösen anheimgefallen. Gott hat dies seinem uns unerforschlichen Ratschlusse zufolge geschehen lassen, ist aber trotzdem, vor allem auf das Gebet seiner Gläubigen hin, jederzeit bereit, in den Gang des Geschehens persönlich einzugreifen, nicht nur in großen Dingen, sondern auch in kleinen, wie die vielen Wunder bestätigen, die uns in der Bibel, in den Heiligenlegenden und der Volksüberlieferung berichtet werden. Das Hauptkampfobjekt ist die menschliche Seele, die, zwar auch göttlichen Ursprungs, aber dennoch der Macht des Bösen nicht entzogen ist. Die ganze sinnlich wahrnehmbare Welt stellt lediglich den Schauplatz dar, auf dem sich dieser Kampf abspielt. Die Heimat des Menschen, die Erde, ist der Mittelpunkt und feste Grund der ganzen Welt. Sie stellt eine riesige Scheibe dar, von der man nur nicht weiß, ob sie ein Rechteck oder ein Kreis ist; sie wird von dem Ozean umrauscht. Über ihr wölbt sich das Firmament, an dem die Sterne befestigt sind, und zwischen ihr und diesem ziehen die Planeten, denen Sonne und Mond beigezählt werden, ihre krausen Bahnen, in denen Gottes Hand das Schicksal der Menschen niederschreibt.

Wie man sieht, ist der logische Zusammenhang einzelner Züge dieses Weltbildes kein fester. Er wurde aber ersetzt durch das mehr als tausendjährige Schweigen jeder Kritik, wodurch diese Weltanschauung Zeit hatte, in einer Art von Verfinterungsprozeß zu einem schwer teilbaren Ganzen zu versteinern.

Das wurde anders im Zeitalter des Humanismus. Um 1400 fing man nach dem Vorgange Petrarcas und Boccaccios zuerst in Italien an, sich wieder mit der griechischen Sprache zu beschäftigen, und sah sich, namentlich nachdem griechische Gelehrte, aus Konstantinopel vor den Türken fliehend, die Geistesschätze ihrer Sprache nach Italien gebracht hatten, einer ganzen neuen Literatur gegenüber, die nicht nur an dichterischer Schönheit, sondern auch an wissenschaftlicher Tiefe alles bis dahin Bekannte in den Schatten stellte. Man lernte jetzt nicht nur den Aristoteles und die anderen griechischen Philosophen in der Ursprache kennen, sondern las unter anderen auch die geographischen und astronomischen Werke der Alexandriner Aristarch, Eratosthenes und Hipparch, des Strabo und des Ptolemäus.

Auf diese Weise lernte man neben vielem anderen auch die Ansicht von der Kugelgestalt der Erde kennen. Sie war schon den Pythagoräern um 500 v. Chr. geläufig, und der erwähnte Eratosthenes berechnete schon um 200 v. Chr. in scharfsinniger Weise den Erddurchmesser. Nun wurde der Gedanke bald Allgemeingut vieler Gebildeten und rief in zahlreichen Schriften Spekulationen über die Möglichkeit eines westlichen Weges nach dem ersehnten Wunderlande Indien hervor. Aber es ist etwas Grundverschiedenes, ob man an seinem Schreibtisch die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit solcher Ansicht verficht, oder ob man sein Leben aufs Spiel setzt, um sie zu beweisen. Dies tat Christoph Kolumbus, der so, wie Ladenburg in seiner bekannten Kasseler Rede hervorhob, als erster das Experiment im großen Stil in die Wissenschaft einführte. Hatte die Kirchenlehre recht, dann war sein Schicksal besiegelt; er mußte, an dem Rande der Erdscheibe angelangt, den großen Wasserberg mit seinen Schiffen hinuntersausen, wahrscheinlich direkt in die Hölle. Mindestens aber war eine Rückkehr dann ausgeschlossen. — Die Kirchenlehre hatte aber nicht recht, und so wurde durch diese Tat die erste Bresche gelegt in das vorhin geschilderte Gefüge überkommener Weltansicht. Dreißig Jahre nach der ersten Fahrt des Kolumbus brachte die erste Weltumsegelung durch Magelan resp. Sebastian de Delcano den unumstößlichen Beweis für die Kugelgestalt der Erde.

Nachdem nun der Zweifel wach geworden, blieben einschneidendere Gedankenrevolutionen nicht aus.

Schon 1543 veröffentlichte Nikolaus Kopernikus sein Lebenswerk, das die Erde aus dem Mittelpunkte der Welt verwies in die Rolle eines bescheidenen Trabanten der Sonne. Wenn auch die kopernikanische Lehre, daß die Erde wie die anderen Planeten sich im Kreise um die Sonne drehe und nur der Mond um die Erde, noch nicht ganz frei von Fehlern war, so besiegte sie doch bald das System des Ptolemäus durch ihre Einfachheit, die die beobachteten Planetenbewegungen verständlich machte, ohne die Komplikationen der Exzentrizitäten und Epizykel.

Kopernikus irrte in der Annahme, daß die Planeten Kreisbahnen beschrieben, und dieser Irrtum wurde fast hundert Jahre später durch Kepler berichtigt.

Er erkannte, daß die Bahnen Ellipsen sind und sprach das aus in dem ersten seiner drei noch heute vollgültigen und grundlegenden Gesetze, durch die der Lauf eines jeden Planeten bestimmt wird.

So lüftete sich immer mehr der Schleier, der das mysteriöse Getriebe der Weltenuhr solange verhüllt hatte. Völlig gehoben wurde er in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts durch Isaak Newton, der den Beweis dafür führte, daß dasselbe Gesetz, das den Fall eines Apfels vom Baume regelt, auch der bestimmende Faktor für die Bewegungen der Gestirne ist. Newtons Gravitationsgesetz, wie man es nennt, warf ein so helles Licht in die entferntesten Räume des Weltalls, daß seitdem die Bewegung eines jeden Weltkörpers, soweit er überhaupt der Messung zugänglich ist, auf die Minute und Sekunde berechnet werden kann. Bekannt ist ja die durch Adams und durch Leverrier ausgeführte Errechnung des bis dahin noch unbekannten Planeten Neptun aus Störungen der Uranusbewegung, und wie der neue Planet dann tatsächlich von Galle in Breslau an der vorher bestimmten Stelle gefunden wurde. Seit den letzten fünfzig Jahren bietet die Spektroskopie in der sogenannten Topplerschen Linienverschiebung ein Mittel, um auch noch Bewegungen solcher Gestirne genau zu messen, die das Auge nicht mehr von den Nachbarn unterscheiden kann und die jeder Winkelbestimmung infolge ihrer allzu enormen Entfernung unzugänglich sind.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Wirkung, die das so gewonnene Weltbild auf die Weltanschauung ausüben mußte, so können wir uns die Schwierigkeiten nicht verhehlen, die dieser durch jenes entstanden.

Es war ein im Mittelalter mit besonderer Vorliebe gepflegter Glaube, daß Gottes Hand den Lauf der Gestirne nach seinem Wohlgefallen lenke, ja daß er sie benutze, um den Beherrschern des Weltenmittelpunktes, den erdbewohnenden Menschen, seine Absichten kundzutun. Dieser Glaube war nun stark erschüttert, die weltbeherrschende Rolle der Erde war ausgespielt, und wenn sich früher der Blick andachtsvoll zu den Gestirnen erhob, um Gottes Allmacht zu bewundern, so sah er jetzt dort nur noch eine zwar unbegreiflich große, aber sklavisch einem ehernen Gesetze folgende Maschine, die der Phantasie wenig Spielraum übrig ließ. Und wenn wir Rudolf Otto, dessen hervorragendes Buch über naturalistische und religiöse Weltansicht warm empfohlen werden kann, darin recht geben müssen, daß religiöses Gefühl das Geheimnisvolle und Übernatürliche auch in der Natur nicht ganz entbehren kann, so mag man die Schwierigkeit schätzen, die dem Kirchenglauben dadurch erwuchs, daß nun nicht mehr Gott, sondern die Zahl herrschen sollte im Weltenraum.

Im Laufe der kommenden Jahrhunderte aber wurde das Geheimnis nicht nur aus dem gestirnten Himmel, sondern auch von unserer Erde Schritt für Schritt zurückgedrängt. Was schon in den ältesten Zeiten der griechischen Philosophie, namentlich von Empedokles und den Atomisten, behauptet worden war, nämlich die Ewigkeit der Materie, deren kein Teilchen hinzukommen noch

verloren gehen könne, das wurde durch Lavoisier, den Entdecker des Sauerstoffs, bewiesen, und man gewann das Gesetz von der Konstanz der Materie. Ihm trat als zweites in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts das Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder besser von der Konstanz der Energie zur Seite, und zum großen Teil durch die Kenntnis dieser beiden Gesetze ist der früher ungeahnte Aufschwung der Technik möglich gewesen.

Schauen wir uns heute um, so gibt es kein einziges Gebiet in der anorganischen Natur, das uns völlig dunkel wäre, keine Kraft, die der Mensch sich nicht dienstbar gemacht hätte, seitdem er die Zauberformeln kennt, denen sie gehorchen: das sind ihre Gesetze.

Mußte da nicht der Dualismus seinen Rückzug antreten und anerkennen, daß die Natur nicht durch Gottes Willen, sondern durch starre Gesetze regiert werde? Und konnte er diesen Rückzug nicht um so eher antreten, als ihm ja noch eine ganze große Hälfte der Welt zur Verfügung stand, die des Lebendigen? Wir wissen, daß auch hiervor die mechanische Welterklärung, der Materialismus, nicht halt zu machen brauchte, sondern dem Dualismus in dessen eigenstes Gebiet folgen konnte.

Noch Lavoisier mußte die Schranke anerkennen, die die Chemie der lebendigen Natur von der der unbelebten trennte, die organische von der anorganischen. Aber als es im Jahre 1828 Wöhler zum ersten Male gelungen war, einen organischen Stoff aus anorganischem künstlich herzustellen, war damit die Schranke gefallen, und die letzten achtzig Jahre haben uns gezeigt, daß die früher so geheimnisvolle organische Chemie nichts ist als die Chemie eines einzigen Elementes, des Kohlenstoffes. Und wenn auch noch nicht alle bekannten organischen Stoffe im Laboratorium synthetisch dargestellt werden können, so ist doch die Hoffnung durchaus berechtigt, daß es gelingen wird, nach den großen Erfolgen, die schon erreicht sind. Ich erinnere nur an die Farbstoffe des Krapp und des Waid, den Veilchenduft, den aromatischen Stoff der Vanille, das Chinin, ja auch an einen bis vor kurzem ganz geheimnisvollen Stoff des menschlichen Körpers von ungemeiner Wirkungsfähigkeit, das Adrenalin.

Hand in Hand mit der chemischen ging die physikalische Erforschung der Organismen, und auch hier ergab sich, daß die Gesetze, die in der anorganischen Welt gefunden wurden, in der organischen nichts von ihrer Gültigkeit einbüßten.

War so generell die Verwandtschaft der belebten Natur mit der unbelebten erwiesen, so galt es nun, dem Rätsel des Lebens selber näher zu treten. Es gibt dazu drei Wege. Erstens kann man durch Vergleichung komplizierterer Lebewesen mit immer einfacheren einen Einheitsbegriff für das Leben an sich zu gewinnen trachten: das tut die vergleichende Anatomie und Physiologie. Dann kann man das einzelne Individuum bis zu den ersten Anfängen seines Lebens zurückverfolgen: das tut die Embryologie oder Entwicklungsgeschichte. Und endlich kann man durch Verfolgung der Lebewesen in frühere und früheste Erdepochen hinein den Anfängen des Lebens auf der Erde auf die Spur zu

kommen suchen: das tut die Paläontologie oder Versteinerungskunde. Alle drei Wege sind und werden von unzähligen Forschern mit Eifer verfolgt, und ihr gemeinsames Ergebnis ist das, was man als Deszendenztheorie im weiteren Sinne bezeichnet.

Schon der zuerst begangene der drei Wege, die vergleichende Morphologie, führte dazu, die gesamte Lebewelt als etwas Einheitliches aufzufassen, indem man gewisse gemeinsame Grundprinzipien, z. B. Atmung, Stoffwechsel, Empfindungs- und Bewegungsvorgänge, Fortpflanzung durch alle Organismen oder doch durch lange Reihen hindurch verfolgen konnte. Hatte man das früher als Anzeichen eines gemeinsamen Schöpfungsplanes angesehen, so begann um 1800 herum sich der Begriff einer inneren Verwandtschaft mit den erwähnten Erscheinungen zu verbinden; d. h. man erklärte sich die Übereinstimmungen durch die Annahme, daß die einzelnen Tier- und Pflanzenarten sich auseinander in aufsteigender Reihe entwickelt hätten, also durch das, was wir vorhin als Deszendenzlehre im weiteren Sinne bezeichneten (nebenbei ein Gedanke, den schon der ionische Philosoph Anaximander um 500 v. Chr. ausgesprochen hat).

Um 1830 herum lieferte dann der durch das Mikroskop erbrachte Nachweis, daß alle Organismen aus analogen Grundelementen aufgebaut seien, die gesuchte Lebenseinheit in der Zelle.

Zellen, d. h. winzig kleine belebte Klümpchen von sogenanntem Protoplasma, in deren Innerem ein mit dem Namen Zellkern bezeichnetes Bläschen zu unterscheiden ist, sind die elementarsten Träger des Lebens, die überall gefunden werden und die Bausteine des Lebendigen bilden. Man kann in der Natur alle Übergänge finden, anfangend mit den Hunderttausenden von Arten, die aus einer einzigen Zelle bestehen, weitergehend zu Verbänden von wenigen hundert Zellen, die noch einen mehr freiwilligen und zeitweiligen Charakter tragen, weiter zu einfachsten schlauchförmigen, noch aus fast gleichartigen Zellen bestehenden Organismen, und so in allmählicher Stufenfolge, wobei sich mit der zunehmenden Zahl auch die Ausbildung der einzelnen Elemente nach dem Prinzip der Arbeitsteilung ändert, bis zu den hochorganisierten Wirbeltieren hinauf, den Menschen mit eingeschlossen.

Und hier berührt sich der erste Weg mit dem zweiten, der Entwicklungsgeschichte, die bei dem einzelnen Individuum denselben Weg verfolgen kann, vom einzelligen Dasein als befruchtete Eizelle durch immer differenziertere Zustände bis zur Vollkommenheit des erwachsenen Körpers, der Pflanze, oder, was uns für unseren Stoff näher liegt, des Tieres.

Es ist a priori anzunehmen, daß bei dem gleichen Ausgangs- und Endpunkt der Entwicklung auch die Zwischenstufen, namentlich in den ersten Stadien, Übereinstimmungen zeigen werden. Wie wir sehen werden, wird diese nicht unerwartete Erscheinung, die tatsächlich statthat, von mancher Seite aus unter dem Namen des biogenetischen Grundgesetzes als hervorragende Waffe im Kampfe um die Deszendenz gehandhabt. Die beiden eben angedeuteten Wege

der vergleichenden Morphologie und der Embryologie genügten im wesentlichen zu der Aufstellung derjenigen Hypothese, die wir nach ihrem Begründer als Darwinismus bezeichnen. (Schluß folgt.)

Richard Koch und die Reichsbank

Eine Gedenkrede

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer-Berlin

Am 15. Oktober 1910 ist Richard Eduard Koch im Alter von sechsundsiebzig Jahren nach einem an Mühe, Arbeit und Erfolgen selten reichen Leben dem Vaterlande entrissen worden.

Geboren am 15. September 1834 zu Kottbus, bezog Richard Koch bereits im April 1850, also mit noch nicht siebzehn Jahren, die Universität Berlin. Hier hat er fünf Semester und damit, da er von sechsten Semester seitens des Justizministeriums befreit wurde, seine ganze Studienzeit verbracht, ohne jedoch, wie er selbst noch vor kurzem in der Liebmannschen Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Universität hervorhob, „in ein näheres Verhältnis zu ihr zu gelangen". Es fehlte ihm hier, wie er sagt, an der Poesie, „welche sonst die Universitätszeit und manche schönen Plätze zu verklären pflegt. Berlin war und blieb Lern-Universität. Der Ernst der Arbeit beherrschte alles". Besonderes Vertrauen faßte er zu Rudolf Gneist und zu Homeyer, der seinen Studenten „sonntäglich in seiner Wohnung ein Privatissimum über den Sachsenspiegel zu lesen pflegte".

Nachdem er mit neunzehn Jahren (2. November 1853) Auskultator am Kreisgericht seiner Vaterstadt Kottbus und zwei Jahre später Appellationsgerichtsreferendar geworden war auf Grund einer Prüfungsarbeit, die man zensierte als eine „vorzügliche Arbeit, die selbst einem geübten Praktiker zur Ehre gereichen würde", wurde er mit dreiundzwanzig Jahren (21. Mai 1858) Gerichtsassessor und, „nach einem kurzen Intermezzo bei der Staatsanwaltschaft in Frankfurt a. O.", Hilfsrichter bei den Appellationsgerichten in Ratibor und demnächst in Halberstadt, wo er jeweils gleichzeitig bei dem Straf- und dem Zivilsenat tätig war.

Mit siebenundzwanzig Jahren (27. März 1862) wurde er zum Richter bei dem Stadt- und Kreisgericht in Danzig ernannt, wo er kurz darauf (Januar 1865) auch Mitglied des mit der Regierung verbundenen landwirtschaftlichen Spruchkollegiums geworden ist; dann kam er im Oktober 1865, kurz nach seiner Verheiratung, als Richter zum Stadtgericht nach Berlin.

Auf Grund seiner bereits 1863 begonnenen literarischen Tätigkeit auf den Gebieten des Konkurs-, Zivilprozeß- und Verkehrsrechts, berief man den jungen Stadtgerichtsrat mit dem Beginn des Jahres 1868 zum Schriftführer der „Kommission zur Ausarbeitung einer gemeinsamen Zivilprozeßordnung für die

Staaten des Norddeutschen Bundes", und zwar zugleich mit Dr. Struckmann, dem nachmaligen Kölner Oberlandesgerichtspräsidenten, der aus einer altbewährten Beamten- und Gelehrtenfamilie stammte. Eine Frucht der damaligen gemeinsamen Arbeit beider Männer war der bekannte Struckmann-Kochsche Kommentar zur Zivilprozeßordnung, der 1910 in neunter Auflage erschienen ist.

Die schon mit der Berufung in die Zivilprozeßkommission unterbrochene richterliche Tätigkeit Kochs wurde nach Auflösung dieser Kommission durch ein Ereignis beendet, das für seinen künftigen Lebensgang entscheidend war. In Nancy, wohin er im Kriege von 1870 einen Sanitätszug des Roten Kreuzes geleitet hatte, erhielt er zu seiner Überraschung die Aufforderung, als Hilfsarbeiter in das Bankdirektorium der Preußischen Bank einzutreten, deren Präsident v. Dechend wohl wesentlich durch Kochs Schriften auf ihn aufmerksam geworden war. Ein Jahr später, am 24. März 1871, wurde der Siebenunddreißigjährige zum Mitglied und Justitiar dieser Behörde ernannt, um dann an dem Tage, an dem die Reichsbank ins Leben trat, also am 1. Januar 1876, Mitglied und Justitiar des Reichsbankdirektoriums zu werden, in dem er 1887 die neu geschaffene Stelle eines Vizepräsidenten erhielt. Am 23. Mai 1890 ist er dann Präsident des Reichsbankdirektoriums geworden und hat dieses wichtige und verantwortliche Amt fast achtzehn Jahre, bis zum 31. Dezember 1907, bekleidet.

Die Ziele und die Eigenart seiner Aufgaben und seiner Tätigkeit in dieser Stellung lassen sich kaum verstehen ohne eine kurze Hindeutung auf die Verhältnisse, die im Münz-, Geld- und Notenbankwesen bestanden, als Koch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts seine Studien begann, und auf diejenigen, welche er beim Eintritt in das Bankdirektorium vorfand.

Im Jahre 1850, als Koch die Universität Berlin bezog, bestanden, was noch bis zum Anfang der siebziger Jahre andauerte, nicht weniger als sieben Münzsysteme in den deutschen Staaten, die, mit Ausnahme des in Bremen geltenden, durchweg auf der Silberwährung beruhten; der durch die sieben Münzsysteme entstandene Wirrwarr war um so größer, als kein Staat verpflichtet war, die Münzen eines anderen deutschen Staates zuzulassen. Eine fast noch größere Unordnung herrschte auf dem Gebiete des Papiergeldes. Überall gab es sogenannte „Wilde Scheine", die man außerhalb ihres Gebiets schwer und nur mit Verlust anbringen konnte und die man doch beständig wieder erhielt; lediglich die sechs kleinsten Länder des staatenreichen Deutschlands hatten kein Papiergeld ausgegeben. Dazu kam noch das von Eisenbahngesellschaften und sonstigen Korporationen auf Grund besonderer Privilegien ausgegebene Papiergeld, und seit der Mitte der fünfziger Jahre der gewaltige Betrag ungedeckter Banknoten der Privatnotenbanken, von denen damals allein in Preußen neun bestanden und die in immer größerer Zahl, schon als äußerer Ausdruck der Finanzhoheit der vielen deutschen Souveräne, in den einzelnen deutschen Staaten konzessioniert wurden.

Noch im Jahre 1873, als Koch schon bei der Preußischen Bank war, erfreute sich das Deutsche Reich des Daseins von nicht weniger als einhundertundvierzig Arten papierner Wertzeichen (Banknoten und Papiergeld), die mehr und mehr das Hartgeld aus dem Verkehr gedrängt hatten.

Die Bevölkerung Deutschlands betrug um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur etwa 35 Millionen Köpfe, also ungefähr ebenso viel als die Frankreichs; das Kapitalvermögen wurde um diese Zeit in Preußen nur auf 720 Mark auf den Kopf der Bevölkerung geschätzt, während man ungefähr um dieselbe Zeit auf die englische Bevölkerung bereits etwa den vierfachen Betrag berechnete.

Immerhin waren aber seit 1834 durch die Begründung des Deutschen Zollvereins, der ein einheitliches Wirtschaftsgebiet und eine einheitliche Wirtschaftspolitik ermöglicht hatte, die Vorbedingungen für einen wirtschaftlichen Aufschwung geschaffen, der auch damals bereits in teilweise erheblicher Weise einsetzte, begünstigt durch eine endliche Ansammlung von Kapitalien, die eine in Deutschland ungewohnt lange mehr als dreißigjährige Friedensära (1815 bis 1848) gestattet hatte, und beschleunigt durch einen Bevölkerungszuwachs, der gerade in dieser Epoche noch stärker war als in der Zeit von 1865 bis 1895.

Richard Koch hatte aus seiner früheren Tätigkeit große praktische Erfahrungen auf dem Gebiete des Verkehrs nicht mitbringen können. Als er im Jahre 1871 nach etwa achtjähriger richterlicher Tätigkeit und nicht unerheblicher wissenschaftlicher Betätigung seine zunächst nur juristische, dann aber bald immer mehr finanzpolitische Tätigkeit in der Preußischen und demnächst in der Reichsbank begann, hatte sich bereits die wirtschaftliche Struktur des Staats und Reichs in bekannter Weise wesentlich geändert. Die Bevölkerung war auf über 40 Millionen angewachsen, von denen schon etwa 36 Prozent in den Städten wohnten, und es gab bereits acht Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, von welchen Berlin allein damals 774 000 Einwohner zählte. Unter dem tiefen Eindruck der endlich erreichten Einigung des deutschen Volkes im Deutschen Reiche und unter Mitwirkung eines wirtschaftlichen Danaergeschenks, der allzu rasch und allzu reichlich in den Verkehr gebrachten französischen Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Franken, sowie des gewaltigen jährlichen Bevölkerungszuwachses hatte sofort eine geradezu fieberhafte Entwicklung der deutschen Industrie begonnen. Ihr fiel die nationale Aufgabe zu, zusammen mit der Landwirtschaft dem Bevölkerungszuwachs Nahrung und Beschäftigung zu verschaffen und zugleich den ungeheueren Vorsprung einzuholen, den das Ausland seit langer Zeit auf den wichtigsten Gebieten wirtschaftlicher Betätigung gewonnen hatte. Man versuchte jetzt mit Siebenmeilenstiefeln in wenigen Jahren einzuholen, was man in Jahrhunderten versäumt hatte und was man mangels nationaler und wirtschaftlicher Geschlossenheit und ausreichender Kapitalanlage nicht einmal ernstlich hatte anstreben können.

Das junge Deutsche Reich konnte und durfte den stürmischen Entwicklungsdrang der wirtschaftlichen Kreise nicht niederhalten. Aber es galt, ihn in möglichst

ungefährliche Bahnen zu leiten, das Münz-, Geld- und Notenbankwesen in einheitlicher und sicherer Weise zu ordnen, das gesamte Wirtschaftsleben, insbesondere die Schwankungen der Handels- und Zahlungsbilanz sowie der Kreditansprüche des Verkehrs, von hoher Warte aus ständig zu beobachten und einen starken Regulator der vielen auseinanderstrebenden Kräfte des Wirtschaftslebens zu schaffen. Eine solche Einrichtung sollte in der am 1. Januar 1876 ins Leben getretenen Reichsbank getroffen werden, der im § 12 des Bankgesetzes vom 14. März 1875 die hohe und schwierige Aufgabe gestellt wurde: „den Geldumlauf im gesamten Reichsgebiete zu regeln, die Zahlungsausgleichungen zu erleichtern" und, was in die zweite Linie gestellt wird, „für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen".

In einem Wirtschaftsgebiet mit stürmischen Entwicklungsbedürfnissen, also gewaltigem Kapitalbedarf, aber verhältnismäßig geringem Kapitalvorrat mußte es besonders schwer werden, ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Bedarf und den zu seiner Deckung zur Verfügung stehenden Umlaufsmitteln herzustellen. Ebenso schwierig war es, die Art und den Umfang dieser Umlaufsmittel so dehnbar zu gestalten, daß sie den wechselnden und schwankenden Bedürfnissen jederzeit zu entsprechen vermochten. Die Erfüllung beider Aufgaben wurde nicht nur durch die beständig wechselnden Kreditbedürfnisse des Inlands, sondern auch durch die an der Golddecke zerrenden Anforderungen des Auslands erschwert, die beide mitunter, so im Jahre 1907, in stürmischster Weise gleichzeitig sich meldeten.

Man ging zunächst, unter hervorragender Mitwirkung Kochs, daran, neben einer Ordnung des Verhältnisses der Reichsbank zu den bestehenden, jedoch unter dem Druck der Verhältnisse und der Gesetzgebung in immer größerer Zahl eingehenden Privatnotenbanken, die Grundlage der gesamten Geld- und Kreditorganisation durch Einführung der Goldwährung in immer festerer und sicherer Weise zu gestalten. Aber jeder Schritt auf diesem Gebiete kostete schwere Kämpfe gegenüber den im Besitz der politischen Macht befindlichen Vertretern des Bimetallismus, die etwa zehn Jahre lang im Reichstag die Mehrheit hatten. Im Jahre 1871 ordnete man die Ausprägung von Reichsgoldmünzen an, denen man die Eigenschaft eines gesetzlichen Zahlungsmittels beilegte; man ermächtigte den Reichskanzler zur Einziehung der bisherigen groben Silbermünzen der Bundesstaaten und untersagte auch die weitere Ausprägung der letzteren. Von da ab bis zu dem Gesetz vom 1. Juni 1900, das die allmähliche Einziehung der noch mit gesetzlicher Zahlkraft ausgestattet gewesenen Taler beschleunigte, und bis zu der fast sakramentalen Formel des § 1 des Münzgesetzes vom 1. Juni 1909: „Im Deutschen Reiche gilt die Goldwährung", waren vor und hinter den Kulissen erbitterte Schlachten zu schlagen, die, angesichts der Macht der Gegner, nur ein so zäher, von seiner Überzeugung getragener Mann, wie es Koch gewesen ist, siegreich bestehen konnte. Es ist nicht unmöglich, daß selbst Bismarck unter dem Einfluß dieser Gegner Kochs mitunter, namentlich beim

Übergang vom Freihandel- zum Schutzzollsystem, geneigt sein mochte, jenen Gegnern auch auf dem Gebiete des Bimetallismus Zugeständnisse zu machen. Es mag auch, angesichts der lange bestehenden bimetallistischen Mehrheit im Reichstage, durch die an sich die Stellung Kochs ungemein erschwert und zweifellos oft bedroht war, nicht immer leicht gewesen sein, die späteren Reichskanzler Caprivi und Hohenlohe von der Notwendigkeit unbedingter Festhaltung an der Goldwährung zu überzeugen, mit der das Vertrauen auf jederzeitige vollwertige Einlösung unserer Banknoten und der Kredit der deutschen Valuta auch im Auslande untrennbar zusammenhängt. Was speziell die Banknoten betrifft, so ist die Reichsbank nach § 18 des Bankgesetzes verpflichtet, ihre Noten dem Inhaber gegen deutsche Goldmünzen einzulösen, und zwar bei der Berliner Zentrale sofort bei Vorzeigung, bei den Zweiganstalten, soweit es deren Barbestände und Geldbedürfnisse gestatten; sie muß also einen angemessenen Goldvorrat bereit halteu, um derartigen Einlösungsforderungen jederzeit nachkommen zu können.

Nachdem so wichtige und große Staatsgebiete, wie Österreich, Rußland, Italien, Argentinien und die Vereinigten Staaten, zur Goldwährung übergegangen waren, haben die Gegner den Kampf als vorläufig aussichtslos so ziemlich eingestellt. In der Frage der Goldwährung gab es für Koch ebensowenig ein Nachgeben, wie in der damit zusammenhängenden Frage der Verstaatlichung, die aus taktischen und politischen Gründen von den gleichen Gegnern in immer erneutem Ansturm gefordert wurde.

Aber auch der Präsident der Reichsbank kann Geld nicht aus der Erde stampfen. Koch war sich darüber klar, daß gerade infolge der seit 1870 durch die Gesetzgebung geförderten Gewöhnung der früher mit Papiergeld übersättigten deutschen Wirtschaftskreise an den Hartgeldverkehr das Gold im deutschen Verkehr weit über die — stets notwendigen — Goldreserven hinaus festgehalten wurde. Jedes Goldstück aber, das unnötigerweise festgehalten wird, geht naturgemäß dem Kreditverkehr verloren, den die Reichsbank mit geringen Goldvorräten und mit Banknoten allein auf die Dauer nicht bewältigen kann.

Hier setzte nun Kochs reformatorische Tätigkeit besonders ein; es galt in erster Linie, Einrichtungen zu schaffen, die in möglichst weitem Umfange den Gebrauch baren Geldes ersparen, um auf diese Weise nicht nur den Zahlungsausgleich zu erleichtern, sondern auch dem Kreditverkehr weitere Unterlagen zu verschaffen. Zu diesem Zweck gestaltete er zunächst, was sein eigenstes Verdienst ist, den schon im Statut der Preußischen Bank erwähnt gewesenen Giroverkehr, der dort nur ein toter Buchstabe geblieben war, zu einer lebensfähigen Einrichtung. Diese sollte den Kunden der Reichsbank die Möglichkeit gewähren, ihre gegenseitigen Forderungen und Schulden, ohne Gebrauch baren Geldes, auf dem Wege kostenfreier Ab- und Zuschreibungen in den Büchern der Reichsbank zu erledigen, und zwar bei jeder der Zweigstellen der Reichsbank, die unter seinem Präsidium ungemein vermehrt wurden. In solcher Weise ist für diese unentgeltlichen Fernübertragungen ganz Deutschland ein einheitlicher Giroplatz geworden. Auf der

anderen Seite wurde auf diesem Wege auch für die Reichsbank selbst der große Vorteil erzielt, daß die durch die Einzahlungen der Girokunden oder Dritter für deren Rechnung ihr zufließenden Gelder als Notendeckung im Sinne des Bankgesetzes galten, so daß jede Erweiterung des Giroverkehrs zugleich eine Vermehrung des Banknotenumlaufs, also wiederum eine stärkere Unterstützung des Kreditverkehrs ermöglichte.

Gleichzeitig kämpfte Koch sowohl im Wege organischer Reichsbankeinrichtungen als literarisch für eine Einbürgerung des in Deutschland, im Gegensatz zu England, noch sehr im argen liegenden Scheckverkehrs und für ein den Verkehrsbedürfnissen entsprechendes populäres Scheckgesetz. Dabei war er durchdrungen von dem zweifellos richtigen Gedanken, daß der Scheck, der sowohl den Bargeldgebrauch als bis zu einem gewissen Grade auch den Banknotenumlauf beschränken soll, nur dann seinen Zweck wirklich erfüllt, wenn seine Einlösung nicht in bar, sondern durch Abrechnung erfolgt.

Um nun die Erledigung des Scheckverkehrs in immer größerem Umfange statt durch Bareinlösung im Wege der Verrechnung zu ermöglichen und dadurch gleichzeitig wieder den Scheckverkehr selbst zu heben, wurde unter energischer Mitarbeit Kochs im Jahre 1883 eine größere Anzahl von Abrechnungsstellen nach dem Muster der Clearing houses in London und New York sowohl in Berlin wie an sonstigen großen deutschen Plätzen geschaffen. Die Mitglieder dieser Abrechnungsstellen verpflichteten sich, unter Beteiligung und Leitung der Reichsbank die von ihnen und gegen sie zu erhebenden Forderungen aus Wechseln, Schecks und Anweisungen nicht durch Bargeld, sondern im Wege der Abrechnung zu tilgen. Etwa dabei verbleibende Restbeträge zugunsten oder zu Lasten eines Teilnehmers werden durch Gutschrift oder Belastung auf dem Reichsbankgirokonto des Teilnehmers ausgeglichen, so daß jede Barzahlung ausgeschlossen ist. Auch hier wieder suchte Koch gleichzeitig durch literarische Arbeiten die Einführung und die Popularisierung der neuen Einrichtung zu fördern, so insbesondere durch die Abhandlung: „Abrechnungsstellen in Deutschland und deren Vorgänger" (1883).

Ferner suchte man im Jahre 1906, während bis dahin Banknoten nur in Beträgen von nicht unter 100 Mark ausgegeben werden durften, durch Schaffung kleiner Banknoten von 50 und 20 Mark der namentlich bei kleinen Gehalts- und Lohnzahlungen im Verkehr hartnäckig festgehaltenen Gewohnheit der Goldzahlung entgegenzuwirken. Ganz gegen alle Vorhersagungen hat man auch in der Tat diesen Zweck in einem großen Umfange erreicht, da schon in sehr kurzer Zeit der Verkehr nicht weniger als rund 300 Millionen Mark von diesen kleineren Banknoten aufnahm und festhielt.

Endlich hat man in letzter Zeit auf Kochs eigenste Anregung hin eine Hypothekenausgleichungsstelle bei der Reichsbank, zunächst in Berlin, geschaffen, um die gewaltigen Beträge an Hypothekengeldern und -zinsen, die meist gerade an den infolge der Miets-, Gehalts-, Prämien- usw. Zahlungen ohnehin schlimmsten

Terminen fällig sind, im Wege der Verrechnung, also unter möglichster Vermeidung von Barzahlungen, zu erledigen.

Ungeachtet aller dieser Bemühungen waren es namentlich die Jahre 1906 und 1907, in denen neben gewaltig angewachsenen Kreditanforderungen von Handel und Industrie gleichzeitig ein starker Ansturm des Auslands, namentlich Amerikas, auf den Goldschatz der Reichsbank erfolgte, was die Reichsbankverwaltung zu besonders energischen Schutzmaßregeln veranlaßte. Der durchschnittliche Diskontsatz der Reichsbank, also der Zinsfuß, zu dem sie den von ihr verlangten kurzfristigen Kredit (in erster Linie durch Diskontierung kurzfristiger Wechsel) gewährt, und der in den Jahren 1876 bis 1895 nur 3,88 Prozent betragen hatte, stieg im Jahre 1906 auf 5,15 Prozent, im Jahre 1907 auf 6,03 Prozent; das führte dann auch naturgemäß eine entsprechende Erhöhung des Zinssatzes im gesamten Verkehr herbei.

Hieraus und aus der starken Verschlechterung des Reichsbankstatus, die sich namentlich an den sogenannten „schweren Terminen" beobachten ließ, wurde vielfach gefolgert, die Reichsbank sei den Kreditbedürfnissen der Verkehrskreise, namentlich der Banken, zu sehr entgegengekommen; sie habe es überdies nicht verstanden, durch andere Mittel, als durch Hinaufsetzen des Diskonts, diese Kreditansprüche und die Goldentziehungen durch das Ausland rechtzeitig zurückzudämmen. Zu diesen anderen Mitteln seien namentlich zu rechnen: die Erhöhung des Grundkapitals der Reichsbank, die Erhöhung des steuerfreien Notenkontingents, also des Banknotenbetrages, den die Reichsbank, ohne in eine Steuer zu geraten, ausgeben darf, ferner die Verstärkung der Goldeinkäufe, die Einführung der Goldprämienpolitik, welche sich in Frankreich bewährt habe, und schließlich eine erhebliche Verstärkung der Ankäufe von ausländischen Golddevisen, durch deren rechtzeitigen Verkauf man einen Druck auf die Wechselkurse ausüben, also mindestens die Ausfuhr von Gold verhüten könne. Statt dessen habe die Reichsbankverwaltung, die den Kreditansprüchen der Handels-, Bank- und Industriekreise viel zu sehr entgegengekommen sei, lediglich den Diskont ohne Not erheblich hinaufgesetzt und ihn, was noch viel bedenklicher sei, ohne zwingende Notwendigkeit in dieser Höhe bestehen lassen, was die Interessen weitester Kreise, insbesondere auch die des Gewerbes, des Handwerks und der Landwirtschaft, schwer geschädigt habe. Man verlangte und erreichte die Einsetzung einer Bankenquetekommission, die zur Untersuchung dieser Fragen am 1. Mai 1908 zusammentrat.

Es ist hier nicht der Ort, des näheren auf die interessanten und überaus gründlichen Verhandlungen dieser Kommission einzugehen, aber es darf gesagt werden, daß sie in ihrer weit überwiegenden Mehrheit zu folgenden Ansichten gelangt ist:

Die der Reichsbank empfohlene Goldprämienpolitik, also der Grundsatz, zur Erhaltung des Bankschatzes Gold nur gegen eine besondere Prämie herzugeben, ist für Deutschland an sich mit Rücksicht auf den namentlich für unseren ausländischen Handel unentbehrlichen Schutz unserer Valuta im Auslande und

auf die Sicherheit unserer Banknoten nicht angebracht; sie ist auch von Frankreich selbst, ungeachtet seiner von den deutschen völlig abweichenden wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse, so gut wie aufgegeben.

Den erhöhten Kreditanforderungen des Verkehrs an den „schweren Terminen" konnte sich, nach Ansicht der Mehrheit der Kommission, die Reichsbank um so weniger entziehen, als es sich gerade hier meist um völlig legitime, unseren Verkehrssitten entsprechende und unaufschiebbare Forderungen handelt, die noch dazu fast durchweg auf dem Wege des von der Reichsbank unbedingt zu pflegenden kurzfristigen Wechsel- und Lombardkredits befriedigt werden müssen.

Das Betriebskapital einer Notenbank liegt in erster Linie in ihrem Notenkapital; eine Erhöhung des Grundkapitals ist daher in gewöhnlichen und in günstigen Zeiten nicht erforderlich, in besonders ungünstigen, wo ein großes Kapital schwer verzinst werden kann, unter Umständen sogar beschwerlich. Die Mehrheit der Kommission glaubte daher höchstens eine weitere und allmähliche Verstärkung der Reserven vorschlagen zu dürfen, die dann auch im Gesetz vom 1. Juni 1909 angeordnet worden ist.

Dagegen wurde allseitig eine kräftige Förderung der Devisenpolitik, wie sie schon vor dem Zusammentritt der Kommission seitens des neuen Reichsbankpräsidenten eingeleitet worden war — der Devisenbestand war von $44^1/_2$ Millionen Mark im Jahre 1907 auf fast 80 Millionen Mark 1908 gestiegen —, für dringend wünschenswert erachtet.

Das Anziehen der sogenannten Diskontschraube erachtete die weit überwiegende Mehrheit der Kommission als das behufs Eindämmung übermäßiger Kreditansprüche und Goldentziehungen sowie zur Verhütung außerordentlicher Goldexporte mindestens in der Regel wirksamste Mittel, dessen schwere Schattenseiten deshalb in Kauf genommen werden müßten. Dabei wurde die Möglichkeit zugegeben, daß, wie es im Jahre 1907 tatsächlich vorgekommen ist, das Ausland unter Umständen, wenn es gezwungen sei, Gold an sich zu ziehen, davon auch durch einen noch so hohen Diskont sich nicht werde abschrecken lassen.

Die Frage der Verstaatlichung der Reichsbank war aus den Erörterungen ausgeschaltet worden, nachdem der Reichskanzler zu Beginn der Verhandlungen hatte erklären lassen, daß grundsätzlich Änderungen in der Organisation der Reichsbank nicht in Frage kommen könnten. Koch selbst hat sich im Interesse der Unabhängigkeit der Gebarung der Reichsbank von der Regierung und den jeweils herrschenden Parteien in der Deutschen Revue vom April 1908 über diesen Gedanken mit ernsten Worten dahin geäußert: „Die Reichsbank ist die letzte Geldquelle des Landes. Ihr System zu ändern würden wir durch kolossale Verluste bezahlen, und schließlich würde man doch zu der alten Methode zurückkehren müssen. Möge der gute Stern Deutschlands uns vor einem solchen Schicksal bewahren!"

Seitens der Gegner wurde im Verlaufe der Verhandlungen der Enquetekommission — im Gegensatz zu früher lange festgehaltenen Behauptungen —

anerkannt, daß die Landwirtschaft infolge der Länge des landwirtschaftlichen Produktionsprozesses naturgemäß mehr auf langfristigen Kredit angewiesen sei, daß aber die Reichsbank mit Rücksicht auf ihre Pflicht, ihre täglich fälligen oder kurzfristigen Verpflichtungen durch entsprechend fällige Anlagen zu decken, jenen Kredit in der Regel weder auf dem Wege der Diskontierung langfristiger Wechsel, noch in einer sonstigen Form gewähren könne. Überdies hatte im Jahre 1896 der erste Präsident der Preußischen Zentral-Genossenschaftskasse, Freiherr v. Huene, auf dem Allgemeinen Landwirtschaftlichen Vereinstage zu Stettin anerkannt, daß die Reichsbank für den Personalkredit der Landwirte alles ihrem Wesen nach mögliche tue.

Als Ergebnis der Verhandlungen der Bankenquetekommission kann festgestellt werden, daß die weit überwiegende Mehrheit dieser Kommission die Überzeugung erlangt hat, daß die der Reichsbank anvertraute Regelung des Geldumlaufs und des Zahlungs- und Kreditverkehrs sowie die Aufrechterhaltung unserer Goldwährung von Anfang an in guten und sicheren Händen gewesen sei und daß ohne die vorgekommenen Diskonterhöhungen aller Voraussicht nach, infolge der überaus starken industriellen Anforderungen und des stürmischen Goldverlangens des Auslands, eine noch viel stärkere Verschlechterung des Status und, teilweise wenigstens, ein noch weit erheblicherer Goldabfluß eingetreten sein würde. Man war deshalb der Ansicht, daß der Reichsbankverwaltung besonderer Dank dafür gebühre, daß sie durch ihre Diskontpolitik und gleichzeitig durch ein weites Entgegenkommen in den schweren Krisen der Jahre 1901 und 1907 in erster Linie dazu beigetragen hatte, den Geldmarkt und die Gesamtwirtschaft Deutschlands vor weiteren Zusammenbrüchen und vor Erschütterungen schwerster Art zu bewahren. In dieser Beziehung sei daran erinnert, daß die Reichsbank während der Krisis von 1901 in einer einzigen Woche, nämlich der schweren Juniwoche, rund 400 Millionen Mark dem Markte im Wege der Kreditgewährung zur Verfügung gestellt hat, um ein Weitergreifen der durch die Dresdener und Leipziger Zusammenbrüche entstandenen bedrohlichen Krisis zu verhindern.]

Am 31. Dezember 1907, kurz vor dem Zusammentritt der Bankenquetekommission, deren Gesamtergebnis ohne Zweifel ein entschiedenes Vertrauensvotum für die Verwaltung der Reichsbank darstellt, war Richard Koch aus dem Amte ausgeschieden, das er fast achtzehn Jahre mit so viel Würde, Gewissenhaftigkeit und Erfolg bekleidet hatte. Bei diesem Anlaß und schon einige Jahre zuvor, als er am 2. November 1903 den fünfzigsten Jahrestag seines Eintritts in den Staatsdienst feierte, kam die Anerkennung und Dankbarkeit weitester Kreise in fast elementarer Weise zum Ausdruck für den Mann, der mit der logischen Schärfe des Juristen die angeborene praktische Begabung des Finanzpolitikers und die organisatorische Befähigung des Verwaltungsbeamten in glücklichster Weise vereinigte.

An äußeren Ehren hat es ihm an diesen Tagen und auch sonst nicht gefehlt. Nachdem er schon im Jahre 1886 von der Universität Heidelberg bei ihrem

Jubiläum zum Ehrendoktor der Rechte ernannt worden war, ließ ihm die Universität Straßburg an jenem 2. November 1903 das Diplom als Doktor der Staatswissenschaften überreichen, die Universität München später (1903) das eines Doktors der philosophischen Fakultät; auch zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt Kottbus war er ernannt worden. Schon 1891 wurde er Kronsyndikus und Mitglied des Herrenhauses, in welchem er selten eine Gelegenheit versäumt hat, für seine Überzeugung offen und rückhaltslos einzutreten. Im Jahre 1895 war er zu den Staatsratsverhandlungen behufs Prüfung der Vorschläge zur Beseitigung oder Milderung des Notstandes der Landwirtschaft zugezogen worden, wo er wohl zu den energischsten Gegnern des damaligen Antrages Kanitz gehört haben dürfte. Vom 16. bis 23. Juli 1903 führte er den Vorsitz in der von Mexiko und den Vereinigten Staaten von Amerika angeregten internationalen Währungskonferenz mit großer Ruhe und unparteiischer Sachlichkeit.

Kochs Vielseitigkeit war erstaunlich; es ist kaum ein Gesetz auf dem Verkehrsgebiet in den letzten Jahrzehnten beraten worden, bei dem er nicht maßgebend mitgewirkt hätte, so bei den Beratungen über den leider in wesentlichen Teilen noch heute nicht zum Gesetz gewordenen Entwurf eines Warrantgesetzes, über dessen Bedürfnis und Inhalt er sich auch literarisch geäußert hat, ferner bei der gesamten Bank- und Münzgesetzgebung der letzten Jahrzehnte, die er in einer im Jahre 1910 in sechster Auflage erschienenen Ausgabe in meisterhaft knapper Sprache kommentiert hat. Er war der Verfasser des ersten Scheckgesetzentwurfs, der 1882 dem Reichstage zuging, aber nicht erledigt wurde, und hat wesentliches Verdienst an der Einbringung und an der Gestalt des heutigen Scheckgesetzes. Er war der unermüdliche, maßgebende, aber stets maßvolle Leiter der Börsenenquetekommission (6. April 1892 bis 11. November 1893), während er weder durchweg mit der gesetzgeberischen Verwertung ihrer Beschlüsse, noch weniger aber mit der späteren extensiven Auslegung des Begriffs der Börsentermingeschäfte durch die Judikatur einverstanden gewesen ist, was er mir mündlich und schriftlich erklärt hat.

Fast auf allen Gebieten der Volkswirtschaft und Staatswissenschaft, des privaten und öffentlichen Rechts literarisch tätig, ist Richard Koch doch immer, und zwar sowohl in seiner wissenschaftlichen wie in seiner praktischen Tätigkeit, in erster Linie Jurist geblieben, ohne aber jemals Begriffs- oder Formaljurist zu werden. War er auch vielleicht nicht „Gegenwartsjurist" in dem nicht durchweg klaren modernen Sinne dieses Wortes, so war er mehr: Er war ein feiner Kenner des Rechts und ein unbestechlicher Feind jeder Rechtsverletzung, ein weitblickender Pionier des werdenden Rechts, bemüht, durch eine Vertiefung und praktische Ausgestaltung der Rechtsgedanken und der wirtschaftlichen Richtungen der Gegenwart einer verheißungsvollen Zukunft die Wege zu ebnen. Ein solcher Mann hätte das ihm angebotene Amt eines Justizministers mit ganz besonderer Auszeichnung bekleidet, aber leider ist es dazu nicht gekommen.

In der lateinischen Begründung des Ehrendoktordiploms der Universität Heidelberg findet sich eine Stelle, die sein Wesen und seine Tätigkeit in besonders treffender Weise kennzeichnet: „Semperque doctrinam cum usu feliciter conjunxit“ (Er hat es immer aufs glücklichste verstanden, die Theorie mit der Praxis zu verbinden). In der Tat: als ein Meister der Theorie, hat er ohne jemals eigentlicher Forscher zu sein, stets dahin gestrebt, daß sich die Theorie nicht allzu weit von den praktischen Bedürfnissen und von dem praktisch Erreichbaren entferne, und, mitten in der Praxis stehend, hat er diese vertieft und gehoben durch Untersuchung und Aufdeckung ihrer theoretischen Grundlagen, ohne deren genaueste Kenntnis der Praktiker niemals belehrend oder reformierend auftreten sollte. Der über die Theorie sich erhaben dünkende Praktiker ist eine ebenso unerquickliche Erscheinung wie der einseitige Theoretiker, der in ungetrübtem Doktrinarismus die Bedürfnisse und harten Notwendigkeiten des praktischen Lebens nicht kennt und deshalb unterschätzt. Koch lehrte, schrieb und forderte nichts, was er nicht vorher in bezug auf seine praktische Durchführbarkeit genau geprüft, und er setzte nichts in die Praxis um, was er nicht zuvor auf Grund seines großen Wissens bis in alle Einzelheiten theoretisch durchdacht hatte. Darin besteht denn auch das Geheimnis seiner Erfolge sowohl in der Theorie als in der Verwertung seiner Reformgedanken im Betriebe der Reichsbank, deren für die praktische Handhabung bestimmten Formulare er in richtiger Würdigung ihrer Bedeutung fast durchweg selbst entworfen und dann in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlicht hat.

Aber nicht allein das, was er leistet, macht den Menschen, sondern auch, und zwar in erster Linie, das, was er ist.

Richard Koch ist schlicht und bescheiden geblieben trotz aller Ehrungen, die ihm zuteil geworden, trotz aller Erfolge, die er völlig aus eigener Kraft errungen hatte. Wohlwollend, gütig und freundlich war er gegenüber den Mitarbeitern und den Untergebenen, gegenüber allen, bei denen er Streben und Ernst voraussetzte, stets bemüht, den Strebenden, den er vom Streber mit fast unfehlbarer Sicherheit zu unterscheiden wußte, mit Rat und Tat zu unterstützen.

Nichts Menschliches war ihm fremd, nicht die Kunst, nicht die Musik, die er selbst von Jugend auf pflegte, nicht die Literatur, die er in weiten Gebieten beherrschte, auch nicht der Menschen Freude und der Menschen Leid. Er liebte die Geselligkeit, hatte von früher Jugend an häufig bei Trios als Klavierspieler und bei Dilettantenaufführungen öfters als Regisseur oder Verfasser von Prologen gern mitgewirkt.

Als Richter, als Verwaltungsbeamter, als Praktiker, Schriftsteller und Regierungsvertreter hatte er Leben und Menschen von den verschiedensten Seiten, in den Höhen und in den Niederungen, kennen gelernt, war viel und schroff und ungerecht angefeindet worden; aber er, der seinen Goethe kannte wie seine Bibel, hatte doch auch unsympathischen und gehässigen Menschen gegenüber die

Dichterworte stets in Erinnerung: „Das ist als das Höchste zu achten, die Menschen kennen und sie nicht verachten."

Vornehm in seinem Denken und Handeln, in Wort und Schrift, unparteiisch und sachlich in seinem Urteile, wie er es als Richter gewöhnt war, unabhängig in seinem Wirken sowohl nach oben als, was häufig schwerer ist, nach unten, war er in seiner unbegrenzten Gewissenhaftigkeit, Überzeugungstreue und Liebe zur Wahrheit nicht nur ein geborener Richter, sondern zugleich auch ein geborener Anwalt des Rechts. Die größere oder geringere Heftigkeit, mit der ein Mensch gegen das reagiert, was er als Unrecht oder als Rechtsverletzung empfindet, scheint mir vor allem bezeichnend für seinen Charakter und bestimmend für seine innere Entwickelung und seinen äußeren Lebensgang. Koch war ein begeisterter Apostel des Rechts und der Wahrheit. Was er einmal als recht und wahr erkannte, das vertrat er, unbekümmert um die Folgen, mit Zähigkeit — wo es anging, versöhnlich in der Form, aber immer scharf und unbeugsam in der Sache. Kompromisse vermochte er hier nicht zu schließen. Er mag denn auch wohl gerade deshalb im Parlament so heftige Gegner gefunden haben, denen er meist ohne jede taktische oder diplomatische Zurückhaltung oder Verhüllung seine ungeschminkte Meinung zum Ausdruck brachte. Er ist eben nie ein eigentlicher Politiker gewesen, wie er, schon infolge seines nicht weittragenden Organs, aber auch aus sonstigen Gründen, kein eigentlicher Redner gewesen ist. Aber da ihm die köstliche Gabe feiner Ironie und nicht verletzender Satire in hohem Grade eigen war, zwang seine Rede und die Überzeugungskraft, die sie beseelte, den Hörer fast immer in seinen Bann.

Im Amte, in der Arbeit, im Schaffen stellte er an niemanden größere Anforderungen als an sich selbst; seine Arbeitslust und Arbeitskraft war fast unerreichbar und schien unerschöpflich, ihr kamen nur sein starkes Verantwortlichkeitsgefühl und seine Gewissenhaftigkeit auch in kleinen und kleinsten Dingen gleich.

In dem hohen Amte, zu dem er gelangt war, kam ihm seine große Sach- und Fachkenntnis, seine juristische Durchbildung, die ihn mit fast unfehlbarer Sicherheit stets das Wesentliche von dem Unwesentlichen rasch unterscheiden ließ, seine Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, sein praktischer Blick und sein fester und lauterer Charakter, kurz eine Summe von Eigenschaften zustatten, die sich selten bei einem Menschen vereint finden. An jeder Stelle aber hat er die Eigenschaften betätigt, die vor allem führenden Männern, auf welchen Platz sie auch das Leben gestellt hat, eigen sein sollten: seine heißeste Liebe galt dem Vaterlande, und sein höchstes Gesetz war das Gemeinwohl. Dauerndes aber und Vorbildliches konnte er in hervorragender Stellung deshalb schaffen, weil er nicht lediglich klug und erfahren, sondern zugleich ein Charakter war und eine harmonische Persönlichkeit.

In der schweren Übergangszeit, in der wir leben, die bis zum Rande angefüllt ist mit neuen Aufgaben und neuen Problemen, mit auf und ab

wogenden, oft noch unklaren und unreifen Entwickelungstendenzen und Interessenkonflikten, hatte unser Vaterland das Glück, in Richard Koch einen zuverlässigen wirtschaftlichen Berater zu besitzen, einen finanziellen Generalstabschef von maßvoller Ruhe, weitem Blick und mutiger Entschließung.

Er war ein Mensch im besten Sinne des Wortes, da er ein Kämpfer war, wie er bis zum letzten Atemzuge ein Kämpfer gewesen, weil er stets Mensch geblieben ist, treu seinen Zielen, treu dem Vaterlande und treu sich selbst und seiner Überzeugung.

Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Lux

(Fortsetzung.)

Perpignan überflutete von Menschen. Eine letzte Aufforderung wurde an die Regierung gerichtet, mit der Drohung, daß binnen einer kurzen Frist nicht nur die angekündigte Amtsniederlegung, sondern seitens des Volkes die Verweigerung von Steuerleistungen erfolgen werde.

„Keine Reden mehr, sondern Taten!“ donnerte Vater Marcellin in die Menge und weckte ein betäubendes Echo aus fünfmalhunderttausend Schlünden.

Der Wahnsinn brach plötzlich aus. Man fiel einander in die Arme, weinte und lachte, wildfremde Menschen duzten sich, nannten sich Brüder, drehten sich wie toll immer um die eigene Achse.

Keine Reden mehr, sondern Taten! Brüder, Schwestern, Freunde, Mitbürger, Taten! Ja, aber was, wie, wo und wann? Einerlei, Taten! Die Hauptsache ist, daß jetzt die Taten beginnen!

Marcellin, selbst berauscht von der Wirkung seiner Worte, ließ die Menge schwören. Ein ehrfürchtiges Grausen ergriff die Seelen, als sich ein Wald von Schwurhänden erhob und das schwärzliche, von Menschen bedeckte Land wie ein einziger ungeheurer Mund dieselben Worte sagte: Wir schwören dir, Marcellin, und sind bereit, dir in allen Stücken zu folgen, was du immer auch zu beschließen für gut und recht hältst, denn unser ganzes, unerschütterliches Vertrauen ist bei dir!

Da war eine ungeheure, schwarze Hand aus der Erde gewachsen, eine Hand, so groß wie fünfmalhunderttausend Menschenhände, und hatte die Schwurfinger über die Hügel, wo noch der junge Wein in der Wiege schlief, zum Himmel erhoben, und der Himmel war rot wie ein riesiger Mund, und dieser Mund hatte die Lippen aufgetan, Lippen, die größer waren als zweimal fünfhunderttausend Menschenlippen, und der Schwur wurde gesprochen, der fester war als fünfmalhunderttausend Menschenschwüre. So ward Marcellin erwählt, zum Führer, zum Diktator, zum König der Winzer.

Ein Augenblick der Verklärung, er sah die Dinge entrückt, eine Vision. Ein Rausch kam über ihn, ein Rausch des Machtgefühls, wie er nur aus den Kellern Gottes emporsteigen konnte.

Mitbürger, Freunde, Brüder, Taten! Es mußte etwas geschehen, das Volk verlangte Taten. Aber Marcellin war mit seiner Weisheit vorläufig zu Ende.

„Fragt den Präfekten, vielleicht weiß er, was die Regierung denkt!“ Marcellin war froh, einen Strohmann vorschieben zu können.

Der anwesende Präfekt des Departements, das einzige offizielle Organ der Regierung, wurde trotz seines Sträubens auf die Tribüne gezerrt. Er hatte nichts zu sagen, denn er hatte von seiner vorgesetzten Behörde keinen Auftrag erhalten und wußte nicht, was die Regierung denkt. Immerhin war er sich seiner Aufgabe bewußt, als Regierungsvertreter das Ansehen zu wahren, mit wohlgemeintem Rat aufzuwarten und die Bevölkerung bis auf weiteres zu beruhigen. Wenn sich der Weinbau in Anbetracht der eigenartigen Verhältnisse nicht mehr verlohne, so wäre es nach seiner Meinung das Beste und der einzige Rat, den er vorläufig geben könnte, man schlage den Weinstock um und pflanze Mandelbäume und Kartoffeln!

Die ungeheure Schwurhand, die sich aus der Erde erhoben, ballte sich zur Faust, der rote Mund des Himmels wollte erbleichen, die Lippen bebten, als hätten sie von dem Wein des Zornes Gottes getrunken. Wollte sich nicht der Himmel auftun und das weiße Pferd erscheinen, auf dem er saß, der Treue und Wahrhaftigkeit hieß und für die Gerechtigkeit streiten sollte, angetan mit einem Kleid, das mit Blut besprengt war, auf dem Haupte viele Kronen und mit Augen gleich Feuerflammen; wollte er nicht mit dem Finger jene verruchte Lästerzunge berühren, daß sie wie eine Kröte aus dem Munde springe, in einem stinkenden Sumpfe zu verfaulen? Durfte es ungesühnt bleiben, daß sich da eine Stimme erhob, die verlangte, man soll die Hand Gottes zum Verdorren bringen, das Blut der Erde zum Versickern und Verrinnen, das Paradies zum Verblühen? Liegt es in der Hand der Menschen, das Geschenk der Götter zurückzustoßen, den Boden zu verraten, der mit dem Schweiß der Generationen gedüngt war, die Quellen des Segens zu verstopfen und einen Mord an diesen Hügeln zu begehen, einen Mord an diesem millionenfachen Leben, das, soweit das Auge reichte, Stock an Stock zum Erwachen drängte?

In der augenblicklichen Stille, die dem Ausbruch des Empörungssturmes voranging, geschah ein Zeichen.

Eine zierliche Gestalt schwang sich auf die Bühne, von wilden, schwarzen Locken umflattert, das seidene Schultertuch mit langen Fransen auf dem Boden nachschleifend, einen Blumenstrauß in der Hand, mit rosafarbenen Mandelblüten darin — Jeanne.

Die Augen wollten das Geschehene nicht fassen, der Sinn das Ungeheuerliche nicht begreifen, daß die Tochter Marcellins jenem schurkischen Anstifter zum Mord an dem heiligen Gut ein Blumenopfer darbringe. Sie will ihm einen Strauß überreichen! Ist die Dirne toll geworden? Himmel, Hügel, Menge, ein einziges, riesengroßes Wahnsinnsauge. Der Atem stand still.

Was geschah?

Der Blumenstrauß in der Hand Jeannes erhob sich in einer symbolisch gesteigerten Geste, wie es die Bewegungen der Priester am Altar sind, weithin sichtbar, eine Handlung, die ins Mythenhafte wächst.

Und mit diesem Strauß versetzte Jeanne dem Präfekten einen Schlag ins Gesicht.

Und dann war ein Bersten der Stille, ein Wogen, ein Tücherschwenken, ein Lärm wie in einem schlechten Spektakelstück.

Jeanne hatte mit dieser symbolischen Züchtigung dem Präfekten das Leben gerettet. Trotzdem hatten Marcellin und seine Genossen Mühe, den Anprall abzuwehren, indem sie den Regierungsmann mit ihren Leibern deckten. Nichts hätte ihn vor der Lynchjustiz geschützt, wäre nicht Jeanne gewesen, die in einem fast hypnotischen Zustande eine Handlung vollführte, die heilig und überlebensgroß schien.

Das Volk war gerächt, die aufkochende Wut hatte ein Sicherheitsventil gefunden, das furchtbar drohende Verhängnis hatte eine Wendung ins Melodram erhalten, Heiterkeit, Genugtuung, Verklärung bildeten den persönlichen Ausgang. Der Zorn, der wie eine letzte Springflut zur Tribüne gegen den traurig-lächerlichen Präfekten hinaufspritzte, war gewendet.

Jeanne wurde als Nationalheldin mit Blumen und Umzügen gefeiert, eine neue Jungfrau von Orleans! Eine zweite Jeanne d'Arc!

Richard blieb wie immer, Auge, Wächter, Beobachter. Er hatte keine Hand erhoben, er hatte keinen Schwur getan, er hatte keinen Fluch gesprochen, er hatte an Jeannes Triumph nicht teilgenommen, Er führte wie bisher ein ausgelöschtes Dasein, er sah und sah nicht, er hörte und hörte nicht, er war da und er war fern. Nur sein glühendes Auge umwetterte unaufhörlich Jeannes liebliche Gestalt, sah ihr Kommen, ihr Gehen, ihr Tun und Lassen und war allgegenwärtig. „Ha, dieser verfluchte Rouquié, wie er zärtlich tut, der alte Schäker! Was, er umarmt sie, nennt sie seine heldenhafte Kameradin, seine Genossin!" Die Lippen bissen fest aufeinander, der bebende Körper beherrschte sich.

Richard, Richard, noch ist deine Zeit nicht gekommen!

Gastons Briefe beantwortete er in Kürze also, im Lande sei nichts Neues vorgefallen, der Wein würde wohl unverkäuflich bleiben, man täte besser, den Weinstock niederzubrennen, wenn die dummen Bauern nur nicht so begriffsstutzig wären. Das Weinschloß des Pagès, eins des meist begüterten Mannes der Gegend, wäre nun unter den Hammer gekommen; es hätte sich kein Käufer gefunden, und so sei es einem Lederhändler für ein Butterbrot zugefallen. Pagès gehe bettelarm von dem reichen Hof seiner Väter. Auch dem Hause des Leon Maigneau drohe der Zusammenbruch. Niemals habe es so viele Pfändungen im Orte gegeben als jetzt, in den sogenannten guten Zeiten; solches war nicht einmal in den unvergeßlichen mageren Jahren, wo die Weinberge fast nichts getragen haben, vorgekommen. Es fehlten Leute im Orte, die Unternehmungsgeist hätten; Männer wie Marcellin, Rouquié und die andern seien alte Weiber, die nur zetern, klagen, aufrühren und konspirieren könnten. Sie trieben Politik, wo sie praktische Arbeit leisten sollten. Wenn es so fortgehe, sei der Tag nicht mehr fern, wo der letzte Mann des Ortes zum Bettelstab werde greifen müssen. Ob unter solchen Umständen eine Heirat mit Jeanne für Gaston noch etwas zu bedeuten habe, müsse er dahingestellt sein lassen. Bruder Gaston sei immer ein kluger Bursche gewesen und werde das Rechte zu finden wissen.

In der Tat, Gaston war ein kluger Bursche. Es gelang ihm sogar, den alles vorwissenden Richard, den unübertrefflichen Meister der Wahrscheinlichkeits-

rechnung, zu verblüffen, und zwar durch die Mitteilung, daß er inzwischen Soldat geworden war.

Es war doch ein fauler Zauber mit der Stellung im Hause Jules Léfèvres und mit dem tollen Leben in Paris; ja, beim Lichte betrachtet, sei die schaumgeborne Venus doch eine schamlose Dirne, nicht mehr wert wie das Giftgetränk des Herrn Léfèvre. Nachdem der Militärdienst für ihn ohnedies unausbleiblich gewesen wäre, hätte er es vorgezogen, sich freiwillig zu melden, um diese Pflicht früh genug hinter sich zu haben und dann sein Leben an Jeannes Seite als Winzer auf solider Grundlage ungestört aufzubauen. Überdies habe er bei der Truppe gute Kameraden gefunden und freue sich, eines Tages Jeanne in der Uniform zu überraschen. Gaston als Soldat, Gaston mit dem Marschallstab im Tornister, Gaston als Vaterlandsverteidiger, Gaston, dem die entzückten Mädchen Blumen streuen und die Mütze mit Kränzlein schmücken werden, wie es einem braven Soldaten geziemt!

Richard drehte den Brief Gastons um und um. Spott und Verachtung zeichneten krause Linien um seinen Mund. Und dieser Mund sprach für sich hin: Gaston wird kommen, wenn Richard seinen Weinberg der Liebe gepfändet und sein eigen genannt haben wird. Es ist ja die Zeit der Pfändungen und der Enteignungen. Gaston wird kommen, das Ehepaar Richard und Jeanne zu beglückwünschen oder vielleicht den jungen Sprößling aus der Taufe zu heben. Unsinn! Gaston wird überhaupt nicht kommen! Richard, Richard, in deinem Weingarten reifen die Trauben. Wage den Schnitt!

Richard ließ sich das schwarze Haar kräuseln, legte einen schwarzen Sammetrock an, schlug den weichen, weißen Hemdkragen über den Rock zurück und besah sich prüfend in dem blaßblau-violetten, halb erblindeten Spiegel. Ein feiner Figaro! Hübsch? Das kann man eben nicht sagen. Was ist hübsch? Jeder Laffe kann hübsch sein. Aber interessant! Auf alle Fälle, Richard fand, daß er eine durchaus interessante Erscheinung sei.

Her den Blumenstrauß! Nochmals geprobt vor dem Spiegel mit dem Blumenstrauß in der Hand! Und dann ein Herz gewagt! Was, Richard zittert? Richard, der auf alles gefaßt ist, alles vorberechnet hat und genau weiß, wie die Dinge kommen und wie sie enden müssen? Richard ist keine Memme!

Der Augenblick war gut gewählt, denn Jeanne saß allein in der Loggia und nähte, als er erschien. Der Blumenstrauß, der schwarze Sammetrock, das blühende Hemd, das gekräuselte Haar — Schreck, Verwirrung, leiser Spott waren auf ihrem Antlitz zu lesen.

Er erzählte, erklärte, bewies, beteuerte, beschwor, anfangs stockend, abwägend, bedacht, dann wärmer und wärmer, befeuert, stürmisch, zärtlich, leidenschaftlich, drohend, verzückt.

Sein Bruder Gaston — das Herz bräche ihm, es sagen zu müssen — sei ein leichtes Tuch, Jeanne müsse ihn vergessen, seine Gedanken hätten sich von der Heimat entfernt, entfremdet, die Liebschaften in Paris, nun der Soldatenrock, es sei nicht zu rechnen, daß er jemals zurückkehre und ein braver, ehrsamer Weinbauer werde, er verdiene Jeanne nicht, habe sie niemals verdient, wogegen das Recht auf Liebe ihm gehöre, ihm Richard, dem es vorenthalten wurde, und der es sich einfach selbst nehmen müsse. Er, Richard, habe Jeanne geliebt, da sie

noch als Kinder zusammen im Sande spielten, und diese Liebe sei mit den Jahren gewachsen, größer und größer wie ein riesiger Weinstock, der eine Laube über seinem Herzen bilde, wo noch ein Platz leer geblieben sei, den niemand auf dieser Welt einnehmen könne als Jeanne. Wenngleich an seiner Wiege nicht die Grazien gestanden seien, so habe er dennoch Eigenschaften, ein Weib glücklich zu machen. Aus der Verachtung und Geringheit seines Daseins sei er in diesen schweren Tagen zu einem Mann von Bedeutung emporgestiegen, kraft seines Denkens, kraft seines Geistes, seiner Gaben, die höher im Werte ständen als äußere Wohlgestalt. Während andere in diesen schweren Zeiten ihr Hab und Gut einbüßten, Haus und Hof verloren, habe er die Schulden seines Anwesens getilgt, habe er Geldquellen erschlossen, man brauche nicht zu fragen, woher, und es dahin gebracht, daß er über die äußeren Zufälle erhaben sei. Er lege Jeanne seine Liebe zu Füßen, es könne ihr nicht unklar geblieben sein, was er für sie fühle, sie könne nicht Nein sagen, sie dürfe nicht, sie habe kein Recht, seine Liebe zurückzuweisen, so wenig wie man ein Recht habe, ungestraft die Naturgabe zurückzuweisen, die draußen auf den Hügeln mit vollen Händen gespendet werde. Sie habe jenem Frevler mit Recht ins Gesicht geschlagen und dürfe sich nicht selbst eines solchen Streiches verdient machen, indem sie dieses Herz verschmähe, das aus denselben Gründen sich verschenken wolle wie jenes Herz der Erde, dessen Blut unser Leben, unsere Hoffnung, unser Glück ist. Er gehorche dieser Stimme seines Blutes, die ihm die Gewißheit dieser Liebe von den frühesten Tagen an gegeben habe. Es sei Fügung, Schicksal, nicht nur für ihn, auch für sie; denn Gott, Natur, Vorsehung habe nicht dieses unwiderstehliche Begehren seines Herzens auf Jeanne gerichtet, ohne zu wollen, daß sie seinen Gefühlen ein Echo gebe. Darum dürfe sie nicht Nein sagen, um seiner und um ihrer Glückseligkeit willen. Er sei zu allem entschlossen, und wenn sich Mauern zwischen ihnen aufrichteten, so würde er die Mauern niederrennen, und wenn sich Berge zwischen ihnen auftürmten, so würde er die Berge abtragen. Er bäte sie auf den Knien, daß sie seine Werbung gnädig annehme.

Jeanne wollte lachen und mußte weinen; sie wollte weinen und mußte lachen; sie wollte zornig werden und fühlte Mitleid; sie fühlte Mitleid und ward vom Zorn übermannt. Er redete sinnloses Zeug, und es schüttelte sie vor Grauen, an das zu denken, was dieser wahnwitzige Mensch von ihr wollte.

„Nie, nie, hörst du, Richard, niemals; schlag' dir diese unseligen Gedanken aus dem Sinn. Wenn es wahr ist, was du von Gaston behauptest, nun gut; aber — Richard? Nein, tausendmal nein!"

„Also Rouquié!" sagte Richard kalt.

„O schweig! Du — du —"

Richard hatte seine Haltung wiedergewonnen. Er hob den Blumenstrauß auf, neben dem er soeben auf den Knien gelegen hatte, und warf ihn durch den Mauerbogen auf die staubheiße Straße.

„Das bin ich!" sagte er. „Ich liege im Staub, mit Schmach bedeckt. Aber die Schmach wird abgewaschen werden. Ich habe gewußt, was du antworten würdest. Ich habe alles gewußt. Ich weiß noch mehr. Ich begehre deiner nicht mehr, aber du wirst mein werden. Ich sage dir, du wirst . . ."

„Wenn du warten kannst . . ."

„Du spottest meiner. Aber ich sage dir: wenn du deinen Vater liebst, wenn dir Rouquié wert ist, dann — dann kommst du zu mir. Verräter sind sie, Umstürzler, die mit staatsverbrecherischen Absichten umgehen. Ein Wort, und sie wandern ins Gefängnis. Du wirst schweigen, Jeanne, wenn du sie liebst. Und du kommst zu mir, wenn die Zeit da sein wird."

Was war das? Jeanne begriff nicht. Ein böser Traum ...

Richard hatte nicht zu viel gesagt. Die Bewegung im Süden hatte bereits in der Tagespresse, in Regierungskreisen, in der Kammer ein Echo hervorgerufen. Die Namen Marcellin, Rouquié und sämtlicher Mitglieder des Aktionskomitees waren dem Chef der Sicherheitspolizei in Paris bereits bekannt, das Wirken und die Absichten dieser Männer bereits genau ausgekundschaftet, ihre öffentlichen Reden und die Besprechungen in ihren geheimen Sitzungen bis auf den i-Punkt protokolliert und ihr weiteres Tun unter scharfer, verläßlicher Beobachtung, die jedes unscheinbare Vorkommnis berichtete und erläuterte. Ab und zu schickte die Behörde Geheimagenten, die sich unter unauffälligen Masken umhertrieben. Dies aber allein hätte nicht genügt, den Seelen und Vorgängen auf den Grund zu leuchten. Wozu hatte man denn seine „Vertrauten"? Hatte man nicht einen solchen, der besonders wertvoll war, weil er selbst Mitglied jenes Aktionskomitees der Winzer war? einen Mann, der für Geld seine Freunde, Leidensgenossen, Brüder, Eltern, Kinder verkaufen würde? Freilich, ehrenhaft ist das gewissermaßen nicht; aber die Sicherheitsbehörde, die solche Organe zu schätzen weiß, darf hier nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab der menschlichen Moral messen. Und ein eifrigerer Berichterstatter war nicht zu denken, als jener häßliche Mensch von Perpignan, der die Protokolle des Aktionskomitees führte. Solange nichts Schlimmeres dort unten geschah, durfte die Behörde zuwarten, obwohl auf Grund jener bezahlten Angeberei und der von den Agenten persönlich festgestellten Tatsachen sowie der einlaufenden Anzeigen der politischen Organe bereits alle Handhaben gegeben waren, gegen die Rädelsführer der Winzerbewegung vorzugehen, weil alle Verdachtsgründe des Vergehens gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit sowie der Aufreizung zum Aufruhr vorlagen. Besonders jenes jüngste Geschehnis in Perpignan, wo sich eine fanatische Dirne unter dem Beifallsgejohle einer mehr als hunderttausendköpfigen Menge an dem Präfekten tätlich vergriffen, war geeignet, die verschärfte Wachsamkeit der Sicherheitsbehörde herauszufordern und zum unmittelbaren strafrechtlichen Eingreifen zu veranlassen. Indessen war zu erwägen, ob in Anbetracht der gärenden Stimmung im Volk es politisch klug sei, sofort mit Verhaftungen vorzugehen, wodurch womöglich die Erbitterung der entfesselten Volksmenge noch mehr gereizt und unliebsame Folgen entstehen konnten. Es war zu erwägen, ob fürs nächste ein geduldig Zuwarten, aber um so strengeres Beobachten nicht das Klügere war, wiewohl und obgleich die Winzer ihren wirtschaftspolitischen Kampf bereits mit ungesetzlichen Mitteln führten ...

Wenn Marcellin und seine Freunde glaubten, daß die Regierung untätig verharre, so befanden sie sich in einem großen Irrtum. Die Behörden arbeiteten mit beispiellosem Eifer, die Akten wuchsen auf den Tischen, von Instanz zu Instanz wurden sie geprüft, um weitere Aktenstücke vermehrt und nach sorgfältiger Durcharbeitung, die Monate und Monate beanspruchte, weitergegeben — eine Lawine von Papier, die im Umrollen wuchs und wuchs. Schließlich wurde eine ganze

Bibliothek daraus, an der viele Köpfe arbeiteten. Und als dies erreicht war, machte man sich wieder daran, aus der Bibliothek ein einziges Buch, aus dem Buch einen kurzen Bericht zu verfassen. Ja, ihr Herren Landbebauer und Weingutsbesitzer im Süden, das ist keine so einfache Sache! Ehe aus den Berichten und Akten eine Bibliothek wird und aus der Bibliothek wieder ein übersichtlicher Bericht, dazu gehört ein großer Apparat, und der Apparat verlangt, daß jedes Ding seinen vorgeschriebenen Instanzenweg gehe. Ja, wenn ihr so ungeduldig seid, früher zugrunde zu gehen oder das Zeitliche zu segnen, so ist das eure Sache. Deswegen kann die Ordnung nicht auf den Kopf gestellt werden!

Endlich hatten der Ministerpräsident, der Finanzminister und die anderen Chefs der Regierung den auszugsweisen Bericht in Händen, der von Amts wegen ein zusammenfassendes Bild der Lage ergab. Sie waren daher imstande, auf die von einigen Abgeordneten in der Kammer eingebrachten Interpellationen kurz, sachlich, treffend zu erwidern. Nach den gepflogenen, eingehenden Erhebungen habe sich herausgestellt, daß die Winzer ihre augenblickliche verzweifelte Lage sich selbst zuzuschreiben hätten. Die weinbautreibende Bevölkerung der in Rede stehenden unruhigen Provinzen bestehe durchweg aus kleinen Weingutsbesitzern, Bauern, die in jeder Hinsicht rückständig geblieben und daher den modernen Verhältnissen nicht gewachsen seien. Aus Mangel an sprachlichen und kaufmännischen Kenntnissen sei es ihnen nicht gelungen, die geeigneten Handlungsbeziehungen anzuknüpfen; unbeholfen im Verkehr mit der Außenwelt und auch ein wenig starrsinnig auf ihren eigenen Vorteil bedacht, seien sie konkurrenzunfähig geworden. Auch hinsichtlich ihrer Preisforderungen und ihrer sonstigen Geschäftsgebarung hielten sie an den Gepflogenheiten fest, die vor fünfzig Jahren zeitgemäß waren. . . . Überdies hätten sie jetzt nur die Folgen einer unreellen Produktionsweise zu tragen, wenngleich jene unreelle Gebarung schon um eine Reihe von Jahren zurückliege. Damals, in den schlechten Lesejahren, hätten sie, um die Ausfuhrziffern der guten Jahre zu erreichen, zu unerlaubten Mitteln gegriffen. So hätten sie drei- bis viermalige Kelterungen vorgenommen und die sich dabei ergebenden fast wertlosen Weinsorten durch Zusätze von Zucker und gewissen Chemikalien fälschlich den guten Sorten gleichzustellen versucht, eine Manipulation, die trotz aller Täuschungen dennoch zu erheblichen Preisrückgängen führen mußte. So sei der Preis von vierzig bis fünfzig Franken aus den guten Jahren auf fünf bis acht Franken gesunken, ja, die Winzer durften schließlich froh sein, wenn sie den Durchschnittspreis von fünf Franken erzielten. Diese Preisunterbietungen hatten zur Folge, daß sich der Markt nie mehr erholte. . . . Nun da infolge der von der Regierung getroffenen Maßnahmen, wie der Bekämpfung der Phylloxera, der Einführung amerikanischer Reben, der für die neuen Anpflanzungen vorgesehenen Kredite, sich wieder gute Weinjahre einstellten, hielten die Winzer ihre Zeit für gekommen, die Preise durch Zurückhaltung ihrer Vorräte künstlich in die Höhe zu schrauben. Die in Anbetracht der Verhältnisse noch immer sehr günstigen Bedingungen von fünf Franken pro Hekto wurden brüsk zurückgewiesen in der Erwartung, daß durch einen auf die Konsumenten ausgeübten Druck die Preise zur alten Höhe von vierzig bis fünfzig Franken zurückkehren würden, eine Spekulation, an der die Weinbauern im Süden nun mit verbissener Hartnäckigkeit festhielten. Die Regierung erachte es als ihre selbstverständliche Pflicht, zum Schutz der ein-

heimischen Produktion alles Erforderliche zu tun; solange aber die weinbautreibende Bevölkerung an ihren übertriebenen Forderungen festhalte, stehe die Regierung den Verhältnissen machtlos gegenüber. Wenn nun infolge der fehlgeschlagenen Spekulation der Wein inzwischen ganz unverkäuflich geworden sei, so wären die Winzer an dieser bedauerlichen Folge selbst schuld. Die Regierung habe jederzeit das Mögliche zur Wahrung der Winzerinteressen getan; sie sei auch ferner grundsätzlich durchaus nicht abgeneigt, Mittel und Wege zur Besserung zu suchen, Vermittlungsvorschläge zu machen usw. usw.

Die Minister hatten gesprochen, wie es sich für Männer der hohen Politik geziemt, und das Haus ließ es an beifallsrauschenden Vertrauenskundgebungen nicht fehlen. Die Regierung war glänzend gerechtfertigt. (Fortsetzung folgt.)

Annette von Droste-Hülshoff

Von Dr. Hermann Schneider-Charlottenburg

In fünfzig Jahren, so äußerte Annette von Droste-Hülshoff einmal, wünsche sie gelesen und gewürdigt zu werden; das Urteil der Zeitgenossen schätze sie gering ein. — Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen: Kurz vor Ablauf dieser Frist erschien ihre Biographie von Hüffer, die kennzeichnend für das wieder aufkeimende Interesse an der Dichterin war. Von einem engen Landsmann verfaßt, der zu Annette selbst in Familienbeziehungen gestanden hatte, konnte sich das Werk weit herum in Deutschland der Anteilnahme des Publikums erfreuen. Es brachte in manche Einzelheiten Licht, räumte mit mehreren Legendenbildungen auf und lieferte zum erstenmal ein lückenloses, meist auf authentischen Schriftstücken beruhendes Lebensbild der Dichterin. Jetzt ist das Buch in dritter Auflage erschienen (Verlag von F. Perthes in Gotha), neu bearbeitet von dem verdienstvollen Herausgeber der Briefe Hermann Cardauns, dem neues, sehr umfangreiches handschriftliches Material zur Verfügung stand, namentlich der gesamte Briefwechsel mit Schücking, und der daher zur Vervollständigung der Hüfferschen Lebensskizze noch viel wertvolle Beiträge liefern konnte.

Es ist kein wechselvolles und äußerlich bewegtes Leben, das hier beschrieben wird*). Die 1797 geborene Dichterin verbrachte den größten Teil ihres Lebens im heimischen Münsterland, auf angestammtem Grund und Boden, aber nicht als unabhängige Herrin, sondern als Haustochter, als Gehorsam schuldendes und leistendes Kind ihrer sie um einige Jahre überlebenden Mutter. Sie hatte ein inniges Verhältnis zum Vater und stand manchem männlichen Verwandten nahe, aber ihr Hauptverkehr war doch frauenzimmerlich; die Großmutter, diese oder jene

*) Eine ausführliche Abhandlung über die westfälische Dichterin ist in den Heften 19 und 20 des Jahrgangs 1880 der Grenzboten erschienen. Die Schriftltg.

Tanten, Freundinnen usw. standen im Mittelpunkt des persönlichen Interesses. Dieser enge Horizont erschwerte dem reichen Geist die Entfaltung, und man begreift, daß die werdende wie die reife Dichterin trotz der liebevollen Anteilnahme ihrer Angehörigen stets im Grund einsam blieb und äußeren Einflüssen wenig verdankte. Zur Zurückgezogenheit verurteilte sie ja auch ihre schwache körperliche Konstitution: sie war eine hochgradig nervöse Natur und zu Krankheiten aller Art stets vordisponiert. Man hat Grund, die Stärke ihres Geistes zu bewundern, der des Körpers stets Herr wurde, wenn er auch gelegentlich die Nerven so tyrannisierte und aufpeitschte, daß Annette (wie mancher angsterfüllte Aufschrei in ihren Dichtungen beweist) für ihren Verstand fürchten zu müssen glaubte. — Die Lichtblicke in diesem Leben bildeten Besuche am Rhein und vor allem am Bodensee, im alten Meersburg, wo Annettens Schwester verheiratet war; dort kehrte die Dichterin öfter und für lange ein, um Erholung und Ruhe zu finden, zuletzt 1847, wo ihr kurz vor ihrem Ende noch einmal ein frohes Gefühl der Gesundung und Kräftigung vergönnt war. — Von seiten ihres Schwagers, des trefflichen Laßberg, wurde ihr in Meersburg freilich die vielleicht erhoffte dichterische Förderung und Anregung nicht zuteil, denn dieser stand der poetischen Produktion Annettens zeitlebens fremd gegenüber. Dennoch konnte die Dichterin eben in Meersburg im aufmunternden Wechselverkehr mit einem literarischen Beirat den Höhepunkt ihres Schaffens erreichen. Levin Schücking, der Sohn einer Freundin, stand ihr dort 1841/42 zur Seite und erteilte Förderung, wie er sie erfuhr. Gegen Ende ihres Lebens wurde er dem „Mütterchen" nur deshalb etwas entfremdet, weil sich seine Anschauungen von den ihren allzuweit entfernten und einen Annette unsympathischen demagogischen Anhauch bekamen.

Der Biograph verfährt geschmackvoll und verständig in der Würdigung dieses Verhältnisses zu Schücking. Der Briefwechsel zwischen beiden, der die wichtigsten Dokumente für das Verständnis von Annettens Wesen und Dichten enthält, erfährt eine umfassende Würdigung und Charakteristik, wobei mit Recht betont wird, daß alle Erörterungen darüber, ob zwischen beiden oder etwa nur auf der einen Seite eine wirkliche Liebe bestanden habe, als müßig abzulehnen sind. Was Schücking für Annettens Entwickelung bedeutete, darüber sind wir uns klar und teilen nicht das Bestreben einiger Essayisten (vgl. S. 168), den Lebenslauf interessanter und spannender zuzuspitzen und eine „Katastrophe" hineinzukonstruieren; im Abschied Schückings von Meersburg 1842 und in seiner Verlobung wollte man den „Todesstoß" sehen, den er Annette der Frau wie der Dichterin erteilt habe! Eine derartige Tragik enthielt dieses Leben in Wirklichkeit nicht; wollte man Tragik darin finden, so wäre es viel eher diese, daß katrastrophale oder sonstige aufrüttelnde Ereignisse darin so völlig fehlten. Der Tod des Hausgeistlichen oder einer steinalten Amme — das sind die Vorkommnisse schmerzlichen Charakters in den späteren Jahren der Dichterin. Aber die kleinen Leiden des täglichen Lebens, die man nur ahnen kann, müssen ihr sehr drückend geworden sein. Es war viel Rücksicht zu nehmen und — zu ertragen. Die Sorge der Ihren um sie selbst mag sie oft gepeinigt haben. Ein beredtes Zeugnis dafür ist das Gedicht: „Guten Willens Ungeschick", wo sie den Ihrigen zuruft: „Wohl weiß ich, daß der Wille rein, daß eure Sorge immer wach, doch was ihn labt, was hindert, ach! Ein jeder weiß es nur allein!"

Alle kleinen und kleinsten Züge sind in der vorliegenden Biographie von beiden Autoren sorgfältig und stets mit gewissenhafter Quellenkritik gebucht. Trotzdem aber hat das Hüffersche Werk auch jetzt noch einen im Grund etwas dilettantischen Charakter nicht verloren. Mit der Anführung aller Ereignisse, der Aufzählung und Entstehungsgeschichte aller Werke ist die Aufgabe des Biographen noch nicht erschöpft. Zu vermissen ist ein klares Bild der literarischen Persönlichkeit, eine Darstellung des Herauswachsens ihrer Produktion aus der übrigen Literatur jener und früherer Zeit; und wenn in dieser Hinsicht wenig Beziehungen aufzudecken waren, so ergab sich daraus die erhöhte Wichtigkeit der zweiten hier fast außer acht gelassenen Aufgabe des Biographen: der Charakterisierung der künstlerischen Persönlichkeit. Für den, der Annettens Werke kennt, ist das Buch eine brauchbare biographische Ergänzung; ein greifbares Gesamtbild des Schaffens dieser Dichterpersönlichkeit zu geben ist es aber weit entfernt, trotz des unter diesem Titel angehängten ziemlich dürftigen Schlußkapitels. — Es kann nicht die Absicht dieser kurzen Ausführungen sein, eine solche Lücke zu ergänzen. Sie wollen nur mit einigen Strichen andeuten, in welcher Richtung sich eine derartige Betrachtung etwa zu bewegen hätte.

Cardauns teilt (S. 249) eine Kritik aus jener Zeit mit, in der eine schriftstellernde Dame erklärt, die Dichterin Annette sei ihren Kolleginnen von der Feder „fremder als alle ihre Schwestern; denn ihr Geist habe wirklich die Genialität eines Mannes". Diese Äußerung kennzeichnet treffend den Hauptcharakter der Drosteschen Dichtung: von „frauenzimmerlicher" oder gar altjüngferlicher Poesie kann bei ihr keine Rede sein, weder in der Betrachtung der eigenen Verhältnisse noch in der der Außenwelt. Welch willkommenes Deklamationsthema hätte für manche andere Dichterin ständiges körperliches Leiden gebildet! Bei Annette finden wir selten oder nie eine Klage über ihren siechen Körper, und eine „durchwachte Nacht" gibt ihr nur Anlaß, den mit der fortschreitenden Stunde wechselnden Stimmungen und Gedanken Ausdruck zu geben, nicht aber auch nur mit einem Wort zu beklagen, daß der Schlaf nicht kommen wolle. — Die Außenwelt schaut sie mit klarstem Wirklichkeitssinn an, nie weichlicher Empfindsamkeit nachhängend und nie aus Liebe zu Heimat und Mitmenschen schönfärbend. Neben tiefen und innig empfundenen Gedichten an Freunde liefert sie auch Satiren auf deren Eigenheiten, die häufig verstimmen mußten. Sie liebt ihr Vaterland und weiß Menschen und Verhältnisse mit treffender Schärfe greifbar zu machen, wie das kleine prächtige Bruchstück „Bei uns zu Lande auf dem Lande" beweist. Sie scheute sich aber auch nicht, die Fehler ihres Stammes mit größter Offenheit bloßzustellen, so in den „Bildern aus Westfalen", zum Ärger vieler Landsleute. Auch die heimische Landschaft erfaßt und schildert sie nach Seite ihrer drückenden Öde wie des melancholischen Reizes, den sie der stillen Heide abzugewinnen weiß; besonders gern beschreibt sie das gespenstische Grauen, das diese öden Strecken bei düsterem Himmel erwecken, und in Gedichten wie „Der Heidemann", „Der Knabe im Moor" weiß die Dichterin einen Schauer zu erwecken, den nur zu empfinden wohl den meisten ihrer lyrischen Schwestern unbehaglich wäre. — Die Heimat im Süden, Schloß und Städtchen Meersburg, wächst ihr ebenso ans Herz wie die im Norden. Auch hier lockt sie neben der erhabenen Schönheit von See und Gebirge die spukhafte Romantik des alten Schlosses, besonders jenes entlegenen und verrufenen Zimmers, das

sie — man denke, ein alterndes Freifräulein! — sich mit Absicht hat einräumen lassen.

Es ist erstaunlich, wie wenig die Dichterin bedarf, um sich anregen zu lassen, wie sehr Reichtum des Geistes bei ihr der Einförmigkeit der Eindrücke aufhilft. Ganz selten behandelt ihre Lyrik ein äußeres Vorkommnis, das auch ohne ihre dichterische Hand schon Teilnahme erwecken könnte; wenn dies allerdings einmal der Fall ist, so erfährt das Ereignis eine so hochpoetische Verklärung, wie es dem Unglück der „jungen Mutter" zuteil geworden ist. Das Bewußtsein aber, sich selbst fast alles, der äußeren Welt nur recht wenig zu verdanken, drängt sich in den Werken der Dichterin häufig allzusehr vor. Nicht als ob sie sich darüber ausspräche, nur der Charakter ihrer Gedichte beweist es. Eigenwillige Härte und Sprödigkeit herrschen oft, weniger in der Form als im Gedankengang und der Komposition ihrer Dichtungen. Es gibt wenig lyrische Poesie, bei deren Lektüre der Verstand so intensiv tätig, so dauernd aufmerksam sein müßte wie bei dem größeren und besseren Teil der Droste'schen: Annette denkt keinen Augenblick an den Leser. Sie verschmäht jedes Zugeständnis zugunsten klarer Darstellung und gefälliger Abrundung. (Man nehme das Gedicht „Ein Sommertagstraum"!) Daher rührt die „Dunkelheit" in so vielen Schöpfungen, die ihr von manchen Seiten zum Vorwurf gemacht worden ist. Schon Laßberg klagte über den Mangel an harmonischer Durchbildung dieses eigenartigen Talents. Bei reicheren Eindrücken von außen, bei aufregenderen Erlebnissen hätte Annette vielleicht diese eigensinnige Hingabe an das eigene Selbst verlernt. Weniger störend wäre diese auch hervorgetreten, wenn ihre Gedichte etwa von Erlebnissen stürmischen und allgemeinen Anteil erregenden Charakters Kunde gäben. Aber nur individuell Erschautes und Reflektiertes setzt sie dem Leser vor; mit ihrem Temperament, ihren Leidenschaften hält sie zurück. Weder kräftiger Haß noch leidenschaftliche Liebe sprechen irgendwo aus ihren Werken. Die Ungewißheit der Biographen, ob Annette je eine starke Liebesleidenschaft empfunden hat, ist in dieser Zurückhaltung begründet; die Dichterin selbst wünschte sich darüber nicht zu äußern.

Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß die Lyrik Annettens Hauptbetätigungsgebiet sein mußte, denn nur diese gestattet der Persönlichkeit, durch den Stoff ungehindert sich zu entfalten. In der Tat führen ihre epischen Erzeugnisse diese Bezeichnung zu Unrecht; in ihnen allen (abgesehen von dem unselbständigen Jugendwerk „Walter") ist die Handlung die schwächste Seite. Annette zeigt sich in ihrem Element, wo sie malende Dichterin sein kann, wo sie schildern kann, was sie körperlich und geistig vor Augen sieht und was sie dabei empfindet. Wo, wie im „Hospiz auf dem St. Bernhard", eine äußerst dürftige Handlung mit lebensvollen Menschenporträts und stimmungsreichen Landschaftsbildern durchsetzt ist, drängt sich das Mißverhältnis zwischen dem, was eigentlich nur episches Beiwerk sein sollte, und der lahmen Handlung am fühlbarsten auf. In der „Schlacht am Loener Bruch" darf man ebensowenig eine klare Darlegung der politischen Zustände wie eine übersichtliche Vorführung des Ganges der Schlacht erwarten; auch hier zerfällt alles in lauter oft sehr glückliche Bilder. Bei Dichtungen, in denen gespenstische Elemente vorherrschen, wie bei dem „Vermächtnis des Arztes" und namentlich dem vortrefflichen „Spiritus familiaris des Roßtäuschers", in dem das Problem des Teufelsbündnisses behandelt wird, ist diese die klare Tatsächlichkeit verschleiernde Darstellungsweise eher am Platz. Am meisten leiden unter ihr hingegen Annettens Balladen.

Sie drängen die Handlung meist sehr eng zusammen und tragen das Wesentliche mit einer an Dunkelheit grenzenden Knappheit vor; da Nebendinge, Gegenstands- und Gefühlsschilderungen sich vordrängen, fehlt es an der richtigen Ökonomie und Harmonie. Die Ballade „Der Graue" (in der die Dichterin Leuten, die gleich ihr selbst gern mit dem Gruseln spielen, eine Lehre erteilt) ist ein Muster für dieses unbekümmerte Anhäufen von unwesentlichem Beiwerk, das den an sich wenig balladenmäßigen Stoff überwuchert. Gleiches gilt z. B. von der „Vorgeschichte", in welcher ein Freiherr sein eigenes Begräbnis leibhaftig vor Augen sieht, was ihm den baldigen Tod ankündigt. Die Nervenverfassung des Visionärs vor der Erscheinung und die Einzelheiten des Leichenzugs machen die Hauptgegenstände der Schilderung aus. Fehlt einmal in einem Gedicht derartiges Beiwerk, so wird die Ausführung so karg, daß die für die Ballade fruchtbaren Momente fast alle unterdrückt werden. Man nehme „Der Barmekiden Untergang", dem die gewohnte Überlastung mit scharf gesehenen Details fehlt; trotzdem ist das Gedicht keine Ballade, sondern die Aneinanderreihung von zwei halb lyrischen Bildchen. Am freiesten von all diesen Fehlern hält sich vielleicht die Ballade „Die Schwestern", die trotz manchen Stillstands eine fortschreitende Handlung enthält und dabei die stärksten Töne der Leidenschaft anschlägt, deren die Dichterin fähig war.

Ein Wort ist noch zu sagen über den Zyklus der religiösen Lieder „Das geistliche Jahr". Hier müssen die meisten Gedichte, einzeln vorgenommen, durch die Wärme und Schlichtheit, mit der eine aufrichtige persönliche Frömmigkeit zu Wort kommt, sympathisch berühren, oft sogar als sehr gelungene kleine Kunstwerke erscheinen. In dem Werk als ganzem aber hat sich Annette nicht von einer gewissen Eintönigkeit freihalten können, die eine fortlaufende Lektüre nicht sehr genußreich erscheinen läßt. Seichtigkeit und frömmelndes Geplapper im Stil so vieler lyrischen Andachten wußte sie natürlich sehr wohl zu vermeiden. Aber sie beschränkte sich auch hier wieder zu ausschließlich auf persönliche Betrachtungen und ließ die reichen, von den jeweilig vorliegenden biblischen Stellen gebotenen Anregungen zum Vortrag auch praktischer Lebensweisheit und zu erzählender Vorführung der Ereignisse der Heilsgeschichte im ganzen ungenutzt.

Neben der „Judenbuche", ihrer einzigen vollendeten Erzählung und zugleich dem alleinigen Werk, in dem sie sich als Epikerin von schlichter Sachlichkeit bewährt, könnte nur „Das geistliche Jahr" geeignet sein, ihr das Interesse weiter Kreise zu gewinnen und sie als Volksschriftstellerin erscheinen zu lassen. In ihren eigenartigsten Werken wird sie aber immer nur zu einem verhältnismäßig kleinen Kreise sprechen, der eben vor der starken Äußerung ihrer Persönlichkeit nicht zurückschreckt. Daß die neuere Entwickelung der Lyrik für ihr Verständnis den Boden besser geebnet hat als etwa die Zeiten Geibels, versteht sich danach von selbst. Und ohne sich in Erörterungen darüber einzulassen, ob Annette auch jetzt noch wirklich (wie uns die Anzeige des Verlags in Sperrdruck belehrt) „anerkanntermaßen die größte deutsche Dichterin" ist, kann man sich der Strömung freuen, die ihr mehr, als es früher der Fall war, zur Anerkennung verholfen hat, und der Überzeugung sein, daß ihr Ansehen jetzt fest genug gegründet ist, um auch einem plötzlichen Modewechsel in der Lyrik noch auf lange Zeit hinaus zu trotzen.

Am Turme

Von Annette von Droste-Hülshoff

Ich steh' auf hohem Balkone am Turm,
Umstrichen vom schreienden Stare,
Und laß gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch
Und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht' ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallenen Wald
Das Walroß, die lustige Beute!

Und drüben seh' ich einen Wimpel wehn
So keck wie eine Standarte,
Seh' auf und nieder den Kiel sich drehn
Von meiner luftigen Warte;
O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöwe streifen.

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

Volksunterhaltung

Von Paul Matzdorf-Cöthen (Mark)

Wer heute mit der Absicht durch die deutschen Lande pilgert, um das Volk beim Spiel und Festefeiern zu belauschen, den wird bald die Langeweile, das „Angeödetsein" heimtreiben. Beim Studium der alten Chroniken, der Reisebriefe bis vor fünfzig Jahren wird es ihm zum Bewußtsein kommen, daß unsere Volksgemeinschaft unter dem Einfluß eines materialistischen Zeitgeistes reiche Schätze achtlos über Bord geworfen hat.

Wo sind die sinnigen, gemütvollen Gesellschaftsspiele, die schönen Reigentänze, die anmutigen Bewegungsspiele auf dem Dorfanger, wo die ergreifenden Passions- und Krippenspiele, die übermütigen Fastnachtsspiele hingekommen?

Wir sind reich geworden an Wissen und Nationalvermögen und arm an echten Volksfreuden. Unsere Volksunterhaltung ist durchweg auf die Stufe niederer Sinnlichkeit herabgesunken. Überall liegt sie in den Banden des Alkohols, läuft sie in den öden Schranken der Vereinsmeierei, gähnt sie hinter dem Fächer und der hohlen Hand.

Sozialpolitiker, Volksfreunde aus allen Ständen bemühen sich jetzt, insonderheit das arbeitende Volk aus dem öden Geschwätz und dem Dunsthauche der Schankstube herauszuführen, Herz und Sinn für edlere Genüsse empfänglicher zu machen und einen Boden für gemeinsame Belehrung und Unterhaltung zu schaffen, der vor allem der heranwachsenden Jugend die „Köpfe hell und die Herzen warm" machen möchte.

Die auf die geistige und sittliche Hebung der breiten Volksmassen ausgehende Reform der Volksunterhaltung hat in einzelnen Teilen unseres Vaterlandes, z. B. in Oberschlesien, schon bestimmte Gestalt angenommen.

Dort wird unter der Direktion des bekannten Oberregierungsrats Dr. Küster von einer Zentralstelle (Oppeln) aus Rat und Hilfe in allen Volksunterhaltungsfragen gewährt. An tausend Vereine werden von hier aus mit guten Vortragsstoffen, Lichtbilderserien usw. versorgt.

Was hier bei einer zweisprachigen, gemischt konfessionellen, vorwiegend industriellen Bevölkerung möglich geworden ist, sollte in den Provinzen mit weniger schwierigen Verhältnissen nicht unmöglich sein!

Die Erziehung zur Wehrhaftigkeit und sittlichen Ertüchtigung darf nicht erst mit dem Eintritt ins Militär beginnen, sondern muß vor allen Dingen die gefährliche Lücke zwischen „vierzehn und achtzehn" schließen.

Erfreulich ist der Aufschwung des Jugendspiels im Freien, die Förderung des Turnwesens in Stadt und Land dank des lebhaften Interesses der staatlichen und städtischen Behörden.

Mit der Einrichtung öffentlicher Spielplätze in den Städten sollte auch der ehemals für die Volksunterhaltung so bedeutsame „Dorfanger" wieder zu seinem Rechte gelangen.

Sehr wünschenswert, nein notwendig ist die Erhaltung unserer volkstümlichen Bewegungsspiele. Sie geben dem jugendlichen Geiste die nötige Bewegungsfreiheit

und dürfen durchaus nicht von den in starre Regeln eingezwängten ausländischen Spielen verdrängt werden. Das Jugendspiel der höheren Stände steht in Gefahr, ganz in Engländertum und Sportfexerei auszuarten.

Von günstigstem Einfluß auf die Veredlung des Volksgemüts sind Rudern und Wandern. Schülerwanderungen unter Leitung natur- und volkliebender Lehrerpersönlichkeiten sollten noch viel mehr in allen Schulen das „Wortwissen" zum Schauen, zum „Erleben" umprägen.

Wenn wir eins vom Auslande, besonders von England, übernehmen wollten, dann müßte es die allgemeine Anteilnahme, das Mittun der Erwachsenen an Jugendspiel und Sport sein. Bei uns dünkt sich jedes Bürschlein, das auf eine bestimmte Bildungsstufe gelangt ist, schon zu „verständig" zum Spiel. Wer sich für zu „alt" zum Mitspielen hält, dem fehlt eben nur der Wille, jung zu bleiben. Diese verjüngende Kraft des Spiels tut insonderheit unserer Lehrerschaft bitter not.

Selbst in dem für die Volksunterhaltung so bedeutsamen Bibliothekswesen sind wir gegen Amerika und England im Rückstande. Dort steht den weniger als bei uns „geschulten" Volksgenossen in jedem Orte eine Volksbibliothek mit Leseraum zur Verfügung. Diese meist durch private Opferwilligkeit geschaffene Einrichtung schließt dem Strebsamen, dem Wissensdurstigen das Reich des Geistes auf, gibt ihm die Möglichkeit, sich selbst weiterzubilden.

In neuester Zeit sind auf dem Gebiete der Volksunterhaltung besonders die „Eltern- und Volksunterhaltungsabende" hervorgetreten. Während die ersteren besonders den Zweck verfolgen, das Elternhaus mit der Schularbeit in Verbindung zu bringen und das Hand-in-Hand-Gehen der Erzieher herbeizuführen, wollen die letzteren mehr die Unterhaltung pflegen. Am besten treten beide im Wechsel auf.

Die Volksunterhaltungsabende vereinigen alle Altersstufen und Stände eines Ortes und sind geeignet, eine Reform der Volksunterhaltung herbeizuführen. Sie können von außerordentlicher Bedeutung für die Höherentwicklung unseres Volkes werden und verdienen deshalb die Aufmerksamkeit aller Behörden und Volksfreunde.

Bisher standen diese Abende noch unter der zerstreuenden Devise des „Vielerlei". Es kommt zunächst darauf an, ihnen eine „einheitliche" Grundstimmung, in die sich alle Einzeldarbietungen einzufügen haben, zu geben.

Bei religiösen und patriotischen Feiern (Weihnachtsfest, Kaisersgeburtstag usw.) ist diese Grundstimmung gegeben; aber auch sonst läßt sich jedem Volksabend eine eigene Idee unterlegen, z. B. das deutsche Lied, das Märchen, der Wald, die Freiheitskriege, das Licht.

Vorträge, Deklamationen, szenische Vorführungen, Gesänge, Lichtbilder können diesem gemeinsamen Gedanken wechselvolle, interessante Ausprägung geben und eine gehaltvolle Sammlung, ein Sichbesinnen auf das Echte, Schöne herbeiführen.

Überall bemerkt man, wie so geleitete Volksunterhaltungsabende sich zu einer ständigen Einrichtung für die Wintermonate eingeführt haben. (S. „Volksunterhaltungsabende" bei A. Strauch, Leipzig. 1,50 Mark.)

Besonders empfänglich ist das Volk für Gesang und Musik. Für lange belehrende Vorträge ist an diesen Abenden keine Neigung vorhanden. Kurze Ansprachen und Vorträge über allgemein interessierende Dinge, besonders wenn sie durch Lichtbilder illustriert werden, tragen der Sehnsucht nach fernen Ländern,

dem Wissensdurst, dem Bildungshunger auf den verschiedensten Gebieten am besten Rechnung.

Deklamationen wirken auf die Dauer leicht ermüdend, dagegen bringt das Volk in allen Schichten und Altersstufen dem Theater außerordentliches Interesse entgegen. Überraschend ist die häufige dramatische Begabung selbst in den untersten Volksschichten.

Ein ausdrucksvolles, natürliches Mienen- und Gestenspiel, verbunden mit einem begeisterten Hineinleben in die Rollen, läßt über manche Unbeholfenheit hinwegsehen, ja das schlichte Spiel seiner Mitbürger steht dem einfachen Manne des Volkes näher als das von der Natur schon oft recht weit entfernte Spiel der Berufsschauspieler.

Gewöhnlich bilden szenische Darbietungen den Höhepunkt, den Schluß der Volksunterhaltungsabende. Man sollte dem starken Drang zur dramatischen Betätigung, wie er sich im Vereinsleben zeigt, um so mehr in den Volksabenden Raum geben, als ja gut neun Zehntel des Volkes bisher vom Besuch eines „guten" Theaters ausgeschlossen waren. Selbst Klein- und Mittelstädte mußten sich bisher noch mit sehr zweifelhaft zusammengesetzten Wandertrupps begnügen. Dazu kommt ein Spielstoff, der meist ganz auf den sensationellen Geschmack des Großstädters zugeschnitten ist. Noch fehlt es an Spielstoff von volkserzieherischem Wert für die Volksbühne; aber man beobachtet doch, wie die banalen Schundstücke der Theaterstückfabriken jetzt mehr und mehr zurückgedrängt werden durch gute Nachweise volkstümlicher Stoffe, wie sie der Dürerbund, der Verein für Wohlfahrtspflege auf dem Lande, der „Ratgeber der Jugend- und Volksbühne" (Leipzig, A. Strauch) herausgeben.

Vortrefflich haben sich in den Volksunterhaltungsabenden szenische Vorführungen (besonders Märchen) der Jugend eingeführt. Die Kleinen zeigen eine ganz besondere Freude am Verwandeln und Darstellen, und die Eltern begleiten ihre Vorführungen mit großer Teilnahme. Diese Jugendbühne kann die Volksbühne wirksam vorbereiten, wenn taktvolle Volkserzieher sich ihrer Leitung annehmen.

Hier ist ein Neuland für die führenden Intelligenzen aller Stände.

Der unserem Volke so unheilvollen Zersplitterung durch zahlreiche politische und Interessenvereinigungen könnte sehr wohl in den „Volksunterhaltungsabenden" ein Gegengewicht erstehen, wenn es gelingt, alle Vereine und Parteigruppen zum gemeinsamen, einigen Mitwirken am „Volksabende" heranzuziehen. Nicht das „Trennende", sondern das „Gemeinsame" soll in ihnen liebevolle Pflege erhalten.

Eine wesentliche Steigerung der Gesamtleistungen würde aus diesem edlen Wettstreit hervorgehen, wenn der Grundsatz: Für das Volk ist das Beste gerade gut genug! aller Volksunterhaltung vorangestellt würde.

Auf jeden Fall wird dieses Eintreten der Vereine für eine gemeinsame, groß angelegte Volksunterhaltung sie selbst aus der Enge ihrer bisherigen Tätigkeit herausführen, sie für das Gemeinwohl empfänglicher, opferwilliger machen. Es kommt alles darauf an, daß sich in Stadt und Land herzenswarme Volksfreunde finden, die sich das Ziel setzen, unserem Volke wieder „echte" Lebensfreuden zu vermitteln.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Theater

Alfred Freiherr v. Berger: Meine Hamburgische Dramaturgie. Wien, Reisser, 1910.

Unbesorgt! Das Buch ist weit besser als sein Titel, der einen Maßstab darzureichen scheint, für den weder Inhalt noch Form langt. Auch stimmt er nicht: ein Sammelsurium von Aufsätzen des verschiedensten Charakters, gänzlich unverbunden und durch ganz persönliche kleine Dichtungen aufgefrischt, heißt keine „Dramaturgie". „Hamburgisch" ist wohl der größte Teil, aber gar vieles bezieht sich völlig aufs Burgtheater, nur „Mein" darf es sich in seiner völlig subjektiven Färbung wohl nennen. In jeder Richtung steht der Verfasser als ein „Janus bifrons" da; Hamburg schreibt sich's und Burgtheater wird's ausgesprochen, von der Gegenwart wird geredet und die Schatten der Vergangenheit stellen sich immer drohend vor dieselbe. Ein Mann sagt es, der sich voll Enthusiasmus, den er oft schön dem Leser mitzuteilen weiß, der Bühne zuschwört und alle Seligkeit auf ihr schaffend empfindet, der aber doch wieder im Märchentone von dem Knaben plaudert, dessen Sehnsucht das Theater mehr abgefunden als gestillt hat und das ihm nur Surrogat für höhere Ziele geworden. Zwiespältig unentschieden ist auch das Buch als Ganzes, wenn man es so betrachten darf, geworden: zum größten Teile ist es gedruckte Rede, gesprochenes Wort. Das gibt den Reiz des Unmittelbaren, den impulsiven, mitreißenden Ton, aber es verschuldet auch starke Wiederholungen, langatmigen und unkorrekten Periodenbau, flüchtige Behandlung wichtiger, ermüdende Ausführung unwesentlicher Details. Manche Partien wieder geraten pedantisch, schwerfällig im Ausdruck. Allzu Populäres, das von der Kunst des Sprechers, alte Wahrheiten in neue Sätze zu kleiden, ausreichendsten Gebrauch macht, so namentlich in Inhaltsangaben und Analysen, wird von streng fachwissenschaftlichen und technischen Betrachtungen, die sich bei all ihrer Feinheit als nicht genügend konzentriert erweisen, abgelöst. Man wird oft angezogen, oft abgestoßen; glücklicherweise ist die Kraft der Anziehung die stärkere und am stärksten wohl da, wo der Widerspruch herausgefordert wird.

Ein „Janus bifrons" ist auch der Dramaturg selbst. Er ist ein glänzender Beleber der großen Vergangenheit. Die trefflichen Beiträge zur Szenierung des „Hamlet", die dadurch nichts an ihrem Werte verlieren, daß die Grundlage schon in Immermanns Vorschlägen ruht, die wirklich poesievolle Herausholung der Märchenstimmung des „Lear" leiten würdig die wertvollste Partie des Buches, die in wärmstem Tone die Rechte Hebbels auf unsere Bühne verkünden und ihn geradezu als „Erzieher" für Schauspieler und Dramaturgen feiern, ein. Wo es gilt, mit Geist und nachschaffender Phantasie große Dramen für moderne Bühnentechnik klar zu legen, da stellt Berger seinen Mann wie kaum ein anderer. Dagegen wird es wohl schwer, ihm Gefolgschaft zu leisten, wenn er einen geistigen Zusammenhang zwischen Nathan und Shylock fast paradox herausklügelt. Die Toten leben, wenigstens in seinem Worte, die Lebenden aber sterben. Berger ist ein Zögling Laubes, aus seinem Burgtheater hervorgegangen, in seiner Schule zum Hüter der Rede erwachsen, deren Bedeutung für die Schauspielkunst er gewiß richtig, aber mit eben so scharfer Einseitigkeit wie sein Meister verkündet. Aber Schauspieler ist mehr als Sprecher, und das kommt bei seinen oft glänzenden Darlegungen über das Memorieren des Bühnenkünstlers — leider nur wieder mehrmals fast mit den nämlichen Worten gebracht — nicht ganz zur Geltung. Und spricht er Laube den Satz nach, daß auf der Probe für den Regisseur jedes Drama ein Meisterwerk sein soll, noch weniger als für den Schauspieler der Gegenwart, wo

sogar Kainz ein ablehnendes Diktum erhält, hat er den gerade für den Dramaturgen notwendigen Sinn für das Drama der Gegenwart; was er über Ibsen sagt, klingt schon gezwungen, seine deutsche Schule wird in ein „literarisches Massengrab" bestattet. Der Dramaturg hat sich zum Worte gemeldet, der Ästhetiker hat es erhalten — wieder ein Zwiespalt, über den der Verfasser ebensowenig hinwegkommt wie der Leser. Vom Dramaturgen erwarte ich die Frage, ob man in hundert Jahren den Gedenktag irgendeines unserer modernen Stücke feiern werde, weder aufgeworfen noch beantwortet. Dafür mag man seine reine Freude an den Beobachtungen über den Dekorationsunfug, an den kurzen Bemerkungen über schauspielerische Schöpfungen des Burgtheaters haben. Wenn er aber mit verklausulierter Dialektik die Darstellung des Clavigo durch Treßler rechtfertigt und in einschränkenden Sätzen wieder preisgibt, fühlt man sich an den ebenso bedenklichen Shylock-Aufsatz gemahnt. Genug Fesselndes bleibt über für den Theoretiker wie den Praktiker; der letztere allerdings wird geneigt sein, das öfter wiederholte Wort: „Kunst ist Tat" nachdenklich nachzusprechen.

Prof. Dr. Alexander v. Weilen-Wien

Bildende Kunst

Kunst und Kaufmann. Die Entwicklung der Industrie brachte es mit sich, daß das geschmackliche Niveau nicht gleichen Schritt halten konnte. Früher, als Handwerker und Künstler noch eins waren, war es selbstverständlich, daß der Verfertiger einer Ware ihr auch eine Form, eine Erscheinung gab, die mit der künstlerischen Anschauung, dem Geschmack seiner Zeit übereinstimmte. Dann aber wurden diese beiden Kräfte so weit voneinander getrennt, daß ein gedeihliches Zusammenwirken unmöglich war. Glücklicherweise setzte vor nicht langer Zeit eine große, nachhaltige Bewegung ein, die darauf abzielte, mit der Industrie wieder das künstlerische Element zu verbinden, ihre Erzeugnisse sowohl sachlich gediegen als auch geschmacklich einwandfrei zu machen und somit, indem alle Dinge des Alltags eine neue, ausdrucksvolle Form erhalten sollten, Schönheit in das Leben der Gegenwart zu tragen.

Die Industrie merkte bald, daß ihr in den Künstlern ein starker Beistand erwachsen war, die Qualität ihrer Produkte zu steigern und somit im Wetteifer mit der Konkurrenz sich erfolgreich zu behaupten. Es würde hier zu weit führen, alle die Beispiele aufzuzählen, die als Beweis dafür dienen könnten, daß ganze Erwerbszweige sich aus ungünstiger Lage wieder emporgeschwungen haben, als sie im Sinne dieser neuzeitlichen Bewegung unter künstlerischer Mitarbeit mit Hilfe eines künstlerischen Beirats zu arbeiten begannen.

Die einwandfreie Ware ist für sich die beste Reklame. Die Qualitätssteigerung, die Geschmackserneuerung haben so durchgreifend gewirkt, daß wir den Einfluß überall spüren; bis zu den kleinsten Dingen macht sich diese Reform bemerkbar, sei es in den Druckerzeugnissen, in der Reklame, in Plakaten und Prospekten, oder auch in der Art, wie die Waren zur Darstellung, zur Auslage gebracht werden. Industrie und Kunst sind aufeinander angewiesen. Der Künstler schafft im tiefsten Sinne Einzelwerte, der Sinn der Industrie ist, Allgemeinwerte zu schaffen. Die Industrie bedient sich des Künstlers, um dieser Aufgabe zu genügen, dafür gibt sie ihm neue Möglichkeiten der Technik, neue Wege der Gestaltung. Sie ist die große Durchgangsstation, durch die moderne Anschauungen, in künstlerische Form gebracht, weiten Kreisen bekannt und zugänglich gemacht werden, die dadurch oft erst Kenntnis erhalten von dem neuen Wollen und Wirken.

Nicht nur der Künstler ist über diese Kulturtendenz, die die Industrie zur Qualitätsarbeit drängt, unterrichtet, auch das Publikum weiß jetzt besser als in früherer Zeit Bescheid, es hat kennen gelernt, was gute und schlechte Arbeit, was guter und schlechter Geschmack ist, so daß nicht mehr die Entschuldigung gilt: „Das Publikum will es so, das Publikum verlangt es so." Das Publikum hat den Instinkt für die gute Ware, und die Industrien, die diesen Regungen entgegenkommen, haben vollbegründete Aussicht, sich ihren Abnehmerkreis zu sichern, ihn zu vergrößern, da in Zeitungen und Zeitschriften für diese Ideen eingetreten wird und auch die offizielle Unterstützung ihnen jetzt in immer größerem Maßstabe zuteil wird.

Nun geht man auch daran, den Vermittler zwischen Industrie und Publikum, den Kaufmann, über diese Bestrebungen aufzuklären, damit er fähig sei, dem Käufer oder der Käuferin mit seinem Rat wirklich zur Hand zu gehen. Das Kapitel „Kunst und Kaufmann" wird in den Großstädten lebhaft erörtert; die Zentralverbände der Industriellen beraten über Mittel und Wege dieser Ausbildung, deren Notwendigkeit sich immer dringlicher herausstellt. Nicht nur theoretische Erwägungen führen zu diesen Ergebnissen, die Wege der Praxis gehen dem gleichen Ziele zu. Wenn wir zurückblicken auf die großen Kunstgewerbe-Ausstellungen, die in Dresden, in Darmstadt, in München stattfanden, wird uns deutlich, daß hier überall das einmütige Zusammenarbeiten von Künstlern und Industriellen bemerkbar wurde, von der umfassenden Raumkunst an bis zum kleinen kunstgewerblichen Gegenstand. Eine Zentrale für diese Bewegung ist im Deutschen Werkbund geschaffen, dem Künstler wie Industrielle angehören. Er wurde in München bei Gelegenheit der Ausstellung 1908 gegründet. Sein klar ausgesprochener Zweck ist: Künstler und Firmen zusammenzuführen, Kunst und Industrie zu verbinden.

Ihm ist das „Museum für Kunst im Handel und Gewerbe" angegliedert, eine Schöpfung von Karl Ernst Osthaus in Hagen in Westfalen. Mitten im Industriebezirk Deutschlands gelegen, verkündet es unter dem Lärm der Maschinen, dem Dunst der rauchenden Schlote die Lehre, daß die Kunst an dieser Arbeit ihren Anteil haben will und sich nicht scheut, mitten in das Leben des Alltags sich zu begeben. An dieser Stelle wird alles gesammelt, was den Stempel der neuen Qualitätsarbeit trägt, und mannigfache, von hier aus vermittelte Ausstellungen in vielen Städten haben fruchtbare Anregungen in die verschiedensten Gegenden Deutschlands gebracht.

Ernst Schur-Gr.-Lichterfelde

Bildungsfragen

Monumenta Germaniae Paedagogica. Uns liegen vier Bände dieses von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegebenen Sammelwerks vor. Die Bände XLIV und XLV (1909) umfassen den zweiten und dritten Teil der Ergebnisse von Schnells historischen Forschungen auf dem Gebiet des Unterrichtswesens der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz. Bd. XLIV enthält Urkunden und Akten aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, Bd. XLV bietet einen interessanten Überblick über die Entwicklung des Unterrichtswesens von seinen Anfängen bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Bd. XLVI (1910) stellt den ersten Teil eines dreibändigen Werks von Paul Schwartz dar, das die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium (1787 bis 1806) und das Abiturientenexamen behandelt. Das Material hat Schwartz den im geheimen Staatsarchiv in Berlin befindlichen Akten des Oberschulkollegiums entnommen und es zu einem Bilde jener mannigfach bewegten Zeit vom Beginn der französischen Revolution bis zum Zusammenbruch des preußischen Staates gestaltet, das nicht nur Fachleute, sondern jeden, der an kulturgeschichtlichen Schilderungen Freude hat, fesseln dürfte. Sehr lesenswert ist z. B. die Schilderung der Gelehrtenschulen im Jahre 1788 und die Vorgeschichte des Abiturientenexamens, dessen Einführung durch den Wunsch der Universitäten nach einer gründlicheren Vorbildung der Studierenden veranlaßt wurde. Die Reform der Lehrpläne und die Einführung eines einheitlichen Lehrplans für sämtliche höheren Schulen hätte bessere Dienste geleistet. Hätte man hiermit begonnen, sagt Schwartz, so wäre das Abiturientenexamen sicher nicht eingeführt worden. In dem vorliegenden Bande finden die Schulzustände von Ost-, West-, Süd- und Neuostpreußen und Schlesien spezielle Berücksichtigung. Auch Bd. XLVII (1910) bedeutet nur den ersten Teil eines auf zwei Bände berechneten, von K. Reissinger herrührenden Werks, das die humanistischen Schulen im Gebiet der bayerischen Pfalz behandelt. Reissinger gibt hier eine historische Einleitung, in der sowohl die geistlichen als auch die weltlichen Schulen zu ihrem Rechte kommen, und teilt Dokumente der bischöflichen Schulen in Speyer mit. Daß in diesem wie in jedem Bande der „Monumenta Germaniae Paedagogica" außerordentlich wertvolles und sorgfältig gesichtetes Quellenmaterial zusammengetragen und verarbeitet ist, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. K.

Reichsspiegel

(Vom 27. März bis 2. April)

Innere Politik

Der Abrüstungsgedanke — Polenpolitik — Delbrücks Standpunkt

Der Herr Reichskanzler hat am Donnerstag, den 30. März, im Reichstag eine Rede über Dinge der internationalen Politik gehalten, die in erfreulichem Gegensatz zu der weichen Art steht, mit der er nationale Fragen in der inneren Politik sonst zu behandeln pflegt. Herr v. Bethmann Hollweg hat in glücklicher Weise den Freunden der allgemeinen Abrüstung noch einmal die wichtigsten Gründe vorgehalten, die ihre Idee als eine Utopie erscheinen lassen. Den Anlaß zu seinen Ausführungen bildeten eine Resolution der Sozialdemokraten, die den Herrn Reichskanzler ersucht, „eine internationale Verständigung über die allgemeine Einschränkung der Rüstungen . . . herbeizuführen" und eine später angenommene Resolution der Fortschrittlichen Volkspartei, die seitens der deutschen Regierung „Bereitwilligkeit" fordert, „in gemeinsame Verhandlungen mit anderen Großmächten einzutreten, sobald von einer Großmacht Vorschläge über eine gleichzeitige und gleichmäßige Begrenzung der Rüstungsausgaben gemacht werden". Herr v. Bethmann schloß seine Ausführungen: „Zur Friedfertigkeit gehört Stärke. Es gilt noch immer der alte Satz, daß der Schwache eine Beute des Stärkeren wird. Will oder kann ein Volk für seine Rüstung nicht mehr so viel ausgeben, daß es sich in der Welt durchsetzen kann, dann rückt es eben in das zweite Glied, dann sinkt es in die Rolle des Statisten zurück. Es wird immer ein anderer, ein Stärkerer da sein, der bereit ist, seinen Platz in der Welt einzunehmen. Wir Deutsche in unserer exponierten Lage sind vor allem darauf angewiesen, dieser rauhen Wirklichkeit unerschrocken ins Gesicht zu sehen. Nur dann werden wir uns den Frieden und unsere Existenz erhalten."

Es wäre sehr zu wünschen, wenn der Herr Reichskanzler diesen Standpunkt auch in der inneren Politik zur Geltung bringen wollte, z. B. in der Behandlung der Polenfrage. Durch die deutschen Lande geht wegen der Weiterentwicklung der Ostmarkenpolitik eine tiefe Beunruhigung. Der preußische Minister des Innern hat am 28. März im Herrenhause ausgeführt, die Regierung werde das Enteignungsgesetz vom Jahre 1908 dann anwenden, wenn sie es für notwendig hielte; einstweilen läge kein Anlaß dazu vor. Die nationalen Parteien sind mit solcher Auskunft nicht zufrieden. Sie stehen auf dem Standpunkt, daß der Augenblick zur Enteignung gekommen sei. Der Ostmarkenverein ruft seine Mitglieder zu Protesten auf, und die konservativen Parteien veröffentlichen entsprechende Resolutionen. Doch die Regierung rührt sich nicht. Unterdes zerfällt ein Werk, das vor noch gar nicht langer Zeit vom Regierungstische aus als allein wirksame Schutzwehr gegen den slawischen Einbruch bezeichnet wurde. Zahlreiche Beamte der Ansiedlungskommission werden entlassen, und die bleibenden ärgern ihre Mitmenschen mit kleinlichen Quängeleien, weil sie sonst nichts zu tun haben. Der Landmangel

ist so groß, daß selbst Söhne von Ansiedlern, die in der Ostmark Land zu erwerben trachten, zur Abwanderung gezwungen werden, gar nicht zu reden von den hunderten Kauflustigen, die aus dem Westen kommend abgewiesen werden müssen. Warum wird das Ansiedlungswerk nicht fortgesetzt? Zwei Antworten gibt es darauf nur: entweder sieht die preußische Regierung in den Polen keine Gefahr mehr für den Bestand des Staates, oder sie erklärt den Zusammenbruch, das Fiasko des Siedlungswerkes. Hans Delbrück, der Berliner Historiker und Wortführer der Opposition gegen eine aktive Polenpolitik, erklärte das Ansiedlungswerk am 14. März d. Js. im Tag für bankrott. Eine Begründung für seine Auffassung gibt er aber nicht, sondern begnügt sich mit der Wiederholung seiner alten Anklagen gegen den „Hakatismus". Herr Delbrück hat auch sonst eine eigenartige Auffassung von den Zielen der deutschen Ostmarkenpolitik. „... Die ursprüngliche Idee war", so schreibt er, „eine sich in mäßigen Grenzen haltende Verstärkung des Deutschtums. Das Gesetz stellte ja nicht mehr als hundert Millionen Mark zur Verfügung. Erst als man sah, daß damit nichts auszurichten war, wurde der Plan durch immer neue Bewilligungen erweitert, aber immer mit der Idee, daß einmal Schluß gemacht werde. Dieser Zeitpunkt ist jetzt in Aussicht, und die Enttäuschung besteht deshalb nicht sowohl darin, daß endlich das Ende erreicht ist, als darin, daß der ungeheure Aufwand nicht nur nichts genützt, sondern sogar dem Polentum mehr Vorteil gebracht hat als dem Deutschtum." Die letzte Behauptung entspricht nicht ganz den Tatsachen. Ich kenne die Ostmark aus eigener Anschauung seit mehr als zwanzig Jahren und habe den dem Delbrückschen entgegengesetzten Eindruck im Jahre 1908 in den Grenzboten ausführlich geschildert und begründet; ich habe auch die Ursachen erwähnt, weshalb eine Erstarkung des Polentums sich trotz dessen tatsächlichen Rückganges bemerkbar macht. Eine Stärkung des Polentums ist in Wirklichkeit nur eingetreten in den Städten, weil die Entwicklung der deutschen Wirtschaft im engen Zusammenhange mit der deutschen Sozialpolitik und der polnischen Nüchternheit und Sparsamkeit die Bildung eines städtischen Mittelstandes von unten herauf besonders begünstigt. Zugegeben sei auch, daß das Geld der Ansiedlungskommission die angedeutete Entwicklung noch befruchtet hat. Aber das Kolonisationswerk wird dadurch weder aufgehalten noch beeinträchtigt. Im Gegenteil, die gute wirtschaftliche Entwicklung der Städte sichert den Kolonisten kaufkräftige Abnehmer für ihre Erzeugnisse. Da aber die Städte der Ostmark zumeist ohne Industrie sind, also der Handel auf die landwirtschaftlichen Produkte angewiesen ist, so ist anzunehmen, daß die Städte sich um so schneller in deutsche Siedlungen umwandeln werden, je größer die Zahl der deutschen Produzenten wird. Dazu gehört aber Zeit und sorgfältige Ausnutzung aller sich bietenden Gelegenheiten. Nicht von der Kolonisation ablassen, sondern sie fördern mit allen der Regierung zur Verfügung gestellten Mitteln, das ist die Lehre, die wir aus der bisherigen Entwicklung des Ansiedlungswerkes ziehen.

Welche Gründe für die Regierung maßgebend sind, das Kolonisationswerk im Stiche zu lassen, entzieht sich unserer Kenntnis. Anscheinend stehen wir wieder am Anfang einer Versöhnungsära, möglich ist aber auch, daß die Verlangsamung des Tempos in der Kolonisation einen Teil des allgemeinen Beruhigungsprogramms des Reichskanzlers bilden soll. Wie bekannt, will Herr v. Bethmann alles vermeiden, was irgendwie Unruhe ins Land tragen könnte. Dazu aber gehört auch die Anwendung des Enteignungsgesetzes. Ob das Ziel auf diesem Wege zu erreichen ist, darf füglich bezweifelt werden. Dagegen darf mit Sicherheit angenommen werden, daß das Vertrauen in die Regierung ebenso wie in die Parlamente erheblich leidet. Wenn man sich erinnert, mit welchem Aufwande von Kraft die preußische Regierung vor drei Jahren die Annahme des Enteignungsgesetzes im preußischen Herrenhause durchdrückte, wie damals die größten Leuchten der Wissenschaft angezündet wurden, um dem Volk die Bedeutung des Gesetzes recht klar zu machen, dann muß man man sich fragen, auf Grund welcher Erfahrungen das Gesetz heute schon nicht mehr notwendig sein soll. Die Unruhe verschwindet nicht nur nicht, sondern wird lediglich in weitere Kreise getragen. Wer die Errungenschaften der letzten Jahre nicht preisgeben will, wird sich notgedrungen noch fester als bisher an den Ostmarkenverein klammern und mit dessen Hilfe zu retten suchen, was noch zu retten ist. G. Cl.

Bank und Geld

Generalversammlungen der Großbanken — Autokratie in Banken und Industrie — Neue Freundschaft zwischen Handelsgesellschaft und Dresdner Bank — Kaligesetz und Überproduktion — Propagandagelder — Kohlensyndikat und Kohlenhandel — Braunkohlensyndikat — Spekulation in Kassa-Industriewerten

Der Monat März pflegt in den Generalversammlungen unserer Großbanken gewöhnlich den Epilog auf das vorangegangene Geschäftsjahr zu bringen. In der Regel ist freilich das Ergebnis der Verhandlungen nicht besonders reichhaltig. Die Aktionäre bleiben in der Mehrzahl fern, die Verwaltungen sind unter sich, und nur hier und da wird auf die Anfrage eines wißbegierigen Aktienbesitzers das eine oder andere Thema erörtert, über das die Verwaltung eine Erklärung abzugeben wünscht. Es handelt sich also bei diesen Anfragen meist um bestellte Arbeit. Von diesem üblichen Bild der Generalversammlungen lassen sich in diesem Jahre einige Abweichungen feststellen. Es sind auf ihnen Fragen angeschnitten worden, an deren Beantwortung auch die größere Öffentlichkeit ein erhebliches Interesse hat.

Daß die Verwaltung der Berliner Handelsgesellschaft wegen der Aufsehen erregenden Vorkommnisse des Geschäftsjahres — insbesondere wegen der Beteiligung der Bank am Konkurs der Niederdeutschen Bank und wegen des Zerwürfnisses mit dem Konzern Friedländer-Fuld — interpelliert werden würde, war vorauszusehen. Diese Interpellation ist tatsächlich erfolgt und zwar in einer so scharfen

Form, daß sie sich zu einem lebhaften Angriff gegen das autokratische System Fürstenbergs gestaltete. In der Sache hatte der Interpellant zweifelsohne recht. Daß in der Handelsgesellschaft das System einer unbeschränkten Autokratie herrscht, ist ein öffentliches Geheimnis. Auch bei anderen Gesellschaften, nicht nur bei Banken, kehrt die Erscheinung wieder, daß eine einzelne Persönlichkeit einen alles überwiegenden Einfluß besitzt. Die Stellung Rathenaus in der A. E. G., Gutmanns in der Dresdner Bank oder, — si parva licet componere magnis, — Sterns in der Nationalbank ist sicher nicht weniger selbstherrlich als die Fürstenbergs in der Handelsgesellschaft. Diese Erscheinung ist leicht erklärlich; es handelt sich um Männer von großer geschäftlicher Energie, denen das Hauptverdienst an dem Aufblühen der von ihnen geleiteten Unternehmungen zufällt. Kann es da wundernehmen, wenn solche Naturen bestrebt sind, die Zügel in der Hand zu behalten und sich ihre Mitarbeiter auch nach dem Gesichtspunkte auszuwählen, in ihnen gefügige, stets bereite Werkzeuge für die Durchsetzung ihrer Pläne zu sichern? Bleibt doch auf diese Weise nach außen hin das geschäftliche Renommee untrennbar mit ihrer Person verknüpft, während ihnen zugleich — allerdings nicht in breitester Öffentlichkeit — der Löwenanteil der Gewinnbeteiligung zufließt. Dieses System der Alleinherrschaft birgt große Gefahren in sich. Handelt es sich doch um Gesellschaften mit einem eigenen Kapital von mehreren hundert Millionen Mark und fremden Geldern, die das Vielfache dieser Summe darstellen. An der Leitung solcher Riesenbetriebe ist die Öffentlichkeit in höchstem Maße interessiert, und es geht nicht an, jene gleichsam auf zwei Augen zu stellen. Schon die Notwendigkeit, für einen Nachwuchs zu sorgen, müßte dazu führen, die Verwaltung zu einer wahrhaft kollegialen zu gestalten, womit freilich nicht gesagt werden soll, daß es notwendig immer die Söhne oder Vettern sein müssen, die diesen Nachwuchs bilden.

Diese geistige Verwandtschaft in der Leitung der Dresdner Bank und der Berliner Handelsgesellschaft mag das ihrige dazu beigetragen haben, zwischen den ehemals so feindlichen Brüdern neue Freundschaftsbande zu knüpfen. Zwar hat die Dresdner Bank, die dieserhalb auf ihrer Generalversammlung um nähere Auskunft angegangen war, sich hierüber nicht weiter ausgelassen. Daß indessen mehr als freundschaftliche Beziehungen angeknüpft worden sind, wird der Öffentlichkeit gegenüber schon ausreichend durch den Pakt über die Depositenkassen dargetan. Das Fiasko der Interessengemeinschaft Dresden-Schaaffhausen dürfte wohl verhindern, daß auch diese neue Freundschaft wieder förmlich mit Brief und Siegel versehen wird. Getrennt marschieren und vereint schlagen wird die Devise sein, und dies für die Dresdnerin um so mehr, als sie — durch die erfolgte Kapitalserhöhung der Diskontogesellschaft wieder an die dritte Stelle unter den Großbanken gerückt — ihr Ideal, es der Deutschen Bank — nach außen hin — gleichzutun, aus eigener Kraft nicht erreichen kann.

Die Diskontogesellschaft hatte wegen der Kritik, die sie in ihrem Geschäftsbericht an dem Kaligesetz geübt hatte, Rede und Antwort zu stehen. Die Bank

glaubt, die Wirkung dieses Gesetzes abfällig beurteilen zu müssen, weil sie indirekt zu einer Überproduktion führen müsse. An dieser Tatsache selbst ist insoweit nicht zu zweifeln, als zu den achtundsechzig Werken, die bei Inkrafttreten des Kaligesetzes vorhanden waren, nach Ablauf der Karenzzeit noch etwa hundertdreißig neue hinzutreten werden. Man wird sich aber erinnern, daß der ursprüngliche Gesetzentwurf die Gefahr der Überproduktion beseitigen wollte und daß nur am Widerspruch der Parteien diese Absicht gescheitert ist. Nachdem nunmehr das Gesetz diese unvollkommene Gestalt erhalten hat, wird es sich also fragen, ob der Gefahr einer Überproduktion durch eine entsprechende Steigerung des Kaliabsatzes begegnet werden kann. Die Meinungen hierüber sind geteilt; immerhin hat schon das letzte Jahr eine Steigerung der Ausfuhr um etwa 34 Millionen Mark — einschließlich der außersyndikatlichen Verkäufe — gebracht, und auch die ersten drei Monate des laufenden Jahres weisen eine weitere Zunahme auf. Die Exportmöglichkeit ist, da es sich um ein natürliches Monopol Deutschlands handelt, nahezu unbegrenzt, und es wird daher hauptsächlich von der Propaganda abhängen, ob unserer Kaliindustrie neue Absatzgebiete in ausreichendem Maße erschlossen werden können. Die Aussichten hierfür sind günstige; gehört doch beispielsweise die Union, die am meisten Kalisalze aus Deutschland bezieht — etwa die Hälfte der Ausfuhrmenge —, noch zu den Ländern, deren relativer Verbrauch sehr gering ist und unter dem Durchschnitt steht. Die bedeutenden Summen, die das Kalisyndikat für die Propaganda ausgibt, werden und müssen daher ihre Früchte tragen. Bedauerlich ist nur, daß die Verwendung dieser Propagandagelder, eine rein wirtschaftliche Frage, kürzlich zum Gegenstand eines heftigen politischen Streites geworden ist. Man kann darüber verschiedener Meinung sein, ob die Zuwendung von Propagandageldern an den Bund der Landwirte politisch klug war oder nicht. Kein Zweifel aber ist, daß die Agitation der extremen Linken, die sich veranlaßt sah, deshalb die ganze Maßregel dieser Propandagelder anzugreifen und mit dem Namen von Kali-Schmiergeldern zu belegen, weit über das Ziel hinausschoß.

Es hat kürzlich Aufsehen erregt, daß die Firma Stinnes einen erheblichen Teil des Berliner Kohlenhandels ihren Interessen dienstbar zu machen verstanden hat, indem sie eine Anzahl bisher selbständiger Firmen zu einer größeren Aktiengesellschaft vereinte. Dieser Versuch, auf einen überwiegenden Teil des Berliner Kohlenhandels die Hand zu legen, hängt mit dem zunehmenden Verbrauch der englischen Kohle in den deutschen Großstädten zusammen. Während nämlich der Anteil der rheinisch-westfälischen Kohlenproduktion an der Versorgung der Städte in ständiger Abnahme begriffen ist, zeigt der Verbrauch englischer Kohle rasch wachsende Ziffern. Schon erreicht der letztere die volle Höhe des anteiligen Absatzes der schlesischen Kohle — nämlich 17 Prozent —, während der Anteil des Kohlensyndikats auf 29 Prozent herabgegangen ist. Es ist also erklärlich, wenn die rheinisch-westfälische Kohlenindustrie sich bemüht, das verlorene Terrain wiederzugewinnen; sie beansprucht zu diesem Zwecke sogar

die Hilfe des Staates, indem sie Ausnahmetarife fordert, um der billigeren Wasserfracht der englischen Kohle die Spitze bieten zu können. Bisher hat der Staat sich diesen Wünschen abhold gezeigt, wie denn das Bestreben der Eisenbahnverwaltung nach möglichster Steigerung der Einnahmeüberschüsse entsprechende verkehrspolitischen Erleichterungen entgegensteht. Immerhin wäre zu wünschen, daß es gelänge, auf anderem Wege die Konkurrenz der englischen Kohle aus dem Felde zu schlagen und damit dem gegenwärtigen irrationellen Zustande abzuhelfen, der uns nötigt, nahezu eine Viertelmilliarde Mark für Kohlen an das Ausland abzuführen, während wir selbst einen großen und ständig wachsenden Teil unserer Kohlenproduktion zur Ausfuhr verwenden. Die Lösung dieser Frage ist schwierig, weil das Mittel nicht in einer Herabsetzung des Inlandspreises gesucht werden darf. Trotz aller Angriffe, die man gegen die Exportpolitik des Kohlensyndikats gerichtet hat, muß man auf Grund der gemachten Erfahrungen den Gründen für die Aufrechterhaltung seines Systems beipflichten.

Die Erweiterung und Verlängerung des Niederlausitzer Brikettsyndikats, das nunmehr die gesamte Niederlausitzer Brikettindustrie umfaßt, bedeutet einen vielversprechenden Anfang für die Syndizierung des ganzen deutschen Braunkohlen-Brikettmarktes. Allerdings wird es zunächst darauf ankommen, ob es gelingt, das im Jahre 1914 ablaufende mitteldeutsche Braunkohlensyndikat zu verlängern und zu erweitern. Hier werden sich, soweit es den Anschluß von Outsidern angeht, noch sehr erhebliche Schwierigkeiten herausstellen; werden diese aber überwunden, so steht eine Abgrenzung der Interessengebiete unter den verschiedenen Syndikaten wohl in sicherer Aussicht. Dies ist von um so größerer Bedeutung, als die deutsche Braunkohlenindustrie sich in einem lebhaften Aufschwung befindet, welcher prozentual die Zunahme der Steinkohlenproduktion noch übersteigt.

Obwohl an der Börse sich in letzterer Zeit bemerkenswertere Tendenzverschiebungen nicht vollzogen haben, so verdient es doch Aufmerksamkeit, daß

Bücherliste

Luckenbach, Dr. H.: Kunst und Geschichte. Kleine Ausgabe. München, R. Oldenbourg. M. 2.60.

Ein Bilderatlas mit 350 Abbildungen aus der Kunst aller Zeiten und ausführlichem Text unter jeder Abbildung und 8 farbigen Tafeln. Der Verfasser ist Gymnasialdirektor und wendet sich an die Jugend. Dementsprechend widmet er den größten Teil aller Abbildungen der griechisch-römischen Kunst sowie der Kunst Deutschlands. Die Wahl der Abbildungen ist eine recht glückliche und der Text trotz seiner Kürze leicht verständlich und das Wesen einer jeden Epoche klar erfassend. Beim praktischen Gebrauche in Schulen müßten die etwas vernachlässigten Zeitabschnitte und Länder — italienische Renaissance, Spanien, Frankreich, moderne Kunst — vom Lehrer weiter ausgebaut werden, um zu verhindern, daß der Schüler eine falsche Wertschätzung fremder Kunst zuungunsten der deutschen gewinnt. Von den farbigen Tafeln ist besonders die Abbildung des Gemäldes von Zügel vorzüglich gelungen. M.

Bader, Karl: Hessische Sagen. 1. Reihe: Auswahl aus J. W. Wolfs Sammlung. (Hessische Volksbücher, Band 2.) Darmstadt, H. L. Schlapp.

Diehl, Wilhelm: Bilder aus der hessischen Vergangenheit. (Hessische Volksbücher, Band 3.) Darmstadt, H. L. Schlapp.

Gerstmeyer, Geh. Ober-Regierungsrat, und **Köbner**, Dr., Wirkl. Admiralitätsrat: Die deutsche Kolonial-Gesetzgebung. Berlin, Ernst S. Mittler & Sohn. M. 15.—.

Engert, Dr. Th.: Die Sünden der Päpste im Spiegel der Geschichte. 2. Band. Leipzig, Krüger & Co. M. 3.—.

Aus Natur und Geisteswelt. Pompeji, von F. v. Duhn. 2. Aufl. Nr. 114. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Deutsche Baukunst seit dem Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts von A. Matthaei. Griechische Weltanschauung von M. Wundt. Der Mensch der Urzeit. 2. Aufl. von A. Heilborn. Schulkämpfe der Gegenwart. 2. Aufl. von J. Tews. Moderne Erziehung in Haus und Schule von J. Tews. Großstadtpädagogik von J. Tews. Ritterromantik von B. Bedel.

Geller, Dr. jur. Franz: Deutsches Kolonialbeamtenrecht. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.—.

anscheinend das Privatpublikum in wachsendem Maße sich der Spekulation in Kassaindustriewerten zuwendet. Die sich hieraus ergebende Nachfrage hat bei der Eigentümlichkeit des Kassamarktes die Folge, daß sehr beträchtliche Kurssteigerungen in einzelnen Werten zu verzeichnen sind, die einer ausreichenden Grundlage entbehren. Dies ist insbesondere bei den Aktien von Maschinenfabriken und anderen Unternehmungen der Metallindustrie zu beobachten, wobei sicherlich der Umstand nicht ohne Einfluß war, daß einzelne dieser Gesellschaften, dem großen Publikum unerwartet, zu Kapitalserhöhungen schritten, die für die Aktionäre ungewöhnlich wertvolle Bezugsrechte zur Folge hatten, so bei Adler-Fahrradwerken und Kronprinz Metall. Begünstigt wird diese Spekulation durch den augenblicklich leichten Geldstand und die damit stets verknüpfte Bereitwilligkeit der Banken, für ihre Kunden in Vorlage zu treten. Man tut aber gut, sich vor Augen zu halten, daß spekulative Käufe bei derart gesteigerten Kursen ein erhebliches Risiko in sich bergen und daß schon eine leichte Versteifung des Geldmarktes genügt, eine zwangsweise Liquidation der in schwachen Händen befindlichen Engagements einzuleiten, ein Prozeß, der in der Regel mit beträchtlichem Verlust für den Verkäufer endet. Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 und 1/24—1/26 Uhr. — Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Soeben erscheint in unserm Verlage:

Botscharow

der Großkaufmann

Aus einer russischen Kleinstadt

Von **Alexander Andreas**

Preis M. 4.— geheftet, M. 5.— gebunden in Leinen

Unsre Leser werden in Herrn Botscharow einen alten Bekannten erkennen: er ist der „Vertreter der kaufmännischen Nation", den sie sicher mit vielem Vergnügen in dem kürzlich in den Grenzboten erschienenen Roman „Im Flecken" geschildert fanden. **Botscharow der Großkaufmann** ist die Buchausgabe von **Im Flecken**, allerdings etwas erweitert und mit einem neuen Schlußkapitel.

Das Buch bildet in seiner eleganten Ausstattung einen vornehmen Geschenkartikel. Bestellungen vermitteln alle Buchhandlungen.

Berlin SW. 11, Anfang April 1911 Verlag der Grenzboten
Bernburger Str. 22a 23 G. m. b. H.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Rußlands Lage und Aufgaben im fernen Osten

Von L. M. Bolchowitinoff-St. Petersburg

Nach dem russischen Original bearbeitet von G. Toepfer-Charlottenburg

Der Aufsatz ist dem ersten Heft der neuen Zeitschrift Wjelikaja Rossija, „Das Große Rußland", entnommen. Die Zeitschrift beabsichtigt Arbeiten über militärische und politische Fragen zu bringen, und hat mit ihren ersten wohldurchdachten und von einem reifen urteilsfähigen Patriotismus beseelten Veröffentlichungen berechtigtes Aufsehen erregt. G. Toepfer

Der Abschluß des russisch-japanischen Übereinkommens vom vorigen Jahre hat die Lage im fernen Osten so gründlich umgestaltet, daß sich alle dort draußen konkurrierenden Mächte veranlaßt sehen müssen, ihre gegenseitigen Beziehungen zueinander einer Durchsicht zu unterwerfen. Vor dem russisch-japanischen Kriege waren in Ostasien neben Rußland und Japan Großbritannien und die Vereinigten Staaten, Deutschland und Frankreich vorwiegend interessiert. China galt als quantité négligeable. Die Mächte gingen auf Landerwerbungen und Sicherung von handelspolitischen Vorteilen aus und erfanden den Begriff der sogenannten Einflußsphären. Da diese Einflußsphären aber weder durch Verträge fest bestimmt, noch durch die anderen Mächte förmlich anerkannt, noch ihre Grenzen irgendwie festgelegt waren, so blieben sie nichts weiter als der Ausdruck gewisser wirtschaftlich-politischer Ansprüche. Besonders begehrlich in dieser Beziehung waren die Vereinigten Staaten, die sich nicht auf eine Beschränkung ihrer Einflußsphäre einlassen wollten und mit Energie die Einräumung gleicher Rechte allerwärts erstrebten und verlangten. Nicht weniger anspruchsvoll war Großbritannien, das von achtzehn chinesischen Provinzen sechzehn für sich und dazu noch Tibet und die Mandschurei beanspruchte; Deutschland begnügte sich mit dem Yangtse-Tal,

Schantung und Tschili, Frankreich mit den Südprovinzen und drei nördlichen, Japan verlangte ausschließliche Vorherrschaft in Korea und der Provinz Fuzsian. Hauptgegner Rußlands in Ostasien waren Japan, Großbritannien und die Vereinigten Staaten. Ihnen standen Deutschland und Frankreich mit ihren Interessen gegenüber, so daß sich die Mächte in Ostasien in zwei Gruppen mit Rußland, Deutschland und Frankreich auf der einen Seite schieden. Diese Gruppierung trat in Erscheinung im Jahre 1895, aber sie entwickelte sich nicht weiter, obgleich dazu im Jahre 1900 Gelegenheit gewesen wäre.

Zu dieser Zeit hatte sich die internationale Lage wesentlich verschoben. Die Erfolge, die Rußland in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der Besetzung von Kwantung, mit der Okkupation der Mandschurei und der Durchführung der sibirischen Eisenbahn durch chinesisches Gebiet errungen hatte, schienen so gut gesichert, daß es auf die Unterwerfung nicht nur der ganzen Mandschurei, sondern auch eines Teiles Koreas in wirtschaftlicher und politischer Beziehung rechnen zu können glaubte. Aber seine Politik der „verschlossenen Türen" begegnete ausgesprochener Abneigung auf seiten der Mächte der zweiten Gruppe und natürlich erst recht in China selber, welches das Auftreten Rußlands in einem mit der Geschichte der Dynastie eng verbundenen Gebietsteil mit unverhohlenem Widerwillen betrachtete. Rußland befand sich sehr bald in einer Lage, die dank der mangelhaften Unterstützung Frankreichs einer splendid isolation sehr nahe kam. Trotzdem antwortete es auf die dringenden Aufforderungen Japans, sich über die Einflußsphären zu verständigen, mit maßlosen Forderungen, drohte mit der gepanzerten Faust und trieb auf diese Weise in den Krieg.

Das Ergebnis des Krieges täuschte alle Erwartungen. Rußlands weitgehenden Plänen ward Halt geboten. Durch die erlittenen Niederlagen, die Verluste und durch die Unruhen im eigenen Lande verschob sich die Lage des Zarenreichs im fernen Osten völlig zu seinen Ungunsten. Materiell und moralisch geschwächt, fast isoliert, mußte es sich eine Zeitlang jede aktive Politik versagen, sich ducken und bei allen Unterhandlungen mit politischen Gegnern nachgeben. Seine ganz außerordentlich schwierige Lage hat wohl dazu geführt, daß die russische Politik es in der nächsten Zeit an der besonders im Orient so notwendigen Festigkeit und Entschlossenheit hat fehlen lassen müssen und vielleicht manchmal zuviel nachgegeben hat.

Rußlands zeitweiliger Verzicht auf eine aktive Politik hatte in Europa eine unerwartete Wirkung zur Folge: das politische Gleichgewicht änderte sich von Grund aus. Eifersucht auf Deutschlands wachsende Macht veranlaßte Großbritannien zu einer Umkehr von seiner traditionellen Politik. Während die bisherigen Beziehungen des Inselreichs zu Rußland durch die ständige Konkurrenz um die politische Vorherrschaft in Asien getrübt waren, und während es mehr als ein halbes Jahrhundert lang mit eifrigstem Bemühen Rußland alle nur möglichen feindlichen Elemente auf den Hals gesetzt hatte, trat es mit einem Male in freundschaftliche Unterhandlungen ein. Hieraus entstand und ver-

wirklichte sich der Gedanke des englisch-russischen Einvernehmens über die Beziehungen beider Staaten zueinander in Asien, des Einvernehmens, das Rußland von dem Alpdruck der Sorge um den kommenden Tag befreien sollte.

Japan hatte nach dem Kriege seine vorherrschende Stellung in Ostasien den anderen Mächten zu früh und zu unvorsichtig fühlbar werden lassen. Seine Unfähigkeit, fremde Rechte zu achten, sein Mangel an politischem Takt hatten auch bei seinen Verbündeten lebhafte Befürchtungen für die friedliche Entwicklung der Verhältnisse im Orient aufkommen lassen und einen gewissen zunächst passiven Widerstand gegen den Eifer seiner Bestrebungen erzeugt.

Die Japaner selber haben, als sie die Summe ihrer Kriegserfolge zogen, sich überzeugen müssen, wie schwer ein Kampf mit Rußland ist, wie er alle Kräfte erschöpft, welche Opfer und Mühen er erfordert. In einem in Rußland ganz gewiß nicht populären, auf fremdem Boden ausgefochtenen Kriege hat Japan 85460 Mann an Toten und Verschollenen und 371575 Mann als Invaliden zu buchen gehabt. An Ganzinvaliden hat das Land gegenwärtig 31088 Mann zu versorgen. Die Kriegskosten haben 2157772881 Yen betragen, wozu fünf äußere Anleihen gegen Verpfändung wichtiger Regalien und fünf innere Anleihen aufgenommen werden mußten. Außerdem ist das ganze Wirtschaftsleben schwer geschädigt worden. Seine Stellung als Großmacht bezahlt Japan mit der Erhöhung seiner ordentlichen Ausgaben von 250 Millionen Yen vor dem Kriege auf 650 Millionen. An Reichssteuern entfallen auf jeden Kopf der Bevölkerung anstatt der früheren 5 jetzt 13 Yen. Mit den Ausgaben hätte die Zunahme des Wohlstandes annähernd Schritt halten müssen; allein nichts berechtigt zu der Annahme, daß der Volkswohlstand sich auf das Zweieinhalbfache des Standes vor dem Kriege gehoben habe. Im Gegenteil: nach der Berechnung des Gehilfen des japanischen Finanzministers hat jeder Japaner an Staats- und Gemeindesteuern 35 Prozent seiner Einnahmen abzuführen. Aber wenn alle riesigen Opfer durch die Wichtigkeit der Aufgabe gerechtfertigt erscheinen, die sich Japan im vergangenen Kriege stellen mußte, so hat sich doch jetzt, nachdem Rußland in seine Grenzen zurückgekehrt ist und seinem früheren Gegner nicht mehr drohend im Wege steht, die Lage völlig geändert. Dies ist auch in Japan erkannt worden und hat Veranlassung gegeben, sich Rußland zu nähern und möglichst entgegenkommend zu zeigen. Und so haben sich die gegenseitigen Beziehungen nach dem Abschluß des Handelsvertrages freundlich gestaltet, nachdem durch ihn die verschiedenartigsten Fragen des internationalen Verkehrs in einer für beide Teile zufriedenstellenden Weise geregelt worden sind. Daß Japan mit Befriedigung seine hauptsächlichsten Forderungen erfüllt sieht, beweist die Verleihung außerordentlicher Belohnungen an alle die Personen, die an den Unterhandlungen teilgenommen haben. Der Vertrag war nur die erste Etappe auf dem Wege der Befestigung der russisch-japanischen Beziehungen; heute haben sie sich, wie bekannt, bereits zu einem förmlichen Übereinkommen über die ostasiatischen Fragen vertieft.

Allerdings decken sich die Interessen Rußlands und Japans wegen der geographischen Bedingungen nicht überall. Auch ist nicht zu verkennen, daß alle nach dem Kriege zwischen beiden Staaten getroffenen Vereinbarungen auf russischer Seite unter einem gewissen Zwange zustande gekommen sind und daß deshalb die Japaner ihre Interessen im weitesten Umfange darin berücksichtigt sehen können. Sodann haben die Niederlagen im Kriege dem russischen Nationalgefühl zu tiefe Wunden geschlagen, um sie so schnell vergessen zu können, und schließlich ist die Kultur und Weltanschauung des Japaners dem Russen in vieler Beziehung unverständlich.

Dies sind alles gewichtige Gründe, welche verhindern, daß das Übereinkommen sich zu einem förmlichen Bündnis ausgestalten könnte. Freundschaftliche und überhaupt normale Beziehungen sind nur mit einem starken Rußland möglich. Will Rußland aber den größtmöglichen Nutzen aus der englisch-russischen und russisch-japanischen Verständigung ziehen, so muß es die lebhafteste Tätigkeit zur Befestigung seines ins Wanken geratenen Ansehens entfalten — ein schwacher Verbündeter ist ein Spielzeug und Werkzeug in der Hand des stärkeren.

Außer den schon erwähnten gibt es noch andere tiefer liegende Gründe, die Japan veranlassen müssen, vorsichtig zu sein und vorläufig seine Wünsche zu zügeln. Die Lage der Japaner auf dem Kontinent fordert beträchtliche Anstrengungen zu ihrer Befestigung. Um eine Bevölkerung von zwölf Millionen überzuschlucken und zu verdauen, bedarf es weiter einer gewissen Zeit und kräftiger Mittel. Die Hoffnungen auf den Segen aus Korea, Südsachalin und der Südmandschurei sind ja freilich nicht unbegründet, aber werden sich doch erst in der Zukunft rechtfertigen können. Vorläufig müssen für alle Unternehmungen auf dem Festlande Mittel aus der eigenen, ziemlich beschränkten Tasche gezahlt werden. Zudem hat die raubartige Ausbeutung der in die japanische Einflußsphäre schlagenden Länder schon heute ungesunde Beziehungen zwischen „Scherendem und Geschorenem" im Gefolge gehabt. Um aber wieder Geld an sich zu ziehen, waren die Japaner auf den Gedanken gekommen, den größten Teil des Handels im Stillen und Indischen Ozean in ihre Hand zu nehmen. Hierzu gingen sie sofort nach dem Friedensschluß daran, ein Netz von Kolonien in Korea, der Mandschurei, China, Indochina, Siam, auf den Sundainseln, in Indien, Südafrika, Chile, Peru, Mexiko, den Vereinigten Staaten und Britisch-Kolumbien zu gründen, in der Absicht, diese Kolonien mit dem Mutterland durch Dampferlinien zu verbinden und auf diese Weise den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Daraus sind jedoch ernstliche Mißverständnisse entstanden, die die Verbündeten und Freunde der Japaner veranlaßt haben, auf der Hut zu sein.

Bekanntlich hatte nach der Erneuerung des russisch-japanischen Bündnisses im Jahre 1905 die englische Regierung unter dem ersten Eindruck des Vertragsschlusses und der Ergebnisse des Krieges ihre Linienschiffflotte aus dem Stillen Ozean abberufen. Aber je mehr die verbündeten Japaner merken ließen, daß

sie sich alles erlauben zu können glaubten, und unvorsichtig an diesen oder jenen britischen Interessen rührten, um so mehr wurden in England Stimmen laut, die diese Abberufung als schweren Fehler und geradezu als Überlassung der Herrschaft über die Gewässer des Stillen Ozeans an Japan bezeichneten. Die Kritik konnte geltend machen, daß dieser Schritt unzweifelhaft in scharfem Widerspruch mit den Traditionen der britischen Flottenpolitik stand, die sich bislang die Verteidigung ihrer wichtigen Interessen im Stillen Ozean als eigenes Ziel gesteckt hatte. Und wirklich, wie sehr auch der erste englisch-japanische Vertrag im Sinne gemeinsamen Vorgehens gegen den gemeinsamen Feind Rußland beiden Teilen Vorteile gebracht hatte, so künstlich und unnatürlich erschien der zweite, nachdem die im ersten Vertrage gestellte Aufgabe erreicht war. Weitsichtige Politiker schließen daraus, daß der letzte Vertrag noch vor Ablauf von fünf Jahren zu einem leeren Blatt Papier werden könnte.

Der erste englisch-japanische Vertrag, der den russisch-japanischen Krieg als nächstes Ziel im Auge hatte, hat Rußland auf einige Zeit geschwächt, zugleich aber Japan so gestärkt, daß es heutzutage für Großbritannien als ein wirklich gefährlicher, seine Interessen bedrohender Feind erscheint. Zum Beweise genügt die Angabe, daß der Wert der englischen Einfuhr in China 250 Millionen Lan = rund 750 Millionen Mark, das heißt mehr als die Hälfte der gesamten fremden Einfuhr beträgt. Die gefährliche japanische Konkurrenz beschränkt sich indessen nicht nur auf China, sie bedroht vielmehr die Stellung Großbritanniens in Ländern, in denen diese Macht sich von keiner anderen Nation in ihrer Überlegenheit bedroht wähnen konnte. Die Weltherrschaft der Engländer beruhte auf der Größe ihrer Handelsflotte und der Übermacht ihrer Kriegsflotte. In Ostasien und im Stillen Ozean kämpft die Flagge des verbündeten Japan mit ihnen um den Vorrang. Schon am 1. Januar 1908 zählte die japanische Handelsflotte mehr als 7000 Dampf- und Segelschiffe mit einer Wasserverdrängung von $1^1/_2$ Millionen Tonnen.

Diese Handelsflotte und die in ihr vertretenen Interessen vermögen die Japaner mit einer mächtigen Kriegsflotte zu schützen, deren planmäßige tatkräftige Entwicklung geradezu wie eine Drohung gegen England aussieht. Hierin liegt der innere Grund, aus dem heraus britische Politiker die englisch-japanische Freundschaft für einen ebenso großen historischen Fehler der britischen Regierung ansehen wie seine frühere traditionelle Feindschaft gegen jeden Schritt Rußlands in Europa und Asien. Das sind auch die auf realem Boden beruhenden Erwägungen, die Großbritannien veranlaßt haben, eine engere Annäherung an Rußland in den Angelegenheiten des fernen Ostens herbeizuführen.

Die japanisch-amerikanischen Beziehungen, die während des Krieges freundschaftlich, fast wie unter Verbündeten gewesen waren, sind heute fast feindlich gespannt. Auch das ist für Rußland von größter Bedeutung. Mit der Vernichtung der spanischen Flotte in Manila war nach der Bemerkung des amerikanischen Admirals Dewet auch die chinesische Mauer der amerikanischen Isolierung

gefallen. In den Vereinigten Staaten kam der Imperialismus auf, der die Vorherrschaft in den Ländern um den Stillen Ozean anstrebt und den Ausspruch Raleighs: „Wer den Ozean beherrscht, der beherrscht den Handel auf ihm, und wer den Handel, der die Reichtümer der Welt und die Welt selbst“ als Leitmotiv angenommen hat. Seine Ansichten haben in Verbindung mit der ungezügelten Energie, mit der riesigen Zunahme ihrer Industrie so weit von den Vereinigten Staaten Besitz genommen, daß sie einen wesentlichen Einfluß auf die Veränderung ihrer Handelspolitik und auf den Entschluß ausgeübt haben, im Kampfe um die Märkte der Welt mit Europa in die Schranken zu treten. Nachdem sie durch die Besetzung der Philippinen sich ein Eingangstor in China geöffnet hatten, wurde von den Vereinigten Staaten die Beseitigung aller Schranken, aller Schutzzölle auf das Panier ihrer Politik geschrieben; eine Art Größenwahn hat sie erfaßt, da sie den Großen Ozean als amerikanisches Meer der Zukunft ansehen und selbst die ozeanische Strömung von Amerika nach China und Japan und wieder zurück zu den eigenen Staaten als inneren Grund für die alles umfassende Richtung ihrer Handelsbestrebungen ausschlachten. Kein Wunder, daß die russische Politik der verschlossenen Türen in der Mandschurei bei ihnen alles andere als Gegenliebe fand und sie ins japanische Lager trieb. Aber ihre Rechnung hat getrogen, und heute sind nicht nur die asiatischen Kolonien, sondern auch die eigenen Küsten der Vereinigten Staaten den Freunden von gestern gegenüber schutzlos. Und die „Politik der offenen Türen“ haben die Japaner auf ihre Weise aufgefaßt. Sie haben nach dem Kriege die Märkte des Ostens mit ihren billigen Erzeugnissen überschwemmt und tätigen Anteil an dem Boykott amerikanischer Waren in Südchina genommen. Darauf wurde der amerikanische Handel aus Korea verdrängt, und endlich kamen die Märkte der Mandschurei an die Reihe; hier ging die amerikanische Einfuhr von 26,5 Millionen Dollar im Jahre 1905 durch die Einführung der Vorzugstarife, durch Aussetzung von Subventionen und Bewilligung sonstiger Vorteile für die Einfuhr aus Japan bis zum Jahre 1909 auf 7,5 Millionen Dollars herunter. Daß diese Politik der offenen Türen in Amerika ebensowenig Beifall findet als die frühere russische, ist klar.

Gleichzeitig wurde Japan auf politischem Gebiete unbequem: die Schulfrage in San Francisco gab den Vorwand, Händel zu suchen und die Amerikaner zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Der daraufhin versuchte amerikanische Bluff mit der Sendung der Flotte in den Stillen Ozean endete aber mit einem kläglichen Mißerfolg für das amerikanische Ansehen. Und so verträgt sich Japans Emporkommen weder in wirtschaftlicher noch in politischer Beziehung mit den Interessen der Vereinigten Staaten. Ein scharfer Zusammenstoß zwischen beiden Mächten um die Vorherrschaft im Stillen Ozean und Ostasien ist nur noch eine Frage der Zeit. Beide Parteien rechnen damit und bereiten sich darauf vor. Sie begannen, freundschaftliche Beziehungen zu Rußland zu suchen; aber der ungeschickte Vorschlag des Staatssekretärs Knox, die Mandschurei-Eisenbahnen

zu neutralisieren, beschleunigte den Gang der Ereignisse und begünstigte die Annäherung der beiden nunmehr auf dem Festlande benachbarten Staaten Rußland und Japan aneinander.

Die russisch-chinesischen Beziehungen werden gewöhnlich vom Gesichtspunkt der zweihundertjährigen Freundschaft zwischen beiden Reichen betrachtet. Die Annexion des Amurlandes geschah „mit gegenseitiger Übereinstimmung, um die Freundschaft zu befestigen". Die Abtretung von Kuldsha im Jahre 1881 wurde ebenfalls in die Form eines freiwilligen Verzichts zugunsten der befreundeten Macht eingekleidet, aber sie war doch eine diplomatische Niederlage Rußlands. Und wenn man die offizielle Sprache der Verhandlungen unberücksichtigt läßt und die Tatsachen prüft, so bleibt von der zweihundertjährigen Freundschaft nur der schöne Gedanke. War China schwach, so wurde es gekniffen, war Rußland in schwieriger Lage, so ging China angriffsweise vor.

Vor dem russisch-japanischen Kriege war China ganz offensichtlich Rußland feindlich gesinnt, fürchtete es aber; seit dem Kriege benutzt die chinesische Regierung jede Gelegenheit, um den russischen Interessen zu schaden: nach dem Frieden zu Portsmouth wurden nicht nur die bedeutenden Städte der Mandschurei, sondern auch die an der russisch-chinesischen Grenze dem Außenhandel geöffnet; die Truppen in der Mandschurei wurden auf Weisung aus Peking neu organisiert, und die chinesische Kolonisation wurde absichtlich in die an russisches Gebiet stoßenden Grenzbezirke geleitet; unzweifelhafte Rechte der Chinesischen Ostbahn-Gesellschaft wurden ignoriert und bestritten; russischen Handelsunternehmungen in der Mongolei und Mandschurei wurden systematisch Schwierigkeiten bereitet; eine chinesische Dampferflotte erschien auf dem Amur, ein Zollamt am Ssungari; der russischen Grenzbevölkerung wurde die Nutzung ihrer Pachtungen am rechten Argun- und Amurufer erschwert; streitige Grenzstriche wurden ohne weiteres besetzt. Unnachgiebigkeit, Unfreundlichkeit, Überhebung und Dreistigkeit wurden auf chinesischer Seite zur Gewohnheit, Nichtachtung der bestehenden Verträge wurde alltägliche Erscheinung.

Dabei gestaltete sich die Lage des chinesischen Reiches im Innern immer schwieriger. Seit dem Tode der Kaiserin Tsusi ist sie trostlos. Das Reich ist unter der Regentschaft ein Spielball aller möglichen Intrigen im Palast, in den prinzlichen Familien, unter den höchsten Würdenträgern, Intrigen, die eines schönen Tages zur völligen Umwälzung führen können. Anstatt in seiner Umgebung Stützen zu haben, muß der Regent sie fürchten. Seine Macht zu behaupten, ist seine Hauptsorge, die dem Lande drohenden Gefahren sind ihm ziemlich gleichgültig. Die Reformen stehen größtenteils nur auf dem Papier, denn es fehlt an Geld und Leuten, um sie durchzusetzen.

China ist ja noch weit von geordneten Geldverhältnissen entfernt. Da eine Reorganisation der Finanzverwaltung die vollkommene Verurteilung des ganzen bisherigen Systems bedeuten würde, ist sie nur mit größter Mühe durchzuführen. Dazu ist der alte Stamm von Mandarinen, der sich die Befähigung zum Staatsdiener durch Aneignung der klassisch-chinesischen Bildung hat erwerben müssen,

den Grundsätzen europäischer Zivilisation und Finanzgebarung, in seiner Mehrzahl sogar jeder kleinen Neuerung völlig abhold. Er sieht sein eigenes Interesse darin, die im Lauf der Jahrhunderte im Chinesen großgezogene Hinneigung zum Alten und Überlieferten, zur blinden Verehrung einer überlebten Kultur auszunutzen. Und diese Elemente stehen einer für den anderen ein. Noch ist ihre Kraft nicht gebrochen, sie tönt laut und gewichtig vor den Stufen des Thrones. Ferner auch fehlt die Einheit des politischen Sinnes, denn selbst das eigentliche China ist nicht einheitlich bevölkert und teilt sich deutlich in einen Norden und Süden, die beide nach dem Charakter ihrer Bevölkerung und nach ihrer Aufnahmefähigkeit europäischer Zivilisation gegenüber gründlich verschieden sind. Während der Süden fortschrittlichen Bewegungen zuneigt, ist der Norden reformfeindlich. Hier gibt es nicht wenig gewichtige Persönlichkeiten, die zu einer schonungslosen Ausrottung der roten Teufel, zur Vernichtung aller mit ihrer Hilfe eingeführten Neuerungen mit Freuden bereit wären. Dieser Zwiespalt der inneren Lage wird noch durch den Antagonismus der beiden feindlichen Hauptelemente der Bevölkerung, der siegreichen Mandschus und der besiegten eigentlichen Chinesen, verschärft. Bei solcher Lage der Dinge kann jederzeit eine Krisis eintreten, ein innerer Krieg wie der Taiping-Aufstand oder die Bewegung der großen Faust ausbrechen.

Aber auch die äußere Politik Chinas ist nicht erfolgreich. Wie sich die Beziehungen mit Rußland gestaltet haben, ist schon angedeutet. Japan strebt unzweifelhaft immer weiter vorwärts und geht darauf aus, indem es den Handel zunächst an sich reißt, die südliche Mandschurei sich auch politisch anzugliedern. Indem sie die Unverletzlichkeit des chinesischen Reiches laut anerkennen und den Schein der Souveränität in der Mandschurei aufrecht erhalten, schalten und walten die Japaner doch dort wie bei sich zu Hause. Unter solchen Umständen hat der Abschluß des russisch-japanischen Vertrages auf China einen beklemmenden Eindruck gemacht. Es sieht sich nach Verbündeten um und richtet seine Blicke auf die durch Japan beleidigten Vereinigten Staaten und auf Deutschland.

Und so läßt sich aus den russisch-japanischen Beziehungen und der inneren Lage Chinas der Schluß ziehen, daß China, wenn es Rußland nicht geradezu feindlich gesinnt ist, doch ihm jedenfalls nichts Gutes wünscht. Diese Beziehungen besser zu gestalten, ist recht schwer. In Summa aber haben sich die Verhältnisse im fernen Osten nach der Annäherung der ehemaligen politischen Gegner Rußlands so gestaltet, daß diese Macht nicht mehr isoliert ist, sondern im Gegenteil seine Bedingungen stellen und die Erfüllung seiner Wünsche fordern kann. Rußland hat wieder eine gewichtige Stimme im fernen Osten, wie es einer Großmacht zukommt.

Es fragt sich nun, ob die Lage, die der Friede von Portsmouth geschaffen hat, als endgültig anzusehen ist. Bei ihrer Beantwortung darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß das Vorgehen in Ostasien aus mangelnder Sachkenntnis, hier und da auch aus Parteileidenschaft, sich nicht gerade besonderer Sympathie

in der russischen Gesellschaft und selbst nicht in Regierungskreisen erfreut hat. Pessimisten sagen sogar ohne Umschweife, wenn der russische ferne Osten keinen Nutzen bringe und schwer zu verteidigen sei, so müsse er in Gottes Namen seinem eigenen Schicksal überlassen werden.

So kann freilich der Staat nicht rechnen; er muß seine Besitzungen mit allen Mitteln verteidigen, sonst hört er auf, eine Großmacht zu sein. Ein späteres Geschlecht würde der heutigen Regierung solches mit Recht nicht verzeihen können, der Regierung eines Landes mit einer Bevölkerung von 150 Millionen, das eine Armee von über 1 Million Soldaten in Friedenszeiten unterhält und ein jährliches Ausgabenbudget von $2^1/_2$ Milliarden aufstellt.

Ständige Aufgaben der Politik Rußlands in Ostasien sind nun folgende: 1. Sicherung der Herrschaft in den Gebieten, die für die Verteidigung der Reichsgrenze strategisch wichtig sind, 2. Erhaltung der Gebiete, die in Zukunft für die Kolonisation verwertet werden können, 3. Sicherung des herrschenden Einflusses in den Richtungen, in denen der Bau von Eisenbahnen zur Verbindung des russischen Netzes mit dem von Ostasien möglich ist, und 4. Sicherung vorherrschenden Einflusses in den Gebieten, welche durch diese Bahnen aufgeschlossen werden sollen. Diese Politik und die sie stützende militärische Lage Rußlands im fernen Osten sind durch den Ausgang des Krieges und die letzten Ereignisse wesentlich beeinflußt worden.

Die russische Grenze mit der Mandschurei hat ihre frühere, für Rußland höchst ungünstige Gestaltung behalten. Indem die Mandschurei wie ein Keil zwischen Amur und Ussuri vorspringt, schneidet sie das Gebiet Primorsk völlig ab. Das rechte Amurufer ist auf fast 1800 Kilometer in anderen — und jetzt fast feindlichen — Händen. Der kürzeste und bequemste Weg zwischen Transbaikalien und Primorsk verläuft auf fremdem Gebiete und ist in seiner Benutzung und Verteidigung durch die Bestimmungen des Friedens von Portsmouth beschränkt. Rußland ist aber seit der Schlacht von Tsuschima auf seine Macht zu Lande beschränkt, während Japan auf dem Festlande in unmittelbare Nachbarschaft zu Rußland getreten ist. China ist dabei, seine Armeereorganisationspläne zu verwirklichen. Rußland ist in seiner heutigen Finanzlage nicht imstande, an allen seinen Grenzen die zu ihrer Verteidigung notwendige Truppenmacht zu unterhalten; daher wird es im Falle kriegerischer Verwickelung nötig, Streitkräfte aus dem Zentrum des Reiches an die bedrohten Grenzen zu werfen, und das kann nur geschehen mit ordentlich ausgebauten, ausgestatteten und verteidigten Verkehrswegen. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß die im Laufe des vorigen Jahres erfolgte Verlegung von Truppen aus dem Westen nach Mittelrußland mit dieser Erkenntnis in innigem Zusammenhange steht. Bei der Beilegung des drohenden Konfliktes mit China in diesen Tagen hat diese Verlegung zum erstenmal ihre Früchte getragen, denn es ist kein Zweifel, daß jetzt die Ergänzung der an der chinesischen Grenze stehenden Truppenmassen durch die Armeekorps an der Wolga viel leichter zu bemerken gewesen wäre als etwa

der Aufmarsch im vorigen Kriege. Es ist auch kein Zweifel, daß, wenn die sibirische Bahn zu Anfang des Krieges so leistungsfähig gewesen wäre, wie sie es gegen Schluß war, der Krieg früher und für die Russen wohl auch erfolgreich hätte beendet werden können. Diese von den Japanern voll gewürdigte Wahrscheinlichkeit und ihre Kenntnis der damaligen beschränkten Leistungsfähigkeit der Eisenbahn waren für sie wohl ein Hauptgrund, es durch entschlossen vorgehende Politik zu günstiger Zeit zum Bruch zu treiben. Durch nichts wird diese Ansicht besser bestätigt, als durch die Äußerung des am Yalu gefangen genommenen Majors im japanischen Generalstabe: „Wir wissen, daß Rußland ein mächtiges Reich und an Hilfsquellen stärker ist als Japan; aber seine Stärke ruht in Europa. Auf der anderen Seite des asiatischen Kontinents ist es vorläufig schwächer als Japan; hier können beträchtliche Truppenstärken, überlegene Kräfte erst vereinigt werden, wenn Japan das Ziel des Krieges erreicht hat."

Es kommt also auch jetzt für Rußland nicht sowohl darauf an, an der fernen Grenze viele Armeekorps zu unterhalten, als vielmehr im Bedarfsfalle über den asiatischen Kontinent schnell Armeen hinüberführen zu können. Vor dieser Aufgabe müssen alle weiteren Fragen, auch die des Festungsbaues, in zweite Linie treten. Denn nur eine Armee kann den Gegner zwingen, eine begonnene Belagerung aufzuheben. Aber allerdings, wenn Festungen auch nicht die Möglichkeit der Heranführung von starken Kräften in bedrohte Gebiete ersetzen können, so geben sie doch die Aussicht, Zeit zu gewinnen und die Operationen des Gegners an einer Stelle zu fesseln, um sich an einer anderen auf ihn stürzen zu können. Wenn dann die an Ort und Stelle befindlichen Streitkräfte so stark sind, daß sie, gestützt auf Festungen, die ersten Stöße des Feindes bis zur Ankunft von Verstärkungen aus Europa aushalten können, so ist der richtige Mittelweg zwischen Truppenaufgebot und Vorbereitung der Landesverteidigung gefunden. Welche Kräfte können Rußland im fernen Osten zunächst entgegentreten?

Japan hatte schon zu Ende des Krieges die Notwendigkeit einer weiteren erheblichen Verstärkung seiner Streitkräfte erkannt, nachdem während des Krieges die Zahl der Feldtruppen um ein Drittel vermehrt und die Reserveverbände erweitert worden waren. Nach dem japanischen Grundsatz: „Wenn du Erfolg im Kampfe gehabt hast, so setze dir den Helm fester", ist die Zahl der Divisionen von dreizehn auf neunzehn Divisionen (ungerechnet die selbständigen Kavallerie-, Artillerie- und Verkehrstruppenbrigaden und die schwere Artillerie) erhöht worden; die Reservebrigaden sind Divisionen geworden, und die jährliche Aushebungsziffer hat sich verdoppelt; die Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei der Infanterie ergibt eine beträchtliche Vermehrung der Zahl der gedienten Mannschaften. Der Zugang an Offizieren hat sich verdreifacht. Neue Bewaffnung und Ausrüstung ist eingeführt, und die Ausgaben für das Heer haben sich um das Doppelte gehoben. Unzweifelhaft hat dieser Verstärkung der Streitmacht der Gedanke zugrunde gelegen, sich gegen einen Revanchekrieg mit Rußland sichern zu müssen —

jedes Provinzblatt hat ja argwöhnisch alle Schritte der inneren und äußeren Politik Rußlands und alle Veränderungen in seinem Heerwesen verfolgt. Dem Gedanken entspricht die Art und der Umfang der Vervollkommnung des japanischen Heerwesens.

In China haben die sich an seinen Toren abspielenden Ereignisse des Krieges 1904/05 der Regierung in Peking die Augen völlig dafür geöffnet, daß die Furcht vor den elementaren Kräften des gewaltigen Reiches lediglich in ihrer Einbildung vorhanden war und daß ein moderner Staat ein wirkliches Heer und eine wirkliche Flotte nicht entbehren kann. Eine Reihe Verordnungen hatte allerdings schon vorher unter scharfen Strafandrohungen den Erfolg gehabt, daß die Generalgouverneure sich mit der Umbildung ihrer Truppen befaßten. Aber der Anfang war schwer. Es fehlte an einer geeigneten Grundlage, an brauchbaren Persönlichkeiten, an Mitteln und an der durchaus notwendigen Einheit in der Auffassung, an Gemeinsinn. Die Truppen erreichten niemals die vorgeschriebenen Stärken. Es herrschten im Rechnungswesen unsagbare Mißbräuche: die älteren Offiziere benutzten ihre Stellung nicht zur militärischen Ausbildung, sondern um ihre Taschen zu füllen. Zudem stand der Militärdienst durchaus in keiner besonderen Achtung. Erst seit Yuan schi kais energisch einsetzender Tätigkeit schritt das Reformwerk schneller vorwärts. Aber die Truppenneubildungen sind mit etwa 250 Infanteriebataillonen und 20 Reiterregimentern für das weite Reich immer noch verschwindend wenig. Dazu kommt, daß die Truppen sich durch Anwerbung ergänzen und nach dem chinesischen Sprichwort: „Aus gutem Eisen fertigt man keine Nägel, tüchtige Männer werden nicht Soldaten", nicht gerade das beste Material erhalten, daß von territorialer Ergänzung keine Rede und Fahnenflucht eine häufige Erscheinung ist, sowie daß diese Art der Ergänzung, wenn der Krieg droht, ganz wenig Erfolg verspricht. Solange schließlich der Reichsgedanke durch die große Selbständigkeit der Provinzen beeinträchtigt ist, solange kann auch von einem nationalen Heere und von gemeinsamer Verwendung nicht recht die Rede sein.

Die jetzt bestehenden Anfänge kranken an dem Mangel tüchtiger Offiziere namentlich in den oberen Stellungen. Sie führen eine ganz verschiedenartige und vielfach veraltete Bewaffnung und Ausstattung in technischer Beziehung. Aber wenn der chinesischen bewaffneten Macht auch noch ein langer und beschwerlicher Pfad aufwärts zur Höhe moderner Heeresverfassung nach europäischem Muster bevorsteht, so darf doch nicht verkannt werden, daß unleugbare, vor zehn Jahren undenkbare Fortschritte bereits gemacht sind und mit den besser bewaffneten und ausgebildeten Divisionen Chinas ernstlich gerechnet werden muß.

Gegenüber dieser Entwicklung der Streitkräfte der beiden Großstaaten des fernen Ostens darf Rußland sich nicht auf politische Bündnisse und Abkommen verlassen und die Hände in den Schoß legen. Vielmehr muß es die Reichsverteidigung in jeder Hinsicht zu verbessern und zu vervollkommnen, nämlich die aktiven Streitkräfte zu vermehren, die Verteidigungsmittel zu verstärken, die

Verbindungslinien auszubauen und — was durchaus nicht das am wenigsten Wichtige ist — die kulturelle Entwicklung zu fördern trachten.

Die jetzige wirtschaftliche Lage Rußlands im fernen Osten ist indessen alles andere als befriedigend, die „Folge einer Politik, die in der Mandschurei mit einer einer besseren Sache würdigen Energie einen Scheiterhaufen errichtet hat, auf dem Myriaden russischer Krieger und viele, viele Millionen verzehrt worden sind. Die in die Mandschurei gelenkten Ströme russischen Goldes haben dies Land zum Leben erweckt und befruchtet, fremden Leuten reichen Verdienst gegeben und alles von Grund auf umgestaltet. Dieser Entwicklung sind die Lebensinteressen russischer Besitzungen zum Opfer gebracht, ihr sind die traurigen Folgen für das wirtschaftliche Emporblühen des heute von der benachbarten Mandschurei völlig abhängig gewordenen Amurlandes allein zuzuschreiben".

Amurland bedarf der Einfuhr der zum Leben notwendigsten Bedürfnisse aus der Mandschurei: 1907 sind über $7^1/_2$ Millionen Zentner Getreide, 4 Millionen Zentner Mehl, fast 9 Millionen Zentner Hülsenfrüchte von dort eingeführt. Amurland zahlt schon jetzt an das Nachbarland über 10 Millionen Rubel jährlich für landwirtschaftliche Produkte, Pferde, Vieh, Fleisch und dergleichen. China hat diese wirtschaftliche Abhängigkeit des Amurlandes erkannt und ist imstande, durch Festsetzung des Ausfuhrzolles weitere Summen herauszuziehen und durch Preistreiberei bei den Gegenständen dringendsten Bedarfes die weitere Entwicklung des Landes völlig lahm zu legen.

Für Rußland erwächst daraus die neue Aufgabe, die früheren Fehler seiner Wirtschaftspolitik wieder gut zu machen. Sie scheint verstanden zu sein. Kenner des Landes im Osten behaupten, daß Amurland an der Schwelle großer Ereignisse und Reformen stehe und daß eine neue Ära russischer Politik dort draußen anbreche.

Nachdem Japan auf dem Festlande festen Fuß gefaßt und sich zum Nachbarn des Zarenreichs gemacht hat, bleibt den Russen keine Wahl, als sich ebenso fest auf beiden Ufern des Amur zu basieren oder aber nachzugeben und sich auf schimpfliche Zurückdrängung aus einer Stellung gefaßt zu machen, die durch die Arbeit eines Grafen Murawjoff-Amurski, eines Newelski gewonnen und mit russischem Schweiß und Blut gedüngt ist. Kein Zweifel, daß die Entscheidung dahin zu fallen hat, daß Rußland sich das Amurland auf immer erhalten und seinen Einfluß in den anliegenden Grenzgebieten der nördlichen Mandschurei sichern muß. Die politische Lage läßt sich dazu heute günstig an, nachdem noch vor kurzem der Boden wankte. Es heißt, sie ausnützen, das Grenzland fest angliedern und seine Förderung sich angelegen sein lassen; gesteigerte Tätigkeit muß dann einsetzen, um die Entfaltung heimischer Kräfte und Mittel zu fördern, ihre Erfolge zu steigern und zu vermehren; dazu bedarf es aber der Entfesselung der Kräfte und eines festen Systems, sowie völliger Einheitlichkeit in allen Maßnahmen, endlich Aufstellung und folgerichtiger Beobachtung der hauptsächlichsten leitenden Gesichtspunkte.

Als vorbereitende Arbeit für die Lösung aller bereits vorliegenden und künftiger Aufgaben ist die Tätigkeit der Amurexpedition unter N. L. Gondatti (dem neuen Generalgouverneur) anzusehen; als eine besondere Art Senatorenrevision sollte sie Aufklärung schaffen über die Zweckmäßigkeit der Verwaltungstätigkeit der Organe der Lokalverwaltung; sie hat schon manchen veranlaßt, sein Hirn anzustrengen und tüchtig zu arbeiten. Es ist zu hoffen, daß auf der nach ihren Angaben zu schaffenden Grundlage eine Epoche schöpferischer und umgestaltender Tätigkeit einsetzt, die an die besten Zeiten der Verwaltung des verstorbenen Baron Korff erinnert. In solcher Erwartung durchlebt das Land gewissermaßen den Tag vor dem Fest und harrt des Augenblicks, wo es selbst an der Befestigung des russischen Reiches am Stillen Ozean mitzuarbeiten in der Lage sein wird.

Was aber die Möglichkeit angriffsweisen Vorgehens von Japan oder China betrifft, so wird sie in dem Maße gefährlich, als Rußland sich dagegen träge, teilnahmslos und untätig verhält. Draußen also, an der Grenze der alten und neuen Welt, reifen große historische Probleme ihrer Lösung entgegen, entscheiden sich Völkergeschicke. Will Rußland dabei nicht zu kurz kommen, so muß es ungesäumt und tatkräftig daran gehen, seine Stellung zu befestigen und die ihm obliegende Kulturarbeit zu leisten „im unerschütterlichen Glauben an die schöpferische Kraft seines Volkes, an eine bessere, seiner Größe würdige Zukunft".

Naturerkenntnis und Weltanschauung

Von Dr. med. Worthmann-Schweidnitz

II.

Wenn auch Darwin in seinem grundlegenden Werk es vermieden hat, auf die Abstammung des Menschen einzugehen, so hat er es doch später nachgeholt, haben es andere vor ihm getan, und so ist die Frage nach der Entstehung des Menschen eine so integrierende des Darwinismus geworden, daß dieser selbst häufig, freilich auch wieder nicht ganz mit Recht, als das Problem der Affenabstammung bezeichnet wird.

Nicht mit Recht, denn der Darwinismus greift weiter; er ist eben nicht nur eine naturwissenschaftliche Hypothese, sondern eine Weltanschauung, und als solche zu betrachten. Er begreift in sich alles das, was heute als Monismus dem Dualismus, d. h. dem Glauben an einen allmächtigen Gott, gegenübergestellt wird.

Wir haben als Ausgangspunkt des Dualismus die Erkenntnis der Zweckmäßigkeit in der Welt kennen gelernt. Diese Zweckmäßigkeit, die Teleologie, ist für unseren Verstand untrennbar verbunden mit dem Begriff eines zwecksetzenden

Willens, also eines persönlichen Gottes. Auf der anderen Seite aber ist es selbstverständlich, daß die Naturwissenschaft in ihrem Bestreben, die Welt unter dem Gesichtspunkte von Ursache und Wirkung zu erfassen, darauf aus sein muß, den Begriff eines allmächtigen Gottes als etwas Inkommensurables möglichst auszuschalten. Das wird erreicht, wenn es gelingt, an Stelle von Teleologie Kausalität nachzuweisen, d. h. an Stelle von erstrebten Zwecken zwingende, aber blinde Gründe. Dies ist das Ziel und der Anspruch des Darwinismus.

Während Darwins Vorgänger, Lamarck, bei der vorausgesetzten Umwandlung einer Art in die andere zwar den Verlust vorhandener Organe auf den Nichtgebrauch, also etwas Mechanisches, zurückführt, dagegen die Neuerwerbung von Organen einem inneren, wenn auch unbewußt empfundenen Bedürfnis zuschreibt, also etwas Psychischem, sucht Charles Darwin dieses Psychische, die inkommensurable Größe, auszuschalten. Es gilt ihm also, die Entstehung einer jeden höher organisierten Tierklasse aus niederen usw. bis aus einzelligen Arten plausibel zu machen, schließlich das einzellige Wesen von anorganischem Stoffe entstehen zu lassen, und das alles ohne Ziel, nur nach zwingenden Gründen.

Die drei Hilfsmittel, die der schaffenden Natur zugestanden werden, sind 1. die Variation, 2. die Vererbung, 3. der Kampf ums Dasein mit Einschluß der Veränderung der äußeren Umgebung. Alle drei liegen im Bereich der Erfahrung eines jeden, so daß es nicht einmal des umfassenden Materials bedurfte, was Darwin und seine Nachfolger beigebracht haben, um ihre Realität zu beweisen.

Als Beispiel nehmen wir ein Hasenpaar, das durch seine Wanderungen nach dem Norden verschlagen ist. In einem Wurf befinden sich einige Junge, deren Winterkleid etwas heller ist als das der Geschwister, also eine Variation. Infolgedessen sind sie im langen schneereichen Winter durch bessere Anpassung an das Gelände vor Verfolgung besser geschützt als die dunkleren Hasen. Sie werden leichter dazu kommen, ihr Geschlecht fortzupflanzen; in ihrem Nachwuchs befinden sich infolge der Vererbung mehr helle Hasen als in anderen Würfen; für diese gelten dieselben Vorteile wie für die Eltern, und so entsteht allmählich im Laufe der Jahrhunderte der Schneehase mit fast ganz weißem Winterpelz. Man bezeichnet diesen Vorgang als Selektion oder natürliche Zuchtwahl und hat damit nach Darwin den Weg gefunden, auf dem alle Tier- und Pflanzenarten sich im Laufe der Erdgeschichte aus niederen und schließlich aus der einzelnen Zelle entwickelt haben.

Man darf sich nun die Sache nicht so vorstellen, als ob sämtliche jetzt lebenden Tierarten in eine kontinuierliche Reihe gebracht werden könnten, wo immer eine Art den unmittelbaren Vorfahren der nächst höheren darstellte. Man muß vielmehr, auch wenn man an der monophyletischen, d. h. eine gemeinsame Urform annehmenden Entwicklung festhält, an einen Stammbaum denken, der sich schon sehr frühzeitig verästelte und dessen äußerste Zweigspitzen durch die heute lebenden Organismen repräsentiert werden. Um die Verbindungsglieder kennen zu lernen, wird man daher vielfach in die Vorgeschichte der Erde

hinabsteigen und die Ergebnisse paläontologischer Forschung zu Rate ziehen müssen.

Eine Reihe von Übergangsformen finden wir zwar auch in der jetzt lebenden Welt, z. B. den Peripatus als Verbindungsglied zwischen Ringelwürmern und Insekten, den Amphioxus als untersten, zu den Mantelschnecken hinneigenden Vertreter der Wirbeltiere, innerhalb dieser die sogenannten Lungenfische, Ceratodus, Protopterus usw., als Vermittler zwischen Fischen und Amphibien, endlich das Schnabeltier, das halb Vogel, halb Säugetier zu sein scheint. Freilich würde man, da niemand die Säugetiere vom Vogelreich abstammen läßt, auf dieses treffliche Vieh für die Deszendenz verzichten müssen, wenn man nicht Vögel und Reptilien schon längst zu der gemeinsamen Klasse der Sauropsiden zusammengefaßt hätte. Zu diesen führt also der Weg durch das Schnabeltier.

Um andere Übergänge zu finden, müssen wir uns aber, wie gesagt, an die Paläontologie wenden, und wer in das Labyrinth der fossilienführenden Erdschichten eindringen soll, wird dankbar sein für einen Ariadnefaden, der ihm die Richtung anzeigt, in der er zu suchen hat. Diesen Ariadnefaden will uns Häckel geben in seinem schon vorhin erwähnten biogenetischen Grundgesetz, welches aussagt, daß die Entwicklungsgeschichte des einzelnen Individuums, die Ontogenie, eine kurze Rekapitulation der Stammesgeschichte, der Phylogenie, darstellt. Die Theorie stützt sich auf vielfache, wirklich auffallende Tatsachen der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte, von denen wir nur die rudimentären Organe kurz streifen wollen. Der Laie denkt heutzutage bei der Erwähnung dieses Wortes sofort an den Blinddarm. Er hat auch meistens von den Zweifeln gehört, denen dessen Auffassung als rudimentäres Organ vielerwärts begegnet, und hält damit die ganze Frage für erledigt. Es gibt jedoch eine große Reihe wirklich rudimentärer Organe, die keine andere Deutung zulassen, ich nenne z. B. die Hinterextremitäten der Walfische, deren Knochenreste tief im massigen Körper der Tiere funktionslos begraben liegen, an den Schultergürtel der Blindschleichen, der keine Extremitäten zu stützen hat, an die Flügelreste des Kiwi, die oberen Schneidezähne des Kalbes, die das Rind nicht mehr besitzt, obgleich es seine Zähne mehr braucht als das Kalb, die Kiemen der Bergsalamander, die schon vor der Geburt wieder verschwinden, also nie zur Funktion kommen, obgleich sie nachweislich funktionieren können, und vieles andere.

Ohne noch auf die anderen Gründe für die Theorie eingehen zu können, muß ich noch das kurz erwähnen, was gegen sie spricht. Schon Häckel selbst sah sich genötigt, neben der echten Palingenese, d. h. der Wiederholung von Zuständen, die die Ahnen einst durchgemacht haben, eine sogenannte Känogenese, d. h. Neuentstehung mancher Organe anzunehmen, die nicht mit der Stammesgeschichte in Einklang zu bringen sind. Es ist aber dadurch der Willkür natürlich Tür und Tor geöffnet, indem man nun jedes Organ, je nachdem es in den hypothetischen Entwicklungsgang paßt oder nicht, als palingenetisch oder käno-

genetisch entstanden ansprechen kann. In neuerer Zeit sind bedeutende Embryologen, an ihrer Spitze Oskar Hertwig, sogar dazu gelangt, die Richtigkeit der Theorie völlig zu leugnen und alle Übereinstimmungen und Anklänge lediglich durch den oben gekennzeichneten Umstand zu erklären, daß der gleiche Ausgangs- und Endpunkt der Entwicklungsreihen in der Embryologie (Ontogenie) einerseits und der vergleichenden Anatomie (Phylogenie) anderseits auch eine gewisse Übereinstimmung der Zwischenstufen zeitigen müsse.

Wie dem auch sei, jedenfalls wird die Verwendbarkeit der Theorie durch verschiedene Bedenken stark beeinträchtigt, und so spricht man auch heute fast nur von einer biogenetischen Regel, während der Name biogenetisches Grundgesetz als tendenziöse Entstellung von Tatsachen zu verwerfen ist.

Immerhin aber bleibt eine große Reihe von Erscheinungen bestehen, bei denen man bis jetzt nur die Wahl hat, entweder auf eine Erklärung zu verzichten oder aber die Deszendenzlehre dafür herbeizuziehen. Tatsächlich gibt es nur verschwindend wenige Forscher, die von Deszendenz, d. h. von der Umwandlung einer Art in die andere, überhaupt nichts wissen wollen. Und für eine Weltanschauung ist das im ganzen auch ziemlich gleichgültig, wie die Lebewesen entstanden sind, ob im Augenblick aus dem Anorganischen oder in langsamer Entwicklung aus dem Niederen ins Höhere. Der Kampf tobt vielmehr um die treibende Kraft, die das Werden hervorgerufen hat. Nach Darwin ist das, wie schon gesagt, der Zufall, der in kleinen Schritten durch Variation Zweckmäßiges und Unzweckmäßiges schafft; letzteres merzt der Kampf ums Dasein aus, ersteres wird durch Vererbung erhalten und weiter entwickelt.

Was diesen orthodoxen Darwinismus anlangt, so behauptet Dennert kaum zu viel, wenn er sagt, er sei zu Grabe getragen worden. Was ihn widerlegt hat, sind in erster Linie die Tatsachen der Paläontologie, die zu Darwins Zeiten noch lange nicht in dem Umfange wie heute bekannt waren. Auch wenn man sich zu der Annahme verstehen kann, die überall zutage tretende Zweckmäßigkeit der organischen Welt sei in letzter Linie nur auf zufällige Variation zurückzuführen, so müßten doch auf eine zweckmäßige Abänderung nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung unzählige unzweckmäßige kommen, und von diesen mißglückten Versuchen müßte uns die in den Versteinerungen deponierte Natururkunde doch irgend etwas aufbewahrt haben. Nichts davon ist zu finden. Anderseits könnte man zum wenigsten erwarten, daß in geologisch und paläontologisch wohldurchforschten Schichten vielfache Andeutungen und allmähliche Anfänge von solchen Tierklassen aufgefunden würden, die im darauffolgenden Zeitalter in großem Artenreichtum vorhanden sind; auch davon nichts! Wie zu aller Anfang im Kambrium die hochorganisierten krebsartigen Trilobiten und die Rankenfüßer vorläuferlos auftraten, so im Silur die Haarsterne, im Devon die Fische u. s. f.

Nicht eine einzige Tatsache spricht für Selektion in Darwins und Häckels Sinne, so viele auch für Deszendenz, d. h. für eine wenigstens bis zu einem

gewissen Grade stattgehabte Umwandlung der Arten ins Feld geführt werden können. Bekannt sind ja die allmählichen Übergänge vom dreizehigen zum einzehigen Pferdehuf, die Verwandlungsreihen der Schnecke Planorbis und der Ammoniten.

Ohne noch auf die großen theoretischen Schwierigkeiten eingehen zu können, die die beiden Hauptgrundlagen des Darwinismus einer rein mechanischen Erklärung darbieten, nämlich die Vererbung erworbener Eigenschaften und die Auslese durch den Kampf ums Dasein, begnügen wir uns mit der Feststellung der in Laienkreisen viel zu wenig bekannten Tatsache, daß es heutzutage kaum noch einen Forscher gibt, der die Darwinsche Selektionshypothese als hinreichende Erklärung für die Entwicklung der organischen Welt ansieht.

Erweist sich so die rein mechanisch kausale Welterklärung nicht einmal als hinreichend, um die aufsteigende Entwicklung der Organismen vom Niederen zum Höheren zu erklären, so steht es noch viel schlimmer mit den beiden Endpunkten der Reihe, der Entstehung des Lebens überhaupt und dem Übergang vom Tier zum Menschen.

Es gab eine schöne Zeit, als vor ungefähr vierzig Jahren Huxley den sogenannten Bathybius in den Tiefen des Ozeans aufgefunden hatte, eine schleimige, träge kriechende Masse ohne jede Organisation. In ihm schien man den Urtypus des Lebendigen gefaßt zu haben, jenen Punkt, wo nur noch ein kleiner Sprung die belebte Materie von der unbelebten trennt. — Es schien so. — Leider aber erwies sich Bathybius glorreichen Angedenkens als schon auf der anderen Seite des Sprunges liegend, indem er sich als ein anorganischer Niederschlag von schwefelsaurem Kalk entpuppte.

Seither ist keine Nachricht von sogenannter Urzeugung, d. h. der spontanen Umwandlung von unbelebter Materie in belebte, aufgetaucht, die auch nur kurze Zeit der Kritik standgehalten hätte, und je mehr man in die Feinheiten der Organisation auch niederster Lebewesen eindringt, in um so nebelhaftere Fernen rückt die Urzeugung.

Es gibt jetzt schon eine ganze Reihe bedeutender Forscher, die soweit von der Unmöglichkeit der Urzeugung durchdrungen sind, daß sie auf die Erklärung der Entstehung des Lebens auf der Erde ganz verzichten und dasselbe von anderen Weltkörpern durch Vermittelung kleinster belebter Stäubchen auf die Erde verschleppt sein lassen. So fein ausgearbeitet aber auch z. B. die Theorie des Schweden Arrhenius ist, der dazu den Strahlungsdruck des Lichtes in geistreicher Weise heranzieht, so ist doch nicht zu verkennen, daß dadurch nur der Schauplatz des Problems verlegt, zu seiner Lösung aber nicht das mindeste beigetragen wird.

Das Resultat der auf die Entstehung des Lebens gerichteten Studien heißt eben nach wie vor trotz Häckel: Ignoramus, wir wissens nicht.

Nun ist ja die ganze Urzeugungsfrage mehr ein Problem für den Fachgelehrten, dessen Lösung man daher getrost der einsichtigeren Zukunft überlassen

kann. Sehr viel dringlicher ist die Erledigung des anderen Endrätsels, wie der Übergang vom Tier zum Menschen zu erklären sei. Denn offenbar fehlt dem Gebäude der mechanischen Weltauffassung, die alle Dinge in eine kontinuierliche Kette von Ursache und Wirkung einreihen will, der Schlußstein, solange der menschliche Geist, die menschliche Seele sich nicht mit den Erscheinungen der sinnlich wahrnehmbaren Welt in Verbindung bringen läßt.

Um die Frage zu vereinfachen, hat man zunächst einmal die geistigen Unterschiede beiseite gelassen und sich bemüht, nachzuweisen, daß der Mensch körperlich vom Tiere, speziell den ihm ähnlichsten Tieren, den Affen, abstamme. Der ganze große Apparat entwicklungsgeschichtlicher und vergleichend morphologischer Forschungsresultate ist aufgeboten worden, um den Nachweis zu führen, und wenn man einen Blick in Häckels Welträtsel tut, dann hat man den ganzen Stammbaum des Menschen klar vor Augen. Namentlich gewann die Lehre von der Affenabstammung an Sicherheit, als 1894 bei Trinil auf Java in anscheinend tertiären Schichten Knochenreste gefunden wurden, aus denen sich der vorweltliche Affenmensch (Pithekanthropus erectus) rekonstruieren ließ. Er wurde als das lange gesuchte Bindeglied zwischen Mensch und Affe freudig begrüßt und figuriert auch jetzt noch in den Welträtseln als Hauptstützpunkt der ganzen Affenlehre.

Die letzten sechzehn Jahre haben aber auch hier eine Ernüchterung gebracht. Genauere Forschungen haben ergeben, daß der Pithekanthropus nicht vor dem Menschen existiert hat, sondern zeitigstens mit ihm zugleich in jener Epoche, die als Eiszeit bezeichnet wird. Ja, neuerdings ist sogar durch einen Knochenfund bei Heidelberg nachgewiesen worden, daß der Mensch oder mindestens ein gemeinsamer Vorfahre von Mensch und Affe schon viele tausend Jahre vor dem Pithekanthropus im Tertiär gelebt hat, und endlich hat eine genauere Analyse jener Knochenreste ergeben, daß der Affenmensch gar kein Mensch war, sondern ein richtiger Affe vom Stamme der Gibbons. Auch noch auf anderem Wege ist man dazu gelangt, die Abstammung des Menschen vom Affen zu verwerfen und höchstens beide von gemeinsamen Vorfahren abzuleiten, von denen allerdings der ebenerwähnte Heidelberger Unterkiefer ein Überrest zu sein scheint.

Wenn uns aber noch so überzeugend bewiesen werden sollte, daß zwischen einem toten Gorilla und einem toten Menschen nur unwesentliche Unterschiede bestehen, so ist das noch keine Lösung, sondern eher eine Erschwerung des Rätsels, warum die lebenden Vertreter beider Gattungen so himmelweit voneinander verschieden sind.

Zwei Wege sind eingeschlagen worden, um die Kluft zu überbrücken. Auf der einen Seite hat man die Selbständigkeit des Geistigen dadurch zu beseitigen gesucht, daß man alle geistigen Vorgänge als lediglich mechanisch chemische Umlagerungen im Gehirn auffaßte und die hohe geistige Stellung des Menschen als nur durch die höhere Entwicklung des Gehirns bedingt hinstellte. Es gibt sehr viele Tatsachen, die sich gegen die Auffassung geltend machen lassen, ohne daß

ich darauf weiter eingehen will. Es läßt sich sogar überzeugend dartun, daß nicht das besser entwickelte Gehirn den Menschen macht, sondern der Mensch sein Gehirn so vervollkommnet, weil er mit einem selbstbewußten Willen begabt ist.

Der zweite Weg betrachtet das Psychische als etwas Gegebenes, das in Gestalt des Empfindungsvermögens eine der lebenden Substanz ganz allgemein zukommende Eigenschaft vorstellt. Ganz abgesehen davon, daß uns dadurch über das Wesen des Seelischen nichts gesagt wird, erklärt die Hypothese ebensowenig, wie die andere, den handgreiflichen Unterschied zwischen dem seiner selbst bewußten, mit einem Willen begabten Menschen und dem unvernünftigen Tier.

Der Grund, weshalb ich auf diese Dinge nicht näher einzugehen brauche, ist aber der, daß wir es hier überhaupt nicht mehr mit Naturwissenschaft zu tun haben, sondern mit naturphilosophischen Spekulationen. Was den Forschungsergebnissen der Naturwissenschaft ihr wohlverdientes Ansehen verleiht, ist ja doch der Umstand, daß sie durch ein ganz unparteiisches, rein induktives Vorgehen gewonnen sind. Wohl muß die Naturwissenschaft mit Hypothesen arbeiten, um Zusammenhänge begreiflich zu machen, die noch nicht klar zu durchschauen sind. Sie muß aber daran festhalten, daß Hypothesen nur so lange einen Wert haben, als sie wirklich geeignet sind, Tatsachen zu erklären. Auf dem von uns betrachteten Gebiete mechanischer Weltanschauung aber ist man umgekehrt nicht davor zurückgeschreckt, vielfach den Tatsachen Zwang anzutun, um die vorgefaßte Meinung zu stützen. Es muß also ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß solche Hypothesen, auch wenn sie aus dem Munde bedeutender Naturforscher kommen, um nichts mehr bewiesen sind als philosophische Spekulationen überhaupt, d. h. sie sind, hart ausgedrückt, im wesentlichen Geschmacks- und Glaubenssache.

Fragen wir uns nun rückblickend, was die gesteigerte Erkenntnis der Natur uns für unsere Weltanschauung gebracht hat, so finden wir, daß sie die eine Frage, die nach der Stellung des Menschen in der Welt, nur zum Teil beantwortet hat. Sie hat ihn zwar räumlich aus dem Mittelpunkt der Welt hinweggerückt, sie hat seine körperliche Verwandtschaft mit den Tieren wenn auch nicht bewiesen, so doch wahrscheinlich gemacht. Sie konnte uns aber nichts sagen über die Hauptsache, warum der Mensch ein Mensch ist, durch Vernunft und Willen hoch hinausgehoben über alles, was da kreucht und fleucht.

Ebenso steht es mit der anderen Frage, der nach dem Wesen der Welt. Wohl hat die Naturerkenntnis mit dem Chaos aufgeräumt, als welches mittelalterlichem Aberglauben die Welt erschien, hat uns die großen Gesetze gezeigt, denen die größten wie die kleinsten Dinge, der Himmelskörper wie das Wasserstoffatom gehorchen müssen, und so hat Weismann recht, wenn er sagt, die Natur biete keinen Raum für die Launen eines Gottes. Aber Launenhaftigkeit ist wohl auch das letzte, was wir mit dem Begriff Gott verbinden. Und wenn es schon ein Zeichen von der Tätigkeit der Menschenhand ist, daß Ordnung in

die Dinge kommt, sollte es da eines Gottes weniger würdig sein, Ordnung zu schaffen und zu erhalten?

Durch Aufzeigung der großen Gesetzmäßigkeit in der Welt hat die Naturwissenschaft sicher wie keine andere dazu beigetragen, den Gottesbegriff von irdischen Schlacken zu läutern. Seine Nichtexistenz aber hat sie nicht beweisen können.

Und selbst der beim flüchtigen Durcheilen vorhin so vollendet erscheinende Aufbau physikalischer und astronomischer Erkenntnis läßt klaffende Lücken offen gerade an der Stelle, wo wir sie am wenigsten ertragen können. Gar keine Antwort gibt uns die Naturwissenschaft auf die Frage nach dem Anfang der Dinge, dem Ursprung der Bewegung. Wenn Häckel das Rätsel dadurch zu umgehen sucht, daß er die Bewegung für eine der Materie seit Ewigkeit innewohnende Eigenschaft erklärt, so ist das erstens eine rein willkürliche Annahme ohne jeden Beweis. Zweitens aber kann damit logischerweise nur eine Bewegung der kleinsten Teilchen, also eine Molekular- oder Atombewegung gemeint sein. Wie aber aus dieser die großen, gesetzmäßigen Bewegungen der Weltkörper hervorgegangen sein sollen, bleibt dunkel.

Darum erklärt Häckel weiter die Welt für ein perpetuum mobile, das in ständigem Wechsel Weltkörper schafft und vernichtet, ohne Anfang, ohne Ende.

Daß die Welt aber kein perpetuum mobile ist, lehrt das dritte universale Gesetz, das ich vorhin in dem kurzen Überblick nicht erwähnte, das aber bedeutende Physiker wie Chwolson den Gesetzen von der Konstanz der Materie und der Energie mindestens gleichgesetzt wissen wollen, das Gesetz der Entropie. Dasselbe findet in populären Schriften selten eine Erwähnung, und mit gutem Grund, da es einen der dunklen Flecken auf der strahlenden Sonne mechanischer Welterklärung darstellt. Es sagt aus, daß bei jeder Umsetzung von einer Energieform in die andere ein Teil der ersten Energie in Wärme verwandelt wird. Diese läßt sich zwar im Moment der Entstehung nachweisen, dann aber zerrinnt sie unter den Händen und strahlt aus in den Weltenraum. Da solcher Verlust durch Wärmeverstrahlung bei jedem Energieumsatz statthat, so muß, freilich in unausdenkbar ferner Zukunft, eine Zeit kommen, wo der gesamte Energievorrat der Welt, in Wärme verwandelt, sich in unendlicher Verdünnung im Weltenraum vorfindet, ohne die Möglichkeit, noch irgendwelche Arbeit zu leisten. Das ist das nach physikalischer Einsicht notwendige Ende der Welt. Wo aber ein Ende ist, war auch ein Anfang, und wie wenig uns die Naturwissenschaft darüber sagen kann, möge man daraus entnehmen, daß selbst überzeugte Materialisten wie Weismann und Ladenburg zugestehen, wenn sich jemand den Anfang der Dinge durch einen schöpferischen Akt Gottes bewirkt denken wolle, so könne die Naturwissenschaft nichts dagegen einwenden.

Keine Antwort gibt uns ferner die Naturwissenschaft auf die Frage nach dem Ursprung des Lebens und dem der bewußten Empfindung. Überall sagt sie uns in letzter Linie nur, wie die Dinge sind, und bestenfalls, daß sie immer so sind, aber niemals, warum sie so sind. Ja, sie kann uns, da sie trotz aller

Verbesserungen der Methoden immer auf die Wahrnehmungen unserer fünf Sinne angewiesen bleiben wird, überhaupt nicht einmal sagen, wie die Dinge in Wahrheit sind, sondern nur, wie sie uns durch Vermittlung unserer Sinne erscheinen, während, wie Kant sagt, das den Erscheinungen zugrunde liegende transzendentale Objekt uns unerforschlich ist und bleibt. Gerade das aber ist der Gegenstand, an dem uns liegt. Und da an diesem Punkte nicht nur die Naturwissenschaft, sondern überhaupt jede Wissenschaft scheitert, so kommen wir zu dem Schluß, daß Weltanschauung in letzter Linie nicht Sache des Verstandes, sondern des in jedem Menschen liegenden Ahnungsvermögens, der Intuition, ist. Mit diesen beiden Dingen verhält es sich aber gerade so wie mit dem Tastsinn und dem Auge. Das kleine Kind weiß mit den Eindrücken, die ihm das Auge darbietet, noch nichts anzufangen. Es muß die Bilder, die ihm jenes als Gesamtheit übermittelt, durch den Tastsinn kritisch in Einzelheiten zerlegen. Wie ärmlich aber wäre unsere Kenntnis der Welt, wenn sich nicht das Auge, nachdem es in der Jugend am Tastsinn sozusagen geaicht ist, später von diesem langsamen Gesellen freimachen und uns selbständig seine so viel größeren und schöneren Wahrnehmungen übermitteln dürfte. So gerade ist's mit dem Ahnen. Wohl brauchen wir die zerlegende Kritik des Verstandes, um nicht ins Uferlose zu geraten, und eine Weltanschauung, die ihr nicht standhalten kann, ist unbedingt zu verwerfen, wie wir das am Darwinismus darzutun versucht haben. Aber aufbauen kann der Verstand nicht, das kann nur die Intuition, das Ahnungsvermögen, und so können wir auch nur ahnend zu erfassen suchen, was uns hier beschäftigte, unser eigenes Wesen und das der Welt.

Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Lux

(Fortsetzung.)

Es war doch sonnenklar, wo Recht und Unrecht lag. Noch ehe der amtliche Bericht vorlag, hatten die leitenden Kreise eine genaue Kenntnis der Bewegung, ihrer Ursachen und ihrer offensichtlichen Irrtümer. Die gesellschaftlichen Verbindungen, der persönliche Kontakt mit den Spitzen des Handels und der Finanz hatten die leitenden Kreise längst genau unterrichtet und diesen die nötigen Gedankenanweisungen gegeben. Finanz und Handel stellen ein sehr empfindliches, nervöses Instrument dar, das mit seismographischer Genauigkeit die Zuckungen und Fiebererscheinungen des Wirtschaftskörpers anzeigt und die Regierung von vorneweg in die Lage setzt, ihr Verhalten einzurichten, lange bevor die Schneckenpost des Instanzenweges zu den obersten Stellen gelangt ist. Der Hergang vollzog sich in der folgenden ungezwungenen Form.

Der Finanzminister, der im Hause Jules Léfèvres intim verkehrte, geriet eines Abends nach dem Diner, als man sich in das Rauchzimmer zu einer Tasse Mokka und sorgfältig gewählten Schnäpsen zurückgezogen hatte, mit Jules Léfèvre in ein Gespräch, das sich um die Weinergebnisse dieses Jahres und über die Marktlage drehte, ganz zufällig, noch lange ehe der Wahnwitz der „Bettler des Südens" größeren Umfang angenommen hatte und zu Besorgnissen Anlaß gab. Bei jener Gelegenheit erwähnte Jules Léfèvre ganz nebenbei, daß die südfranzösischen Weinbauern sich in ihr eigenes Verderben stürzen würden; sie hätten eine Spekulation im Sinn, die bei der gegenwärtigen Verstimmung der Börse nicht gelingen könne. Aus patriotischer Gesinnung und als Freund des Volkes, habe er, Léfèvre, den südfranzösischen Winzern einen Preis angeboten, dessen Höhe eigentlich vor seinem kommerziellen Gewissen nicht mehr zu rechtfertigen sei. Aber, mein Gott, was tut man nicht aus Passion ... leider hätten die Winzer sein großmütiges Anerbieten schroff zurückgewiesen, weil sie hochfliegenden Plänen nachgingen. Infolgedessen habe man, allerdings blutenden Herzens, den billigeren Angeboten des Auslands Folge leisten müssen; der ohnehin nicht große Bedarf sei bereits gedeckt, die Nachfrage habe vollständig aufgehört, und der in den südfranzösischen Kellern lagernde Wein sei unverkäuflich, fast wertlos geworden. „Ja, das ist ganz einfach," fügte er erklärend hinzu, „es läßt sich mit einem Wort ausdrücken: Überproduktion! Die Leute treiben Überproduktion und wundern sich hernach, wenn sie die nachteiligen Folgen davon verspüren. Mein Gott, lieber Finanzminister, die Wohlfahrtseinrichtungen der Regierung sind ja recht schön, aber es ist fraglich, ob man den Leuten mit der zwangsweisen Einführung der amerikanischen Reben einen großen Dienst erwiesen hat. Wir sehen ja jetzt die Folgen. Überproduktion! Humanitätsdusel! Ich wasche meine Hände in Unschuld. Wenn die Bauern richtige Geschäftsleute wären, wenn sie rechnen könnten, wenn sie den Weltmarkt zu beobachten und die Konjunkturen richtig in Berechnung zu ziehen verständen, dann hätten sie diesen Fehler vermeiden müssen, der ihre wirtschaftliche Existenz aufs Spiel setzt. Wer soll die hohen Preise geben? Der liebe Gott? Der kümmert sich schon längst nicht mehr um das Geschäft. Die große Wage der kaufmännischen Gerechtigkeit, die immer wieder das Gleichgewicht der Güterverteilung herstellt, heißt: Angebot und Nachfrage. Auf dieser Wage wird das zulässige Maß der Güterhervorbringung gewogen und der Preis bestimmt. Der Produzent, der sich um die ausgleichende Wage dieser Gerechtigkeit nicht kümmert, tut es auf seine eigene Rechnung und Gefahr. Dieser Fall liegt in Südfrankreich vor. Überproduktion, sage ich Ihnen, Überproduktion! Und wenn ein Gott vom Himmel herabstiege, er könnte nichts an der Sache und ihren unausbleiblichen Folgen ändern. Überproduktion!"

„Sehr richtig!" Der Finanzminister konnte nur zustimmen. „Es ist ja wahr, es sind Fehler gemacht worden; die übertriebene Humanität! Die Regierung war mit den amerikanischen Reben allzu rasch bei der Hand, aber man hatte nur Gutes gewollt, und in gewissem Sinne war die Wohlfahrtsaktion hinreichend begründet; immerhin, man wird sich in Zukunft größere Vorsicht auferlegen müssen, mehr abwartende Haltung, bis die Dinge sich von selbst erledigen, was das Bequemste ist, oder bis man unter dem Druck einer herrschenden Macht, gleichsam gezwungenermaßen nachgeben muß, wodurch man ja auch

der Verantwortung entbunden ist, was ganz besonders zur Verwaltungsräson gehört."

Jeder volkswirtschaftlich denkende Mensch muß wissen, daß der große Jules Lefèvre im Recht war. Überproduktion! Das war ein sehr willkommener Nagel, um weithin sichtbare, einleuchtende Argumente daran zu hängen, Argumente, die wie Bogenlampen Licht in die Sache brachten.

Jetzt war alles klar. Das Wort fand in der Presse Widerhall und wurde im Zusammenhang mit den Ereignissen im Süden in langen, gelehrt aussehenden Leitartikeln behandelt; es wurden in den Lehrsälen der juristischen und staatswissenschaftlichen Seminare, in den Handelsakademien, in den volkswirtschaftlichen Vorlesungen der Hochschulen an Hand dieses praktischen Beispiels die Schädlichkeit der Überproduktion, ihre wirtschaftlichen Folgen und ihre Verhütung erörtert und zur Preisaufgabe gemacht; in der Kammer knüpfte der Finanzminister mit wissenschaftlicher Gründlichkeit tiefsinnige Beweisführungen an dieses Wort und erklärte, daß die Regierung in weiser Voraussicht es an geeigneten Ratschlägen nicht habe fehlen lassen, daß jedoch der vom Präfekten des betreffenden Departements in Perpignan aus eigener, anerkennenswerter Initiative gemachte Vorschlag zur Abhilfe, eine Art Wechselwirtschaft einzuführen und es zur Probe einmal mit Kartoffeln und Mandelbäumen zu versuchen, von der dortigen Bevölkerung in geradezu unqualifizierbarer Weise zurückgewiesen worden ist. Der Schwung seiner Rede steigerte sich gegen den Schluß zum wirksamen Ausdruck der sittlichen Entrüstung, indem er rief: „Die Regierung wird sich nicht durch Lärmkundgebungen beeinflussen lassen!"

Es gibt Worte, die wie Flugsamen zu wandern bestimmt sind. Kein Berg ist zu hoch, keine Ritze zu eng, sie kommen hindurch. Auf irgendeine rätselhafte Weise gelangen sie in eine ferne Gegend, schlagen Wurzeln und wachsen wild in die Höhe. „Die Bettler des Südens" war ein solches von Jules Lefèvre geprägtes und in seinem Salon gesprochenes Wort. Es nahm, ganz unerklärlich wie, seinen Weg nach dem Süden zu denen, die es betraf.

Bettler des Südens! Die Millionen Menschen ergriffen es, befühlten es, schauten es an, schmeckten es, wiederholten es, riefen es sich gegenseitig zu, von Mann zu Mann, von Fenster zu Fenster, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Dorf zu Dorf. Im Nu war das Wort gleich einem ursprünglich winzigen Samenkorn aufgeschossen, ein riesenhafter Baum mit einer Krone, die allen Leidensgefährten als Schirm diente, darunter man sich fand, erkannte und einig fühlte. Bettler des Südens! Ja, Bettler waren sie alle, Märtyrer und Bettler, und empfanden als solche die Wollust der Askese, die mit blutiger Geißel immer heftiger den zerfleischten Nacken bearbeitete. Ja, man wollte Bettler sein, es wenigstens scheinen, so lange, bis das Unrecht gegen den Himmel schreit. Und dieses bis zum Himmel gewachsene Wort „Bettler des Südens" wurde zu einer Fahne, die diese Aufschrift in roten Lettern trug, und um die sich die Kämpfenden scharten. Man predigte den Kreuzzug der Bettler des Südens!

Ein anderes, nicht weniger verhängnisvolles Wort fand seinen Weg, wobei es allerdings natürlicher zuging. Es war die etwas unbedachte, jedenfalls nicht sehr diplomatische Äußerung des Finanzministers: „Die Regierung wird sich durch Lärmkundgebungen nicht beeinflussen lassen!" Entrollte das erste dieser Flügel-

worte das Banner des Sturms, so zündete das zweite wie ein elektrischer Funke, der in eine Mine gefallen war.

„Auf nach Carcassone, Bettler des Südens!" war der Schlachtruf, der eine Million Menschen in dem Städtchen Rouquiés vereinigen sollte.

Keine Reden mehr, sondern Taten! Irgend etwas mußte geschehen. Eine Torheit war besser als nichts.

Als man sich nach einer rettenden „Tat" umsah, hatte Richard einen glänzenden Einfall, eine Erleuchtung. Natürlich, Richard, der Denker! Alles, was irgendwie Sinn hatte, trug den geistigen Stempel Richards.

„Freunde, Bürger, Leidensgefährten! Die Bahnverwaltung muß uns Bettlern des Südens ermäßigte Fahrt nach Carcassone gewähren!"

Wem hätte dieser Gedanke nicht sofort eingeleuchtet? O, man hatte hellen Verstand in Perpignan! Natürlich, Kinder, das ist doch selbstverständlich! Das hätte man eigentlich schon längst verlangen dürfen!

Die drohenden Haufen wälzten sich zum Bahngebäude, aber der Vorstand schüttelte den Kopf und sagte: „Mit welchem Recht? Habt ihr eine Legitimation, eine Anweisung auf ermäßigte Plätze? Wenn nicht, dann gilt der volle Preis, wie ihn jeder bezahlen muß."

Die Menge begann zu toben und machte Anstalten, den Bahnhof zu zerstören. Das Volk will Taten sehen!

Vater Marcellin war im rechten Augenblick zur Stelle, wehrte ab, ermahnte, beschwor, gebot Aufrechterhalten der Ordnung.

„Du hast die Tat gepredigt, Marcellin!" hielten ihm einige vorwurfsvoll entgegen. „Was störst du uns nun?"

Es gelang schließlich Marcellin, des Sturmes Herr zu werden. Wird es dir immer gelingen, Apostel Marcellin? Der Gedanke stieg in seiner Seele auf wie eine dunkle Wolke.

Richard sah untätig zu ... Aber sein Gesicht funkelte vor heimlicher Genugtuung.

Man kam glücklich nach Carcassone. Von allen Seiten liefen menschenbepackte Züge ein. Es war wie Josaphat, das Tal des Lebens, alle mußten dieses Weges kommen. Man zählte hunderttausend, fünfmalhunderttausend, achtmalhunderttausend, eine Million, über eine Million, nahe an zwei Millionen!

Ein Kreuzzug von nahezu zwei Millionen Menschen und Marcellin der unumschränkte Gebieter dieser zwei Millionen! Aber in seiner Seele stand eine dunkle Wolke!

Doch siehe! Die Weinlese stand vor der Tür, und dennoch schien der junge Frühling wiedergekehrt. So weit man sah, Menschen über Menschen und alles schneeweiß-rosenrot. Blüten über Blüten! Blühende Mandelbäume! Jeder trug hoch einen künstlichen Strauß aus Mandelbaumblüten. Es war die Antwort auf den Vorschlag des Präfekten in Perpignan. Eine unsägliche Heiterkeit ging über das Menschenfeld, endlos hinrollende Lachsalven und ironische Begrüßungsrufe empfingen jeden neu ankommenden Zug, der Mandelbaumblüten einhertrug.

Wieder stand Marcellin auf dem Dach eines Hauses, neben ihm Rouquié und Francillon, und die Menge lauschte den begeisternden Reden. Neuerlich ließ Marcellin den Schwur tun, einig zu bleiben und nicht nachzulassen in der Ver-

folgung des vorgesteckten Ziels. Musik, Fahnenschwingen, weihevolle Ergriffenheit, Massenschwur, ans Religiöse grenzender Fanatismus, Handlungen von symbolischer Kraft.

Rouquié erinnerte an das der Regierung gestellte Ultimatum, an die allgemeine Steuerverweigerung und an den Massenstreik der Bürgermeister und Gemeinderäte.

Da riß Francillon die blau-weiß-rote Schärpe, die er als Gemeindevorstandsmitglied trug, von der Brust herab, als Protest gegen die Untätigkeit der Regierung, und schleuderte das Band in die Menge, die es unter tobendem Beifallslärm in Fetzen zerriß.

Fast zu gleicher Zeit ließ Rouquié auf dem Rathaus die schwarze Fahne hissen, und damit war die Zeremonie der Amtsniederlegung der Gemeindeoberhäupter in den Weindistrikten vollzogen.

Die Anarchie war über den Midi verhängt.

Jeden Augenblick war eine Gewalttat zu befürchten. Marcellin, wirst du die Macht haben, die fessellosen Gemüter zu meistern?

„Revolution! Auf nach Paris! Nieder mit der Regierung!" schrie die Menge. Marcellin setzte einen Waffenstillstand durch und erklärte nach einer kurzen, fliegenden Sitzung des Komitees, daß vorerst die Führer den Ministerpräsidenten persönlich ermahnen wollten, den Unwillen des Volkes nicht länger zu versuchen und beizeiten mit den verlangten Garantien herauszurücken, ehe es zu spät sei! Der Vorschlag fand nur geteilten Beifall.

Keine Reden mehr, Taten! Das Volk will Taten sehen! Immerhin waren diesmal die besonnenen Elemente in der Übermacht, und der Tag verlief ohne allzu gefährliche Ausschreitungen. Was aber stand in der nächsten Versammlung bevor? Nein, nein, etwas zugunsten der Sache muß geschehen. Die Regierung kann angesichts der kritischen Lage nicht anders, sie wird, sie muß dem Druck nachgeben. Aber in der Seele Marcellins stand eine dunkle Wolke.

Der Tag der Reise wurde festgesetzt. Sie konnte nicht sofort geschehen. Die Weinlese stand ja unmittelbar bevor. Und der Wein lag noch unverkauft in den Kellern. Keine Gebinde, keine Räume waren vorhanden, den neuen Segen zu fassen. Wenn kein Wunder geschieht. . . . Es ist fürchterlich! Die besonnenen Männer, die Häupter der Bewegung mußten jetzt am Orte sein, gerade jetzt, wo die schwerste Prüfung kam.

Überproduktion! Der alte Gott, der mit voller Hand den Segen über diese Hügel ergoß, ward von den neuen Lebensmächten abgesetzt. Er konnte es nach den Gesetzen der Volkswirtschaft dieser Menschheit nicht mehr recht machen. Er beging einen schweren Rechenfehler: Überproduktion! Und der Segen verwandelte sich in einen Fluch. Der süße Rausch schlief an den belaubten Hügeln, er begann, sich die schwarzen Rabenaugen zu reiben, er wollte erwachen und mit all seiner berückenden Kraft und seinem Glück ins Tal hinabsteigen, sich selbst den Menschen zu bringen und die Freude zu entzünden.

Weinlesezeit! Wieder war der Herbst gekommen, eine mild lächelnde Frau, in das makellose Blau des Himmels gehüllt wie in einen Muttergottesmantel, wieder leuchtete das Sonnenglück von den Höhen herab, wieder wollte die Erde das Kostbarste geben, das sie hervorzubringen vermochte. Dieses rote Blut der

Erde! Aber die Blicke der Beschenkten waren finster, ihre Mienen waren düster, und ihre Lippen wußten nichts von Dank. Kein Winzerhorn ertönte, kein Lachen flatterte auf, keine Freude jauchzte. Keine gotterfüllte Prozession ging mit Glockenklang und frommem Sang hinter dem weißgoldenen Baldachin einher, kein Amethystwölkchen aus getriebenen Silberfäßchen stieg ins blaue Himmelsgewölbe, dort von unsichtbaren Händen gnädig empfangen zu werden. Wohl wurden im dumpfen Kämmerlein Gebete gemurmelt, fromme Weiblein huschten wie graue Schatten in den dunkelnden Kirchenraum, ein Opferkerzlein anzuzünden und auf den gemeißelten Steinen zu hocken, ein zusammengesunkenes Häuflein Elend. Mehr aber als Gebete waren es Seufzer, Flüche, Verwünschungen, die sich aus händeringenden Seelen hervorpreßten.

Der Wein konnte nicht länger am Weinstock warten, er war überreif, und so schritt man lässig, widerwillig, aus bloß mechanischer Gewohnheit an die Lese. Hatte man je ein so trauriges Fest gesehen? Kein Tanz, kein Schwärmen, kein Mummenschanz, kein Laut des Frohsinns!

Und nun rann wieder in Strömen der süße Most von den Bergen, eine drängende Flut, die nicht gestaut werden konnte, sondern die herrisch an die Kellertüren pochte, dem alten Wein zurief: He, erheb dich, alter Faulpelz! Mach Platz! Nun ist das Lager unser!

Das Schicksal wollte sich erfüllen.

O, über diese Herren Makler! Diese verruchten Priester und Tempeldiener des Götzen, des filzigen, schnöden Mammons!

Fünf zum Letzten!

Fünfundvierzig zum Letzten!

Dann möge ihn die Erde saufen!

Meine Herren, kein Angebot mehr?

Fünf, auch nicht fünf?

Nein, auch nicht fünf!

Also möge ihn die Erde saufen!

Und diese Stunde schlug.

Die Fässer wurden geöffnet, und der Wein lief über die Straßen. Die Erde war durstig und trank und trank, bis sie einen roten Mund hatte über und über rot vom Wein. Leise gurgelnd sprangen die roten Quellen aus den gemauerten unterirdischen Kellern, zu den Füßen jedes Hauses sprang ein solcher Quell, und die Flut stieg bis an die Sockel.

Während der Most von den Hügeln in die Kelter und Bottiche rann, lagen die ungeheuren weinstrotzenden Fässer am Verbluten. Dieses rote Blut der Erde rann die Straßen hinab, in die Gossen, Bäche und Flüsse, die sich rot färbten wie nach einer mörderischen Schlacht, und die Brunnen flossen über rot, rot, rot! So weit man sah, färbten sich die staubigen Straßen rot und erweichten sich zu einem Sumpf, der die Luft mit seinem säuerlichen betäubenden Atem erfüllte. Mit dem schweren Dunst, der in den Hallen und Gängen von Marcellins altem Weinschloß lagert, nur schwerer, beklemmend, ein Alpdrücken, eine leise Ohnmacht.

Die Keller spien fort und fort dieses rote Blut der Erde, daß es ein Schmerz war hinzusehen. Wohin man trat, auf den Wegen, in Hausfluren, auf steinernen Fliesen, bis in die Zimmer hinein liefen die roten Stapfen. Es war wie die

Sintflut. Mit roten Füßen und Händen stapften die Winzer, ein Märchenbild der Weinlese. Wo aber war die Fröhlichkeit? Es war eine Weinlese mit Tränen, mit Schmerz, mit Wehklagen.

Der blinde Joachim tastete durch die Straßen und predigte mit lauter Stimme: „Und die Kelter ward aus der Stadt getreten, und das Blut ging von der Kelter bis an die Zäume der Pferde durch tausendsechshundert Feld Weges!"

Wahnsinn kam über die Menschen.

Gaston! Wer behauptet, daß du ein Prahler seiest, der lügt! Denn so ist deine Heimat: dort fließt von den Bergen der Most, dort rinnt in den Brunnen der echte Wein, noch mehr, dort rinnt der Wein in der Gosse, über die schmutzige Straße, bespült die Sockel der Häuser, als wären sie in Blut gebadet!

Und die Menschen, die sahen, wie sich das Herz der Erde nutzlos verbluten mußte, schrien auf in ihrer Seelenqual, und es war ein Klagen und ein Zähneknirschen, als ob sie sich selbst die Adern geöffnet hätten und ihr Leben sinnlos in den Staub rinnen sähen.

Denn es ist die Zeit, von der die Propheten sagen, daß der Wein von den Bergen triefen und die Hügel in Most schwimmen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Fritz Anders

Von Julius R. Haarhaus-Leipzig

Es ist jetzt dreißig Jahre her — ich war damals, wenn ich nicht irre, Quartaner — da fand ich auf dem Weihnachtstisch ein Buch, das den seltsamen Titel „Der junge Generalstab im Harz" führte. Es war die Geschichte von vier Schülern aus Leipzig, die unter der Leitung eines weitgereisten Oberlehrers eine „Geographische Gesellschaft" gründen und gemeinsam eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung des Harzes unternehmen, bei der dieses schöne Gebirgsland als eine Terra incognita betrachtet und durch kartographische Vermessungen, durch geognostische, botanische, zoologische, ethnographische, historische und volkswirtschaftliche Untersuchungen gleichsam erst erschlossen wird. Die Fülle des Wissens, die in dem Buche aufgespeichert war, war erstaunlich, noch erstaunlicher war jedoch die unterhaltende Art, mit der der Verfasser dem jungen Leser alle diese Kenntnisse zu vermitteln verstand, und der köstliche Humor, der die Darstellung von der ersten bis zur letzten Seite würzte.

Ich glaube, daß ich das Buch ein dutzendmal gelesen habe — mit steigendem Respekt vor dem Autor, der in der Mathematik so genau Bescheid wußte wie in der Mineralogie, und der über den Plesiosaurus ebenso amüsant plauderte wie über Albrecht den Bären, über die Leimruten der Harzer Vogelfänger, über das Brockengespenst und über Salzbrezeln. Wer der Verfasser war — auf dem Titelblatte stand der Name Fritz Anders —, danach habe ich nach Knabenart nie gefragt; wenn ich den Namen wirklich gelesen habe, so habe ich ihn jedenfalls sehr bald wieder vergessen.

Ein Vierteljahrhundert später mußte ich als Mitglied der „Grenzboten"-Redaktion die Korrespondenz mit den Mitarbeitern führen. Damals erschienen in den grünen Heften noch die bekannten „Skizzen aus dem deutschen Volksleben", deren Verfasser sich Fritz Anders nannte, aber in Wirklichkeit Max Allihn hieß und irgendwo in einem Dorfe bei Halberstadt Pastor war. Ja — wo nur gleich? Ich sah im „Kürschner" nach und fand die Adresse: Athenstedt bei Heudeber. Athenstedt! In dieser Ortsbezeichnung schien mir ein tieferer Sinn zu liegen. Die beiden ersten Silben mahnten an die Stadt der Pallas Athene, an die Hochburg der Gelehrsamkeit und der philosophischen Weltbetrachtung, und die letzte Silbe, das —stedt? Das klang so gemütlich urdeutsch, so spezifisch „harzisch" und weckte zugleich eine leise Erinnerung an Schöppenstedt und kleinstädtisches Philistertum. Wahrhaftig: das war der rechte Wohnsitz für einen Mann, der mit einem ungewöhnlich universellen Wissen das attische Salz eines überlegenen Humors verband, und der auf der Suche nach Menschen das Licht seiner Diogeneslaterne in die entlegensten Winkel deutscher Gassen, Häuser und Seelen fallen ließ! Und als ich nun die Liste seiner Bücher las, da stieß ich auch auf den Titel „Der junge Generalstab im Harz". Meine Freude über dieses Wiederfinden war groß und nachhaltig, und der Brief, den ich an Max Allihn zu schreiben hatte, bekam eine wärmere Note, die der Adressat nicht unbeachtet ließ.

Ein paar Jahre später lernte ich den verehrten Mann persönlich kennen — bei Johannes Grunows Begräbnis, wo er im Namen der „Grenzboten"-Mitarbeiter und zugleich als einer der ältesten Freunde des Hauses Grunow am Sarge des Dahingegangenen redete. Das Äußere Allihns entsprach vollkommen dem Bilde, das ich mir von ihm gemacht hatte. Den Geistlichen verleugnete er nicht, aber der Zwiespalt seines Wesens — wenn die Verbindung von tiefgründigem Wissen und aristophanischem Sarkasmus so genannt werden darf! — sprach sich in seinem Antlitz aus. Eine hohe, schön gewölbte Stirn, kluge, kühlblickende Augen, deren kritisch beobachtender Ausdruck durch die Gläser der Brille eher noch hervorgehoben als gemildert wurde, und dazu ein Mund, dem man die Spottlust auf den ersten Blick ansah. Bei dem Zusammensein, das der Trauerfeierlichkeit folgte, kam ich mit Allihn in etwas nähere Berührung. Ich hatte dabei den Eindruck, daß er nicht zu den milden, alles verzeihenden Naturen gehörte. Seine Ansichten verfocht er mit Temperament, ja mit einer gewissen Schärfe. In den Kämpfen der Reformationszeit würde er seinen Mann gestellt haben.

Merkwürdiger noch erschien mir, wie genau dieser Landpfarrer, der doch schon seit 1885 in dem entlegenen Dorfe lebte, mit dem Getriebe der großen Welt, mit dem Stande der wissenschaftlichen Forschung und besonders mit den neuesten Errungenschaften der Technik vertraut war. Dabei zeigte sich der Fünfundsechzigjährige als ein durch und durch moderner Mensch und keineswegs als ein Laudator temporis acti. Seine geistige Beweglichkeit, sein wunderbares Gedächtnis und eine bei Gelehrten sonst ungewöhnliche manuelle Geschicklichkeit brachten es mit sich, daß ihm die Betätigung auf einem einzigen Gebiete nicht genügte. Er war der geborene Erfinder, den es reizte, die theoretische Erkenntnis der Praxis dienstbar zu machen. In einer eigenen Werkstatt beschäftigte er sich aus Liebhaberei mit dem Orgelbau, und nach dem Urteile der Fachmänner hat er hier Hervorragendes geleistet und, was das Wichtigste ist, seine Erfindungen ohne weiteres der All-

gemeinheit preisgegeben, ohne sie zu seinem eigenen Nutzen auszubeuten. Eine seiner literarischen Arbeiten auf diesem Gebiete, die „Theorie und Praxis des Orgelbaus", eine völlige Neubearbeitung des Töpferschen Lehrbuches, wird als ein klassisches Werk geschätzt. Auch der Photographie, besonders der Amateurphotographie, hat er neue Wege gewiesen.

Allihns Vielseitigkeit machte sich schon gleich zu Anfang seiner literarischen Tätigkeit bemerkbar. Diese begann etwa 1871 mit „Dürerstudien". Dürer war damals „aktuell"; das erstarkte Nationalgefühl hatte das Verständnis für den größten deutschen Künstler der Vergangenheit geweckt. Im folgenden Jahre debütierte Allihn mit einem Aufsatz über Dürers Befestigungskunst in den „Grenzboten", zu deren treuesten Mitarbeitern er vier Jahrzehnte lang gehörte. Man kann sich kaum vorstellen, daß die Beiträge, die er lieferte, alle aus derselben Feder stammen. Schon 1873 schrieb er einen Artikel „Sozialdemokratisches"; aus demselben Jahre stammt der Aufsatz „Malertechnik". Im Jahre 1881 beginnt die lange Folge der „Skizzen", die seinen Schriftstellernamen „Fritz Anders" eigentlich erst bekannt gemacht haben, zugleich veröffentlichte er in den grünen Heften aber auch Beiträge über meteorologische Fragen, über Lutherfestspiele, über die Fortschritte der Photographie, Plaudereien über „Thüringer Manövertage", Betrachtungen über die Themen „Die Evangelische Kirche und der Staat", „Schäden der Kirche", „Evangelischer Bund" und „Spiritismus". Im Jahre 1888 schrieb er u. a. über „Vogelschutzgesetze", über „ein neues Metall" und über „Gedankenübertragung".

Bei der Fülle von verschiedenartigen Interessen, die Allihn beschäftigten, konnte von einer Zersplitterung seiner eigenartigen Begabung und seiner Leistungen doch nicht die Rede sein. Er gehörte zu den beneidenswerten Menschen, die nie den Überblick über das Ganze verlieren, und denen sich das Weltbild aus lauter liebevoll erfaßten Einzelheiten ziemlich vollständig zusammensetzt. Und im Grunde genommen war doch alles, was er tat und trieb, nur Vorarbeit für seine literarische Tätigkeit, der alle diese Spezialstudien zugute kommen mußten. Deshalb gibt es in seinen Schriften aber auch nirgends eine Stelle, wo der Fachmann beim Lesen überlegen lächeln darf. Ihm selbst freilich mag der Genuß der Lektüre andrer Autoren eben wegen seiner mannigfachen Spezialkenntnisse oft genug getrübt worden sein. Fand er gar einmal in einem „Grenzboten"-Artikel einen Schnitzer — und seinem scharfen Auge entging so leicht nichts! —, so machte er seinem Ärger gewöhnlich Luft auf einer Postkarte, die sich weder die Redaktion noch der betreffende Mitarbeiter hinter den Spiegel steckte.

In weiteren Kreisen ist der Name Fritz Anders, wie gesagt, erst durch die jetzt in drei Bänden gesammelt vorliegenden „Skizzen aus dem deutschen Volksleben" (Leipzig, Fr. W. Grunow) bekannt geworden, deren flüssiger Stil und humoristische Grundstimmung so manchen Leser über die bitterernste Tendenz dieser kleinen Arbeiten getäuscht haben. Es sind Bilder, denen man anmerkt, daß sie nach dem Leben entworfen sind, und daß ein paar hundert Zeitgenossen dazu Modell gestanden haben. Das Abderitentum deutscher Kleinstädter wird hier amüsant geschildert, und man glaubt in all den Vertretern des Bureaukratismus, der Schulmeisterei und des Dilettantentums persönliche Bekannte wiederzuerkennen. Daß in den Skizzen ein gut Stück Kulturgeschichte steckt, und daß jemand, der nach

hundert oder zweihundert Jahren eine Sittengeschichte unsrer Zeit schreibt, sicherlich auf die drei Bände zurückgreifen wird, sei nur nebenbei erwähnt.

Allihn hat als sein Hauptwerk immer den Roman „Doktor Duttmüller und sein Freund" bezeichnet — „eine Geschichte aus der Gegenwart", wie der Untertitel des Buches allzu bescheiden lautet. (Leipzig, Grunow.) Wenn man nicht befürchten müßte, der Originalität des Verfassers zu nahe zu treten, könnte man dieses Buch ein Gegenstück zu Freytags „Soll und Haben" nennen. Man weiß nicht, was man am „Duttmüller" mehr bewundern soll, das zeitgeschichtliche Kolorit mit dem starken Wechsel von Licht und Schatten oder die feine Durchführung der Charaktere. Mit dem Schicksal eines Kalibergwerks, das von einer Berliner Gesellschaft in einem idyllisch gelegenen Gutsdorfe gegründet wird und das der Gegend und ihrer Bevölkerung ein neues, fremdes Gepräge aufdrückt, werden die persönlichen Geschicke einer ganzen Anzahl prachtvoll realistisch gezeichneter Menschen aus allen sozialen Schichten verbunden. Da sehen wir auf der einen Seite den technischen Direktor des Werkes, einen skrupellosen Industrieritter, der sogar die pfiffigen und mißtrauischen Bauern überlistet, den gewissenlosen, streberhaften Gewerkschaftsarzt Doktor Duttmüller, der seine Patienten ganz geschäftsmäßig ausbeutet, auf der andern den vornehm denkenden kaufmännischen Leiter des Unternehmens, Felix Wandrer, und die im wirtschaftlichen Niedergang begriffene Familie des adligen Gutsbesitzers auf dem Fronhofe. Das Kaliwerk nimmt ein Ende mit Schrecken; es wird, nachdem die Kuxinhaber durch den Direktor gründlich geprellt worden sind, von den streikenden Arbeitern zum Stillstande gebracht. Wandrer, der eine der beiden Töchter vom Fronhofe geheiratet hat, widmet sich nun mit seiner ganzen Energie der Regelung der dortigen Verhältnisse und bringt sie durch Gründung eines Zementwerks wieder in die Höhe, während seine Schwägerin, Duttmüllers Frau, an der Gemeinheit ihres Mannes zugrunde geht. Man sieht: die Fabel des Romans ist tragisch oder doch wenigstens ernst genug, aber der Verfasser hat es verstanden, die düstre Stimmung durch eine mit der Handlung locker verflochtene heitere Parallelgeschichte wirksam aufzuhellen, so daß das Buch nirgends die höchste künstlerische Harmonie vermissen läßt.

Sind es hier die sozialen und wirtschaftlichen Nöte unsrer Zeit, die den Hintergrund zu der reichbelebten Handlung bilden, so sind es in Allihns zweitem großen Roman „Herrenmenschen" (Leipzig, Grunow) die geistigen Kämpfe der Gegenwart. An drei Vertretern der Lehre des unglücklichen Nietzsche wird das Übermenschentum exemplifiziert und gründlich ad absurdum geführt. Die Geschichte spielt in einem masurischen Fischerdorf, wo der Amtshauptmann Groppoff als Pascha und Autokrat waltet. Nur eine Frau, die Besitzerin des „Preußischen Schlößchens", deren Mann durch Groppoff in den Tod getrieben worden ist, leistet ihm Widerstand, weshalb er sie wirtschaftlich zu ruinieren sucht. Da kommt ihr ein Verwandter, der Nietzscheapostel Doktor Ramborn, zur Hilfe, dem es wirklich gelingt, sie vor dem Untergange zu bewahren, und der bei seinen Bemühungen von Groppoffs Tochter, der stolzen und selbstbewußten Eva, unterstützt wird. Ein Attentat, das Groppoff auf den verhaßten Ramborn verübt, und bei dem Eva den geliebten Mann mit ihrem Leibe deckt, schlägt fehl und bringt Groppoffs Herrenmenschentum zum Zusammenbruch. Aber auch die beiden andern, Eva und Ramborn, sehen ein, daß ihre Weltanschauung nicht stichhält, und daß das wahre Motiv

ihres Handelns doch die so oft verspottete Nächstenliebe ist. Das Buch ist überaus reich an packenden Szenen aus dem Leben der masurischen Fischerbevölkerung und an drolligen Episoden aus der Sommerkampagne einer Malerkolonie, die dem Autor willkommene Gelegenheit zu feinen ästhetischen Betrachtungen und derben Seitenhieben auf die Auswüchse moderner Kunstbestrebungen bietet.

Es versteht sich beinahe von selbst, daß Max Allihn, zu dessen Lebenselementen die Musik gehörte, auch diese Kunst in den Bereich seiner dichterischen Produktion gezogen hat. Die Hauptgeschichte seiner Novellensammlung „Das Duett in As-Dur und anderes" (Halle, Richard Mühlmanns Verlag), die die Turmbläserstochter Friederike Großmann zur Heldin hat, ist eine poetische Verherrlichung der Musik, wie die deutsche Literatur ihr wenige an die Seite stellen kann.

Das letzte größere Werk des Verstorbenen, die Novelle „Der Parnassus von Neufiedel" (Leipzig, Grunow) führt noch einen Schritt weiter — zum Theater! Es ist jedoch keine Theatergeschichte im gewöhnlichen Sinne — eine solche hätte Allihn wohl schwerlich gereizt —, sondern die Geschichte der Gründung eines Theaters in einer Kleinstadt und seiner Einwirkung auf die Bürgerschaft, eine ergötzliche Satire auf Stadtverwaltung und Kirchturmspolitik, Mäzenaten- und Banausentum, Personenkult und Künstlereitelkeit. Daß die „moralische Anstalt" schließlich als Tingeltangel endet, besagt genug. Der Aufbau der Erzählung ist auch hier meisterhaft, aber man darf, wenn man gerecht sein will, nicht verhehlen, daß Licht und Schatten in dieser Novelle allzu ungleich verteilt sind, und daß eine gewisse Erbitterung über die skrupellose Ausnutzung der Kunst zu Privat- und Geschäftszwecken, wie sie ja hier und da vorkommen mag, den Dichter zu einer allzu skeptischen Betrachtung kleinstädtischer Kunstverhältnisse verleitet hat.

Es bleibt mir noch übrig, die Daten von Allihns Lebensgang nachzutragen. Am 31. August 1841 zu Halle a. S. als der erste Sohn des Universitätsdozenten Dr. Theodor Allihn geboren, besuchte er zunächst das Pädagogium seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium zu Köthen. Im Jahre 1865 bezog er die Universität Halle und studierte hier und später in Leipzig Theologie, beschäftigte sich jedoch zugleich eifrig mit Literaturgeschichte und Naturwissenschaften. Im Kriege 1870/71 betätigte er sich beim Roten Kreuz und schrieb die „Briefe vom Kriegsschauplatz", die später im „Daheim" veröffentlicht wurden. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich wurde er Hilfsprediger in Barby, wirkte von 1872 bis 1876 als Pastor in Dingelstädt auf dem Eichsfelde, von 1876 bis 1885 als Archidiakonus in Weißenfels a. S. und vom 1. Oktober 1885 bis zum 1. Oktober 1910 als Pastor in Athenstedt. Mit seinem Berufe als Seelsorger nahm er es sehr ernst und war zugleich seinen Pfarrkindern in allen Lebenslagen ein allzeit hilfsbereiter Freund und Berater. Der wohlverdienten Ruhe, auf die er bei seinem Rücktritt vom Amte gehofft, und die er ganz seiner literarischen Tätigkeit zu widmen gedacht hatte, hat er sich nur wenige Wochen erfreuen dürfen: am 14. November 1910 nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand.

Mit seiner kleinen Gemeinde trauert um ihn die größere der Literaturfreunde, die in Max Allihn ein Bindeglied zwischen den Alten und den Jungen sieht, und die ihn als einen der feinsten Beobachter des Zeitgeistes, als einen glänzenden Stilisten und vor allem als einen Mann von scharfem Geiste, unbestechlicher Ehrlichkeit und erprobtem Mute verehrt und bewundert.

Die Stadt der Lumpe

Von Otto Goebel

Der sibirische Riesenstrom hatte über Nacht sein grau und rissig gewordenes Eiskleid abgeworfen und dehnte wohlig seine bloßen Glieder in der warmen Luft. Nach Wochen endlich war unter dem Einfluß der höher und höher steigenden Sonne auch von den Straßen der Stadt die mit Stroh und Unrat zu schmutzigbraunen Eisplatten zusammengetretene und -gefahrene Schneeschicht bis auf wenige Reste verschwunden. Hier und da konnte man die Wege schon trockenen Fußes kreuzen.

Es drängte mich hinaus. Vielleicht, daß draußen in der Steppe oder am Ufer des Stroms die ersten Blumen ihre Häupter erhoben. Etwas von Frühlingsahnen lag in der Luft; nicht das des überreichen Frühlings in glücklicheren Ländern, aber doch die Hoffnung auf ein kurzes Grünen und Blühen auch in der sibirischen Steppe.

Unter dem blauen Himmel sah die trostlose Stadt fast freundlich aus. Ich schaute kaum hin auf den abgebröckelten Stuck der großen Regierungsgebäude, die geborstene, nachlässig geflickte Wand der Kathedrale, ich bemerkte nicht die eingesunkenen Dächer und die losgerissenen Verzierungen der Holzhäuser. Was alles unter grauem Himmel so schwer auf das Herz fallen kann, glänzte in Licht und Farben in der Frühlingssonne.

Die paar Steinhäuser der inneren Stadt waren bald zurückgeblieben; die Holzhäuser wurden unscheinbarer und verwahrloster, die Straßen ausgefahrener und breiter; zu den Hunden und Kindern, die im Schmutz spielten, gesellten sich Rinder und Schweine, die sich behaglich in der Sonne wälzten. Der hölzerne Bürgersteig wurde schmaler und schmaler: als einzige Planke auf eingerammten Pfählen lief er zuletzt nur noch auf der einen Seite entlang, gefährlich unterbrochen durch klaffende Lücken und eingetretene morsche Bretter. Da wo am Ende, schief in die Straße geneigt, der Holzpfahl der letzten Laterne stand, mußte die Stadt zu Ende sein und die Steppe beginnen.

Doch ich täuschte mich. An der Ecke angekommen, sah ich wohl hinein in die Steppe, aber jenseits eines Streifens von hundert Metern Breite lag etwas, sich noch weit in die Steppe hineinziehend, ich wußte nicht recht was — — Haufen aus Erde, Brettern und Stroh — — wie eine endlose Kolonie gigantischer Maulwurfshaufen einer neben dem anderen.

Ein alter Mann, der vor dem letzten Hause der Stadt hockte, sah mir aufmerksam zu; wohl selten oder nie mochte sich hierher einer verirren, der es nicht nötig hatte. War doch die Stadt voll von Geschichten, wie wenig Menschenleben galten in den Vororten der „Sachaliner", wie der sibirische Volksmund alle die Leute nennt, die da draußen kommen und gehen, leben und sterben, man weiß nicht recht wie, die entlaufenen Sträflinge, Verbannten, verkommenen Übersiedler, die Leute ohne Paß und Namen.

Aber dieselbe Gefahr gilt nicht für alle: wer leidbeladen seine Straße wandert, der darf sich ungefährdet auch unter die Elenden mischen.

Ich fragte den Alten: „Großväterchen, was ist denn das für eine Schweinerei, da geradeaus?" Der Alte stand höflich auf, zupfte den Schafspelz zurecht und kraute sich hinterm Ohr. „Da wohnen Auswanderer und Sachaliner, entschuldigt, Herr." „Wer baut den Leuten denn diese Löcher?" „Ja, Herr, die bauen sie selber; des Nachts stehlen sie sich das Baumaterial am Hafen und an der Bahn."

Ich sprang vom Ende des Bürgersteigs, dessen letzte Planke wie eine Landungsbrücke an der See in die Steppe ragte, hinunter und schritt auf die Maulwurfsstadt zu.

Keine Phantasie könnte sich tollere menschliche Behausungen vorstellen. Halb in die Erde vergraben, mit Stroh und Mist gegen die Winterstürme notdürftig geschützt, waren die niedrigen, über den Boden hinausragenden Teile der Wände und die Dächer in den wunderlichsten Materialien und den wunderlichsten Formen erbaut. Meist unbewußt und manchmal auch wohl bewußt ging ein Zug wilden Humors durch diese Bauwerke; das Fenster aus Champagnerflaschen links, das einen matten grünlichen Schein ins Innere der Höhle werfen mochte, die Seitenwand aus einer bei einem Zusammenstoß übel mitgenommenen Wand eines Waggons erster Klasse rechts, das leck gewordene Boot als Dach beim dritten Haus, das große Faß als Haustür, der verbeulte Schalltrichter eines Riesen-Grammophons als Schornsteinaufsatz. — —

Und aus diesem Chaos erklang es wie eine tolle Sinfonie des Lebens und in ihm gärte ein Wille zum Leben, den alles Elend nicht ersticken konnte. Kinder balgten sich mit Hunden um ein Stück Brot, Schweine und Hühner, hier und da selbst eine Kuh und ein Pferd, wühlten im Boden oder fraßen an dem halbfaulen Stroh, das der meisten Höhlen Dächer bildete.

Die vorderste Ecke nach der Stadt zu war in ihrer Art eine Königin unter der Umgebung. Die Hütte stand wohl am längsten; das Erdloch hatte sich langsam zum Haus gewandelt; die Vorderwand war schon in Balken gefügt, sie hatte eine Brettertür und ein winziges Fenster, und was mein Auge fesselte: in einem alten Konserventopf hing davor in der Sonne eine Blume, die ihr rotes Blütenhaupt hob, voll und stolz, als blühe sie nicht einsam im Reich der Elenden.

Die Tür klinkte und heraus trat ein Mädchen. Nie hat mich Weibesschönheit so getroffen als die, die hier aus dunklem Erdloch unerwartet an die Sonne trat. Die dünnen Lumpen hoben die feinen Glieder, dunkel flossen die Wellen des Haares über die Schultern, und weiß und schlank leuchteten die bis zum Ellenbogen bloßen Arme. In einem frischen, stolzen Gesicht lachten zwei Augen so froh, wie nur je zwei Mädchenaugen in den Frühling gelacht haben an Tagen des Glücks und der Liebe.

Die Augen schauten an mir vorbei der Stadt entgegen Hinter mir hörte ich galoppieren; ein geschmeidiger Bursche sprengte an mir vorbei und parierte sein ungesatteltes Pferd vor dem Lehmwall, der den Hofraum umgab. —

Tiefer schritt ich zwischen die Maulwurfshügel hinein; Hunde kläfften hinter mir her, und ab und zu schleuderte eine Kinderhand einen Stein gegen mich. Aber die Trunkenbolde, die entlang taumelnd mir begegneten, wichen mir aus; wo ich eine Frage stellte, erhielt ich eine Antwort, bald höflich, bald kurz angebunden, aber immer ohne Feindseligkeit.

Es war mir, als hörte ich Schüsse. Ein Mann, der auch aufgehorcht hatte, bestätigte mir das. „Es werden Kosaken sein, sie wollten schon lange dem Alexander Matwejewitsch das Haus einreißen, weißt du, Herr, an der Ecke das.“ „Und warum einreißen?“ „Ja, entschuldige, Herr, wir haben kein Recht auf den Boden.“ Dann setzte er verschmitzt lächelnd hinzu: „Aber sie schaffen's nicht! Jedes Jahr reißen sie ein halbes Dutzend ein, aber hundert entstehen neu. Am Ende gehört's uns doch, Herr, das Haus und der Boden.“ „Dann sieh mal zu, daß das deine nicht unter dem halben Dutzend ist, Onkelchen!“ „Gott gebe es, gnädiger Herr!“ Ich gab ihm einen Rubel, „zur Einrichtung“, nachdem er mir heilig versprochen hatte, ihn nicht zu versaufen.

Als ich zurückwanderte, stieg Feuer und Rauch in der Richtung der Stadt auf. Vor den Maulwurfshaufen nahe der Ecke drängten sich die zerlumpten Gestalten der Bewohner, heftig miteinander redend. Zwei Kosaken, fast stehend im hohen Sattel, die Knute mit dem bleigefüllten Ende mit gestrecktem Arm gerade nach unten haltend, blickten scharf auf den Weg, den ich kam.

Ich ging gleichmütig an ihnen vorbei und sie wagten nicht, dem europäisch Gekleideten den Zugang zu verwehren. Als ich auf den ringsum von Kosaken abgesperrten Raum zwischen den Maulwurfshügeln und dem Rande der Stadt hinaustrat, sah ich das brennende Eckhaus. Eben fiel die rote Blume versengt zur Erde, dann stürzte das ausgebrannte Gebäude in sich zusammen.

Doch noch etwas sah ich, das mir ans Herz griff. Auf dem Boden ausgestreckt lagen nebeneinander der Bursche und das Mädchen von vorhin. Ihm hatte ein wuchtiger Hieb die Schädeldecke zertrümmert und aus ihrer entblößten Brust sickerte rotes Blut aus einem Kugelloch. Sie hatten Haus, Liebe und Leben verteidigt gegen das Gesetz. Die Königin der wilden Stadt war tot, aber die Stadt der Lumpe selbst lebte, sie wird sich durchsetzen, wachsen und eines Tages anerkannt werden, wie es andere Teile der werdenden Großstadt vordem getan. —

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichtliches

„Deutsche Geister. Studien und Essays zur Literatur der Gegenwart“ von **Heinrich Spiero.** (Leipzig, Xenienverlag. M. 5,—.)

Schon die Auswahl zeigt, daß wir etwas Gediegenes zu erwarten haben. Die Namen Carolath, Wildenbruch, Polenz, Falke, Reicke, Zahn, Stavenhagen, Ilse Frapan, Gertrud Prellwitz, Lulu von Strauß-Torney und Agnes Miegel bürgen dafür, daß in diesem neuen Buche Spieros ebensowenig wie in seinen „Hermen“ Macher oder Blender durch geschickte Kunst in helles Licht gestellt werden sollen. Echte Dichternaturen, auch wenn sie nicht zu den Großen gehören, werden hier nach dem Wesen ihrer Dichtung gekennzeichnet. Wie in seinem Buche über Rudolf Lindau weist Spiero auch diesmal gerade auf solche Dichter hin, die das Schicksal unverschuldet im Dunkel stehen gelassen hat, wie Saar, Stern, C. Hauptmann, David, Schmitthenner, Fischer. In erfreulicher Kürze und Klarheit hebt er die Bedeutung Gerhart Hauptmanns hervor, ohne seine Schwächen zu übersehen, und gibt Sudermann, was Sudermanns ist. So wird Spiero jedem in seiner Weise gerecht. Wenn er auch bei einigen nur ein kleines Bild gibt, so zeigt es doch die bezeichnendsten Züge. Bei dieser Herausarbeitung der dichterischen Persönlichkeit, bei der Betrachtung ihrer Entwicklung von Stufe zu Stufe oder aufwärts und abwärts und wieder aufwärts, bei der Untersuchung über den Zusammenhang der Dichter mit dem heimatlichen Boden spüren wir überall das Auge und die Hand des Künstlers und hören den Herzschlag eines mitgenießenden Menschen. Nicht mit wunderbaren Gedankenblitzen oder ästhetischen Schlagwörtern, wie man sie in ähnlichen Büchern zu oft findet, sondern schlicht und sachlich, tief und ernst stellt hier jemand Bilder aus der neueren Dichtung dar, wie er sie von hoher Warte aus gesehen hat, ein echter Schüler Adolf Sterns. Den Vorzug seines Buches über die deutsche Lyrik seit Claudius, durch geschickt ausgewählte Proben aus den Dichtungen sein Urteil zu erläutern, hat auch dies neue Buch, und die vorzüglichen Bilder der Dichter erhöhen seinen Wert. Die am Schluß hinzugefügten Aufsätze „Der neue historische Roman“, „Die Dichter und die Politik“, „Das Volk und die Literatur“ sind von einem Manne geschrieben, der auch für das Volk nur das Beste gerade gut genug hält. So sind die „Deutschen Geister“ nach Inhalt und Form des Meisters würdig, dem sie vor seinem Tode noch als letzte Gabe dargebracht werden konnten, Wilhelm Raabes.

Dr. Karl Lorenz-Hamburg

P. Bastier: L'esotérisme de Hebbel. Paris 1910, Larose. 70 S. Fr. 2.—.

Der Verfasser irrt, wenn er meint, man habe bisher in Hebbels Werken zu wenig sein Leben und seine Persönlichkeit gesucht; wohl aber geht er selbst in diesem Streben zu weit. Allzu gesucht wird die Novelle „Die Kuh“ symbolisch gedeutet, die doch nur gut Tieckisch eine ungewöhnliche Schicksalsverkettung erzählen will, wird in dem „Mohren“ Diokletians der Kirchspielvogt, oder in dem schönen jungen Mädchen des Gedichts vom 15. Oktober 1862 seine eigene Tochter Christine aufgespürt. Die Enttäuschung der ersten Ehejahre, die Bastier für einige Stellen zum Schlüssel nimmt, ist nun gar erst aus diesen gefolgert. Aber gewiß sind die „relations de Hebbel avec Hebbel“ noch fruchtbar auszubeuten, und manches, was Bastier zum Tod von Elisens Kind, zu Hebbels Freude am Geheimnis und Rätsel, und wieder zu Diokletian oder

Herodes und Mariamne sagt, verdient volle Beachtung. Daß seine Gedanken die Lektoren sind, die seine eigenen poetischen Taten vollstrecken müssen (um an Heines berühmtes Gleichnis zu erinnern), ist klar; Bastier vergleicht den Parallelismus seiner Aphorismen und seiner Dichtungen mit den „Vordeutungen", die man im Alten Testament auf das Neue fand. Aber freilich — waren die nicht auch oft recht erzwungen? Waren die nicht auch zumeist vaticinationes ex post?

Prof. Dr. Richard M. Meyer-Berlin

Sprachenkunde

A. Bähnisch: Die deutschen Personennamen. (Aus Natur- und Geisteswelt, 296. Bändchen. B. G. Teubner, Leipzig 1910.)

Auf ein vielfach anregendes kleines Werk sei hier aufmerksam gemacht. A. Bähnisch gibt eine sehr reichhaltige Darstellung der Entstehung der in Deutschland gebrauchten Personennamen und versteht es gut, bei dem scheinbar trockenen Gegenstande das Interesse zu fesseln. Wenn ich Wünsche äußern soll, so betreffen diese nur die Heranziehung der romanischen Namen, die fast durchweg germanischer Herkunft sind und vielfach auch in neudeutscher Form vorkommen (Bojardo = Bujard; Boccaccio = Buchaß; Macchiavelli = Mackwell; Prinzivalli vgl. Petzval usw.), ferner die Behandlung der in den slawischen Randgebieten vorkommenden Namen. Bähnisch generalisiert zu sehr, wenn er die Namen auf -in, -itz, -itsch, -witz, -ow, selbst auf -isch (so seinen eigenen Namen) als slawisch betrachtet. Aber -in ist eine allgemein germanische Ableitungssilbe (Bello — Bellin, letzteres der Name des Widders in der germanischen Reineke-Sage); -ow ist zumeist ein pleonastisch geschriebenes -o der Koseform, so in Quitzow (= Wizzo), wohl auch in Bülow, daneben mag es manchmal auch aus mittelhochdeutschem -owe (jetzt -au) hervorgegangen sein (Bülow-Bühlau?); -itz ist das altgermanische -izzo, so in Opitz (= Obizzo), -itsch vielfach eine Vergröberung des -isch, das selbst überhaupt nichts mit dem Slawischen zu tun hat (Bähnisch kommt von Bähn, das auf altgermanisches Beno, nicht auf Benedikt zurückgeht und nur zufällig dessen mährisch-schlesischer, aber auch nicht slawischer Koseform Benusch ähnelt; es gibt Behrisch von Behr, altgermanisch bero, Jahnisch von Jahn, Johannes usw.); -witz kann der Vorname Witz (s. o. Wizzo, von Wido, Guido, auch von Wetzilo, Wetzel) sein, der gern in Zusammensetzungen gebraucht wurde (so im Altgermanischen Marwitz, Ballewitz, ferner Dantes Vorfahr Cacciaguida vgl. Bonavida u. a.) und auch als -witz und -weiß vorkommt (Schillers Mutter hieß Kodweis, was der gleiche Name ist wie Cacciaguida). Ferner ist zu beachten, daß die „slawischen" Namen selbst der Mehrzahl nach nur uns fremde Formen germanischer Namen sind, die gewöhnlichen Ableitungssilben -ik und -ski aber mit den germanischen gleicher Art (-ig, -ing, -ick, -ik, -ike bezw. -isch für älteres -isko, -esko, Mehrzahl -iski, vgl. Tedesco, Tedeschi) zusammentreffen; so ist Chodowiecki nichts anderes als Chodowied-ski, worin nur die im Polnischen übliche Erweichung des Konsonanten vor e (Rygier = Rieger, doch auch schon altdeutsch Gundier neben Gunter) möglicherweise slawisch ist. Die polnischen Namen machen nur deshalb einen fremdartigen Eindruck, weil sie auf einer anderen Lautstufe stehen, auch dies erklärlich dadurch, daß die Polen, d. h. ihre Herrscherrasse, nicht Deutsche oder Langobarden, Goten, Sueven, sondern (germanische) Lechen waren, die wie die (germanischen) Russen aus Skandinavien stammten. Sonst ist Cacciaguida, Kodweiß und Chodowiecki der gleiche Name, nur das letztere mit der patronymischen Ableitungssilbe. Andere deutsche Namen haben sich erst in sehr später Zeit slawisch maskiert, so Foglar aus Vogler, Richtar aus Richter, Kozmian aus Koßmann, von der bloßen anderen Orthographie (Schulz = Szulc) abgesehen, noch andere slawische Flexionssilben angenommen, so Kutscher = Kutschera, Hanke = Hanka, oder beides zugleich, so aus Schaffer Safarik. Echt slawisch sind Bildungen mit dem Partizip des Perfekts (Vymetal, Navratil, diese tschechisch), ferner die russisch-südslawischen auf -ow (-ov, ausgesprochen -off) und -itsch, die dem germanischen -s (sch) bezw. -sohn (-sen) entsprechen (Petrov = Peters; Petritsch = Petersen; Petrovitsch = Petersen). Darüber wäre noch mancherlei zu schreiben.

Otto Hauser-Wien

Länder- und Völkerkunde

Charlot Straßer: Reisenovellen aus Rußland und Japan. Zürich und Leipzig, Rascher u. Cie. M. 2,50.

Die Absicht des Verfassers, eines jungen Schweizer Arztes, „einen Bastard zwischen Reiseschilderung und Novelle" zu schaffen, ist ihm zweifellos gut gelungen. Eine lehrreiche und anschauliche Schilderung von Ländern und Sitten ist mit amüsant und fesselnd geschriebenen Erzählungen von Erlebtem und Erdichtetem verflochten.

Im europäischen Rußland und in Sibirien war der Verfasser während der Revolutionszeit. Kaleidoskopartig läßt er Bilder aus dieser Schreckenszeit an uns vorüberziehen. Wir sehen die blutigen Kämpfe der Polizei und des Militärs gegen die Revolutionäre, mischen uns unter die „auf administrativem Wege" nach Sibirien verbannten Unglücklichen und tun manchen interessanten und erschütternden Blick sowohl in die Reihen der Revolutionäre als auch in das Offizierkorps und die verderbte Beamtenschaft.

In Japan wird dem Verfasser, der in Begleitung eines hervorragenden und bei den Japanern sehr populären Gelehrten reist, dessen Name nicht genannt ist, der überaus seltene Vorzug zuteil, Zutritt zu alten japanischen Kaufmanns- und Adelsfamilien zu erhalten. Er hat sogar das Glück, deren Gastfreundschaft in vollem Maße zu genießen und dadurch Einblick in das intime Familienleben und in die Landessitten zu bekommen. Diesen Vorzug verdankt er dem Umstande, daß einer der Japaner in Deutschland in der Familie seines Freundes und Reisebegleiters gelebt hatte und dort ganz als Kind des Hauses betrachtet worden war; man wollte nun Gleiches mit Gleichem vergelten. Wenn der Kenner von Land und Leuten auch oft bemerkt, wo Wahrheit und Dichtung sich in den Schilderungen begegnen, so muß er doch anerkennen, daß Straßer ein seltenes Maß vorurteilslosen und klaren Blickes für all das Neue zeigt, das ihn hier umgab. Alles Erzählte hätte wirklich, wie er im Vorwort sagt, wahr sein können. Diese kleinen Novellen geben uns ein anschauliches und in den meisten Punkten wahrheitsgetreues Bild japanischer Sitten und Gebräuche. Wenn Straßer selbst auch Japan und die Japaner eigentlich nur von der guten Seite kennen gelernt hat, so unterläßt er es doch nicht, auch manche Schattenseiten zu erwähnen. W.

Eine deutsche Jubiläumsgabe für Italien. Daß die Einigung Italiens für Land und Volk die erfreulichsten Früchte getragen hat, davon überzeugt uns eine kleine, aber gehaltvolle Schrift von **Adolph v. Flöckher**, „Unsere Freunde die Italiener" (Berlin bei Karl Curtius, ohne Jahreszahl). Der bekannte Diplomat erzählt uns von den maßgebenden Persönlichkeiten, die er aus vertrautem Verkehr kennt: von dem populären Königspaar, den unpopulären Parlamentariern, dem weisen Giolitti, der nicht mit dem Parlament, sondern mit dem Volke regiere, dem tüchtigen Luzzatti; von der Schönheit des neuen Rom, die er gegen unverständige Archäologen und Romantiker verteidigt, denen ein Trümmer- und Schmutzhaufen lieber sein würde. Er berichtet über die ungeheuren Fortschritte, welche Italien seit 1890 in der Volksgesundheit, in der Organisation der Landesverteidigung, in der Volkswirtschaft und in den Finanzen gemacht hat. Die Malariagegenden sind saniert, die Sterblichkeit ist bedeutend vermindert worden, die Jugend der gebildeten Stände ergibt sich — erst seit zehn Jahren — mit Eifer den vordem ganz vernachlässigten Leibesübungen, Industrie, Handel und Landwirtschaft heben sich allmählich, und eine weise Finanzwirtschaft hat Wunder gewirkt. Vor zwanzig Jahren noch galt das neue Königreich als unheilbar bankerott; jetzt haben es seine Finanzmänner in Wechselwirkung mit dem ganzen rastlos arbeitenden Volke so weit gebracht, „daß die italienische Rente, welche im November 1893, als ihr Zinsfuß noch 5 Prozent betrug, sich auf 78 stellte, heute, wo sie auf $3^3/_4$ Prozent konvertiert ist, andauernd über Pari steht". Möchten die viel tausend Deutschen, die alljährlich über die Alpen pilgern (und die mit dem Gelde, das sie dort lassen, ein Erkleckliches zur Sanierung der italienischen Finanzen beigetragen haben), der Mahnung des Freiherrn folgen, sie sollten sich nicht so ausschließlich mit den Kunstwerken vergangener Zeiten beschäftigen, sondern einen Teil ihrer

Zeit und Aufmerksamkeit dem gegenwärtig lebenden Volke und seinen Leistungen widmen, die wahrlich eines liebevollen Studiums wert seien. Man solle sich auch nicht, meint er, durch das Geschwätz beirren lassen, die Italiener seien nun einmal ein Glied der lateinischen Rasse und von Natur Franzosenfreunde. „In Wirklichkeit passen Deutsche und Italiener vortrefflich zusammen, wie man schon an den vielen, fast immer glücklichen Ehen zwischen ihnen erkennen kann." C. J.

Nachschlagewerk

Von **Meyers Großem Konversations-Lexikon** ist soeben der 22. Band — Jahressupplement 1909/1910 — erschienen. Wir würden uns, da wir seinerzeit das Hauptwerk und den Nachtragsband von 1909 eingehender besprochen haben, damit begnügen, das Erscheinen des Supplements hier kurz zu registrieren, wenn wir beim Durchblättern des 964 Seiten starken Buches nicht die Überzeugung gewonnen hätten, daß es, ganz abgesehen von seiner Bedeutung als Ergänzung zu den vorangegangenen Bänden, auf eine Würdigung als selbständige Chronik der allerneuesten Zeit Anspruch erheben darf. Dem Fachmanne stehen ja mehr oder minder umfangreiche Jahresübersichten über die Fortschritte seiner Spezialwissenschaft zur Verfügung, aber der gebildete Laie, der die Errungenschaften der gelehrten Forschung und Technik verfolgen oder sich über einen bestimmten Gegenstand unterrichten will und nicht in der Lage ist, die einschlägige Fachliteratur zu benutzen, kann nichts Besseres tun, als sich im Supplementband zum Großen Meyer Rats zu holen.

Wir haben durch eine ganze Anzahl von Stichproben nicht nur die erstaunliche Aktualität der einzelnen Beiträge festgestellt, sondern zugleich auch wieder bestätigt gefunden, daß die meisten der an dem Bande beteiligten 135 Mitarbeiter — ihre Namen sind, wofür wir der Redaktion noch besonders danken möchten, am Schlusse des Buches aufgeführt — die schwere Kunst, knapp, aber dabei doch erschöpfend und, was die Hauptsache ist, allgemeinverständlich zu schreiben, bis zur Virtuosität beherrschen. Dem Text schließen sich die Illustrationen — kleinere Abbildungen, Bildertafeln, darunter einige in vorzüglichem Farbendruck, Karten und Stadtpläne — würdig an.

Den breitesten Raum nehmen, wie billig, die Naturwissenschaften, die Technologie, das Bau- und Ingenieurwesen und die Volkswirtschaft ein. Hier finden wir von größeren, durch Tafeln erläuterten Artikeln solche über den Atomismus, den Bau der Vogelfeder, die Deszendenztheorie, die mikrochemische Analyse (mit Tafel: Mikrochemische Reaktionen), Pflanzensystematik, Rekonstruktionen fossiler Tiere (mit vier Tafeln), über den Waldboden und die Strandpflanzen (beide mit farbigen Tafeln), ferner über Luftschiffahrt, drahtlose Telegraphie, hygienische Milchgewinnung, Metallographie, Legierungen, Fernsprecher, Klavierspielapparate, Motorwagen, Einschienenbahnen, Talsperren, Maschinen zur Massenfabrikation, Photographie (speziell auch Tierphotographie), Seismometer, Desinfektion, Schreibmaschinen und Sprechmaschinen. Sehr instruktiv sind auch die Beiträge über Forsteinrichtung (mit einer sehr übersichtlichen farbigen Bestandskarte), Holzhandel, Bekohlung von Seeschiffen, Geschütze und Geschosse, Handfeuerwaffen, Maschinengewehre, Krankentransport, Unfallhilfe und Leichenverbrennung. Von rein volkswirtschaftlichen Beiträgen seien die Artikel über die Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907 (mit statistischen Tabellen), über Lebenshaltung, Städtewesen, Volksbildung, Welthandel und über Kriminalistik erwähnt. Auch das Gebiet der Anthropologie ist durch die Abschnitte „Mensch" (mit einer Tafel fossiler Schädel), „Altersdiagnose durch menschliche Skeletteile", „Geld der Naturvölker", „Spiele und Spielzeug, sowie Telegraphie der Naturvölker" gut vertreten. Besonders eingehend sind Alttestamentliche Wissenschaft, Evangelisches Kirchenwesen, Mithraskult und Naturwissenschaftlicher Unterricht behandelt. Wertvoll sind die zusammenhängenden Darstellungen der wichtigsten Nationalliteraturen seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts, sowie die kunsthistorischen Artikel „Moderne Brunnen" und „Moderne Bucheinbände". Alles in allem bedeutet der neue Band in literarischer, redaktioneller und technischer Hinsicht wieder eine hervorragende Leistung, auf die das Bibliographische Institut stolz sein darf. H.

Reichsspiegel

(Vom 3. bis 9. April)

Innere Politik

Parlamentsferien — Streit zwischen Konservativen und Nationalliberalen — Bassermann als Sündenbock — Notwendigkeit einer liberalen Mittelpartei — Zentrum und Nationalliberale — Bassermanns Fehler — Anlehnung an Herrn v. Bethmann — Versumpfung der Ansiedlungspolitik — Herrenhausdebatten

Reichstag, preußisches Abgeordnetenhaus und Herrenhaus haben nacheinander ihre Pforten geschlossen, um ihren Mitgliedern die Möglichkeit zu geben, den Osterfrieden zu genießen. Wer indessen gehofft hat, dieser Frieden werde sich nun auch in die Gemüter der Politiker senken, erlebt eine Enttäuschung. Im Gegenteil, es scheint als solle gerade während der Osterpause ein Streit besonders heftig entbrennen, der schon seit dem Scheitern der Bülowschen Finanzreform die politische Atmosphäre vergiftet: der Streit zwischen Konservativen und Nationalliberalen. Im Grunde genommen ist dieser Streit kein Streit, sondern ein heißes Liebeswerben. Auf konservativer wie liberaler Seite gibt es genug Männer, die die Grundidee der Bülowschen Blockpolitik mit Rücksicht auf die einmal in Preußen-Deutschland bestehenden Verhältnisse als richtig, der Nation heilsam anerkennen. Daneben freilich gibt es auf beiden Seiten Männer, die den für den Ausgleich erforderlichen Preis nicht zahlen wollen. Herr v. Heydebrand und Ernst Bassermann stehen einander gegenüber. Der Führer der Konservativen, von Freund und Feind hart berannt, hat sich in seiner Haltung nicht beirren lassen, hat nach allen Seiten rücksichtslose Hiebe ausgeteilt und Minister und Reichskanzler ebensowenig geschont wie die Parteipolitiker. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, soll diese als Desperadopolitik gekennzeichnete Taktik von Erfolgen gekrönt werden. Nicht, daß die Zahl der Anhänger Heydebrands sonderlich gewachsen wäre, nicht, daß weiterblickende Männer überzeugt worden wären, die Heydebrandsche Politik könne dem Lande zum Segen gereichen! Keineswegs! Aber man beginnt sich von der Fruchtlosigkeit zu überzeugen, die Stellung Heydebrands innerhalb seiner Partei zu erschüttern und damit die hauptsächlichste Klippe zu beseitigen, die einem Zusammenarbeiten der rechts stehenden Parteien entgegensteht. Darum wendet man seine Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße dem Gegner Heydebrands zu, Herrn Bassermann. Da die Konservativen von einer Versöhnung nichts wissen wollen, sollen die Nationalliberalen sich unterwerfen; da die Konservativen ihren Führer nicht im Stich lassen wollen, sollen die Nationalliberalen es tun. Das ist in gegenwärtiger Phase der Preis der Versöhnung! Nicht mehr Heydebrand ist der Stein des Anstoßes, sondern Bassermann! So sollte man wenigstens glauben, wenn man die Deutsche Zeitung, die freisinnige Weserzeitung, die Rheinisch-Westfälische, den Dresdner Anzeiger und die Kreuzzeitung verfolgt. Dabei wird die Behauptung verbreitet, als wünschten die Führer der preußischen Landtagsfraktion Schiffer und Friedberg die Ausschaltung Bassermanns. Die Behauptung

ist seitens der parteioffiziösen Presse energisch zurückgewiesen. Die Angriffe gegen Bassermann gehen von den Kreisen aus, die eine Sprengung der nationalliberalen Partei herbeiführen wollen, um die gesamten Vertreter der Industrie im Lager der Rechten zu vereinen und um die Jungliberalen dem Freisinn zu überliefern.

Der Gedanke, die nationale Mittelpartei zu beseitigen, ist nicht neu. Doch ist man immer wieder davon abgekommen. Was in England und bald auch in Rußland als natürlich und gesund angesehen werden kann, läßt sich auf die deutschen Verhältnisse nicht übertragen, weil wir auch nach dem Ausfall der nationalliberalen Partei immer eine Mittelpartei haben würden, solange das katholische Zentrum besteht.

Dies Zentrum, das durch seine Angehörigen alle Staatsauffassungen, die überhaupt denkbar sind, in sich vereinigt, dies Zentrum, das zugleich national und kosmopolitisch sein kann, würde nach dem Fortfall einer nationalen Mittelpartei noch mehr die Reichspolitik beeinflussen, als wie es schon in den letzten Jahren der Fall war. Gegen diese Möglichkeit gilt es ein Bollwerk zu erhalten, eben eine liberale Mittelpartei. Liberal muß diese Partei sein, um der Nation die Ideale erhalten zu können, die sie seit der Reformation vorangeführt haben. Liberal muß diese Partei sein, weil sowohl in der konservativen Partei wie in der sozialdemokratischen Neigungen versteckt sind, die in kritischen Augenblicken der Macht des Zentrums nur förderlich sein können — hier das natürliche Bedürfnis nach Anlehnung an einen Glauben, das die liberalen Parteien der Gegenwart nur scheinbar zu befriedigen vermögen, dort die Hinneigung zum Klerikalismus, die selbst die Grenze zwischen Katholizismus und Protestantismus zugunsten des ersteren verwischt. Die politische Organisation der katholischen Kirche bietet den konservativen Politikern genug verlockende Seiten, als daß der weiter blickende Staatsmann hoffen dürfte, sie in Zeiten nationaler Not immer auf der rechten Seite zu treffen. Solange das Reich besteht, hat die nationalliberale Partei diese ihr zugefallene Aufgabe schlecht und recht erfüllt, und es ist neben ihr noch keine politische Organisation entstanden, die die Gewähr böte, die große nationale Aufgabe besser durchzuführen. Darum muß die liberale Mittelpartei erhalten bleiben, nicht um einiger Parlamentarier willen, sondern mit Rücksicht auf die Nation. Der Fortbestand der Partei aber wäre in Frage gestellt, wenn es gelingen sollte, nennenswerte Teile dem Führer Bassermann zu entfremden. Dann erst würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Radikalisierung der bürgerlichen Kreise eintreten, für die von gewisser Seite aus Bassermann schon jetzt verantwortlich gemacht wird. Von einer solchen Radikalisierung oder Linksentwicklung kann vorläufig noch gar nicht die Rede sein; im Gegenteil läßt sich nachweisen, daß die freisinnigen Parteien so viele Anschauungen von rechts her übernommen haben, daß man eher von einer Entwicklung nach rechts sprechen dürfte. Schutz der nationalen Arbeit, Erhaltung und Ausbau der Wehrmacht, Festhalten an

der Monarchie, das sind lauter „freisinnige" Bekenntnisse! Eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit ist lediglich bezüglich der Stellung zur Sozialdemokratie vorhanden. Doch scheint es, daß die Liberalen in dieser Beziehung nationaler denken als die Konservativen. Sie halten selbstverständlich mit den Konservativen die sozialdemokratische Partei wegen deren Grundsätzen und Kampfesweise für eine Gefahr; sie glauben aber im Gegensatz zu den Konservativen, daß in der Mehrzahl der sozialdemokratischen Wähler gute Deutsche stecken, die stets bereit sein werden, ihre nationale Pflicht zu erfüllen, und die unter gewissen Voraussetzungen auch der roten Partei abspenstig gemacht werden könnten. Die Voraussetzungen bietet das Wirtschaftsleben. Wird mehr als bisher die nationale Wirtschaft auch völkisch aufgefaßt, dann werden auch die gemeinsamen Interessen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern weiter zu politischer Gemeinsamkeit führen, und sozialistische Hetzer werden für ihre Tiraden in der deutschen Arbeiterschaft immer weniger Anklang finden.

Bei aller Anerkennung der Bedeutung einer starken liberalen Mittelpartei wird man indessen feststellen müssen, daß seitens der nationalliberalen Parteileitung während der abgelaufenen zwei Jahre Schritte unternommen worden sind, die auf beiden Seiten Mißtrauen wecken konnten und geweckt haben. Ich halte für den schwersten Fehler, der nach Lage der Dinge begangen werden konnte, das Zusammenarbeiten mit der Reichsregierung in der elsaß-lothringischen Frage. Von den grundsätzlichen Bedenken gegen das Reformwerk ganz abgesehen, wäre die Inangriffnahme in ruhigeren Zeiten überhaupt verständlicher gewesen. Aber in diesen Zeiten der Unruhe und nachdem der leitende Staatsmann in der Behandlung der preußischen Verfassungsreform sich durchaus nicht als Führer bewährt hatte, durfte eine in die Opposition gedrängte Partei, die um ihre fernere Existenz kämpft, sich nicht mit dem Geschick dieses Staatsmannes verbinden. Und hier wird Bassermann zum Sündenbock nicht wegen seiner jungliberalen Neigungen, nicht wegen grundsätzlich ablehnender Haltung, wie ihm von konservativer Seite vorgeworfen wird, sondern weil er auf Drängen vom rechten Flügel seiner Partei her den Nachfolger des Fürsten Bülow, der dessen Politik nicht zur seinigen machte, unterstützte. Das ist der prinzipielle Fehler, aus dem alle weiteren entstanden sind. Das Zusammenwirken der Partei mit der Regierung in der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage mußte vermieden werden, selbst dann, wenn ihre Erledigung der Partei am Herzen lag. Statt dessen hat Bassermann gerade in dieser Frage die Führung übernommen und dadurch Anlaß zu den bekannten Verdächtigungen gegeben, mit denen nicht von nationalliberaler Seite, auch nicht von konservativer, sondern von einer „unparteiischen" Stelle aus gegen ihn agitiert wird. Diese unparteiische Stelle ist natürlich nicht in der Reichskanzlei zu suchen. Beileibe nicht! Auch im Pressebureau in der Wilhelmstraße wird jede Einmischung bestritten. Das hindert indessen nicht, daß gewisse Stellen, die einst Bassermann sehr umworben haben, nun ein großes Interesse daran haben, den Riß inner-

halb der bürgerlichen Parteien wenigstens äußerlich zu übertünchen, und weil ihnen dabei Bassermann im Wege ist, diesen aus dem Parlament zu beseitigen. Herr Bassermann ist für den kommenden Reichstag in Saarbrücken aufgestellt. Die Verhältnisse liegen in jenem Wahlkreise nicht sonderlich günstig, da höchstwahrscheinlich eine Stichwahl notwendig wird, bei der die Stimmen der Sozialdemokraten den Ausschlag geben.

Was den nationalen Parteien das Zusammengehen mit der Regierung am meisten erschwert, ist deren Mangel an Initiative. Am augenfälligsten tritt die Gefahr eines solchen Mangels in der Ostmark zutage. Wir haben darauf an dieser Stelle schon wiederholt hingewiesen. Heute sei nur notiert, daß nach den bisher unbeanstandet gebliebenen Gerüchten der Oberpräsident von Posen, Exzellenz v. Waldow, der sich die größten Verdienste um die Förderung des Deutschtums in Posen erworben hat, um Enthebung von seinem Amte gebeten hat, um den Verfall seines Werks nicht mit eigenen Augen sehen zu müssen. Die Ostmarkenpolitik wird nach Ostern im preußischen Landtage eine Besprechung finden. Die Leser der Grenzboten sollen bis dahin noch eingehend über die bisherige Entwicklung und den jetzigen Stand des Ansiedlungswerks unterrichtet werden.

In der abgelaufenen Woche haben die Verhandlungen des Herrenhauses die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Abgesehen von der Erörterung über wirtschaftliche Fragen, deren weiter unten gedacht wird, gab es auch eine interessante Kulturdebatte. Gelegentlich einer Aussprache über die Zweckmäßigkeit der Schaffung der Universität zu Frankfurt a. M. kam es zu einem — sagen wir Angriff gegen den Rostocker Professor Ehrenberg, der zeigt, mit welcher Zähigkeit die derzeitig die preußische Nationalökonomie beherrschende Richtung ihr unbequeme Forscher vom Katheder fernhält. Graf Mirbach forderte im Auftrage der „Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer" die Begründung eines Lehrstuhles für exakte Wirtschaftsforschung. Der Zweck dieses Lehrstuhles soll in erster Linie sein, die Wirtschaftsprinzipien der Großbetriebe kennen zu lernen. Die Großindustriellen Krupp, Stinnes, Kirdorf und andere unterstützen die Idee auch materiell, aber sie fordern, daß für die Forschung nur ihnen vertrauenswürdig scheinende Persönlichkeiten gewählt werden. Bisher ist die Forderung an dem Widerstande der Fakultäten gescheitert. Adolf Wagner bekämpfte die Forderung mit dem Hinweis, im Leben seien nicht soziale, sondern psychologische Momente entscheidend, und diese Momente seien zu wechselvoll, als daß man darauf mathematisch sichere Resultate gründen könnte; in das Geheimnis der großen Betriebe wie Krupp einzudringen, würde sehr einfach sein, wenn diese Betriebe ihre Wirtschaftsprinzipien offen legen wollten.... Exzellenz Wagner ist erfüllt von der Besorgnis, daß durch die Einmischung der Großunternehmer die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung gefährdet werden könnte, und mag darin recht haben. Aber sein ablehnender Standpunkt erscheint auch nicht ganz frei von Animosität gegen seinen Kollegen Ehrenberg. Nun

ist die Frage, ob der angebliche Schaden, der der Wissenschaft zugefügt werden könnte, nicht wieder ausgeglichen würde durch die Beschaffung des Materials, das die exakte Wirtschaftsforschung auf dem ihr seitens der Unternehmer eröffneten Wege erhielte. Die Wissenschaft soll doch dem Fortschritt auf allen Gebieten und in allen Richtungen dienen. Es kann doch nicht einseitig Aufgabe der Nationalökonomie sein, die Mittel zu suchen, um die Lage der unteren Schichten zu bessern, vielmehr soll sie auch den Weg zur Besserung der Wirtschaftsmethoden zeigen. Daß sich die Unternehmer nicht von jedem Nationalökonomen in die Bücher gucken lassen wollen, dürfte ihnen eigentlich nicht verübelt werden, weil sie dadurch ihre Unternehmungen zu großen Gefahren aussetzen würden. Wenn sie also gewissen Vertrauenspersonen Einblick gewähren wollen, so kommen sie der Wissenschaft außerordentlich weit entgegen. Warum auf diesen wenn auch kleinen Vorteil verzichten? Gegenwärtig stützen sich die Kenntnisse über die Geschäftsführung der Großbetriebe, abgesehen von den Geschäftsberichten der einzelnen Firmen, auf die meist anonym erscheinenden und daher unkontrollierbaren Berichte der Handelsblätter. Wäre der Forschung nicht gedient, wenn hierzu ergänzend Arbeiten solcher Gelehrten treten würden, deren Tun und Lassen vor aller Öffentlichkeit läge? Zweifellos! Und schon ein einziger Gelehrter könnte gewisse Kenntnisse zum Gemeingut der Unternehmerwelt machen, die gegenwärtig nur von einzelnen Firmen ausgebeutet werden. Darum sollte der Herr Kultusminister die Wünsche der Steuer- und Wirtschaftsreformer wohlwollend prüfen und helfen einen Weg zu finden, um die Bedenken Adolf Wagners zu zerstreuen. G. Cl.

Bank und Geld

Hochkonjunktur und Börsentendenz — Fusionen und Kapitalserhöhungen — Eisenwerk Kraft — Mannstädt-Fasson — Konkurs Plate — Spekulationen im Ausland — Remisierunwesen — Serienlosgesellschaften und Klassenlotterie

Befinden wir uns auf dem Wege zu einer neuen wirtschaftlichen Hochkonjunktur? Es ist eigentümlich, daß man eine solche Frage aufwerfen kann; noch eigentümlicher, daß ihre Beantwortung schwierig und unsicher ist. — Staatssekretär Delbrück hat kürzlich seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die wirtschaftliche Konjunktur im Aufsteigen begriffen sei; das gleiche hat dieser Tage der Direktor der Deutschen Bank, Herr v. Gwinner, getan, als er der Eisenbahnverwaltung den Rat gab, mit den Investitionen ein rascheres Tempo einzuschlagen und nicht zu warten, bis die Hochkonjunktur zu einer starken Preissteigerung geführt habe. Jedesmal hat die Börse diese Äußerungen mit einer momentanen Hausse quittiert und damit zum Ausdruck gebracht, wie sehr diese Beurteilung von autoritativer Seite mit ihrer eigenen, noch mehr aber mit ihren Wünschen und Erwartungen in Einklang stehe. Sieht man aber von dieser Auffassung der Börse ab, so erscheint die Gesamtheit der wirtschaftlichen

Lage doch nicht so geklärt, daß ein Aufschwung in allen Zweigen der gewerblichen und produktiven Tätigkeit, wie er das Merkmal einer Hochkonjunktur zu sein pflegt, mit Sicherheit festzustellen wäre. Prüft man die Angaben der Statistik, so fehlt es allerdings nicht an Anzeichen für eine lebhafte wirtschaftliche Entwicklung. Unsere Kohlenproduktion, die Roheisenerzeugung, die Absatzziffern des Stahlwerksverbandes, der Außenhandel Deutschlands, und endlich die Eisenbahneinnahmen weisen im Jahre 1910 und noch mehr im I. Quartal des laufenden Jahres Zahlen auf, welche die des Konjunkturjahres 1907 durchweg erreichen, wenn nicht hinter sich lassen. Gleichwohl aber wollen die Klagen über ungenügende Absatzverhältnisse, schlechte Preise und mangelnde Beschäftigung aus einzelnen Gewerbszweigen nicht verstummen. Die wirtschaftliche Besserung, die in jenen Ziffern der Statistik zutage tritt, ist daher noch keine allgemeine. Sieht man genauer zu, so sind es in der Tat nur die großen gemischten Betriebe und die syndizierten Industriezweige, die sich des Vorteils der wirtschaftlichen Entwicklung erfreuen, während andere sich noch in einer recht schwierigen Lage befinden. Für die Börsentendenz sind nun freilich die ersteren von ausschlaggebender Bedeutung. Es kann daher nicht wundernehmen, daß wir die Industriepapiere in einer unaufhaltsamen Kurssteigerung begriffen sehen und daß infolge des günstigen Kursstandes sich Neuemissionen, Kapitalserhöhungen und Fusionen drängen wie nur jemals zuzeiten einer Hochkonjunktur. Haben doch die beiden letzten Quartale für Neugründungen und Kapitalserhöhungen einen Aufwand von rund 725 Millionen Mark — hauptsächlich für die Zwecke der elektrotechnischen und Montanindustrie — erfordert, eine Ziffer, die nur wenig hinter der des Jahres 1906/07 zurückbleibt. Bei diesen Fusionen und Kapitalserhöhungen wiederholen sich auch bereits die Erscheinungen, welche man bei früheren Hochkonjunkturen beobachten konnte, nämlich ein Zurücktreten der wirtschaftspolitischen Momente und eine Ausnutzung des hohen Aktienagios zugunsten gewisser Spezialinteressen von Großaktionären oder Gläubigern. Typisch hierfür sind zwei Fusionen der jüngsten Zeit: die des Eisenwerks Kraft mit der Niederrheinischen Hütte und die des Fassoneisenwalzwerks Mannstädt mit der Sieg-Rheinischen Hütten-A.-G. In beiden Fällen handelt es sich darum, daß ein wirtschaftlich hochentwickeltes Unternehmen ein schwach fundiertes in sich aufnimmt, nicht um dadurch einen Wettbewerb auszuschalten oder seine eigenen Produktionsbedingungen zu verbessern, sondern um den Gläubigern, die bei den schwächer fundierten Werken erhebliche Kapitalien festgelegt haben, durch diese Fusion zu Hilfe zu kommen. In dem einen Fall ist dieser Gläubiger Fürst Henkel-Donnersmarck, in dem anderen Fall der Schaaffhausensche Bankverein. Der erstere mobilisiert auf diese Weise eine Forderung von nicht weniger als 11 Millionen Mark an die Niederrheinische Hütte, der Bankverein eine solche von annähernd 5 Millionen Mark. Hier wie dort wird das Kapital der übernehmenden Gesellschaft so stark verwässert, daß sie auf eine vollständig andere wirtschaftliche Basis

gestellt wird. Für die Aktionäre bedeutet eine solche Transaktion natürlich ein erhebliches Risiko, weil sich gar nicht absehen läßt, ob das neue Unternehmen auf die Dauer imstande ist, Erträgnisse abzuwerfen, die mit dem geforderten erheblichen Agio für die neuen Aktien im Einklang stehen. Ist aber wie gegenwärtig das Börsenwetter günstig, so pflegt das Publikum blindlings Gefolgschaft zu leisten und nimmt auch an einem noch so hohen Agio keinen Anstoß. — Hochkonjunktur!

Die wachsende Spekulationslust wendet sich anscheinend in steigendem Maße auch wieder den ausländischen Börsen zu. In der Regel tritt diese Spekulation an der Londoner und New-Yorker Börse nicht offen in Erscheinung. Nur wenn sie wieder einmal ein Opfer gefordert hat, das die breitere Öffentlichkeit interessiert, fällt ein Licht auf den bedrohlichen Umfang und die ungeheure Gefahr dieser besonderen Art des Börsenspiels. Ist doch der aufsehenerregende Zusammenbruch der altangesehenen Bremer Firma Gebr. Plate nur auf solche Spekulationsverluste des Juniorpartners in Höhe von nicht weniger als 1½ Millionen Mark zurückzuführen! — Wenn diese Beteiligung des deutschen Publikums am ausländischen Börsenspiel einen so außerordentlichen Umfang angenommen hat, so ist dies hauptsächlich dem Umstand zu danken, daß hierfür eine weitreichende und wirksame Organisation durch besondere Vertreter und Agenten besteht. Hierauf hat auch Dernburg in seiner Broschüre hingewiesen. Es gibt in Deutschland Hunderte von sogenannten Remisiers, Vertreter Londoner und Pariser Börsenfirmen, welche angesehene und zahlungsfähige Privatpersonen, namentlich auch solche, die sich in auch nur einigermaßen gut bezahlter Stellung befinden, zum Börsenspiel auffordern und durch günstige Bedingungen zu verleiten wissen. Oft wird gar kein oder nur ein sehr geringer Einschuß für die Übernahme und Ausführung spekulativer Aufträge verlangt; eine Provision und Kosten für deutschen Schlußnotenstempel kommen nicht in Ansatz. Die Spekulation ist daher dem äußeren Anschein nach weit billiger als in Deutschland, denn der Auftraggeber übersieht, daß er sehr erhebliche Provisionen für das Bankhaus wie für den Remisier in einem Kursaufschlag entrichtet! — So wird das Betreten dieser höchst gefahrvollen Bahn nach jeder Richtung hin erleichtert; einen Rückweg gibt es kaum, weil, solange noch eine Hoffnung besteht, erlittene Verluste wieder einzuholen, der Spekulant, gestützt auf den Rat seines Remisiers, Engagement an Engagement reiht, bis mit dem Versiegen sämtlicher Hilfsquellen das Interesse des Remisiers an seinem Opfer geschwunden ist. Wie viel Existenzen hat nicht dieser Moloch schon verschlungen! Gelänge es, diesen tiefgreifenden Schäden durch geeignete Maßnahmen vorzubeugen, so würde man dem öffentlichen Wohl einen unschätzbaren Dienst erweisen. In der Tat ist die Tätigkeit dieser Remisiers weit gefährlicher als die der sogenannten „Bucket-Shops", gegen welche der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes neuerdings einen so dankenswerten und erfolgreichen Feldzug eröffnet hat. Vielleicht ließe sich gegen das

Remisierunwesen ein gleiches erreichen. Es würde genügen, die gewerbsmäßige Vermittlung von Börsengeschäften im Auslande zu einem konzessions- oder wenigstens anzeigepflichtigen Gewerbe zu machen, den Remisiers eine Buchführung vorzuschreiben und sie der Stempelsteuerrevision zu unterwerfen. Der letztere Punkt wäre dabei die Hauptsache, denn obwohl nach den Vorschriften des Stempelsteuergesetzes an sich der Remisier für jeden Börsenauftrag und jede Prolongation eine Schlußnote auszustellen und zu versteuern hätte, wird diese Verpflichtung mangels jeglicher Kontrolle regelmäßig umgangen; man verläßt sich auf das Dunkel, in welchem die Geschäftsbeziehungen des Remisiers zu seinem Auftraggeber bleiben. Wird dieses Dunkel aber gelichtet und der Verkehr mit dem Remisier derselben Steuer unterworfen wie der mit einer inländischen Bank, so entfällt der wesentlichste Anreiz, der die Spekulationslüsternen diesen gefährlichen Vermittlern in die Arme treibt.

Vielleicht entschließt sich der Staat zu einem solchen Vorgehen um so eher, als er sich gerade jetzt beflissen zeigt, der Spielsucht auf anderem Gebiete einen Riegel vorzuschieben. Im Abgeordnetenhaus hat der Finanzminister einen Gesetzentwurf zur Beschränkung des Handels in Serien- und Prämienlosen eingebracht. Der Versuch, den schwindelhaften Lotteriehandel, der namenlich vom Auslande her in Deutschland betrieben wird, durch strafgesetzliche Bestimmungen zu fassen, ist an sich natürlich durchaus zu billigen. Wenn nur das Auftreten der Staatsregierung in diesem Falle nicht einen so fatalen fiskalischen Beigeschmack hätte! — Solange der Staat durch die Klassenlotterie und den Totalisator — namentlich aber durch den letzteren — die Spielsucht des Publikums ausbeutet, fehlt ihm die Berechtigung, sich darüber zu entrüsten, wenn Private das gleiche tun. Es ist ganz unbegreiflich, daß allen Einwendungen zum Trotz diese eines Kulturstaates wie Deutschland unwürdige Einrichtung der Klassenlotterie in den einzelnen Bundesstaaten noch aufrecht erhalten und sogar weiter ausgebaut wird. Fiskalische Gründe

Bücherliste

Oeser, Max: Fr. Klein-Chevalier und seine moderne Kunst. Frankfurt a. M., H. Keller. M. 4.—.
Prof. Oeser gibt in diesem Heft eine fesselnde Schilderung der künstlerischen Entwicklung des Malers Klein-Chevalier, eines der bekanntesten deutschen Künstler auf dem Gebiete der monumentalen Malerei. Seine Loslösung von der etwas trockenen Düsseldorfer Schule, aus der er hervorgegangen war, und sein allmählicher Übergang zu modernen und originalen Ausdrucksformen schildert der Verfasser in begeisterten Worten. Es ist nur zu bedauern, daß die farblosen, im übrigen aber vorzüglichen Abbildungen den Leser nur unvollkommen instand setzen, aus eigener Anschauung das Urteil Oesers bestätigen zu können. M.

Altfränkische Bilder mit Text von Dr. Th. Henner. 17. Jahrg. Würzburg. H. Stürtz. M. 1.—.
Diese in Kalenderform erscheinenden Hefte seien allen Freunden fränkischer Kunst empfohlen. Der vorliegende Jahrgang bringt unter anderem Bilder aus Volkach, Bildhausen, Triefenstein und 2 farbige Reproduktionen nach Miniaturen aus der Königl. Hofbibliothek zu Aschaffenburg.

Gerstenberg, Heinrich: An Ilm und Saale. Berlin, Hermann Paetel. M. 1.75.

Benfusan, S. L.: Rubens. Berlin, S. Schottlaender. M. 2.—.

Leidig, Hermann, Stadtrat: Die Arbeitslosenunterstützung der Stadt Schöneberg. Berlin, J. Guttentag. M. 1.—.

Spiecker, W.: Mitteilungen des Evang. Preßverbandes für Deutschland. Berlin-Steglitz, Verlag des Evang. Preßverbandes für Deutschland.

Susman, Margarete: Das Wesen der modernen deutschen Lyrik. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.60.

Grisar, S. J. Hartmann: Luther. 1. Band. Luthers Werden. Grundlegung der Spaltung bis 1530. Freiburg im Br., Herderscher Verlag.

Neuwirth, Prof. Dr. Jos.: Illustrierte Kunstgeschichte. Lieferung 4. Berlin, Allgem. Verlagsgesellschaft. M. 1.—.

Trescher, Dr.: Mehr Ausfuhrpolitik. Essen, G. D. Baedeker. M. 1.60.

Pfleiderer, Dr. med. Alfred: Bilderatlas zur Alkoholfrage. Reutlingen, Mimir, Verlag für deutsche Kultur.

Zinkernagel, Franz: Goethe und Hebbel. Eine Antithese. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.—.

können in einer Frage von so tiefgreifender ethischer Bedeutung unmöglich maßgebend sein, zumal bei dem Ausbau unseres Steuersystems die paar Millionen Reinertrag der Klassenlotterie keine Rolle spielen können. Im nächsten Jahre wird der Finanzminister eine Novelle zum Einkommensteuergesetz vorlegen, die uns neue Erhöhungen der Steuer bringen wird. — Hier ist Gelegenheit gegeben, als Gegenleistung die Abschaffung der Klassenlotterie zu verlangen und durchzusetzen.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 und 1/2 4—1/2 6 Uhr. — Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, gekörnter Bezug, Schrift in Goldpressung. **M. 1.75.**

Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Pressung in Schwarz mit Gold. **M. 1.—.**

Vielfach geäußerten Wünschen aus unserm Leserkreise entsprechend haben wir uns entschlossen, eine Original-Einbanddecke für die Grenzboten in geschmackvoller, solider Ausführung herstellen zu lassen. Für jeden Jahrgang sind vier Decken erforderlich. Die Decken für 1910 sind sofort komplett lieferbar, für 1911 und die folgenden Jahrgänge jemalig am Schlusse des betr. Vierteljahrs. Gegen einen entsprechenden Aufschlag sind wir bereit, einzelne Decken mit den Jahres- und Bandzahlen älterer Jahrgänge zu versehen.

Ein Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein lag der Nummer 9 vom 1. März bei.

Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 22a/23 **Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.**

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

418. **Hilfslehrer** (Neuphilologe) f. Nordseeinsel (Englisch) (2400 M.), 1. 5.
419. **Hauslehrer**, jg., ev., f. 8 Knab. (sehr angen. Stellg.), Sachsen.
432. **Bürgermeister**, p. sof., Nordseebad.
433. **Pfarrer**, 15. 10. (2600 M.), Sachsen.
434. **Hauslehrer**, f. 13jähr. Knaben, sof., Mecklbg.

B. Für Damen.

394. **Erzieherin**, ev., jg., mus., gepr., 1. 6., Sachsen.
398. **Erzieherin**, mus., (Sprach. im Ausld. erlernt) Latein, f. 1 Mädch., 1. 5., Westpr.
412. **Lehrerin**, gepr., mus., ev., 15. 4., Brandenburg.
415 **Lehrerin**, gepr., f. 2 Kind., 1 5., Pommern.
417 **Erzieherin**, ev., gepr., f. 2 Mädchen, Ostpr.
435. **Oberlehrerin** f. Religion u. Deutsch (3500 M.), bald, Norddeutschland.

Wir machen unsere Leser auf die beiliegende Karte des **Deutschen Ostmarken-Vereins** aufmerksam.

Bank für Handel und Industrie.

Bilanz per 31. Dezember 1910.

Aktiva.		ℳ	₰
Disponible Fonds:			
1. Kasse, fremde Geldsorten und Kupons	ℳ 45 115 717.43		
2. Wechsel und kurzfristige Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	„ 156 268 873 02		
3. Guthaben bei Banken und Bankiers	„ 32 599 975.28		
4. Reports und Lombards	„ 146 320 674.56	380 305 240	29
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		11 351 457	03
Eigene Wertpapiere		44 408 058	65
Konsortialbeteiligungen		45 202 554	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Bankinstituten und Bankfirmen		19 057 508	30
Debitoren in laufender Rechnung:			
1 Bedeckte Kredite	ℳ 302 078 651.81		
2. Nicht bedeckte Kredite	„ 64 324 706.19	366 403 358	—
3. Aval-Kredite ℳ 27 873 005.32			
Bankgebäude		14 625 101	72
		881 353 277	99

Passiva.		ℳ	₰
Aktien-Kapital		160 000 000	—
Reserven		32 000 000	—
Kreditoren:			
1. Kreditoren in laufender Rechnung	ℳ 407 416 391.78		
2. Depositengelder	„ 148 267 722.90	555 684 114	68
Akzepte, Schecks und Avale:			
1. Tratten und Schecks		122 114 373	80
2. Avale	ℳ 27 873 005.32		
Unerhobene Dividenden: von früheren Terminen		24 307	43
Reserve für die Mark-Noten der früheren Bank für Süddeutschland		90 000	—
Talonsteuer-Reserve		320 000	—
Gewinn- und Verlust-Konto: Gewinnsaldo		11 120 482	08
		881 353 277	99

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1910.

Soll.		ℳ	₰
Geschäfts-Unkosten:			
Handlungsunkosten (einschliesslich der Tantièmen an den Vorstand und die Oberbeamten)	ℳ 8 592 652.73		
Steuern	„ 1 212 393.67		
Gratifikationen an die Beamten (Weihnachten, Abschluss), Ehrengaben an Beamte, Zuwendung an die Pensionskasse und für wohltätige Zwecke	„ 1 544 584.14	11 349 630	54
Abschreibung auf Immobilien und Mobilien		529 360	63
Einlage in die „Besondere Reserve"		500 000	—
Talonsteuer-Reserve		160 000	—
Gewinn-Saldo		11 120 482	08
Verwendung des Gewinnes:			
1. Dividende pro 1910 von $6^1/_2$ %	ℳ 10 400 000.—		
2. Tantièmen des Aufsichtsrats	„ 280 000.—		
3. Gewinn-Vortrag	„ 440 482.08		
		23 659 473	25

Haben.	ℳ	₰
Zinsen, abzüglich der gezahlten	7 865 448	59
Provisionen, abzüglich der gezahlten	8 504 822	05
Gewinne aus Effekten	2 339 322	88
Gewinne aus Finanzoperationen	2 408 581	36
Gewinne aus dauernden Beteiligungen bei anderen Bankinstituten und Bankfirmen	1 256 890	71
Valuten-Gewinne	836 605	80
Diverse Eingänge	3 555	61
Gewinn-Vortrag von 1909	444 246	25
	23 659 473	25

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Das Zentrum in Elsaß-Lothringen

Von M. Winterberg-Straßburg i. Elsaß

Die unerwartete Wendung, die die Verhandlungen über die elsaß-lothringische Verfassungsreform infolge der Beschlüsse der Verfassungskommission und der Nachgiebigkeit der verbündeten Regierungen genommen haben, hat wieder einmal die Aufmerksamkeit auf die Partei gelenkt, die schon so oft in wichtigen Fragen der Reichsgesetzgebung den Ausschlag gegeben und jetzt auch in der parlamentarischen Behandlung der Verfassungsfrage die Führung übernommen hat — auf das Zentrum. In seiner Hand liegt jetzt die Entscheidung, ob Elsaß-Lothringen noch in dieser Reichstagssession eine Verfassungs- und Wahlrechtsreform erhalten oder ob diese auf unbestimmte, aber voraussichtlich recht lange Zeit vertagt werden soll. Denn die andere Möglichkeit, daß die Verfassungsänderung mit Hilfe der Mehrheit des alten Bülowblockes zustande kommt, ist bei der augenblicklich unter den bürgerlichen Parteien herrschenden Spannung und bei der großen Verschiedenheit zwischen dem, was die Konservativen, und dem, was die Nationalliberalen und die Fortschrittliche Volkspartei Elsaß-Lothringen geben wollen, wohl ausgeschlossen.

Für die Haltung der Zentrumsfraktion wird aber in hohem Maße die Rücksicht entscheidend sein, die sie auf ihre elsaß-lothringischen Fraktionsgenossen und die reichsländische Parteiorganisation nehmen muß, und das um so mehr, als die Reichstagswahlen vor der Tür stehen und die Haltung sämtlicher Parteien in der Verfassungsfrage mehr oder weniger von wahl- und parteitaktischen Erwägungen beeinflußt wird.

Das Verhältnis des altdeutschen Zentrums zum reichsländischen Zentrum ist nun aber keineswegs so klar, wie es nach der gleichen Parteibezeichnung scheinen könnte. Schon die erste Lesung der Verfassungsvorlage im Reichstage

hat Gelegenheit geboten, die verschiedenen Schattierungen des elsaß-lothringischen Klerikalismus nebeneinander kennen zu lernen. Freilich — ganz so radikal wie daheim haben sich auch dessen extreme Richtungen im Reichstage nicht gebärdet, denn im Landesausschuß von Elsaß-Lothringen pflegen die Preiß, Wetterlé und Pfleger ganz andere Register demokratischer Beredsamkeit aufzuziehen; aber man hat doch deutlich erkennen können, daß zwischen Zentrum und Zentrum im Reichslande ein ganz gewaltiger Unterschied besteht, und die Stichproben, die die verschiedenen elsässischen Abgeordneten von ihrer „Mentalität" gegeben haben, haben genügt, um die Verschiedenartigkeit der Strömungen zu veranschaulichen, die im reichsländischen Klerikalismus unter dem Sammelnamen Zentrum nebeneinander hergehen und in ihm um die Vorherrschaft ringen.

Freiherr von Hertling, der offizielle Fraktionsredner des Zentrums, behauptete bei der ersten Lesung der Verfassungsvorlage im Reichstage, daß zu den Vertretern des deutschen Gedankens und eines engen Anschlusses an das geeinigte Deutschland gerade die Mitglieder der Zentrumspartei in Elsaß-Lothringen gehörten. In gewissem Umfange hatte er recht. Seine Behauptung wäre aber ganz zutreffend gewesen, wenn er selbst gleich die Einschränkungen gemacht hätte, die sich bei der Beurteilung des reichsländischen Zentrums vom nationalen Standpunkte aus jedem aufdrängen. Das elsaß-lothringische Zentrum ist keine in ihren politischen Anschauungen homogene Partei. Seine Entstehung hat sich unter heftigen Kämpfen zwischen verschiedenen Richtungen vollzogen. Die Motive zu seiner Gründung oder zum Anschluß an seine Organisation waren bei den einzelnen Vertretern und Gruppen des reichsländischen Klerikalismus sehr verschiedenartig; und wenn es heute fast den gesamten politischen Klerikalismus Elsaß-Lothringens mit Ausnahme der dem Lothringer Block angehörenden klerikalen Kreise und der kleinen Gruppe des greisen Prälaten Winterer umschließt, so stellt diese äußerliche Geschlossenheit doch mehr ein taktisches Kompromiß zur Durchführung einer einheitlichen Machtpolitik als eine wirkliche, auf gleicher politischer Überzeugung beruhende Einheit dar.

Schon die ersten Spuren des Zentrumsgedankens in Elsaß-Lothringen, die bis in die achtziger Jahre zurückgehen, lassen erkennen, daß das Zentrum sich im Reichslande trotz seiner für all seine Anhänger gleichen konfessionellen Grundlage nicht in derselben einheitlichen Weise entwickeln konnte wie in Altdeutschland. Die ersten Pioniere des Zentrums in Elsaß-Lothringen waren naturgemäß eingewanderte Altdeutsche, die dem altdeutschen Zentrum angehörten. Sie hatten zum großen Teil den Kulturkampf mitgemacht und das Zentrum in schwerem Ringen sich bewähren gesehen. Nichts lag ihnen näher als der Wunsch, diese feste, in lebenskräftiger Entwicklung aufstrebende Organisation in ihren neuen Wirkungs- und Lebenskreis einzuführen. Und sie fanden ein für die damalige Zeit — noch nicht zwei Jahrzehnte nach dem Kriege — auffallendes Entgegenkommen bei einheimischen katholischen Kreisen. Das Religionsbekenntnis war in jenen Stunden der Gefahr ein Bindemittel, das der evangelischen Bevölkerung

beider Nationalitäten fehlte. Während daher in protestantischen Kreisen an sich die Zahl derjenigen, die sich die Zuneigung zu Deutschland bewahrt hatten und mit der Rückkehr zum Deutschen Reich zufrieden waren, relativ weit größer war als die der Katholiken, die sich mit dem Umschwung der Verhältnisse ausgesöhnt hatten, schien die Annäherung zwischen den einheimischen Kreisen, die innerlich noch an Frankreich hingen, und den eingewanderten Altdeutschen im katholischen Lager viel schnellere Fortschritte machen zu sollen. Es gab damals im Elsaß wie in Lothringen schon einheimische katholische Geistliche, die das Zentrum nicht nur als festen Schutzwall für ihre bedrohten konfessionellen Interessen, sondern auch als Mittel zur Versöhnung der beiden national getrennten Bevölkerungsschichten betrachteten. Und jedenfalls waren sie sich darüber vollständig klar, daß der Anschluß ans Zentrum politisch nichts anderes bedeuten konnte, als Aussöhnung mit den bestehenden Verhältnissen und Teilnahme an der Politik des Reiches. Sie waren gleichwohl entschlossen, diesen Schritt zu tun; und ihr Beispiel würde wohl viele ihrer Landsleute zur Nachahmung veranlaßt haben.

Aber noch war es offenbar zu früh zu einem solchen parteipolitischen Verschmelzungsprozeß zwischen Altdeutschland und dem wiedergewonnenen Grenzlande. Französisch gesinnte Chauvinisten und Protestler auf der einen Seite, anmaßende und ungeschickte Dränger auf der anderen schadeten den empfindlichen Keimen der Verständigung. Das tief eingewurzelte Mißtrauen gegen die Beamten unter den altdeutschen Katholiken, an deren Unabhängigkeit von höheren, meist liberalen Einflüssen man in einheimischen Kreisen nicht glauben wollte, verletzte die eingewanderten Deutschen, die ihrerseits wieder bei Gemeinderatswahlen und ähnlichen lokalpolitischen Vorgängen ein gewisses Mißtrauen gegen einheimische katholische Kandidaten bekundeten, so daß deren Anhänger über Untreue und Unzuverlässigkeit der Altdeutschen klagten. Dennoch kam es in Metz 1892 noch zu einem geschlossenen Zusammengehen beider Teile bei der Unterstützung der Reichstagskandidatur des Altlothringers Dr. Haas und zur Gründung eines katholischen Volksvereins, in dem eine deutsche und eine französische Sektion sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfanden und in dem man auf beiden Seiten die Urzelle einer starken Zentrumsorganisation in Lothringen erblickte.

Aber gerade dieser Volksverein sollte für die Verwirklichung des Zentrumsgedankens im Reichslande verhängnisvoll werden. Bei Vorstandswahlen, die im Jahre 1893 stattfanden, wurden der einheimische Präsident und einige einheimische Vertrauensmänner nicht wiedergewählt. Die einheimischen Mitglieder fühlten sich entrechtet, das gegenseitige Vertrauen war endgültig vernichtet; die Absicht, gemeinsam eine Zentrumsorganisation zu schaffen, wurde begraben. So hatte das Nationalitätenprinzip den Sieg über eine Parteigründung davongetragen, die zu damaligen Zeiten unbedingt eine Förderung des Reichsgedankens und des Deutschtums in Lothringen bedeutet hätte.

Im Elsaß hatte sich in derselben Zeit die Ausbreitung der Zentrumsidee weniger verheißungsvoll vollzogen, sie brach infolgedessen aber auch nicht so

schroff ab. In Straßburg wurde sie in kleinen Kreisen Altdeutscher und Einheimischer weiter gepflegt, ohne aber sichtbare Fortschritte zu machen. Erst nach 1900 setzte die Propaganda für den Anschluß an das altdeutsche Zentrum mit größerer Stärke ein. Die Gründung der katholischen Fakultät in Straßburg, besonders aber die Entstehung liberaler und demokratischer Organisationen gab ihr einen kräftigen Anstoß, und, was das wichtigste war, ein von Altelsässern geleitetes klerikales Blatt, der Elsässer, trat mit großer Lebhaftigkeit und Energie für den Anschluß ein.

Man hatte damals in klerikalen Kreisen bereits richtig erkannt, daß sich mit der Parteibildung eine Umwandelung der politischen Verhältnisse im Reichslande anbahnte, in der der Klerikalismus nur durch straffe Organisation zur ausschlaggebenden Macht werden könnte. Eine bessere Organisation aber als die des Zentrums konnte es für ihn nicht geben. Jedoch — darüber täuschten sich weder die Redaktion des Elsässers noch ihre politischen Freunde und Hintermänner — Anschluß an das Zentrum suchen, hieß Brücken über den Rhein schlagen und teilnehmen an dem politischen Leben Deutschlands, nicht nach Liebhaberart, wenn es gerade einmal paßte, sondern ganz und mit dem ausgesprochenen Zweck, auf dieses politische Leben und die Gesetzgebung des Reichs Einfluß zu gewinnen. Denn nur dann konnte der reichsländische Klerikalismus darauf rechnen, im altdeutschen Zentrum eine Rolle zu spielen, wenn er dieses nicht nur elsaß-lothringische Interessen vertreten ließ, sondern selbst unbeschadet seiner partikularistischen Eigenart Hilfskräfte für die parlamentarischen Arbeiten und politischen Kämpfe des Zentrums heranführte. Und man wußte ferner ganz genau, daß ein großer Teil der klerikalen Politiker des Landes für diese Politik des Vergessens und des vorbehaltlosen Sicheinrichtens in deutschen Verhältnissen noch nicht zu haben war.

Trotzdem wagten der Elsässer und seine Freunde den Schritt, und sie sind auch im wesentlichen ihrem damals aufgestellten Programm treu geblieben. Freiherr von Hertling hätte daher mit gutem Recht sagen können, daß diese Vertreter der Zentrumspartei in Elsaß-Lothringen zu den Anhängern des deutschen Gedankens und des engen Anschlusses an das geeinigte Deutschland gehörten.

Aber das Gebilde, das sich heute elsaß-lothringisches Zentrum nennt, besteht nicht allein aus diesem Kreis überzeugter Vorkämpfer des Zentrumsgedankens, sondern es umfaßt auch den größten Teil der reichsländischen politisch organisierten Klerikalen, die vor kurzem noch als seine Gegner auftraten. Wie diese dazu gekommen sind, sich der Partei anzuschließen, welche Rolle sie in ihr spielen, das lehren die Kämpfe, die in den letzten zehn Jahren zuerst um die Parteigründung selbst und dann, als diese durchgesetzt war und eine immer stärker werdende Anziehung auf die katholische Wählerschaft ausübte, um die Vorherrschaft in ihr zwischen den verschiedenen Richtungen geführt wurden.

Als vor nunmehr neun Jahren die Frage des Anschlusses an das altdeutsche Zentrum im elsässischen Klerikalismus erörtert wurde, Wetterlé mit

ablehnender Gebärde die Frage aufwarf: „Irons-nous au Centre?“ und der Lorrain unwillig schrieb: „Et pourquoi veut-on faire l'union sous un drapeau politique, plutôt que sous la simple bannière catholique?“ da verfocht der Elsässer den Anschluß an das Zentrum bei aller Wahrung der partikularistischen Rechte der Elsaß-Lothringer nicht nur als eine Maßregel der politischen Zweckmäßigkeit, sondern auch in der richtigen Erkenntnis, daß die Entwicklung des reichsländischen Parteiwesens nur in enger Anlehnung an die altdeutschen Parteiorganisationen und damit an das politische Leben Altdeutschlands vor sich gehen könne. Das unklare Gebilde der klerikalen elsaß-lothringischen Landespartei bot ihm keine Gewähr dafür, daß der politische Klerikalismus Elsaß-Lothringens sich in dem Wettkampfe der politischen Parteien, der damals im Reichslande begonnen hatte, würde behaupten können. Auf seine Seite stellten sich die Lothringer Volksstimme, die auch später den Kampf für das Zentrum gegen den Lothringer Block mit größter Zähigkeit führte, die Oberelsässische Landeszeitung, in der sich gelegentlich aber auch die Einflüsse der Gegner des Anschlusses geltend machten, und einige kleinere Zeitungen. Bekämpft wurde der Anschluß vom Journal de Colmar (heute Nouvelliste d'Alsace-Lorraine), das vom Abgeordneten Wetterlé geleitet wurde, vom Elsässer Kurier, vom Lorrain, einigen kleineren lothringischen Zeitungen und vom Volksboten, dessen Chefredakteur K. Hauß später Landesausschußabgeordneter wurde und damals zum ersten Male Mitglied des Reichstags war.

Diese Gegenüberstellung, die nur dadurch eine kleine Verschiebung erfuhr, daß Hauß seinen Widerstand gegen den Anschluß ans Zentrum aufgab und der deutschen Zentrumsfraktion beitrat, ist bis auf den heutigen Tag für die Richtungen im reichsländischen Zentrum maßgebend geblieben. Die Gruppe klerikaler Politiker, die man heute unter dem Sammelnamen Nationalisten zusammenfaßt, stemmte sich mit aller Gewalt gegen den Anschluß an das Zentrum, und sie bildet heute noch dessen separatistischen, von den wirklichen Zentrumsmitgliedern in Elsaß-Lothringen wiederholt desavouierten und von der Kölnischen Volkszeitung mit großer Schärfe bekämpften Flügel.

In der Broschüre „Irons-nous au Centre?“ wurde die Organisation der Katholiken Elsaß-Lothringens ohne Anschluß ans Zentrum vorgeschlagen — eine Anregung, die von einem Teil der reichsländischen Klerikalen auch in der klerikalen Landespartei verwirklicht wurde, die sich nach wenigen Jahren aber schon vollständig in der Zentrumspartei auflösen mußte.

Auch eine ganze Reihe anderer Einwände gegen den Anschluß erhob der Verfasser der Broschüre. Unter anderem suchte er die Anhänger des Zentrums des Gouvernementalismus zu verdächtigen, indem er schrieb: „Es sieht uns wenig an, daß einige der Unsrigen sich einbilden, unserer Regierung einen Dienst zu leisten, indem sie bei uns die Parteieinteilung einführen, wie sie im übrigen Reich sich vorfindet.“

Der Elsässer machte dazu die treffende Bemerkung: „Ex ungue leonem! Man hätte beinahe an der allgemeinen Bezeichnung des (anonymen) Verfassers

irre werden können, wenn eine Verdächtigung der Gegner ganz gefehlt hätte! Daß jener Satz gleich nach der Versicherung kommt, eine solche wichtige Frage müsse sine ira et studio behandelt werden, macht die Sache noch hübscher."

Man beurteilte also damals schon in elsässischen Zentrumskreisen die Persönlichkeit und Taktik des geistlichen Verfassers der Broschüre ganz richtig, wie man auch heute in denselben Kreisen ganz genau weiß, was man von der politischen Tätigkeit des gewandten, aber oft recht verschlungene Pfade wandelnden Chefredakteurs des Nouvelliste zu halten hat. Daß das elsässische Zentrum trotzdem mit ihm und seinen Gesinnungsgenossen immer wieder gemeinsame Sache machte und ihm zeitweilig sogar einen bestimmenden Einfluß auf seine Haltung einräumte, war die Schwäche der Organisation, an der sie bis heute krankt.

Der springende Punkt der Broschüre war aber die Befürchtung, „daß die in Elsaß-Lothringen wohnenden altdeutschen Katholiken in einer Zentrumsorganisation eine vorherrschende Rolle spielen und die am wenigsten populären unter den reichsländischen Klerikalen die erste Geige spielen würden". Dieser Satz in Verbindung mit der Bemerkung, die katholischen Altdeutschen sollten ja auch in eine selbständige Landesorganisation eintreten und in ihr mitwirken dürfen, wenn sie sich nur bescheiden wollten, auf eine bedeutendere Rolle in ihr zu verzichten, verkündete schon 1902 nichts anderes als den jetzt so viel besprochenen nationalistischen Grundsatz, die Altdeutschen im Lande zwar zu dulden und ihre Hilfe bei Wahlen und anderen Gelegenheiten anzunehmen, ihren Einfluß aber auf ein Minimum zu beschränken, während die Gründer der elsaß-lothringischen Zentrumspartei offenbar von dem ehrlichen Bestreben erfüllt waren, mit ihren altdeutschen Mitbürgern Hand in Hand zu arbeiten und den berechtigten elsaß-lothringischen Partikularismus nur mit ihnen zusammen zu pflegen, was sich um so leichter und befriedigend für beide Teile durchführen ließ, als die im Lande ansässigen Altdeutschen zum großen Teil vollständig mit den Landesinteressen verwachsen sind.

Der eben angeführte Satz der Broschüre offenbarte aber nicht nur eine starke Abneigung gegen das altdeutsche Element im Lande, sondern auch den brennenden Ehrgeiz jener Gegner des Anschlusses ans Zentrum, unter allen Umständen selbst die führende Rolle in Elsaß-Lothringen zu spielen.

Nachdem der Kampf zwischen den beiden Richtungen etwa ein Jahr lang mit Erbitterung geführt worden war, wurde am 25. November 1902 in Straßburg die Gründung einer elsaß-lothringischen Zentrumspartei und der Anschluß an das altdeutsche Zentrum mit etwa sechshundert gegen zwei Stimmen beschlossen. Die Gegenseite antwortete mit der Gründung von Sonderorganisationen und schärfsten Angriffen, aber schließlich zwangen die Verhältnisse, namentlich die innere Schwäche der klerikalen Landespartei, auch die Opposition, mit dem Zentrum Frieden zu schließen und wenigstens äußerlich mit ihm zusammenzugehen. Aber das Dogma der Zurückdrängung der Altdeutschen und der Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes gaben sie nicht auf. Im Gegenteil!

Je schwieriger und bedeutsamer die Aufgaben wurden, die im Lande und für das Land zu lösen waren, um so stärker trat der Zwiespalt zwischen den beiden Richtungen, neben denen übrigens noch ein paar kleine, unabhängige Gruppen bestehen blieben, hervor, bis er bei den letzten Bezirkstags- und Landesausschußwahlen im Jahre 1909 in der nationalistischen Bewegung und in dem von Weiterlé mit Unterstützung Blumenthals verbreiteten Gedanken der Gründung einer über den anderen Parteien stehenden Verfassungspartei seinen Höhepunkt erreichte.

Das elsässische Zentrum ist also nichts weniger als eine innerlich einheitliche Organisation. Sein Name deckt sich nur für einen bestimmten, allerdings wohl den größeren Teil seiner Mitglieder mit den in ihm wirkenden Ideen und Bestrebungen. Daher ist es aber auch so schwer, der politischen Tätigkeit des reichsländischen Zentrums wirklich gerecht zu werden. Viele tragen seinen Namen, die nicht seines Geistes sind, und gerade sie treten bei großen politischen Aktionen, bei kritischen Debatten im Landesausschuß und in der Publizistik am stärksten hervor, ohne daß der andere Teil bisher den Mut gefunden hätte, sich von ihrem Einfluß zu befreien.

Es muß zugegeben werden, daß die Parteikämpfe im Reichslande eine solche Klärung erschweren, da diese wahrscheinlich, wenigstens vorübergehend, mit Mandatsverlusten für den Klerikalismus verbunden wäre; aber schließlich wird, wenn das elsässische Zentrum nicht dauernd unter der persönlichen Politik seines separatistischen Flügels leiden und für dessen Haltung verantwortlich gemacht werden will, die Scheidung doch erfolgen.

In Lothringen ging die Ausbreitung des Zentrums seit 1900 zwar unter ähnlichen Kämpfen von statten, wie im Elsaß, aber diese Kämpfe wurden unter ganz anderen Voraussetzungen ausgefochten. Während im Elsaß der größte Widerstand gegen den Anschluß ans Zentrum von ausgesprochen klerikalen Kreisen geleistet wurde, für deren Haltung nationale und persönliche Gründe maßgebend waren, stellte sich der Zentrumsidee in Lothringen eine politische Organisation entgegen, die sich zwar auch vorwiegend aus katholischen Elementen zusammensetzte, den konfessionellen Gedanken aber ganz zurücktreten ließ gegenüber der partikularistischen Tendenz und der Bewertung des persönlichen Einflusses. Der Lothringer Block, dieses charakteristische Erzeugnis der reichsländischen Notabelnpolitik, zog alle Kreise an sich, die dem Grundsatz „Lothringen den Lothringern" huldigten und glaubten, daß eine auf alle größeren und höheren Ziele verzichtende Heimatsinteressenpolitik die Lebensaufgabe einer Parteiorganisation in Lothringen sein könnte. Der Erfolg, der dem Block zunächst beschieden war, schien den Berechnungen seiner Gründer recht zu geben. Der Block wurde tatsächlich zur ausschlaggebenden Macht in Lothringen. Und der große persönliche Einfluß, den seine führenden Mitglieder infolge ihrer überragenden wirtschaftlichen Stellung im Lande besaßen und den sie auch auf die Straßburger Regierung, die mit ihnen nach dem Grundsatz do ut des recht bequem arbeiten konnte,

auszuüben vermochten, machte ihn nicht nur in Lothringen unangreifbar, sondern gab ihm auch im Landesausschuß, wo er in den elsässischen Notabeln Bundesgenossen fand, allmählich eine bedenklich große Macht. Die Regierung war froh, eine solche, durch Zugeständnisse leicht zu lenkende Hilfstruppe in der gesetzgebenden Körperschaft zu haben und übersah oder unterschätzte dabei, nicht minder kurzsichtig als die lothringische Bevölkerung, daß ein solches rein partikularistisches Parteigebilde hemmend und erdrückend auf alle Kräfte wirken mußte, die über das engste Landesinteresse hinaus auch an der Politik des Reiches Anteil nehmen wollten.

So wurde dieser Block zu einem rocher de bronce, an dem die Wogen der Parteibewegung in Lothringen zunächst wirkungslos abprallten. Klerikale wie Liberale stießen sich an ihm die Köpfe ein, mochten Intelligenz und politisches Verständnis auf ihrer Seite auch um vieles größer sein.

Gegen diese, das politische Beharrungsvermögen verkörpernde Organisation hat das Zentrum in Lothringen einen Kampf geführt, der an Schärfe und Erbitterung alles in den Schatten stellte, was man im Reichslande sonst an Parteikämpfen gewöhnt war. Die Mittel, die dabei angewandt wurden, waren oft nichts weniger als einwandsfrei. Die Erregung konfessioneller Leidenschaft bildete eine der stärksten Waffen des Zentrums, und selbst konfessionelle Verdächtigungen innerhalb derselben Glaubensgemeinschaft wurden zu Hilfe genommen. Aber seinen Willen hat das Zentrum durchgesetzt. Heute steht der Lothringer Block vor seinem Zerfall. Mag er ein paar Jahre mehr oder weniger noch als selbständige Partei bestehen bleiben, sein festes Gefüge ist gelockert, die Einheitlichkeit seiner Taktik durchbrochen. Zentrum und Liberale werden um seine Erbschaft streiten, aber nach der weit gründlicheren Vorarbeit, die das Zentrum schon geleistet hat, wird diesem voraussichtlich der Hauptteil des Erbes zuteil werden.

Auch in diesem Falle muß festgestellt werden, daß das Zentrum ursprünglich gegenüber dem rein partikularistischen und national zweideutigen Block die Forderung eines engeren Anschlusses an Altdeutschland und sein Parteileben verfochten und sich dadurch vielen Angriffen von altlothringischer Seite ausgesetzt hat. Aber wie es im Elsaß ging, so ging es auch in Lothringen. Das Bestreben, den Kreis der Anhänger zu erweitern, führte zur unterschiedslosen Aufnahme von Mitgliedern, deren Gesinnung in nationalen Fragen die größten Gegensätze aufwies. Wo man mit dem klaren, festen Programm der ersten Zeit nicht durchkam, entschloß man sich zu Kompromissen, trug der „Mentalität" derjenigen Blockangehörigen, die man durch Zugeständnisse zum Zentrum herüberziehen zu können hoffte, in weitem Umfange Rechnung, ja überbot den Block vielfach an Umschmeichelung der französisch fühlenden Bevölkerungskreise, liebäugelte gelegentlich auch mit der Kolmarer Nationalistenbewegung und gab so allmählich der ganzen Partei einen unsicheren, verschwommenen Charakter. So ist das Zentrum in Lothringen heute zwar ein sehr beachtenswerter politischer Machtfaktor, aber die Berechtigung, es mit dem Freiherrn von Hertling ohne weiteres

als einen Vertreter des deutschen Gedankens im Reichslande zu bezeichnen, hat man nicht mehr.

Überblickt man also die gesamte Entwicklung des elsaß-lothringischen Zentrums, so kommt man, gleichgültig, wie man sonst zum Zentrum und seiner Politik steht, unter nationalen Gesichtspunkten zu folgendem Ergebnis:

Die Zentrumsbewegung in Elsaß-Lothringen ist, wie überall, konfessionellen Gründen entsprungen. Sie konnte nur durch den Anschluß an das altdeutsche Zentrum Kraft und Bedeutung erhalten. Das führte ihre Anhänger aber auch mit Naturnotwendigkeit über die engen Schranken der Heimatspolitik hinaus in das parteipolitische Leben des Reiches und zur intensiveren Teilnahme an dessen Aufgaben. Insoweit ist das elsaß-lothringische Zentrum durchaus als deutsche Partei anzusprechen.

Anderseits begingen seine Führer den Fehler, Elemente in ihrer Mitte zu dulden, die bewußt darauf hinarbeiteten, das elsaß-lothringische Zentrum zu einer ausgesprochenen Landesorganisation zu machen, der das altdeutsche Zentrum zwar im Reichstage Unterstützung zu gewähren hätte, die sich selbst aber gegen Einflüsse von außen abschließen könnte, um ungestört ihre nationalistischen Sonderinteressen zu verfolgen. Versuche, diese Elemente abzuschütteln, wurden nur mit halbem Herzen unternommen und ohne Folgerichtigkeit ausgeführt. Die Furcht, durch eine Gegenagitation dieser Kreise im Landesausschuß und im Reichstage geschwächt zu werden, siegte bei den Urhebern der Zentrumsbewegung über die Erkenntnis, daß ein solcher Zwiespalt im eigenen Lager die besten Kräfte in der Partei lahmlegen und diese vor sich selbst, vor den altdeutschen Bundesgenossen und dem ganzen Reiche und schließlich auch vor der Regierung in eine schiefe Stellung bringen müsse.

Die Folge ist, daß das elsaß-lothringische Zentrum in nationaler Beziehung vielfach nur nach dem beurteilt wird, was seine am meisten lärmenden nationalistischen Mitglieder sagen und tun, und daß es kein Recht hat, dieses Urteil einfach als falsch zu bezeichnen. Mitgefangen, mitgehangen! Die weitere Folge ist aber auch, daß jene, das Zentrum nur als Mittel zum Zweck benutzenden Nationalisten und Ichpolitiker immer kecker und herausfordernder auftreten, geschützt durch die konfessionelle Interessengemeinschaft und die Schwäche ihrer einsichtigeren Parteigenossen. Und das geschieht im Elsaß und in Lothringen in gleicher Weise.

So hat eine Bewegung, die trotz aller Bedenken, die man gegen den politischen Konfessionalismus haben muß, auch vom parteipolitischen Gegner als eine Förderung des Deutschtums in Elsaß-Lothringen begrüßt werden konnte, durch eigene Schuld des reichsländischen Zentrums dahin geführt, daß dieses heute mit Recht als national unzuverlässig und als Schützer antideutscher und undeutscher Bestrebungen gilt.

Zwar machen die klerikalen reichsländischen Zeitungen oft auch dem elsaß-lothringischen Liberalismus den Vorwurf, nationalistische Ideen in seiner Wahl-

agitation als Vorspann benutzt zu haben, aber sie können sich dabei immer nur auf einzelne bedauerliche Ausnahmefälle berufen, während sie auch durch die gewandteste Dialektik die Tatsache nicht aus der Welt schaffen können, daß in ihrer eigenen Partei jene Ideen dauernd gepflegt und immer weiter ausgebildet wurden. Ob die Mehrheit des elsaß-lothringischen Zentrums diese Treibereien mißbilligt oder nicht, ist gleichgiltig, so lange sie sich nicht entschließen kann, im eigenen Hause Ordnung zu schaffen und für alle Parteimitglieder die Grundsätze maßgebend zu machen, die bei der Gründung des elsaß-lothringischen Zentrums als Wegweiser für dessen Tätigkeit aufgestellt wurden. Damals wurde erklärt, das Programm der elsaß-lothringischen und der im Zentrum geeinten Katholiken sei sowohl nach der religiösen als auch nach der sozialen und politischen Seite identisch; identisch seien auch beider Ziele.

Und heute?

Heute hat der Name Zentrum im elsaß-lothringischen Klerikalismus gesiegt, nicht aber das Programm des Zentrums; und die Ziele steckt sich jede der beiden Hauptgruppen nach eigenem Ermessen.

Die neue Gartenkunst

Von Dr. Friedrich Wolters-Steglitz

Noch erwartet diese Tochter der neueren Zeit, diese jüngste der liebenswürdigen Künste, in den Akademien ihrer älteren Geschwister eine Stelle. Ebenso edel wie eine ihrer Schwestern, mehr wie irgendeine sich verbreitend in dem Ausguß ihrer Ergötzungen, eilet sie, die ihre bessere Bildung nicht in Griechenland, nicht in Italien fand, dem Beschützer der Künste im Norden entgegen und freuet sich, von seiner milden Hand geleitet, die Gefilde zu verschönern, wo unter seinen Augen ein ewiger Friede wandelt." So leitete vor etwa hundertfünfzig Jahren C. C. L. Hirschfeld die Widmung seiner „Theorie der Gartenkunst" an den Erbprinzen Friedrich zu Dänemark und Norwegen ein, die den in England und Frankreich fast schon ausgefochtenen Kampf um die neue Gartenkunst auch in Deutschland stärker entflammte und auf die tatsächliche Umwandlung und Neugestaltung der Gärten bedeutend einwirkte. Das Gartenbild der Zeit um 1770 trägt deutlich das Merkmal des Hervortretens einer neuen Generationenreihe an sich, die sich in allem von der vorhergegangenen unterscheiden will, weil sie sich im Bewußtsein eines neuen Zusammenhangs mit dem Lebenszentrum wieder vom echteren Lebensquell getränkt glaubt. „Gefühl" und „Natur" waren damals und sind fast immer an den Zeitenwenden die neuerschlossenen Siegel gewesen; aber die Behauptung ihres wahren Inhaltes bedeutet noch nicht den Besitz einer

schöpferischen Kraft, die aus den ewig gleichen Stoffgewalten ein Gebild zu formen vermag, und ohne diese Kraft verliert der Geist sich auf den Wassern und Wolken jener Stoffgewalten ins Schwärmerische, ja bis ins Chaotische. Die Gartenkunst ging, wie die meisten anderen Künste, seit dem Zerfall der einheitlichen Kultur des Rokoko langsam diesen Weg. Zunächst schien es freilich den Zeitgenossen, als ob das schwärmerische Gefühl und die Anbetung der Natur selbst die Formungskräfte seien, die ein neues schönes Leben gestalten könnten, und man begann, mit allen Zeiten Abrechnung zu halten, indem man sie vor das Urteil Rousseauscher Ideale zog. Vor diesen bestanden sie alle nicht. Die hängenden Gärten Babylons, die Paradiese der Perser, die griechischen und römischen Gärten mit ihren strengen Formen fanden keine Gnade vor den Geistern, denen die möglichste Annäherung an die natürliche Landschaft das erste Gebot der Gartenkunst wurde.

Die Gärten der neueren Zeit aber fielen mit einigen unwesentlichen nationalen Abweichungen unter den Begriff des „französischen Gartens", den man der größten Verachtung preisgab, während der natürliche Geschmack der Eng'änder als einzig würdig der Nacheiferung gepriesen wurde. Man sah wohl, daß einige Spielereien des Rokokogartens mehr ein Zeitliches und Zufälliges seien, die den Verfall einer adligen Kultur andeuteten und die eine neue Gestaltungskraft leicht hätte vernichten können, um den alten großen Grundgedanken des schönen Gartenbaues Entfaltung zu verschaffen; aber da diese Gestaltungskraft fehlte, so richtete sich die Kritik geradezu gegen diese Grundgedanken selbst. Einschränkung und Regelmäßigkeit, Ruhe und Symmetrie wurden als die herrschenden Gesetze aller Gärten der alten und neuen Zeit erkannt und verdammt. Man konnte der Kunst des Le Nôtre, die den Geist Ludwigs des Vierzehnten spiegelte und die oft den Eigensinn der Natur mit ungeheueren Kräften und Kosten überwältigte, nicht völlig Pracht und Größe absprechen, aber man erklärte sie für unerträglich und ekelhaft, weil sie der „natürlichen" Pracht und Größe der Briten widerspräche und auf der völlig falschen Vorstellung beruhe, daß der Garten aus seiner nahen Verbindung mit dem Gebäude entwickelt und den Grundsätzen der Baukunst mit unterworfen würde. Daß dieser „Irrtum", weil der Garten ja mit dem Hause ursprünglich als Einheit geschaffen wurde, ehemals entstehen und durch die Jahrtausende großer Kulturepochen unverändert bestehen konnte, schien nicht verwunderlich, wenn man die Bequemlichkeit des nachahmenden menschlichen Geistes betrachtete, der die einmal gefundene und leicht zu handhabende Regel der Symmetrie der Mühe vorzog, welche die Ausbildung eines mit der Natur übereinstimmenden Geschmackes erforderte; aber verwunderlich erschien freilich, daß das aufgeklärte Jahrhundert so langer Zeit zu der Einsicht bedurfte, daß die Gesetze der Gartenkunst denen der Baukunst völlig entgegengesetzt seien, daß diese es mit der Gestaltung einer Vertikal-, jene es mit der Gestaltung einer Horizontalfläche zu tun habe, die nicht die leichte Überschau regelmäßiger Teile und Verhältnisse, sondern eine Verhüllung des Gesamtplanes, eine absichtliche Verwicklung der Anlagen durch Ungleichheiten und regellose

Zufälligkeiten erforderte, und daß daher der Gartenkünstler am glücklichsten arbeite, wenn „er überall das Gegenteil von dem tue, was der Baumeister beobachte“.

Man blieb freilich nicht bei diesen reinen Negationen stehen, sondern suchte an die Stelle des verhaßten architektonischen Prinzips der Symmetrie ein anderes zu setzen, dessen sich eine „bescheidene“ Kunst vor der schönen Natur allein bedienen dürfe: nämlich das malerische Prinzip. Man fiel also von der behaupteten künstlichen Abhängigkeit nur in eine andere und gab den Gartenbau, nachdem man ihn aus einem Jahrtausende alten Bunde, in dem sein Ursprung und seine Bedingnisse ruhten, gelöst hatte, in die Knechtschaft der Landschaftsmalerei, mit der ihn kein lebendiges Band verknüpft noch je verknüpfen kann — was hat ein Gemälde mit einem Garten zu tun!? Nach der neuen Lehre lag die Einheit darin, daß beide ausgewählte Darstellungen der Natur zu geben hätten: der Gartenkünstler soll wie der Landschaftsmaler einen Reichtum ländlicher Ideen aufspeichern, eine genaue Kenntnis der Gegenstände und Charaktere der Landschaft und der mannigfachen Wirkungen haben, die sie in ihren verschiedenen Zusammensetzungen auf die menschliche Seele ausüben; er soll wie dieser eine Fähigkeit haben, gute Verhältnisse wahrzunehmen, die Gesetze der Perspektive und die Mittel ihrer Darstellung sowohl in Gestalt wie in Farbe kennen, damit er dem Auge vor den einzelnen Teilen Ruhe und Befriedigung gewähren und die Teile wieder zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließen könne; er soll ein feines Gefühl für Farben haben, um nach dem ersten Gesetz der Natur Wechsel und Mannigfaltigkeit hervorzurufen und durch die Kontraste vom Heiteren bis zum Finsteren das Gemüt zu beeinflussen; vor allem aber soll er, wie der Maler den Schein der Bewegung und des Lebens schafft, wirkliche Bewegung schaffen: durch stürzendes Wasser, durch Viehtriften, Gebäude, Ruinen, alles, was die Gegenwart des Menschen vermuten läßt, und besonders durch die ausgiebigste Verwendung der Wellenlinie.

Es ist leicht einzusehen, aber es tut heute, wo nach hundertfünfzig Jahren das freilich völlig verkommene Ideal des englischen Gartens noch allgemein herrschend ist, sehr not zu betonen, daß fast alle diese Forderungen ebenso für den Künstler des alten symmetrischen Gartens Geltung haben, das heißt, daß sie kein besonderes neues Formprinzip aufstellen, sondern die freilich immer notwendige Kenntnis der Grundstoffe betonen; nur im Verlangen nach Bewegung durch das Mittel der Wellenlinie offenbart sich der schärfste Gegensatz zur Grundform des alten, ja des Gartens überhaupt!

Der festbegrenzte, für das Auge meßbare und darum allein künstlerische, schöne Verhältnisse ermöglichende Raum soll auf jeden Fall verflüchtigt werden. Die regelmäßige runde Linie, der Kreis oder das Oval, die geschlossene Räume von großer, ruhiger Monumentalität erlauben, wird ebenso wie die gerade Linie der Verachtung preisgegeben und die kulissenartig gewundene Wellenlinie, die haltloseste aller Linien, als das höchste Mittel der Schönheit, der „Naturschönheit“,

dargestellt, die allein imstande sei, den Blick durch die immer erneute Aufrollung des Mannigfaltigen zu befriedigen und ihn vor dem einzelnen Bilde etwa durch einen hügeligen Abschluß zu beruhigen. In Wahrheit aber erzeugt die Wellenlinie eine Beunruhigung und ein Sichverlieren! Während im symmetrischen Garten die geschlossene Perspektive dem Beschauer für seinen Blickpunkt den Raum stets fest zusammenfügt, ihm diesen im Weiterschreiten in immer neue Räume auflöst, die aber als Teile im sichtbaren Gefüge eines Ganzen stehen, das uns seine ruhige Beharrung mitteilt, verflüchtigt die durch Wellenlinien perspektivisch nachgeahmte Landschaft jede feste Grenze: man kann sie von keinem Blickpunkte aus völlig räumlich umfassen, da sie ja illusorisch ist; man verläßt sie, um sie zu umgehen, und fühlt sich hintergangen, wird durch einen neuen Ausblick weitergelockt und wieder getäuscht, bis uns zuletzt vielleicht die völlige Wildnis umfängt und uns das frohe Gefühl durchdringt, wirklich in der Landschaft zu sein und nicht mehr auf der Suche nach künstlichen landschaftlichen Reizen.

Denn hinter dem Garten, dem wirklichen Garten, beginnen deutlich, von ihm geschieden, Feld und Wald, die sich nach anderen Notwendigkeiten abgrenzen, nach anderen Gestaltungsgesetzen wachsen wie er. Die Landschaft steht im völligen Gegensatz zu seiner Form (nicht zu seinen stofflichen Elementen, wie wir später sehen werden) selbst noch, wenn ihr Charakter in den blühenden Tälern oder Ebenen durch zahlreiche Gärten sein besonderes Gepräge bekommt. Der Garten verhält sich etwa zur Landschaft wie die Statue zum Baum: beide haben ihre organischen Gesetzmäßigkeiten, aber völlig verschiedene Bedingtheiten des Ursprungs und des Werdens. Wollte man einwenden, eine ganze Landschaft könne doch in einem möglichen Falle zum Gegenstand eines künstlerischen Gartenplanes gemacht werden, so wäre darauf zu antworten, daß dann die Landschaft nach der Ausführung des Planes völlig verschwunden wäre.

Der englische Garten ist nicht aus solchen Absichten, noch überhaupt aus Gründen einer künstlerischen Notwendigkeit entstanden, sondern die englische Landschaft erhielt in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — mochte man sie später in größerem oder kleinerem Umfange als Park bezeichnen oder nicht — durch besondere Boden- und Wirtschaftsbedingungen ein besonderes Gepräge. Als die englischen Grundherren damals, wie später auch die festländischen, zum Großpachtbetrieb und vielfach auch vom Getreidebau zu einer ausgedehnten Viehzucht auf ihren Gütern übergingen, wurden die englischen Wälder außerordentlich stark gelichtet, die Herrenhäuser bekamen in den sich bildenden Wald- und Wiesenfluchten aus praktischen Gründen eine zentrale Sichtstellung und gaben so der leichtgewellten Hügellandschaft langsam das bekannte Bild. Erst mit dem Verfall der raumschöpferischen Gartenkunst und dem Heraufschwärmen des Gefühlsrealismus wurde dieses Bild zum idealen Typus des Gartens und so — das erste Anzeichen des heutigen Amerikanismus — das wirtschaftlich Notwendige zur Norm des Schönen erhoben. Wenn sich auch in England nahe um die Herrenhäuser die alten symmetrischen Teile des Gartens

noch vielfach erhielten und nie so völlig entarteten wie im Haus- und Villengarten des Festlandes, so ward doch mit der Erklärung der Landschaft zum Vorbild des Gartens die Zerstörung der Grundform des Gartens begonnen, und aus der falschen Verkuppelung mit der Landschaftsmalerei konnten sich dann immer mehr entartend die Bastarde des neunzehnten Jahrhunderts entwickeln.

Wir zeichnen diesen Gang der Entwicklung in aller Kürze auf.

Als mit dem Tode Ludwigs des Vierzehnten die letzten Reste einer wenigstens im Repräsentativen heroischen Lebenshaltung zerfielen, schlugen bei den neuen Generationen alle Bedürfnisse der Größe und Strenge in die der Selbstbescheidung und Wärme um. Es dauerte freilich noch ein halbes Jahrhundert, ehe der Bau völlig zerbröckelte, und die Generation, welche noch darin wohnte, konnte sich nicht durch einen Sprung seinen gewaltigen Maßen entziehen, sondern suchte sie durch Verkleinerung und Verweichlichung langsam aufzulösen und für sich wohnlich zu machen.

Die Menschen dieser Zeit, die wir unter dem Rokoko verstehen, setzten an die Stelle des großen Prunkes und der feierlichen Gebärde die reizvolle Intimität und die zierliche Delikatesse; alles Wuchtige und Gemessene wurde von einem beweglichen Geiste ins Leichte und Momentane übertragen; an die Stelle der einsamen fürstlichen Erhabenheit traten die geselligen witzigen Zirkel, an die Stelle der großen Unternehmungen das Spiel mit tausend neuen menschheitsbeglückenden Projekten. Das Leben spielte sich in kleineren traulicheren Räumen ab, die nicht mehr durch den steifen Außengang, sondern alle durch Türen verbunden waren und in tausend Spiegeln tausende noch in der Form gebundene, aber immer mehr sich lockernde Willkürlichkeiten widerwarfen. Alles von der Liebe bis zur Politik wurde koketter und nuancierter; noch lagen zwar „Gefühl" und „Natur" als Grundkräfte unter den Formen, aber sie schimmerten schon deutlich hindurch: alles wurde wärmer, schmelzender, weiblicher, bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts alle Dämme brachen und die chaotischen Fluten über Europa gingen, in denen nur so ungeheuere Körper wie Napoleon und Goethe aufrecht stehen blieben.

Der Garten ging mit den Zeiten seinem Untergange zu. Le Nôtre hatte alle seine Teile zur höchsten Einheit zusammengefaßt und als ein gewaltiges Bild von stolzester Wirkung für den stolzesten Sinn geformt; schon das Rokoko lockerte die strenge Einheit auf, machte die Einzelteile wieder selbständig und zu wesentlichen Trägern gefühlsmäßiger Zweckbestimmungen; von dieser Lockerung war es nur noch wenige Schritte bis zum Gegensatz der Einheit, zur völligen Auflösung der Form und zu der Erklärung, daß die Elemente (Gefühl und Natur) die Führer und Vorbilder des formenden Geistes seien.

England ging, wie wir sahen, zuerst diesen Weg, und — um von den tieferen Ursachen, die wir hier nicht verfolgen können, nur noch eine zu streifen — nicht zum wenigsten aus dem Gegensatze gegen Frankreich, der sich seit dem spanischen Erbfolgekrieg immer schärfer heraushob und für zwei Jahrhunderte das Verhalten der europäischen Völker zueinander wesentlich bestimmte.

Man hat schon Bacon, Milton und Lord Temple zu ersten Verkündern des natürlichen Gartens erheben wollen, doch waren sie in Wahrheit Anhänger des alten regelmäßig umgrenzten, dreigeteilten Hausgartens, und erst Pope und Addison wurden in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Führer der neuen Generation. Pope freilich, der mehr mit Witz und Satire als mit Feld und Wald vertraut war, gehört seinem formalen Wesen nach noch ganz dem Rokoko an, und sein Kampf gegen das Alte ist mehr als die Heraufführung eines Neuen, noch die Umbildung der barocken Großartigkeit in das Feine und Geschliffene, und nach unserer obigen Erläuterung wird seine Stellung deutlich durch das Merkmal seiner Dichterschule gekennzeichnet, daß sie nämlich eine ängstliche Scheu vor allem Heroischen und Tragischen gehabt habe. Addison steht dagegen durch seine Betonung des Phantasiemäßigen dem aufbrechenden Gefühlsrealismus schon näher, und er verkündet in der Tat schon laut die Mangelhaftigkeit der Werke der Kunst gegenüber den kühnen und meisterhaften der sichtbaren Natur. Er sah in dieser das vollkommene Muster aller Künste und glaubte den edelsten Genuß je besser verbürgt, je mehr sich die Werke der Kunst nachahmend diesem Muster näherten. Den schönsten Garten sah er darum in der Landschaft selbst: wenn der Mensch nur durch kleine Hilfen und Zusätze einige nötige und nützliche Änderungen schaffe, ein Wiesenland etwa mit Weiden bepflanze, einen Hügel mit Eschen beschatte, die Kornfelder durch Hecken und Gänge verbinde, so ließe sich aus jedem Gute eine schöne „Landschaft" machen. Die Beschreibung seines eigenen Gartens, der freilich nichts weiter war als ein wildes Durcheinander von Blumen, Nutzpflanzen und Bäumen, „eine schöne Wildnis der Natur", begeisterte das englische Publikum, und während ein Mann wie Kent die neuen Ideen schon in größerem Maße in die Praxis übertrug, suchten Home und Whately sie philosophisch zu begründen, Chambers sie durch seine chinesischen Analogien zu bestärken, Mason ihren Ruhm in einem Lehrgedichte zu singen.

Die Schriften dieser Männer fallen meist schon in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, also in die Zeit, wo England auf politischem Gebiete durch Montesquieu und Rousseau, auf wirtschaftlichem durch die Physiokraten, auf künstlerischem durch die Maler und Architekten auf dem ganzen Festland „Mode" wurde und die „Anglomanie", wie man diese Mode schon damals benannte, alle gebildeten Geister ergriff. Die Gedanken über die neue Gartenkunst wurden daher begeistert weitergetragen, und der große Verkünder des Naturgefühles, Rousseau, begann in Frankreich gegen den alten Garten zu eifern, und bald suchte man, wie in England, sein festes Gefüge so gründlich zu durchbrechen, daß damals ein großer Teil der schönsten Baumbestände Frankreichs vernichtet wurde, um landschaftlichen „Aussichten" und „Durchblicken" Raum zu machen.

In Deutschland traten zunächst Geßner, Sulzer und Hirschfeld für den ländlichen Garten ein und suchten der „neuen Kunst", die der Natur am nächsten

war, einen würdigen Platz unter den alten zu geben. Die wenigen Verteidiger der strengen Formen wurden verhöhnt und verspottet, und im seligschwimmenden Gefühle, von den wahren Quellen des Lebens getrunken zu haben, wandelte man schon nach wenigen Jahrzehnten allenthalben auf den krummen Schlängelwegen durch die künstliche Natur und verging in Tränen vor den schwärmerischen Inschriften, die überall die Steine und Bäume schmückten, oder verlor sich in Schaudern vor einer umgestürzten Säule oder sehnte sich nach Fernen vor der Hütte des Wilden und dem chinesischen Tempelchen.

Denn das war aus dem Garten geworden: das Scheinbild einer englischen Landschaft meist auf zu engem Raum und darum mit lächerlich kleinen Hügeln, Tälern und Schluchten, ein auf Überraschungseffekte angelegtes, alle Grenzen möglichst verschleierndes Durcheinander von „heiteren und lachenden", „melancholischen und romantischen", „bezaubernden", „feierlichen" und anderen Sichten, die zur Erweckung ebensolcher Gefühle dienen sollten und deren Gestaltung zur Kunst gar kein Verhältnis mehr hatte. Da also weder das Ganze noch die Teile ein eigenes künstlerisches Leben hatten, so mußte man sie, um ihnen den Schein eines Lebens zu geben, möglichst reich an Beziehungen machen; man setzte also möglichst viele Winkel und Blicke der Landschaft in Beziehung zu irgend etwas, an dem sich das aufgelöste Gefühl verströmen konnte: zu vergangenen oder fernen Völkern, zur Einsamkeit, zur Freundschaft, zur Tugend, zur Gesundheit, zur Freude, zur Trauer, zum Tode, zur Dichtung, zur Musik und tausend anderen Dingen und Gefühlen, die man durch das Werk einer anderen Kunst oder ein Symbol oder nur eine Inschrift dem Beschauer deutlich machte.

Alles wurde, mit einem Worte, „Szenerie", und der Garten zerfiel in eine Anzahl von „Szenen", auf denen die eine oder andere theaterhafte Erregung erweckt werden sollte.

Zunächst war es noch überwiegend die Antike, welche den Stoff zu solchen Beziehungen gab. Denn die ebenfalls um die Mitte des Jahrhunderts und ebenfalls zuerst in England stärker einsetzende klassizistische Bewegung nahm auch die antike Kunst unter dem Begriff der „reinen Natur" wieder auf; wir finden darin die ersten Andeutungen, daß auch der Baukunst ein lebendiges Formprinzip zu mangeln begann. Selbst das Vorbild wurde allmählich immer weniger künstlerisch als wissenschaftlich beurteilt, aber ehe die Baukunst ganz dem historischen Eklektizismus des neunzehnten Jahrhunderts verfiel, wurde sie noch eine Weile von dem Rest lebendigen Formgefühles getragen, das die Meister des Barock und Rokoko als Erbe ließen, und so sehen wir in den neuen Landschaftsgärten das seltsame Bild einer Verbindung wildromantischer Gebüsche mit strengen klassizistischen Tempelchen, Gartenhäusern und Pavillons, die in den künstlichen Tälern, Einöden und Waldverstecken den Eindruck von Überresten einer hohen Kunstepoche machten und — machen sollten.

Denn die Sentimentalität der Zeit hätte die Gebäude mit der strengen Umgebung, die sie forderten, nicht ertragen, sondern beseligte sich auch in der

Kunst an den Resten der antiken Natur. Dies führte, da man bald die Natur in jeder Vergangenheit oder — was für den seelischen Hingebungstrieb fast das gleiche ist — in der Ferne fand, zu einer leidenschaftlichen Vorliebe für die Ruine und zur immer weiteren Aufrollung historischer Bauformen, zur Nachahmung der „Stile". Neben den antiken Tempel und die zerbrochene Säule trat bald die chinesische Pagode, neben die egyptische Pyramide bald das gotische Haus und die mittelalterliche Burgruine, und als man kaum „die Spielereien des Rokoko" vernichtet hatte, konnte sich Goethes Spott schon über die neuen Gärten so ergießen:

Wie ich also sagte: unsre elysischen Bäume
Schwinden wie elysische Träume,
Wenn man sie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen still:
Denn in einem Park ist alles Prunk;
Verdorrt ein Baum und wird ein Strunk,
Ha! sagen sie, da seht die Spur,
Wie die Kunst auch hinterdrein der Natur
Im Dürren ist. — Ja leider stark!
Was ich sagen wollte! Zum vollkomm'nen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höh'n,
Eine Musterkarte von allem Gesträuche,
Krumme Gänge, Wasserfälle, Teiche,
Pagoden, Höhlen, Wieschen, Felsen und Klüfte,
Eine Menge Reseda und andres Gedüfte,
Weihmutsfichten, babylonische Weiden, Ruinen,
Einsiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moscheen und Türme mit Kabinetten,
Von Moos sehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden,
Fischerhütten, Pavillons zum Baden,
Chinesisch-gotische Grotten, Kiosken, Tings,
Maurische Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben;
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Während Goethe so schon im Jahre 1777 die Auswüchse des Naturrealismus, dem er in der Jugend selbst anheimgegeben war, von sich wies und noch härter die haltlose Gefühlsschwärmerei im „Triumph der Empfindsamkeit" geißelte, steigerte sich in den neuen deutschen Gärten diese Sucht des Romantisch-Theatralischen immer mehr, und ein Aufsatz Schillers „Über den Gartenkalender auf das Jahr 1795" zeigt deutlich, wie selbst ein so durchdringender Geist von der Mode der Zeit getäuscht wurde und einen deutlichen Widerspruch zwischen seiner theoretischen Forderung und einem praktischen Beispiel übersehen konnte.

(Schluß folgt.)

Gustaf af Geijerstam

Von Alfred Wien-Charlottenburg

Stellauf leuchtet am Himmel der Dichtung Skandinaviens das glanzvolle Siebengestirn: die vier großen Norweger — Ibsen, Björnson, Kielland und Jonas Lie — und die drei großen Schweden — Strindberg, Selma Lagerlöf und Gustaf af Geijerstam. Nicht alle sind Sterne erster Größe. Ibsen und Björnson, die ungekrönten Könige des Nordens, deren rauschendem Skaldensang eine Welt lauschte, überstrahlen die anderen. Aber auch von diesen hat ein jeder seine eigene volltönige Melodie.

Das Lied Geijerstams tönt wohl vor allen als die sanfteste Weise in leise und ruhig fortschreitenden Akkorden, nicht als gewaltige Sinfonie, deren titanische Kraft den Himmel stürmt, sondern als ein getragenes Adagio, das ernst in den stillen Herbstabend verklingt. Geijerstam liebt den Herbst; wie oft hat er ihn in leisen und feinen Tönen hingemalt. Herbststimmung! — Sie ist für den Charakter seiner Dichtungen genau so typisch wie etwa für Ibsen die winterkühle Gedankenwelt, über der gleichsam der kalte, freilich auch klare Firnenschein der höchsten Gletscher, der obersten Gipfel liegt, oder wie für Björnson die sonnige Geistesheimat, die sich wie eine weite, hellfrohe Landschaft breitet — eine schmetternde Fanfare des Sommers. Bei Geijerstam herrscht überall gebrochenes Licht. Gewiß fehlt es auch nicht an satten, üppigen Farben; doch sie erscheinen seltsam gedämpft wie hinter verschleiernden Nebeln. Traumstille, in der das Vergangene sich mit dem Zukünftigen verwebt, in der sich Erinnerung und Ahnung berühren, ist das Element seiner Schöpfung. Diese Kunst erscheint fast weiblich weich.

Das ist dem Dichter oft zum Vorwurf gemacht; Strindberg spricht in seinen „Schwarzen Fahnen" gehässig und ohne Verständnis geradezu von „femininem Ästhetizismus." Feminin? — Weil er unendlich empfänglicher ist als die meisten, schon vom leisesten Anschlag des Lebens schmerzhaft berührt wird? Denn das ist außer Zweifel: ein Leben und Leid steht hinter dieser Dichtung. Da von kleinsten Gefühlsdifferenzen zu reden, die zu etwas Großem und Entscheidendem aufgebauscht werden, um daraus „Literatur" zu machen, grenzt an Frivolität. Mit Recht erwidert Friedrich Düsel in seiner Vorrede zu der trefflichen Gesamtausgabe (Berlin, S. Fischer. 5 Bände. 12 M.), daß die Künstlerseele, soll sie die ganze Skala der Empfindungen umspannen, etwas von jener Zweigeschlechtigkeit haben muß, aus der allein die Harmonie einer höheren Menschlichkeit hervorgeht. Wenn für einen Leben und Lehre eines bedeuteten, so war es Geijerstam. Wie sagt doch Björnson? „Nicht plumpe Eisenkessel werden ausgewählt, um Heilmittel zu tragen . . . Die Menschenliebe, die geht umher und befühlt die Hände, ob die Haut zart genug ist. Und denen, die eine solche Haut haben, werden die Initiativen anvertraut." Die Menschenliebe — als Eros und Caritas — sie ist verkörpert in Geijerstams Wesen und in seinen Schöpfungen.

Das gilt jedenfalls von den wertvollsten seiner Romane. Selbst, oder vielmehr gerade da besteht es zu Recht, wo die Konflikte leidvoll enden. Und zumeist enden sie leidvoll. Überall ist es ein Zusammensinken der Seelen in jubelnder, schrankenlos verschwenderischer Hingabe und ein qualvolles, langsam und unerbittlich sich voneinander Losreißen. Aber hier erst feiert die Liebe ihren wahren Triumph — die

große Liebe, die nicht stirbt, sondern — tötet. Gertrud in den „Alten Briefen" kann nicht weiter leben, nachdem sie bei dem Gatten ein Erkalten der Gefühle verspürt hat. Sie ist ihm im Wege, hindert ihn gleich einer Fessel an der großen und freien Entfaltung der in ihm ruhenden Möglichkeiten. Daran muß sie sterben. Aber sein verblendeter Haß gegen dieses kleine „Weibmädchen", von dem er sich unverstanden glaubte, dauert fort über das Grab hinaus. Ja, seitdem der Tod zwischen den beiden die unübersteigliche Schranke aufgerichtet hat, die es zur Unmöglichkeit macht, all der Bitterkeit Ausfluß zu schaffen, nimmt der Haß zu an Kraft, wird er unerträglich. Er wächst sich aus ins Widernatürliche, Sinnlose, Unmenschliche, das gewöhnliche Leidenschaften nicht besitzen; er wird zur Manie, zur fortgesetzten gedanklichen Mißhandlung der armen Toten, die doch keine Schuld daran trug, daß es ihr nicht gegeben war, Glück zu spenden: Warum mußte sie gehen, gerade damals, in der Stunde, da sie ihr Kind erwartete, warum mußte sie gehen — mit einem Schein des Rechts, und den nagenden Vorwurf in ihm zurücklassen?! — — Die Liebe siegt. Die „Alten Briefe" bringen sie zurück. Die durchstöbert er lange nachher. Da findet er's — in einem noch uneröffneten Schreiben, das die Verstorbene kurz vor ihrem Hinscheiden an ihn gerichtet: Sie weiß, daß sie sterben wird, und ist dessen froh; denn: „Ich habe Dir doch etwas Gutes getan, indem ich Dich beizeiten allein ließ; ich fühlte so innig für Dich, ich wußte und begriff, daß Du zu den Menschen gehörst, die das leiseste Band drückt, und für die die Einsamkeit Glück ist . . . ." Bei diesem Gruß aus dem Jenseits schwindet plötzlich der Haß des einsamen Mannes. Da innen hat sich etwas gelöst und ist hingeschmolzen, und ein Neues entsteht, vielfältig, wechselnd und strahlend. Ja, ihm ist, als ob jeder Tag ihm etwas Ungeahntes schenkte; er fühlt, wie sein Weib ihm näher kommt, so nahe, wie nie zuvor. Und der Mann, der niemals beten konnte, verwandelt nun sein Leben in eine einzige Danksagung, in eine Bitte um Vergebung.[1]

In allen Dichtungen Geijerstams sind die Konflikte in der Art ihrer Entstehung und Lösung einander verwandt; geradezu überraschend tritt die Ähnlichkeit mit den „Alten Briefen", einer der ersten Novellen, in einem der letzten Werke, den „Brüdern Mörk", zutage. Auf dem Major lastet der Zwist mit dem Bruder. Er kommt nicht darüber hinweg; das Leid preßt seine Seele zusammen, so daß jedes warme Empfinden in ihr gefriert, auch die Liebe zur Gattin. Er weiß, sie bedarf gerade jetzt, wo sie ihrer schweren Stunde entgegenharrt, seiner Fürsorge. Nur eine Hilfe gibt es für sie, für den inneren Brand, der sie verzehrt, und diese Hilfe muß von ihrem Manne kommen. Sie hat das Recht, an ihn Forderungen zu stellen. Aber es ist ihm nicht möglich, durch den Haß hindurch, der ihm die ganze Welt verdunkelt, zu ihr heimzufinden, sie und sich selbst zu erlösen und das Leben neu zu beginnen. So geht denn Brite zugrunde: sie verfällt in Wahnsinn, nachdem das Kind bei der Geburt gestorben. Zu spät erkennt der Major, daß der Bruderzwist ihm mehr geraubt hat als nur den Bruder: zwischen ihrem Haß haben die Brüder Brites Seele zermalmt. „Und in diesem Augenblick brannte sein ganzes Innere, verkohlte und ward zu Staub. Leise sank die heiße Asche und begrub unter ihrem niederfallenden Staub, was er an Teuerstem besessen — Weib, Glück, Kind . . . Und noch viel mehr begriff der Major."

Überall steht im Kernpunkt der Konflikte letzten Endes der Geschlechtshaß, der Mann und Weib nicht allein voneinander entfernt, sondern sie gegenseitig aufpeitscht, daß sie einander verwunden, schlimmer denn die wilden Tiere des Waldes. Wie aber geht es zu, daß sich Liebe in Haß wandelt? Die Antwort darauf fällt nicht leicht, denn die Kette der Ursachen ist verwickelt und schwer zu entwirren. Das Verhältnis zwischen zwei Menschen in der Ehe ist nach Geijerstams Auffassung etwas unendlich Zartes und Empfindliches. Die Fäden, die sie vereinen, sind nahezu unmerkbar; aber noch unmerkbarer wirken die Kräfte, die an diesen Fäden zehren und sie mürbe machen, bis sie zerreißen. Fast immer sind es ja Zufälligkeiten, die Menschen das Leben kosten. Dazu kommt, daß der Mensch in dem Leid, das ihn packt, nach allerhand Heilmitteln sucht, das Unglück zu verhüten, wobei sich dann oft das von ihm in der Angst seines Herzens gewählte Mittel nachträglich als Gift erweist. Die Verzweiflung hat ihn der Gefahr gegenüber blind gemacht — so schmerzhaft war die Sehnsucht nach Glück.

Geschildert wird diese Auffassung des Dichters in den „Gefährlichen Mächten". Da haben wir vor uns das Bild einer Ehe, die an nichts als an Zufälligkeiten scheitert. Die Gemütskrankheit seiner Frau nötigte den Rechtsanwalt Oskar Steinert, sie in einem Sanatorium unterzubringen. Er folgte dabei, selbst widerstrebend, nur dem dringenden Rat des Arztes, der eine Gesundung der Kranken im eigenen Heim als schwer möglich erklärte. Und Ellen kehrt auch in der Tat genesen zurück. Aber sie ist eine andere geworden. Ein heimliches Mißtrauen gegen den Gatten hat sich in ihre Seele eingeschlichen: er wollte sie nur um einer anderen willen los sein. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint ihr die Entfernung aus dem Hause als Deckmantel für den vermeintlichen Treubruch des Gatten. An Stelle des Weichen und Zärtlichen sind Kälte und Bitterkeit getreten. So sehr sich der Rechtsanwalt dagegen sträubt, so sehr er in seinem selbstgeschaffenen Glückstraum befangen ist, alles werde noch einmal wieder so gut und freundlich sich gestalten wie einst — er muß erkennen, daß etwas in ihrem gegenseitigen Verhältnis zerbrochen ist. Sein Weib, nach dem er sich Tag für Tag sehnt, ist bei ihm, und doch ist sie weit weg: Was einst war, kommt nicht wieder. — Die Sehnsucht nach dem Vergangenen ist so mächtig in ihm, daß sie seine Kampflust erregt, das Verlorene wieder zu erobern. Sonst hat das Leben für ihn keinen Zweck mehr. Er greift dabei zu dem allerunglücklichsten und gefährlichsten Mittel, indem er Ellen Gelegenheit gibt, sich gesellschaftlich zu zerstreuen. Dadurch aber werden die beiden einander gerade nur immer ferner gerückt; es fehlt fortan jede Gelegenheit zur Beichte, die vielleicht noch alles retten könnte. Als es dann endlich zu einer Aussprache kommt, ist es zu spät. Der in einem langen Schweigen unaufhörlich genährte Haß hat alles Liebevolle in ihnen überwuchert und erstickt; in unheilbar verletzenden Zorn ausbrechend, macht er sich gewaltsam Luft. Ein weiteres Zusammenleben ist undenkbar.

Das Schweigen der Seele — wie tiefgründig erfaßt hat der Dichter dieses psychologische Problem, dieses Schweigen, das wie ein schleichendes Gift langsam, aber um so sicherer den innigsten Freundesbund, die glücklichste Ehe zerrüttet und vernichtet! Sieht es nicht aus, als ob diese Menschen verbluten wollen? Sie wissen, ein Wort könnte erlösen, und sie sprechen es nicht. Die Raserei, mit der sie einander zerfleischen, ist im Grunde nichts weiter als der Rausch der Selbstvernichtung. So

ist es auch in der „Komödie der Ehe". Die beiden Gatten sind geradezu wie füreinander geschaffen. Robert Flodin, ehedem ein einsamer, zerrissener Mann, der nie mit seinem Ich zurechtkommen konnte, dem das Leben lange erschreckend und böse erschien, erfährt an der Seite des geliebten Weibes alles Glück, dessen ein Mensch überhaupt teilhaftig werden kann. Anna bedeutet für ihn die Ergänzung seines Wesens. Sie ihrerseits ist ganz Verehrung und Dankbarkeit gegen den Gatten. Von diesem Heim, das die Liebe mit Licht und Wärme erfüllt, geht ein Strom der Harmonie aus, dem niemand nahen kann, ohne selbst den Einfluß seines Segens zu verspüren. Und dann bricht dieses anscheinend so gefestigte Glück plötzlich zusammen . . . Was ist geschehen? — Ja, nichts Faßbares, aber — das Schweigen der Seele. Ein geringfügiges, durchaus unschuldiges Geheimnis ist zwischen die beiden getreten. Aber daß ein solches überhaupt aufkommen konnte — zwischen ihnen, die einander bis auf den Grund der Seelen, wie in ein tiefes und klares Wasser, sahen — schon diese geringfügige Ursache gibt ihrer Liebe den Tod. Sie war zu groß, ein Idol, die Wirklichkeit mußte es stürzen. Nur ein Wort des Hasses, des Nichtverstehenwollens war gefallen, dem die Versöhnung unmittelbar folgte. Aber daß es gesprochen ward —, der Anstoß genügt, und die Wage fällt. Die Wege trennen sich.

Wesentlich anders begründet der Dichter den tragischen Ausgang im „Buch vom Brüderchen". Auch hier tritt eine gewaltsame Trennung ein, ein unerbittliches Von-einander-gerissen-Werden. Aber nicht Zufälligkeiten geben den Anstoß, er liegt nicht als eine Schuld in der Psyche der Handelnden — ein Unabwendbares steht dahinter, das Schicksal selbst schwebt zu ihren Häupten, dunkel, mit feierlich-ernstem Flügelschlag: es trägt die Züge des Todes. Aber gerade die Majestät seiner Nähe strahlt einen Schimmer vom Paradiese aus. Kein Menschlich-Unzulängliches erheischt Mitleid und Furcht, alles ist in eine höhere Sphäre gerückt, die die Trauer seltsam verklärt. Wir stehen hier vor der Liebe Mysterium. Das ist ihr tiefes Geheimnis, daß sie niemals stille steht. Sie muß entweder wachsen oder abnehmen. Und nicht nur im letzten Falle verursacht sie Leiden: „der gewaltigste Eros ist der, der Leiden bringt, weil er immer stärker wird". Und die große Liebe wird stärker im Tode; sie wächst ins Ungeheure, nimmt etwas Neues an, das ins Jenseits hinüberweist. Hier bedeutet die Trennung nicht mehr Unglück, nein Glück. Denn nicht der Verlust ist Unglück, sondern die Entweihung.

Und ein letztes Kapitel von der Liebe, aber nicht vom Eros, der das Band knüpft zwischen Mann und Weib, sondern von der Liebe eines Kindes zu seinem Vater, schreibt Geijerstam in „Frauenmacht". Die Gestalt Gretchens, die ihrem Vater nicht nur Kind, nein, auch Weib sein, ihn durch die Kraft ihrer reichen und unerschöpflichen Liebe all den Kummer, den furchtbaren Schmerz vergessen machen will, den einst die Mutter über ihn gebracht, gehört zu dem Zartesten und Reinsten, was Geijerstam je gelang. Ihr Leben ist eine Hingabe, ein einziges Opfer, ein Freudespenden bis in den Tod. So müßte denn recht eigentlich sie, das kleine Mädchen, die Frühvollendete den Reigen der Liebenden führen.

Was heißt, zu lieben wagen?
Sterben zu können ist's.

Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Lux

(Fortsetzung.)

III.

Das Blut der Erde.

Dunkeläugige Traube
La la la, laa la,
Der Himmel als Laube
La la la, laa la.

Die ganze Kaserne trällerte das Lied.

Gaston wußte noch mehr solcher Chansons. O, was das betrifft, Gaston war ein Kamerad, einen bessern findst du nit!

„He, Gaston! Gibt es schöne Mädchen in deiner Heimat?" fragte der Korporal, fragte der Sergeant, fragten die Kameraden.

Gaston in Habtachtstellung lächelte, lächelte, bis der Mund von einem Ohr zum anderen reichte.

Wie kann es in Gastons Heimat etwas anderes geben als schöne Mädchen! Besonders in Perpignan! Von Jeanne abgesehen, die war ja die Königin der Schönheit, und sie war zugleich Gastons Braut, weshalb niemand außer ihm das begehrliche Auge zu ihr erheben durfte, niemand! „Hört ihr, Kameraden, niemand! Ich erschlüge ihn auf der Stelle, und wär's mein leiblicher Bruder!"

Aber Gaston wurde bei der Erinnerung an Jeanne wieder kleinlaut.

Wie viele Wochen, Monate sind vergangen, daß er von Jeanne kein Brieflein mehr erhalten hatte! Freilich, der treue Bruder Richard hatte ihn beruhigt, ein goldener Kerl! Es wäre ja möglich, daß Jeannes Briefe ihn nicht erreicht haben würden, da Gaston mit seiner Truppe in den letzten Monaten von einem Übungsfeld nach dem anderen, die Kreuz und Quer von Frankreich geschickt worden war und keine verläßliche Adresse anzugeben hatte.

Nun aber war der Befehl an die Linie Nummer siebzehn, in der Gaston diente, gekommen, daß man sich zum Aufbruch nach dem Midi bereit halten müsse, und zwar nach den Gegenden von Perpignan, Carcassone, Montpellier, Narbonne, Argellier, kurz nach den Hauptorten des südlichen Weinlandes.

Gaston schlug vor Freude Purzelbäume.

„Kameraden, das wird ein himmlischer Tag werden! Zur Weinlesezeit! Ihr braucht euch auf der Straße nur auf den Bauch zu legen, und was euch in den Mund rinnt, ist purer Wein. Ihr braucht nur aus einem Brunnen zu schöpfen, und was ihr schöpft, ist süßer Most! Was wird sich Jeanne freuen, was wird sich Bruder Richard freuen, wenn Gaston zu Besuch kommt, Gaston als Soldat, Gaston als Held, Gaston als Verteidiger seines Vaterlandes und seiner geliebten Heimat!"

Es standen viele junge Leute aus dem Süden in der Linie, und einige von ihnen wollten wissen, daß es keine Spazierfahrt nach der Heimat sein werde, sondern daß es Aufstand dort unten gebe.

Andere bestritten es, vor allem Gaston.

„Aufstand? Lächerlich! Weinlese ist jetzt bei uns daheim. Vielleicht haben sich einige betrunken gemacht, aber das werden wir auch, Kameraden, das werden wir auch!“

Die groben, aber fröhlichen Stimmen johlten in der Runde: „Das werden wir auch!“

Zwei Sergeanten, die über den Kasernenhof gingen, sahen sich bedeutsam an, und einer sagte leise: „Weinlese? Eine blutige Weinlese!“

„Ist es nicht ein Unsinn,“ brummte der andere, „gerade unsere Linie hinunter zu schicken, die wir so viele Söhne aus dem Süden in unseren Reihen haben? Ein paar Abteilungen aus dem Norden hätten genügt.... Wenn ich General wäre! Die Herren am grünen Tisch, gehorsamsten Respekt, aber von der Truppe verstehen sie nichts!“

„Wie viele Mädchen in deiner Gegend kennst du, Gaston?“ wollten die Kameraden wissen.

Gaston warf sich in die Brust. „Alle! Gaston von Perpignan wird die Bescheidenheit haben dürfen, zu sagen, daß er alle kennt, alle!“

Gaston, ein schmucker Junge, Fliegenleim für die Mädchen, durfte sich rühmen, an jedem Finger, an jedem Rockschoß nicht eine, sondern zehn zu haben, nicht zehn, unzählige.... Mit Ausnahme von Jeanne seien sie alle den Kameraden gewährt, von Herzen vergönnt, und des Jubels werde kein Ende sein!

„Ja, ihr müßt nach Perpignan kommen! Dort singen wir ein Lied, ohne Reim und ohne Noten. In Perpignan da wachsen viele schöne Mädchennamen. Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette! Aber es ist damit noch nicht zu Ende, o, es ist noch lange nicht zu Ende! Da singt die Lerche mit, die Fische in den Bächen singen mit, und wir alle, alle singen ohne Reim und ohne Noten den großen Sang: Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette, und sind damit noch lange nicht zu Ende, o, lange nicht zu Ende!“

Gaston schwätzte ins Blinde und Blaue und sang den großen Sang der Heimat, und der Chorus von rauhen, frischen Stimmen brüllte mit, ohne Reim und ohne Noten, süße Mädchennamen, und war lange nicht zu Ende, o, lange nicht zu Ende!

Und eine namenlose Sehnsucht bedrängte Gastons Herz, als der trunkene Chorgesang ertönte, den man im Weinbergsfreudenrausch bei der Lese vor einem Jahr gesungen hatte, damals, als Gaston Adieu sagte, das Glück in der Welt zu suchen und die Probe zu bestehen, die ihm Marcellin, der kommende Schwiegervater, auferlegt hatte. Damals saß man im Grünen, die blaue Nacht über sich, bei bunten Lampions, den Wein in funkelnden Gläsern am Tisch. Und in dem Sang der schönen Namen pries man die gottgesegnete, verrucht schöne, alte Heimat, pries sie laut und sang wie die Jünglinge im Feuerofen, im Weinbergsfeuerofen. Und die lieben Stimmen und Namen liefen ihm nach, das Flüsterstimmengewirr der Bäche, des in die Keltern tropfenden, rinnenden, tickenden Mosts, das Blättergesäusel des traumhäuptigen, rauschseligen, trostbringenden, grüngoldenen Hügellandes, wo der junge Weingott seine Stirne bekränzte und der gelbe Messingvogel des Winzerhorns schmetternd in der blauen Luft stand. O Sehnsucht! O Heimat!

„Dort ist der Wind ein Kuß, und der Sturm ein Lied. Dort rinnt in Strömen der Most, dort schießen im Bach die Forellen, dort sind die Straßen gepflastert mit Bonbons, dort fließt in den Brunnen der echte Wein, dort blüht in den Gärten die Liebe. Dort wachsen die wonnereichen Mädchennamen, ohne Ende, ohne Ende! Ja, meine Heimat ist eine schöne Heimat, ist eine schöne Heimat, kommt mit!"

Und die Kameraden bekamen einen wässerigen Mund und brüllten im Chor das Lob der Heimat des Gaston von Perpignan.

Wann endlich, wann kommt der Befehl, daß wir aufbrechen dürfen nach dem Süden? O Sehnsucht! O unsterbliche Geliebte!

„Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette"....

Während fern die Lobeshymne auf die unsterbliche Geliebte erklang, glich die besungene Heimat einer verlassenen Braut, die in Tränen sitzt, die Hände ringend, bittere Klagen auf den Lippen, von den Schleiern der Trauer umhüllt.... Wie hatte sich alles gewendet.'

Selbst vor Rouquiés heimlichen Bräutigamsblicken versanken die blumigen Brokatwesten, das honigsüße Flitterwochenlächeln, die Rosenwolken eines erträumten, sanftblauen Ehehimmels, die verheißungsvoll am Horizont seiner wunschfreudigen Seele erschienen waren, versank das alles ins tiefe, tiefe Nichts, vorläufig wenigstens, solange die gespenstigen Himmelsreiter des Unglücks und der Not ihre Schatten auf dieses Land warfen. Die Zeit war leider nicht angetan, den Rosenweg der hochzeitlichen Minne zu gehen. Zuckende Blitze sind ein schlechtes Omen für einen Freiersgang. Also Geduld! Tief, tief ins Herz das blühende Johannisreis versenkt, die Brokatweste, die seidenen Strümpfe, die Schuhe mit den silbernen Schnallen, den elfenbeinernen Großvaterstock zurück in den Schrank, wo sie noch länger der Auferstehung harren mögen! Und den Bräutigam einstweilen in den rückwärtigen Garten des Lebenshauses versteckt, im Reich der Träume, wo er nachts, wenn Rouquié sein friedliches Schnarchen anhebt, unberufen und von niemandem bemerkt als von dem süß Schlummernden, mit dem Hochzeitsstrauße in der Hand hervortreten darf!

Aber die böse Zeit, da niemand freien ging, war der rechte Augenblick für Richard, seinen Gang zu Jeanne zu wiederholen, wenn auch nicht so festlich wie das erstemal.

Von dem Rathaus herab wallte die schwarze Fahne, die Straßen und Mauersockel waren rot wie von Blut getränkt, der Rausch hatte seine Fesseln gesprengt, war von den Bergen herabgestiegen und hatte von den Menschen Besitz ergriffen. Die Hunde und Katzen wälzten sich trunken auf dem Pflaster, und die Leute verloren die klare Besinnung. Es gab keine Obrigkeit mehr, man brauchte keine Steuern zu zahlen, man war Herr und konnte tun, wonach einem der Sinn stand, ein jeder Knecht ward zum Tyrann. Man hatte sein kostbares Gut verschüttet, man hatte diesem Leben sozusagen die Adern geöffnet, und nun rann der rote Saft in den Sand, und mit ihm verrannen die Hoffnungen, die Zukunftsträume, der Wohlstand. Und als die Leute zusahen, kam der Blutrausch über sie, und die Liebe, die in den Gärten blühte, verwandelte sich in Haß. Der Wein, der in Tümpeln und Pfützen versickert und an den Wänden hinaufgespritzt war, schrie mit flammenroten Zungen: Rache! Rache!

Aber Richards Hoffnungen waren nicht in den Sand verronnen. Seine Ernte stand gut und wartete auf den Schnitt. Das kam daher, weil Richard ein Mann des Denkens war und es verstand, mit den Verhältnissen zu rechnen.

„Du bist nicht gekommen, Jeanne," sprach er zu ihr, „aber ich habe dich noch nicht erwartet. Lasse es als ein Zeichen meiner Liebe gelten, daß ich nochmals vor dir erscheine und dich frage, ob du mein Weib sein willst. Es stehen schreckliche Dinge bevor, die dich, dein Haus und deine Lieben treffen. Du kannst es abwenden, wenn du Ja sagst. Dann will ich dir zur Seite stehen, und es wird nichts geschehen, so wahr ich Richard bin."

„Ich kenne dein böses, falsches Herz, Richard, und weiß, daß du lügst. Was kann Schlimmeres geschehen, als schon geschehen ist? Was kann ein prahlerischer, eitler Narr wie du bewirken, was kann er verhindern? Er kann kleinen Mädchen bange machen oder die dummen Mägde unten am Marktbrunnen erschrecken. Geh' hinunter, und du wirst sehen, sie lassen vor Schreck den Eimer fallen und laufen kreischend davon, sobald sie dich nur sehen. Adieu, adieu, großmütiger Richard!"

Richard ging die blutrote Straße hinab, wo schwarz die Trauerfahne wallte, und sein Sinn war nicht fromm. Unten am Platz unter den Platanen, die ihre gelben Blätter fallen ließen, saß dieser widerliche, weinerliche Alte, der blinde Joachim, und orakelte vor einem Haufen Weiber beiderlei Geschlechts.

„Es ist die Zeit, von der der Prophet sagt, daß ein Engel ausgoß seine Schale in die Wasserströme und in die Wasserbrunnen; und es ward Blut."

Und Richard fühlte den Zorn in seinem Herzen, seine Hände bearbeiteten und würgten einen unsichtbaren Feind, und als die Mägde am Marktbrunnen ihn herankommen sahen, warfen sie die Kübel weg und stoben kreischend und lachend auseinander.

Und Richard fühlte sich verhöhnt und verlacht, Richard, der solange darüber nachgedacht und berechnet hatte, wie man der Welt ein Schnippchen schlagen könne. Denn die Welt war Schuldnerin bei ihm und geriet immer tiefer in seine Schuld, daß er ein Recht darauf hatte, den sittlichen Kontrakt mit ihr zu zerreißen. Aber es kommt noch der Tag, wo ihm die Früchte, die noch zu hoch hängen, von selbst in den Schoß fallen werden!

Und siehe, will schon der nächste Tag ihm die Erfüllung bringen? Jeanne trat in Richards Haus.

„Richard," sagte sie weich, „ich habe dich schlecht behandelt, wenn es dich kränkt, dann verzeihe! Du sollst aber nie vergessen, daß ich Gastons Braut bin, und daß du kein Recht hast, deinem Bruder Übles nachzusagen oder mir zu drohen. Deine Drohungen nehme ich dir nicht übel, denn ich weiß, daß sie nichtig sind und aus einem verwirrten Herzen kommen. Und nun gräme dich nicht!"

Da löste sich der Panzer seines verhärteten Herzens, und als Jeanne gegangen war, fiel er auf den Boden hin und weinte hilflos wie ein verlassenes Knäblein.

„Wenn Gaston nicht wäre . . .!" brachte er unter Wimmern und Wehklagen hervor. „Zu spät, zu spät!"

Aber die Schwäche ging bald vorüber und Richard sagte sich: „Alles ist gut, wie es ist. Es muß kommen, was kommt. Es ist das Schicksal!"

Und das Schicksal griff rasch zu, das Schicksal, das sich der fromme Glaube gern mit verbundenen Augen oder blind vorstellt.

Eine Schreckenskunde durchlief das Land und bewirkte ein jähes Aufschäumen im Volke. Rouquié war verhaftet worden, nicht nur Rouquié, sondern mit ihm sämtliche Mitglieder des Aktionskomitees zum Schutz der Winzerinteressen und alle Bürgermeister, die ihr Amt im Stiche gelassen hatten. Nur Richard, der wichtige Mann, der die Protokolle des Komitees führte, war frei. Und Marcellin, das Haupt der Bewegung? Marcellin war auf die Kunde der Verhaftung entflohen.

Was, entflohen? Ja doch, Richard behauptet es.

Nein, Freunde, er ist nach Paris gereist, die gerechte Sache mit der Regierung selbst zu führen. Hoch, Marcellin, hoch!

Zwei Fremde waren in Perpignan erschienen, hatten sich zuerst im Hause Richards aufgehalten und waren dann geradewegs nach dem Weingut Marcellins gegangen. Sie trafen den Hausherrn nicht mehr an. In den Straßen verbreitete sich das Gerücht, daß es Polizeiagenten wären, die gekommen seien, den Winzerapostel abzuführen. Als die beiden Fremden ihren Fuß wieder auf die Straße setzten, wurden sie von einer aufgeregten Volksmenge empfangen, die mit Steinen und Stöcken auf die beiden Fremden eindrang. Zerschunden und zerschlagen, aus vielen Wunden blutend, konnten sich die beiden mit knapper Not in die Präfektur retten.

Das graue, festungsartige Gebäude, darin die Präfektur untergebracht war, lag mit geschlossenen Augen da, wehrhaft und abweisend, das eiserne Gittertor zugezogen, stachelbewehrt wie ein zusammengerollter Igel. Und davor, kläffend wie ein zorniger Köter, stand die entfesselte Menge.

„Die Polizeihunde heraus!“ heulte es durch die Gassen. Neue Haufen wälzten herab und stimmten in den Ruf ein. Hacke und Schaufel, das friedliche Arbeitsgerät, wurden herbeigeschafft, auf der Schulter hoch getragen, als drohende Waffen geschwungen.

An einem niedrigen Nachbarhause wurde eine Leiter angelegt, und plötzlich sah man wehende Kleider, eine Frauengestalt. Jeanne!

Sofort brüllte die Menge: „Hoch, Jeanne, die Heldenjungfrau! Hoch die neue Jeanne d'Arc! Hoch!“

Jeanne winkte mit einem weißen Fetzen Papier. Stille trat ein, sie sprach. Von dem weißen Blatt ablesend verkündete sie, daß Vater Marcellin unterwegs nach Paris seinen Genossen einen Gruß entbiete und die heilige Sache des Volkes vor der Regierung mit aller Kraft verfechten und nicht ohne guten Erfolg zurückkehren werde. Doch müsse er sein Volk an den Schwur erinnern und verlangen, daß es Frieden und Ordnung aufrecht erhalte, Ausschreitungen sofort im Keime unterdrücke, so lange wenigstens, bis er wieder vor seinen Mitkämpfern und Leidensgenossen erscheine und die Ergebnisse seiner Reise werde mitteilen können. Möge Gott sie alle beschützen!

Eben noch hatte sich der Rachemund aufgetan und Tod und Vernichtung verkündet, und im nächsten Augenblick sang derselbe Mund den verklärenden Hymnus der Begeisterung für Marcellin und seine ebenbürtige Tochter Jeanne.

Zum zweitenmal war die Jungfrau als Retterin erschienen und hatte das Schicksal gewendet. Die Huldigungen steigerten sich zu einem Triumph, der jenen

des Vaters Marcellin bei weitem übertraf, sie wurde als Heilige erklärt, als Schutzengel, als Bannerträgerin des Volkes in dem kommenden Kriege. Aber man wich nicht von dem Platz vor der Präfektur. Ein regelrechter Belagerungszustand wurde eröffnet, Wachen wurden aufgestellt und mit allen Schußwaffen versehen; Gewalttat sollte auf Befehl der Jungfrau vermieden werden, aber der Präfekt, die Agenten und die sonstigen Beamten, die sich in dem alten Schloß befanden, wurden als Gefangene erklärt, die mit ihrem Leben einstehen, bis die Regierung ihre „Garantien" gegeben hätte.

Marcellin würde alles durchsetzen, was man verlangte, darüber wäre kein Zweifel, inzwischen hätte die Jungfrau Jeanne den Oberbefehl über zwei Millionen Getreue. Hoch das Haus Marcellin!

In wenig zuversichtlicher Stimmung, ein halber Flüchtling, aber eine dumpfe Entschlossenheit im Herzen, hatte sich Vater Marcellin auf den Weg gemacht, den Löwen in seiner Höhle zu besuchen. Wird er ihm die erforderlichen „Garantien" abringen können? Je näher er Paris kam, desto kleinlauter war ihm zu Mut. Er war nie in der großen Stadt gewesen, die ihm als unfaßbares, mehr erschreckendes, denn anmutiges Traumgebilde erschien. Unterwegs in einer kleinen Station wurde Halt gemacht, gar nicht fahrplanmäßig. Man streckte den Kopf zum Fenster heraus. Soldatentransporte waren es, die nach dem Süden gingen. Züge, ganz vollgestopft! Gesang und Lärm war mit ihnen.

„Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette ..."

Marcellin wurde von Wehmut beschlichen. Wie sonderbar, dachte er, derselbe Sang, den bei uns die Burschen singen zur Weinlesezeit, wenn es ein wenig trunken hergeht, bloße Namen, dieselben Mädchennamen:

Ninon, Nana, Lolotte ...

Er versuchte zu singen. Heimweh hatte er nie gekannt, weil er nie der Heimat fern gewesen. In den benachbarten Weinbezirken, ja — aber die waren ja auch die Heimat. Und jetzt, schon nach ein paar Stunden Bahnfahrt, inmitten einer ungewohnten Umgebung, fühlte er dieses unwiderstehliche, schmerzselige Drängen.

Am liebsten wäre er mit dem Soldatenzug zurückgefahren. Er hatte Grauen vor Paris, Grauen vor seiner Mission. Könnte er doch diese drückende Last eines millionenfachen Vertrauens, das millionenfache Verantwortung auftürmt, von sich werfen, sich verkriechen, aber frei sein und unabhängig sein, sein eigener Herr. Er war es nicht mehr, er war nur mehr das Werkzeug in einer Hand, die er zu führen vermeinte und die ihn führte. Er konnte nicht zurück, jetzt, mit den Soldaten, o nein! Er war einer, der die Schiffe hinter sich verbrannt hatte. Also vorwärts! Hatte er zu wählen? Hinter ihm stand das Gefängnis, und vor ihm ... Er konnte nichts mehr zu Ende denken.

In Paris war seine Ankunft gemeldet. Automobile erwarteten ihn, Journalisten, Deputierte, Neugierige, er wurde herumgeführt wie ein wildes Tier.

He! Aufgepaßt! Marcellin kommt! Der Winzerapostel! Der König der Bettler des Südens!

Von der Reise bestaubt und beschmutzt, mit kotigen Stiefeln, die Reisetasche in der Hand, befand er sich plötzlich in einem Palais. Er wurde über marmorne Treppen geführt, ging über schwellende, rote Teppiche, die jeden Schall auffingen, und stand in einem vornehmem Gemach, von all der Kostbarkeit und dem Glanz,

der ihn umgab, gedemütigt, ein bescheidener Bürger aus der Provinz, in Gedanken und Worten ungelenk. Ein Mann stand vor ihm, energisch, brüsk, herrisch und zugleich frei und vornehm, er hörte Worte, die heftig klangen und ihn, Marcellin, klein machten. Und er sah in ein Gesicht, das braun war, unbeweglich wie eine Maske, die Haut um die hochliegenden Backenknochen straff gespannt, und er empfand die Bedrückung, die ehrfürchtige Scheu, die jeden ergreift, der vor einem Großen steht. Der Ministerpräsident! Aber Marcellin gewann allmählich, als er zu Worte kam und die Not seiner Landsleute schilderte, eine freiere Haltung und das stärkende Gefühl seiner Mission wieder zurück. Es hielt nicht lange an. Scharfsinn und Schlagfertigkeit des Gegners entwaffneten ihn; er stand nicht mehr als Kläger da, sondern als Angeklagter. Ja allerdings, was im Süden vorging, war eine Ungesetzlichkeit, war Friedensstörung, war Rebellion!

Marcellin wehrte sich mit beweglichen Worten. Er hatte Erleuchtungen. O, o, o! Keine Rebellion! Und wenn man die Marder fragt, sind es immer die Tauben, die Rebellion machen! Sollte man wirklich dieses harte, ungerechte Wort auf die friedliche Bewegung anwenden wollen, dann sei nicht zu vergessen, daß es eine Rebellion aus Heimatsliebe, aus Patriotismus sei! Das schöne, blühende Frankreich, warum verfährt es so grausam gegen seine treuesten Kinder? Die Hand Gottes überschütte das Land mit Reichtum, aber die Hand der Regierung zerstöre diesen Segen! Auf den Hügeln laste das Glück, die Berge schwimmen in Most, und in den Häusern niste das Elend! Der Wein laufe als entwertetes Gut über die Straßen, die blutrot getränkt sind, und ein Jammern habe sich im Lande der Freude erhoben, als wäre es der Menschen eigenes, vergossenes Blut! Gerechtigkeit, nicht mehr als Gerechtigkeit! Die Winzer führen eine heilige Sache; und wenn die Gesetze diese Gerechtigkeit versagen, dann sind diese Gesetze schlecht und müssen abgeschafft werden. „Rebellion, meinetwegen! Die Not, Herr Ministerpräsident, bedenken Sie die Not! Bedenken Sie! Und die Qualität! Der Wein ist es doch wert! Wir können doch das Produkt nicht unter dem Wert losschlagen. Bedenken Sie, daß der Wein diesen Wert hat, tatsächlich, Herr Ministerpräsident!"

Marcellin hatte einen schweren Stand. Der Gegner widerlegte alles, bewies das Gegenteil, haarscharf.

„Ach was, Wert! Das mag ja richtig sein, Monsieur Marcellin, für Sie mag der Wein diesen Wert haben; aber der Marktpreis, verstehen Sie, der Marktpreis ist eine andere Sache! Konjunktur! Die Konjunktur bestimmt den Marktpreis, nicht den Wert! Überproduktion! Verstehen Sie? Durch Überproduktion haben Sie die Konjunktur verschlechtert, durch Überangebot! Und da wundern Sie sich noch?! Ihre eigene Schuld, das ist doch sonnenklar. Na also!"

Überproduktion! Ja, wenn diese Weinbauern volkswirtschaftlich denken könnten, hätten sie diese plausible Erklärung von selbst gefunden und sich den törichten Aufruhr erspart! Wer also hat das blühende Land des Südens an den Rand des Abgrundes gebracht? Natürlich diese Tröpfe, diese unwissenden, verhetzten Bauern des Weinlandes! Überproduktion! Garantien? Die Regierung habe keine zu geben, sondern solche zu verlangen. Mit Rebellen verhandle man nicht. Marcellin erscheine nicht als Vertreter und Verfechter berechtigter Volksinteressen, sondern als Aufwiegler der Massen, als Anstifter zum Bürgerkrieg, als Rebell! Wenn er mit einem guten Rat in der Tasche das Haus verlassen wolle,

so möge er sich beeilen, die erregten Volksmassen zur Ordnung und Gesetzlichkeit zurückzuführen; für die Vorkommnisse im Süden seien er und seine Freunde verantwortlich zu machen. Möge er sich beeilen, Herr Marcellin! Er habe für Ruhe und Ordnung zu bürgen. Der Winzerapostel! Der Volksverführer! Der Rebell! Er habe sich dann den Gerichten zu stellen! Er habe —! Er habe —! Er habe —!

Damit endete die Unterredung mit dem Ministerpräsidenten.

„Das hat gewirkt!" sagte sich dieser. Das sittliche Pathos! Der Sekretär arbeitete die Unterredung für die Presse aus. Die Journalisten sind gierig auf jedes Wort. O, er hatte sich sehr erregt, der Herr Ministerpräsident. Aber das Staatswohl! Man bedenke, das Staatswohl! Diese tölpelhaften Bauern! Er war zufrieden mit sich, der Herr Ministerpräsident. (Fortsetzung folgt.)

Die letzten Lebenseinheiten

Den alten Griechen war bereits die Auffassung geläufig, daß die materielle Welt aus kleinsten Teilchen bestehe, und wenn auch die begriffliche Fassung dieser letzten Einheiten seither tiefgreifende Umwandlungen erfahren hat, so ist sie doch bis heute in der Naturwissenschaft die herrschende geblieben. Daß manche Physiker die Anwendung der Begriffe Molekül und Atom ablehnen, mag hier außer acht gelassen werden, da keine grundsätzlichen Streitfragen aufgerollt werden sollen; es genüge der Hinweis auf die große Bedeutung, welche die Annahme von Molekülen und Atomen in der modernen Chemie und Physik erlangt hat, um die Frage der Biologie nach dem Vorhandensein letzter Lebenseinheiten als eine gewichtige zu kennzeichnen. Wenn es gelingen sollte, letzte Lebenseinheiten aus greifbaren Tatsachen zu erschließen, so könnten sie unserer Naturerkenntnis ebenso förderlich sein wie die Moleküle und Atome, deren Existenz empirisch festzustellen ja ebenfalls noch nicht gelungen ist.

Solange man den Bau der Zelle nur ungenau kannte, war man geneigt, diese als das wahre Elementarorgan sowohl der Pflanzen als auch der Tiere anzusehen, aber schon Ernst von Brücke wies darauf hin, daß wir in der Zelle offenbar einen Elementarorganismus vor uns haben. Fünfzig Jahre eifriger Forscherarbeit haben über die Kompliziertheit des Baues und der Lebensäußerungen der Zelle so überraschende Aufschlüsse gebracht, daß der Auffassung Brückes heute allgemein zugestimmt wird. Die Möglichkeit, daß die Zelle sich aus Elementarorganismen aufbaut, die sich zur Zelle verhalten wie diese zum Gesamtorganismus, ist von Brücke auch schon ins Auge gefaßt worden, aber erst in den achtziger Jahren ist dies Problem von dem Wiener Pflanzenphysiologen Julius von Wiesner energisch in Angriff genommen und zu einer wohldurchdachten Theorie verdichtet worden, über die er in einem Vortrag vor der Wiener Philosophischen Gesellschaft in allgemein verständlicher Weise berichtet hat*).

Nur langsam, auf mancherlei Umwegen ist Wiesner zur Aufstellung seiner „Plasomlehre" gelangt. Er fand in der vegetabilischen Zellhaut, die er im Gegensatz zur herrschenden Lehre für ein lebendes Glied der Zelle hielt, Hautkörperchen, die

*) Ausführlich hat Wiesner seine Lehre von den letzten Lebenseinheiten in dem Werke: „Die Elementarstruktur und das Wachstum der lebenden Substanz", Wien 1892, dargestellt.

sogenannten Dermatosomen, und machte die Annahme, daß diese aus „Plasomen" hervorgehen. Es galt nun, aus den Tatsachen wenigstens indirekt abzuleiten, daß die ganze lebende Substanz der Zelle aus Plasomen bestehe und daß diese als die letzten Lebenseinheiten zu betrachten seien. Hierfür war der Umstand beachtenswert, daß alle lebenden Individualitäten aus ihresgleichen hervorgehen, daß alle Neubildung und Vermehrung des Lebenden auf dem Prinzip der Teilung beruht. Die Zelle entsteht durch die Teilung einer Zelle, der Zellkern durch die Teilung eines Zellkerns u.s.f. Aber weder der Zellkern, noch andere in der Zelle befindliche, lebende Gebilde sind letzte Teilkörper, die Grenze der organischen Teilbarkeit erscheint vielmehr ins Ungewisse verschoben; trotzdem muß sie vorhanden sein, denn die immer weiter fortgesetzte Teilung würde schließlich das Aufhören der organischen Struktur bedeuten — nur hohe Werkstücke der Organisation würden übrig bleiben. Soweit aber unsere Erfahrung reicht, ist jede Organisation nur eine Fortsetzung einer schon bestehenden Organisation. Die Auffassung, der zufolge die letzten Teilkörper letzte, mit dem Vermögen der Teilung, des Wachstums und der Assimilation ausgerüstete Lebenseinheiten des Organismus sind, läßt sich allerdings, wenigstens vorläufig, nicht durch direkte Beobachtung begründen. Wie das Molekül und das Atom ist auch die letzte lebendige Einheit, das „Plasom", nicht wahrnehmbar. Freilich scheint das in neuester Zeit erfundene Ultramikroskop, das die Sichtbarmachung von Körperchen ermöglicht, die bisher jenseits der Grenze mikroskopischer Wahrnehmbarkeit lagen, wenigstens nach der Meinung einiger Forscher die Aussicht zu eröffnen, dermaleinst auch Plasomen zu Gesicht zu bekommen.

Die Bedeutung der Aufstellung des Begriffs des „Plasom" liegt einmal darin, daß durch ihn die verschiedenen lebenden, in der Anschauung gegebenen Bestandteile der Zelle auf eine letzte, wenn auch in individuellen Variationen gegebene Einheit zurückgeführt werden, wodurch das Gesetz von der Einheit im inneren Bau der Pflanze gesichert erscheint; dann aber hat die Lehre vom Plasom — und das ist besonders wichtig — heuristischen Wert, der sich z. B. in der Frage des organischen Wachstums bereits erwiesen hat. Das Wachstum eines Lebewesens erfolgt offenbar nicht, wie noch heute vielfach angenommen wird, in ähnlicher Weise wie das Wachstum des Kristalls. Ein Blatt wächst nicht dadurch, daß Teile von außen anfliegen und sich ansetzen, sondern aus sich heraus, infolge von Neubildungen von Zellen. Die Zelle aber und die lebenden Zellbestandteile wachsen durch Teilung von Plasomen. Da Tatsachen bekannt sind, die beweisen, daß mechanischer Druck innerhalb gewisser Grenzen die Zellteilung begünstigt, so liegt die Annahme nahe, daß auch die Teilung der Plasomen durch den mechanischen Druck der Zellflüssigkeiten gefördert wird. Hierin wäre also der Grund zu suchen, warum nur dann Wachstum eintritt, wenn starker Turgor, d. h. starker Druck der Zellflüssigkeit auf die Zellhaut besteht — eine welkende, also turgorlose Pflanze kann ja bekanntlich nicht wachsen. Dieser Auffassung vom Wachstum steht die Ansicht gegenüber, daß der Turgor das Wachstum der Zelle einfach dadurch bewirke, daß der Flüssigkeitsdruck die Zellhaut dehne, was die Volumzunahme der Zelle zur Folge habe — eine Vorstellung, die den Einfluß des Turgors auf die lebende Substanz im Prozeß des Wachstums unberücksichtigt läßt. Die Überlegenheit der Plasomlehre scheint in dieser Streitfrage klar zutage zu treten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Tagesfragen

Die Bennettbill! Die Welt starrt in Waffen; schwer seufzen die Völker unter der Last ihrer Rüstungen. Der Traum vom ewigen Frieden — so alt wie die Menschheit — taucht wieder auf.

Wird er sich je verwirklichen?

Die Friedensfreunde sind an der Arbeit. Die Haager Friedenskonferenz mit dem Resultat der Einrichtung einer Schiedsgerichtsbarkeit war ihr Werk, und nun wollen sie auf dem betretenen Wege weiterschreiten — die Einbringung der Bennettbill bezeichnet die nächste Stufe.

Was ist sie und was bezweckt sie?

Die Bennettbill ist ein Gesetz, welches am 10. Juni 1910 vom Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten und am 24. Juni vom Senat angenommen und alsdann vom Präsidenten unterzeichnet worden ist und folgenden Wortlaut hat:

„Es wird beschlossen, daß vom Präsidenten der Vereinigten Staaten eine Kommission von fünf Mitgliedern ernannt werde, um die Möglichkeit der Ausnutzung internationaler Verhältnisse für den Zweck der Beschränkung der Rüstungen aller Staaten der Welt auf Grund eines internationalen Abkommens und der Gestaltung der kombinierten Flotten der Welt zu einer internationalen Gewalt für die Bewahrung des Weltfriedens zu erwägen und über irgendwelche andere Mittel zur Verminderung der Staatsausgaben für Militärzwecke und zur Schmälerung der Kriegswahrscheinlichkeiten nachzudenken und darüber zu berichten. Die Gesamtausgaben, die aus der angefügten Resolution erwachsen, sollen die Summe von 10000 Dollar nicht übersteigen, und die Kommission wird aufgefordert, ihren abschließenden Bericht innerhalb zweier Jahre nach Annahme dieser Resolution zu erstatten."

Hiernach verfolgt die Bill vornehmlich zwei Ziele: Beschränkung der Rüstungen und Bestimmung der Weltflotte als Exekutive für den Fall der Bedrohung des Weltfriedens.

Über die Beschränkung der Rüstungen (nicht identisch mit Abrüstung) ist schon viel geschrieben worden; sie wird nur möglich sein, wenn alle in Betracht kommenden Staaten sich dem Vorschlage anschließen. Angenommen es geschähe, so würde insofern viel gewonnen sein, als mit der Verminderung der Rüstungsausgaben eine Vermehrung der Ausgaben für Kulturzwecke möglich wäre.

In anderer Beziehung aber, in der Verminderung der Kriegsgefahr oder in der Beseitigung der Kriege wäre nichts gewonnen; denn die Staaten würden auch nach Verminderung ihrer Wehrmacht kriegsbereit bleiben und nach wie vor zum Kriege schreiten, wenn die Politik es fordern sollte. Hängt doch die Aufrechterhaltung des Friedens heutzutage nicht mehr ausschließlich vom Willen der Machthaber ab, sondern die Frage, ob Krieg, ob Friede, wird vornehmlich von nationalen und wirtschaftlichen Interessen, von Volksleidenschaft und anderen unberechenbaren Faktoren beeinflußt, die oft den Ausschlag geben. Dem soll vorgebeugt werden durch die Schaffung einer internationalen Macht, der Weltflotte. Ihr wird die Rolle der Polizei zugeteilt. Wird der Weltfriede gestört, soll sie einschreiten und die Ruhe wieder herstellen.

Treten wir diesem Gedankengange näher.

Vorbedingung würde die Bestimmung einer Instanz — also etwa des Haager Schiedsgerichtshofes — sein, welche zu entscheiden hätte, gegen wen und wann die Exekution zu vollziehen wäre, und außerdem die Bereitwilligkeit der maßgebenden Staaten, sie durch ihre Flotten auszuführen.

Wir glauben, daß die grundsätzliche Zustimmung im voraus nicht leicht zu erreichen sein wird. Handelt es sich doch um nichts geringeres als um Aufgabe der Souveränität, nach welcher die Staaten keinem höheren irdischen Willen unterworfen sind als ihrem eigenen, zum mindesten um Beschränkung des Bestimmungsrechts des Staates über einen Teil seiner Wehrmacht auf unbestimmte Zeit und zu einem Zweck, der sich nicht immer decken wird mit seinen politischen Zielen oder der von ihm verfolgten Politik vielleicht gerade dem Staate gegenüber, gegen den die Exekution durchgeführt werden soll. Selbst wenn es aber gelingen sollte, diese Schwierigkeiten zu überwinden, wie stellt man sich die Ausführung vor?

Wir haben in der Geschichte Beispiele, wo eine Flottendemonstration einer oder mehrerer Mächte hingereicht hat, kleinere Staaten zur Nachgiebigkeit zu zwingen; wir wollen auch zugeben, daß der Druck des Schwergewichts der Weltflotte genügen würde, größere Staaten mit hochentwickelter Industrie und bedeutendem überseeischen Handel zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Wir haben aber auch Staaten, die infolge ihrer geographischen Lage, der Ausdehnung ihres Gebiets, Beschaffenheit ihrer Grenzen und ihrer ökonomischen Entwicklung nicht nachzugeben brauchen.

Was soll z. B. die Weltflotte gegen Rußland, China oder selbst gegen die Vereinigten Staaten ausrichten?

Sie kann die feindliche Flotte zerstören, die Häfen blockieren, den Handel unterbinden, würde damit aber nicht den Lebensnerv dieser Staaten treffen.

Erachtet ein Staat seine vitalen Interessen oder seine Ehre gefährdet, so wird er sich bis zum äußersten wehren; ein Zwang zur Nachgiebigkeit tritt für ihn erst dann ein, wenn alle seine Widerstandsmittel erschöpft sind. Diese zu brechen, reicht vielen Staaten gegenüber die Kraft einer Flotte allein nicht aus, dazu bedarf es der Mitwirkung einer Landarmee, welche das feindliche Reich oder mindestens Teile von ihm erobert.

Wir müssen also feststellen, daß die Wirkungssphäre auch einer Weltflotte eine beschränkte, ihre Macht keine absolute, sondern eine relative ist und daß sie die Rolle, welche ihr hier als Friedensinstrument zugedacht ist, nicht immer erfolgreich wird spielen können. Entweder die Flottenaktion versagt, dann waren alle Anstrengungen, Kosten usw. umsonst, oder sie muß zu einer Welterpedition (See- und Landkrieg) erweitert werden, dann tritt das ein, was man gerade vermeiden wollte — der Völkerkrieg!

Internationale Aussprachen über die Einschränkung der Rüstungen und Erörterungen über die Möglichkeit, Kriegsursachen zu mindern, sind berechtigt und werden nicht ganz ergebnislos verlaufen — das Gesetz der Entwicklung wird sich auch hier bemerkbar machen. Insofern sind die Anregungen der Bennettbill zu begrüßen; das Friedensproblem wird durch sie aber noch nicht gelöst werden.

Man könnte sogar die Frage aufwerfen, ob es überhaupt je gelöst werden wird und ob jetzt schon der ewige Friede dem Interesse der Höherentwicklung der Menschheit dienen würde.

Möglich würde der allgemeine Friede wohl nur in einem Welteinheitsstaate sein; aber auch in ihm würden sich auf unserer jetzigen Kulturstufe die Gegensätze wohl bald zu Bürgerkriegen zuspitzen. Bisher sind noch alle sogenannten Weltreiche wieder zerfallen. Der ewige Friede ist ein Problem, welches vielleicht gelöst werden kann, wenn die Menschheit eine ideale Höhe geistiger und sittlicher Vollkommenheit erreicht hat.

Bis dahin dürfte unser großer Moltke recht behalten, wenn er sagt:

„Der ewige Friede ist ein Traum
Und nicht einmal ein schöner."

Oberst a. D. v. Kornatzki-Berlin

Justiz und Verwaltung

Präjudizienkultus. Entscheidungen übergeordneter Gerichte binden den deutschen Richter nicht. Gleichwohl bieten die „Präjudizien" unserer oberen Gerichtshöfe ein nicht zu missendes Mittel zur Belehrung des Praktikers und Ver-

tiefung seiner Rechtskenntnisse nicht minder als wichtige Beiträge für die wissenschaftliche Forschung. Letzteres gilt hauptsächlich von den Erkenntnissen unseres Reichsgerichts, die vielfach eine Weiterbildung des Rechts bedeuten und wissenschaftlich schon des öfteren so weite Perspektiven auf neue Rechtsgedanken und Gebiete gegeben haben, daß es zweifelhaft erscheinen kann, ob in diesen Fällen die althergebrachte juristische Zweiteilung von „Doktrin und Praxis" noch Berechtigung hat.

Nun versteht es sich von selber, daß insbesondere untergeordnetere Gerichte den Takt haben werden, in ihren Urteilen nicht von Rechtsgrundsätzen abzuweichen, die in längerer Judikatur bereits festgelegt und somit Gemeingut geworden sind, wenn sie nicht gerade glauben, durch Hervorhebung neuer Gesichtspunkte und bessere Begründung ihrer eigenen, abweichenden Auffassung vielleicht durch Wandel in der Rechtsprechung dauernde Geltung verschaffen zu können. Darauf beruht ja die von allen Kreisen als Idealzustand herbeigesehnte möglichste Gleichmäßigkeit in der deutschen Rechtsprechung. Diesem Zwecke dient die Veröffentlichung der Entscheidungen der obersten Gerichte, und es gibt wohl keinen Juristen, der nicht jedem neu erscheinenden Bande der Entscheidungen des Reichsgerichts eine Fülle von Belehrung und Anregung verdankt.

Aber gerade diese Veröffentlichung der Urteile der Gerichte, d. h. neben dem Reichsgericht auch der Oberlandesgerichte und womöglich sogar noch vereinzelter Erkenntnisse der zahllosen Landgerichte birgt Gefahren schwerster Art in sich. Die Veröffentlichung von Gerichtsentscheidungen in Fachzeitschriften, Vierteljahrsschriften, Archiven u. a. hat in den letzten Jahren einen geradezu ungeheuerlichen Umfang angenommen. Neben Wesentlichem und Brauchbarem findet sich eine große Menge von Urteilen, die außer den betroffenen Parteien wirklich keinen Menschen interessieren können und die zum Teil auch noch — was bei der Masse nicht wundernehmen kann — völlig wertlos sind. Dazu kommen dann noch die systematischen Sammlungen in Jahrbüchern u. a. Bei diesem Präjudizienwust ist es für jemand, der sich nicht gerade ausschließlich damit beschäftigt, fast unmöglich, sich in Kürze so weit zu orientieren, daß er das Brauchbare herausfindet. Nun soll keineswegs verkannt werden, daß diese jährliche Aufsammlung von Tausenden von Entscheidungen ihr Gutes hat. Dem Forscher und Schriftsteller ist damit viel Stoff gegeben und die Arbeit erleichtert, und der noch so beschäftigte Praktiker ist in der Lage, sich an der Hand der systematischen Zusammenstellungen schnell über die Rechtsprechung in Einzelfragen zu unterrichten. Eine solche Orientierung ist in vielen Fällen auch ganz unerläßlich. Anderseits aber bedeutet diese massenhafte Veröffentlichung zum Teil wertloser Präjudizien, wie gesagt, eine außerordentliche Gefahr, und sie führt zu dem, was man Präjudizienkultus nennt. Und wir sind in Deutschland wie in keinem anderen Lande — mit Ausnahme vielleicht von Rußland, dessen Rechtsprechung mit der kultivierter Länder kaum zusammen erwähnt werden kann — auf dem besten Wege, immer mehr diesem Übel des Präjudizienkults zu verfallen.

Es gibt heutzutage Juristen, sogenannte „gebildete" Juristen, die auf die Frage, wieviel 2×2 ist, antworten: Nach den Entscheidungen des Reichsgerichts in Bd. XIII S. soundsoviel, Bd. XXXVII S. soundsoviel und neuerdings Bd. LXIX S. soundsoviel sowie nach den Entscheidungen des Oberlandesgerichts X. in der Rechtsprechung Bd. V S. soundsoviel und des Oberlandesgerichts Y. Bd. XII S. soundsoviel, dem sich auch das Landgericht Z. angeschlossen hat, ist $2 \times 2 = 7$ weniger 3! Hierbei finde ich folgendes zu bemängeln: erstens „ist" „nach" irgendeiner Entscheidung nie etwas soundso, sondern es kann höchstens in einer Entscheidung ein beachtenswerter Rechtsgrundsatz ausgesprochen sein, der mir vielleicht für die Lösung eines Falls bedeutungsvoll erscheinen kann, und zweitens scheint es nicht durchaus notwendig, drei Entscheidungen des Reichsgerichts durch Zitat zu entwürdigen, um herauszubekommen, daß 2×2 immer noch $= 4$ ist. Mit anderen Worten: es gibt heutzutage Juristen, Richter und andere, die so träge sind und anderseits so ängstlich und subaltern, daß sie freudig verzichten auf selbsterarbeitete Gründe, das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit bei Ausspruch eigener Denkresultate gerne preisgeben und bei dem simpelsten Rechtsfall keine Entscheidung wagen, bis sie nicht nach tage-

langem Suchen freudestrahlend irgendein Erkenntnis finden, das ihnen, weil es gedruckt ist, unumstößliche Wahrheit bedeutet und, weil sie es zitieren können, jede Verantwortlichkeit nimmt. Und oftmals ist dann noch obendrein dieser Fall, den sie irgendwo „bereits entschieden" gefunden haben, bei der Vielgestaltigkeit der Tatbestände ein ganz anderer, und die Entscheidung, an die sie sich nach „dilettantischem Herumstochern am Tatbestande" freudig klammern, ist bei näherer Betrachtung auf etwas ganz anderes abgestellt, oder — um mit dem Reichsgericht in gelegentlicher Sprachentgleisung zu reden — jener Fall ist ganz anders „gelagert". — Wenn man bei wirklich zweifelhaften Fragen sich aus oberstrichterlichen Entscheidungen Anhaltspunkte suchen will und es, wie gesagt, der Takt verlangt, daß man in bestrittenen Rechtsfragen nicht ohne triftige Gründe von Grundsätzen abweicht, die durch jahrelange Judikatur mehr oder minder festgelegt sind, so ist dagegen nichts einzuwenden; wenngleich es auch hier keinen schönen Eindruck macht, wenn man unter Verzicht auf jede Kritik sinnlos Gründe aus Entscheidungen anderer Rechtsfälle abschreibt oder wörtlich zitiert. Wenn aber jüngere und ältere Juristen, wie es leider häufig der Fall ist, von vornherein einen Versuch, selbst eine Lösung zu finden, gar nicht wagen, sondern in den Entscheidungssammlungen stöbern, ob sie nicht irgendein ausgefallenes Präjudiz finden, das diesen oder einen „ähnlichen" Fall behandelt, anstatt ihren gesunden Menschenverstand — falls er noch vorhanden ist — ein wenig arbeiten zu lassen, so ist das sehr trostlos. Und wenn das Landgericht in X. sich bei Entscheidung eines Falles auf ein irgendwo unglücklicherweise veröffentlichtes Urteil des Landgerichts Y. beruft und dieses gewissermaßen als Rechtsquelle zitiert, so spricht es sich damit selber sein Urteil. Bei diesem Verfahren hört natürlich jede wirkliche Rechtsprechung und -findung auf, und wir können an Stelle wissenschaftlich vorgebildeter Juristen Subalternbeamte setzen, die dann an der Hand von Jahrbüchern und Entscheidungssammlungen das Recht so anwenden wie die Unteroffiziere ihr Exerzierreglement.

Gott sei Dank ist die Zahl der Juristen, ob beamtet oder nicht, die Präjudizienkult treiben, einstweilen noch eine recht geringe, wie ich annehmen will. Allein es steht zu befürchten, daß sie bei noch umfangreicherer und noch leichter zu handhabender Veröffentlichung von Entscheidungen (es fehlen noch die Entscheidungen der paar tausend Amtsgerichte) steigen wird. Und das allerdings wäre entsetzlich. Da kann man denn vielleicht auf den phantastischen Zukunftsgedanken kommen, daß, ähnlich wie der alte Justinian das Kommentarschreiben zu seinem Gesetz untersagte, einmal ein Reichsgesetz entsteht, in dem die Veröffentlichung von Entscheidungen deutscher Gerichte mit Ausnahme der amtlichen Ausgaben von Entscheidungen der höchsten Gerichte unter entsprechender Strafandrohung verboten wird.

Dr. Baron v. Stempel-Königsberg

Schöne Literatur

Björnson: Über den hohen Bergen. Bauerngeschichten. 2 Bände. Leipzig, F. W. Grunow.

Es ist nicht sehr gerecht, daß der Herausgeber der Björnsonschen Bauerngeschichten die bisher erschienenen deutschen Ausgaben als „unzulänglich" erklärt, zumal es auch seiner eigenen nicht an gelegentlichen Härten und Flüchtigkeiten fehlt. Es ist zum mindesten sehr unklug, „diese ersten Werke Björnsons sein Bleibendes" im Gegensatz zu den „späteren oft an der Moderne krankenden" Schöpfungen zu nennen (weil, „was man die Moderne zu nennen pflegt, eine Modetorheit ist, die vorübergehen wird wie alle Moden"). Aber man vergißt die Entrüstung über diese kleinen Entgleisungen, sobald man in Björnsons Dichtungen selber eingedrungen ist. Geschichten wie „der Falbe" oder die „gefährliche Freierei" oder der „fröhliche Bursch" sind so große Kunstwerke, daß sie kräftigend wirken wie der Anblick einer großen Natur selber. Björnson ist ein unerschöpflicher Meister im Beschreiben des Lachens. Wie Kinder lachen und wie alte Leute, wie die, denen das Lachen eine übliche Tätigkeit, und die, denen es nur selten kommt, das weiß er immer wieder auszumalen. Und ein ebenso großer und vielseitiger Meister ist er im Darstellen kräftiger und doch im Grunde gemütlicher Prügeleien. Es liegt eine Art Nibelungen-Freudigkeit in

diesen derben Kampfszenen. Aber nun sind eben die Bauerngeschichten ebenso meilenweit von oberflächlicher oder verlogener Heiterkeit wie von Brutalität entfernt. Es fehlt weder der Schmerz noch der Gedanke, es fehlt auch nicht das tüchtige Streben nach ernsten Zielen — nur daß tapferer Frohsinn und frische Gesundheit immer wieder die wundervolle Basis bilden. Es ist, als habe auch an den Björnson der Bauerngeschichten die Botschaft gelautet:

Sollst wachen über Ehr' und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht;
Frummheit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen.
Nichts verliedert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt....

V. K.

Grazia Deledda: Bis an die Grenze. München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte.

„Alle politische Annäherung hat die tiefe Kluft zwischen romanischem und germanischem Geist nicht auszufüllen vermocht, und Italien erwidert die Zurückhaltung selbst der literarischen Kreise Deutschlands gegenüber seiner Literatur in vollem Maße..." So schrieb Paul Heyse 1904 im Vorwort zum fünften Bande seiner „Italienischen Dichter", und was dieser größte lebende Mittler zwischen der italienischen und deutschen Dichtung damals meinte, dürfte — zum mindesten für Deutschland — auch heute noch volle Geltung haben. Die Kenntnis von der modernen italienischen Literatur beschränkt sich hier zumeist doch auf zwei Autoren, auf Ada Negri und Gabriele d'Annunzio. Jene ist eine ehrliche und bedeutende Dichterin, doch durch Parteifanatismus ins Enge gebannt, bei diesem liegen Dichter und Jongleur in ewigem Streit, und wenn auch der Jongleur nicht immer der Stärkere ist, so vergiftet er doch immer das Zutrauen zur Aufrichtigkeit des Dichters. Da ist es denn verdienstvoll, eine ebenso umfassende wie maßvolle und ehrliche Dichtung Grazia Deleddas den Deutschen zugänglich gemacht zu haben. Der Roman „Bis an die Grenze" zeichnet nur wenige Menschen, aber diese wenigen mit ungemeiner Schärfe, und hinter ihnen steht deutlich erkennbar ein ganzes Volk und mehr als das: eine der größten Erdenmächte, die katholische Kirche. „Der Mensch kann nicht leben ohne Freiheit oder die Hoffnung auf Freiheit." Das in seiner Schlichtheit fast triviale Wort des Arztes Francesco Fais ist der Leitsatz der Dichtung, in der aber nur nichts von dem zu finden ist, was man als Konsequenz dieser Meinung in ihr suchen könnte. Denn einmal ist das Buch nicht fanatisch antiklerikal; es stellt neben den verbohrten Kleriker auch den sympathischen, es berichtet nicht von übermäßigen geistlichen Schandtaten. Sodann, und darin liegt seine Originalität, malt es andere Wirkungen des übermäßigen klerikalen Druckes aus als die so oft und bis zum Überdruß oft beschriebenen. Grazia Deledda zeichnet keine Menschen, die unter diesem Joch verdumpfen, auch nicht eigentlich solche, die zu Frevlern werden, sondern solche, die durch die ausschließliche und zwangsweise Hinlenkung auf das Himmlische den irdischen Boden unter den Füßen verlieren, die freudlos und unnütz werden. Der junge Priester, der Gavina Sulis liebt und von ihr nicht aus Abneigung, sondern aus Furcht vor der Sünde zurückgewiesen wird, endet durch Selbstmord; die zu religiösen Verzückungen neigende Michela, bei der er Trost sucht, verfällt dem Wahnsinn; Gavina selber findet nur ganz zuletzt und allmählich aus solchen Gefahren den Weg ins Freie. Und nun ist es wunderschön, daß ihr Führer ins Leben, der Freigeist Francesco, den sie mehr aus Angst und Hilflosigkeit als aus Liebe heiratet, der nur langsam ihre Seele gewinnt, kein Mann der großen Worte und der Intoleranz ist. Er bekämpft nicht Gavinas religiöses Gefühl, er entwickelt ihr bei seiner Werbung auch kein Programm. Er weist sie nur auf das Leben hin, von dem sie sich in der Überspannung des Gottsuchens abgekehrt hat. „Wir brauchen nur ein wenig mit den anderen zu leben, unser Glück mit anderer Leid zu vergleichen und unser Leid mit anderer Glück! Und wir müssen zu begreifen, zu widerstehen suchen, in Gemeinschaft mit der Natur leben, sie bewundern und uns ihrer erfreuen, wenn sie schön ist, gegen sie ankämpfen, wenn sie uns feindlich ist, stolz sein, daß wir Menschen sind, glücklich, daß wir gesund sind, und zufrieden, wenn wir uns und anderen zu nützen vermögen..."

K. O.

Reichsspiegel

(Vom 10. bis 13. April)

Innere Politik

Des Kronprinzen Heimkehr — Mißliche Zustände — Schülerselbstmorde — Amtliche Statistik — Gefahren des Idealismus — Notwendigkeit weiterer Erhebungen über die Ursachen des Selbstmordes bei Schülern

Am Dienstag, den 11. d. Mts., ist von Wien kommend das Kronprinzenpaar nach fünfmonatiger Abwesenheit von der Heimat wieder in Potsdam eingetroffen. Der künftige Träger der deutschen Kaiserkrone sieht ebenso wie seine Gemahlin frisch und von einer südlichen Sonne gebräunt aus. Seine hagere Gestalt erscheint straff und sehnig, so daß man getrost glauben darf, die Besorgnisse, die früher hier und da wegen der Gesundheit des Kronprinzen aufgetaucht sind, hatten keinerlei Begründung. Wenn auch die Reise nicht in dem ursprünglich in Aussicht genommenen Umfange durchgeführt werden konnte, hat der Kronprinz doch mancherlei gesehen und gehört, was ihm in Berlin wie in Deutschland überhaupt bei den einmal herrschenden, auf historischer Überlieferung beruhenden Verhältnissen nur selten oder gar nicht begegnet. Der Umgang mit freien, zielbewußt an ihrem Platze wirkenden Menschen, die absichtlich oder zufällig mit ihm in Berührung gekommen sind, mag dem Kronprinzen die Augen über mancherlei Engherzigkeiten bei uns weiter geöffnet haben, als das Studium eines Wagens voll Büchern wohl gekonnt hätte.

Die Heimat trifft ihr künftiger Monarch nicht in der hoffnungsvollen Stimmung an, die sonst das charakteristische Merkmal des Osterfestes genannt werden darf. Das „Christ ist erstanden!“ scheint auf unsere Zeit nicht mehr zu passen. Auch die Friedfertigsten unter uns rüsten zum Kampf, weil scheinbar eine Aussöhnung der inneren Gegensätze im Volk nicht möglich ist ohne Sieg und Niederlage. Soll man's bedauern? Im Kampf, auch im politischen, werden so viel ethische Werte mobilisiert, daß das bevorstehende Ringen vielleicht ganz heilsam auf die vielfach beobachtete Stagnation wirken könnte.

Der Semesterschluß der höheren Lehranstalten war wieder von drei Schülerselbstmorden begleitet. Mit Recht haben die neuerlichen Fälle die öffentliche Meinung erregt und zu einer lebhaften Erörterung in der Presse Veranlassung gegeben. Im Gegensatz zu früher beobachteter Gepflogenheit haben die Zeitungen nicht ohne weiteres die Schule für die traurigen Fälle verantwortlich gemacht. Die Erregung findet vielmehr in sachlichen Aussprachen ihren Widerhall, die darauf hinzielen, die wahren Gründe für die Erscheinung festzustellen. In dankenswerter Schnelligkeit ist auch das preußische Kultusministerium mit Angaben hervorgetreten, die geeignet erscheinen, wenigstens in einer Hinsicht Beruhigung zu verbreiten. So darf vor allen Dingen nicht von einer Zunahme

sogenannter Schülerselbstmorde gesprochen werden; ferner ist einwandfrei festgestellt, daß die Zahl der Selbstmorde unter den Schülern der Gymnasien und Realgymnasien im Verhältnis nicht größer sei als die bei Gleichaltrigen anderer Kreise. Damit ist von den Schulen ein böses Odium genommen. Eine amtliche Statistik weist nach, daß im Laufe der Jahre wiederholt auf ein Sinken der Zahl ein schnelles Aufsteigen folgte. In den durch die Statistik erfaßten 31 Jahren sind insgesamt 463 Fälle von Schülerselbstmorden vorgekommen, was einen jährlichen Durchschnitt von 15 Fällen ergibt. Dieser Durchschnitt ist in den Jahren 1883, 1889, 1892, 1897, 1903, 1907, 1908 und 1910 erheblich überschritten, während die Jahre 1882, 1895, 1898 und 1904 wesentlich darunter blieben. In den letzten drei Jahren waren zu verzeichnen 1908 28, 1909 24 und 1910 23 Fälle. Wenn diese Zahlen auch über den Jahresdurchschnitt erheblich hinausgehen, so ist dabei die außerordentliche Zunahme der Schüler an höheren Lehranstalten zu berücksichtigen. Auf 100000 Schüler entfallen in den letzten drei Jahren im Durchschnitt je 11 Fälle, eine Zahl, die in früheren Jahren bereits sechsmal überschritten ist, am höchsten im Jahre 1889. Die vorgekommenen Fälle verteilen sich nicht gleichmäßig auf die Monarchie, vielmehr entfällt eine sehr hohe Zahl auf die großen Städte, und zwar erheblich mehr, als nach der Schülerzahl zu erwarten wäre. Von den in den letzten zehn Jahren vorgekommenen 210 Fällen entfallen 43 auf Berlin. Während man früher annahm, daß die humanistischen Anstalten an den Schülerselbstmorden in höherem Maße beteiligt wären, zeigt die Statistik der letzten Jahre eine größere Zahl an den Realanstalten.

Durch die letzte Feststellung werden Ausführungen eines Berner Schulmannes, Professor Herbertz, wenigstens teilweise widerlegt. Immerhin bleibt noch ein gut Teil seiner Hinweise als berechtigt bestehen, wenn er den „Idealismus in jeder Form", den ethischen ebenso wie den ästhetischen, metaphysischen, religiösen und künstlerischen, als Gefahrenträger bezeichnet.

„Nehmen wir", so schreibt Herr Herbertz, „einen Gymnasiasten an, der sich in den Idealismus etwa der Schillerschen Lebensauffassung voll hineingelebt hat. Nehmen wir an, daß ihm insbesondere der sittliche Idealismus des großen Dichters zu einer sein Herz und seinen Geist erfüllenden Überzeugung geworden ist. ‚Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld' — ist einem solchen Jüngling dann ein Wort, das er nicht nur im Zusammenhang des Trauerspiels, dessen Abschluß es bildet, zu verstehen sucht, sondern das für ihn eine sein ganzes eigenes Leben umspannende Bedeutung besitzt. Nehmen wir nun weiter an, daß jener selbe Schüler in der Zeit der beginnenden Pubertät — wie viele tausend andere — jenen bekannten Verfehlungen sich hingegeben habe, die mehr als eine bloße geschlechtliche Unart, aber weit weniger als ein Laster sind. Dann wird er in seiner durch die Folgen der Verfehlungen noch gesteigerten Reizbarkeit und Empfindlichkeit seine Lebensführung als ‚lasterhaft' ansehen und sich mit dem Gedanken quälen, er

habe eine große ‚Schuld‘ auf sich geladen. Das Ablassen von der üblen Gewohnheit erscheint aber in weitaus den meisten Fällen den damit Behafteten — bei ihrer geschwächten psychophysischen Energie — als eine ihre Kräfte übersteigende Aufgabe. Der Schüler also argumentiert: Ich lade andauernd eine ‚Schuld‘ auf mich, der ich nicht zu entrinnen vermag. ‚Der Übel größtes aber ist die Schuld.‘ Wertvoller als das Leben — das nicht der Güter höchstes ist — ist die Schuldlosigkeit. — Und mit der unaufhebbaren Notwendigkeit eines Syllogismus folgt aus den Prämissen dieser Argumentation für die irregeleitete ‚idealistische‘ Logik unseres Schülers der Entschluß, dieses schuldbeladene Leben von sich zu werfen. Solche Beispiele, in denen ein überspannter Idealismus einem Schüler die tödliche Waffe in die Hand drücken kann, lassen sich hundertfältig häufen. Jeder möge sie aus seinen persönlichen Erfahrungen ergänzen. Es genügt bei einer sensiblen Natur oft schon das innige Sich-Hinein-Denken und Verstehen oder vielleicht auch Mißverstehen eines einzigen Gedankenganges eines Idealisten, um in der jungen Seele ein Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit hervorzurufen, welches das Leben als unerträglich erscheinen läßt. Man nehme etwa die Forderungen des ethischen Rigorismus eines Fichte, die Behauptung dieses Idealisten, daß nur derjenige das Recht zu leben habe, der den unbedingten Anforderungen des Sittengesetzes standhalten kann, und vergegenwärtige sich, in welch verhängnisvoller Weise ein solcher Ausspruch auf ein jugendliches Gemüt wirken kann, das die Worte der Philosophen noch nicht aus ihren philosophiegeschichtlichen Bedingungen heraus verstehen und einzuschätzen gelernt hat.“

Die Ausführungen des Berner Schulmannes werden durch die Feststellung der amtlichen Statistik, daß die Großstädte am meisten Selbstmorde von Schülern aufweisen, nicht abgeschwächt. Der leicht herbeigezogene Grund, die Laster der Großstadt seien schuld an dieser Erscheinung, kann doch nur in den seltensten Fällen als stichhaltig gelten. Man erinnere sich nur der Tatsache, wie viele Eltern aus der Provinz ihre Söhne in die mit reichen Stipendien ausgerüsteten Großstadtschulen, einschließlich der großen Alumnate, geben. Sollte nicht häufig in diesem Zusammenhange ein Unglück geschehen sein? Es wäre eine dankbare Aufgabe der Schulverwaltung, auch darüber Angaben zu veröffentlichen, ob die jugendlichen Selbstmörder in den Großstädten von der Provinz hereingekommen sind oder nicht. Ebenso scheint mir Auskunft erwünscht über eine andere Frage. Stammen die jugendlichen Selbstmörder aus Familien mit zahlreichen Kindern oder mit wenigen? Oder lassen sich in dieser Beziehung Normen nicht feststellen? Zusammen mit anderen Daten könnte man aus der Beantwortung dieser Frage Schlüsse auf Degenerationserscheinungen ziehen, die auch den Weg zur Abhilfe wiesen. Ich habe z. B. auch bei einigen Selbstmorden beobachtet, daß es sich dabei um das einzige Kind oder um ein Kind von nur zweien handelte, während mir kein Fall bekannt geworden ist, wo der Selbstmörder einer mit zahlreichen Kindern gesegneten Familie angehörte.

G. Cl.

Wiener Brief

Die Reichsratsauflösung — Aussichten der Neuwahlen — Polen und Regierung — Arbeitsmethode des Reichsrats — Trinkgelderpolitik — Die parlamentarische Korruption — Sozialpolitik — Nachgiebigkeit der Regierung — Ungarische Forderungen — Höfische Verstimmungen — Kriegsminister gegen Thronfolger — Graf Aehrenthal — Albanien

Die Reichsratsauflösung und die bevorstehenden Neuwahlen stehen naturgemäß im Vordergrunde der österreichischen Politik, nicht als ob man sich übermäßig über den Gegenstand aufregte, aber man empfindet den Kitzel der Neugierde gegenüber dem Neuen, das kommen soll. Bevor ich ein paar Worte über die Ursachen der Auflösung sage, möchte ich mich mit den Aussichten der Neuwahlen beschäftigen, weil diese manches Licht auf die Vergangenheit werfen. Die Wahlkreise sind in Österreich bei der letzten Wahlreform national abgegrenzt worden, so daß keine Nationalität auf Kosten der anderen Eroberungen machen kann (es müßten denn ganz unwahrscheinliche nationale Verschiebungen eintreten). Auf diesem Wege kann die Regierung also keine Verstärkung ihrer Macht suchen. Nun haben z. B. die Deutschen 231 Mandate; im verflossenen Reichstag besaßen davon der deutsche Nationalverband 78, die Christlichsozialen 95, die Sozialdemokraten 51. Da die beiden erstgenannten Parteien die Regierung unterstützen, kann diese Regierung ihre Mehrheit verstärken, wenn den Sozialdemokraten Mandate abgenommen werden; da die Deutschfreiheitlichen und die Christlichsozialen sie voraussichtlich bei den Stichwahlen gegen die Sozialdemokratie unterstützen werden, sind die Aussichten in dieser Beziehung nicht ungünstig. Es scheint auch bei den Massen ein gewisser Rückschlag gegenüber der sozialdemokratischen Phraseologie eingetreten zu sein; anderseits hat aber in manchen Bezirken die Zahl der Arbeiter in den letzten vier Jahren stark zugenommen, kurzum, auch der weitestgehende Optimismus rechnet mit einer Eroberung von höchstens zwanzig sozialdemokratischen Mandaten. Das ist ja immerhin etwas, der Mehrheit wachsen zwanzig Mandate zu, die Opposition verliert sie, das macht bei Abstimmungen einen Unterschied von vierzig Stimmen.

Der zweite Hauptbestandteil der Regierungsmehrheit sind die Polen; in drei Parteien gespalten, die sich untereinander heftig befehden, werden sie doch im Reichsrat vom gemeinsamen Polenklub umfaßt, der gleichfalls einen Bestandteil der Regierungsmehrheit bildete. Aber die inneren Zwistigkeiten färbten auf das Verhältnis zur Regierung recht ungünstig ab. Die schönen Zeiten, wo die Schlachta uneingeschränkt im Polenklub regierte, sind, wie es scheint, unwiederbringlich vorüber. So warf denn ein Teil der Polen, der mit den Tschechen in heimlichem Einverständnis war, der Regierung beständig Knüppel zwischen die Füße. Es ist von hier aus schwer zu übersehen, wie sich die Dinge bei den Wahlen gestalten werden; zurzeit spielen in Galizien, zum Teil vor den Gerichten, einige ganz besonders bösartige Korruptionsskandale. Es müßte daher nicht gar zu schwer sein, daß eine Partei, die nicht beteiligt ist, die kompromittierten

Parteien aus dem Sattel hebt; unglücklicherweise sind aber alle Parteien gleichmäßig an den Skandalen beteiligt. Außerdem ist der Einfluß der Wiener Regierung auf die galizische Verwaltung doch sehr beschränkt, sonst wäre es natürlich nicht allzu schwer, einer der Regierung genehmen Partei den Sieg zu verschaffen. Aber Baron Bienerth ist gar nicht in der Lage, seinen Willen durchzusetzen, wenn der Statthalter von Galizien, der tatsächlich eine Art Satrapenstellung hat, nicht der gleichen Meinung ist. Würde Baron Bienerth einen anderen der Wiener Regierung gefügigen ernennen, so wäre noch lange nicht gesagt, daß die Beamtenschaft ihm bedingungslos gehorchen würde. Ob also die Stellung des Ministeriums sich dadurch verbessern wird, daß die Polen einheitlicher und für die Regierung lenkbarer ins neue Haus einziehen werden, ist eine ganz offene Frage.

Aber nehmen wir selbst das an. Das alte Haus ist indes nicht deshalb aufgelöst worden, weil die Regierung bei einer Abstimmung unterlegen wäre, sondern weil ein paar Tschechen bei dem auf einen bestimmten Termin gestellten Budgetprovisorium im Ausschuß obstruierten. Man wird auch bei einer Regierungsmehrheit von zwanzig Stimmen im neuen Hause obstruieren können, trotz der provisorischen Geschäftsordnung, die vor etwas mehr als einem Jahre angenommen wurde; und wenn es irgendeine Geschäftsordnung gibt, die die Obstruktion wirklich verhindern kann (woran man füglich zweifeln darf), so ist es jedenfalls todsicher, daß kein österreichischer Reichsrat sie auf gesetzlichem Wege, d. h. unter Beachtung der jetzt gültigen Geschäftsordnung annehmen wird. So gelangt man wieder dorthin, wo man war.

Nun eine kleine Skizze der Methode, nach der der österreichische Reichsrat bisher gearbeitet hat! Man rühmt dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten nach, daß er im Gegensatz zu seinen Vorgängern die Handelsbude im Reichsrat, den „luogo di traffico“, wie er schon zu Taaffes Zeiten hieß, zugemacht hat und in nationalen Fragen ein objektives Regiment führt. Nun ist gewiß gegenüber seinem unmittelbaren Vorgänger ein Unterschied zu bemerken im Vergleich zu seinem Vorgänger Baron Beck. Daß er aber der Herkules ist, der die parlamentarische Korruption aus den Regierungsmethoden in Österreich ausgeschaltet hat, ist eine Fabel. War es denn nicht ein Rückfall in die Trinkgelderpolitik, als Baron Bienerth lediglich in der schüchternen Hoffnung, die Tschechen würden doch von der Obstruktion ablassen, was sie vier Wochen taten, das Arbeitsministerium einem tschechischen Beamten anvertraute, daß er den Polen bei der letzten Rekonstruktion halb und halb den Bau der galizischen Kanäle und noch ganz kürzlich nach der Bewilligung der Militärkredite durch die Delegationen die Einbringung einer Lokalbahnvorlage versprach, angeblich um „Volksnotwendigkeiten“ zu befriedigen? Sie haben freilich nur allzu oft verzweifelte Ähnlichkeit mit der Notwendigkeit, den Wählern ein Geschenk nach Hause zu bringen. Unwillkürlich muß ich dabei an den klassischen Tag denken, der im preußischen Abgeordnetenhause jedes Jahr wiederkehrt. Der Zeitungsbericht weiß

in lakonischer Kürze vierzig und mehr Redner zu verzeichnen, von denen jeder den Bau einer Bahn von da bis dort — zufälligerweise durchquert die Bahn immer seinen Wahlkreis — mit hinreißender Beredsamkeit befürwortet; dann pflegt der Eisenbahnminister aufzustehen und jedes Jahr mit demselben ernsten Gesicht das eingehende Studium aller empfohlenen Projekte zuzusagen, worauf die Abgeordneten mit dem trostreichen Gefühl nach Hause gehen: In magnis voluisse sat est ... Die Lokalbahnvorlage, die der Ministerpräsident in Aussicht stellte, hätte bei einem Kostenaufwande von etwa einer Viertelmilliarde Kronen sechsundsiebzig Abgeordneten und sechsundsiebzig Wahlkreisen die Befriedigung ihrer Wünsche und sechsundsiebzig Abgeordneten die Befestigung ihrer Mandate gebracht; da wären denn gerade noch vierhundertvierzig übrig geblieben, die auf andere Weise zufriedengestellt werden müßten.

Das ist die parlamentarische Korruption bezüglich der Abgeordneten und Parteien. Ein viel weitläufigeres Kapitel ist die Korruption, die durch das allgemeine Wahlrecht überhaupt herbeigeführt wurde und an dem das Haus als ganzes beteiligt ist. Da ist das weite Gebiet der Sozialpolitik; sie hat in Nationalstaaten wie im Deutschen Reich ihre zwei Seiten, in einem Nationalitätenstaat wie Österreich ganz unübersehbare Wirkungen, ganz besonders wenn man die deutschen Gesetze im großen und ganzen doch nur abschreibt und noch durch einen weiteren Aufguß sozialen Öles verstärkt. In Österreich beträgt die Haussteuer, die doch natürlich auf den Mieter abgewälzt wird, zwischen 40 und 45 Prozent, was zur Folge hat, daß die Wohnungen in Wien gerade doppelt so teuer sind als in Berlin. Es ist dies eine unsoziale Steuer, die auf den Ärmsten am schwersten lastet und den Verderb kommender Generationen bedeutet; jede vernünftige Sozialpolitik müßte also doch damit anfangen, billige und gesunde Wohnungen zu schaffen, meinetwegen mit einer progressiven Besteuerung, anfangend bei einer bestimmten Höhe der Miete. In Österreich zäumt man das Pferd beim Schweife und schafft eine Alters- und Invaliditätsversicherung. Sie überbietet, was die Zahl der Versicherten wie auch die Höhe der vom Staate zu leistenden Zuschüsse betrifft, bei weitem die deutsche Versicherung; und zu allen weiteren Belastungen, die die Kommission in das Gesetz noch gepackt hat, sagt die Regierung Ja und Amen. Glücklicherweise ist durch die Auflösung des Hauses diese „soziale Großtat" vorläufig wieder in die Schubladen des Ministeriums gewandert. Aber nicht die Arbeiter allein haben den Abgeordneten gewählt, wenn er auch hier den schärfsten Wettbewerb mit den Versprechungen der Sozialdemokraten zu bestehen hat; auch der Handwerker will seinen Tisch gedeckt haben, natürlich mit den Speisen, die nach seiner Meinung am schmackhaftesten sind (wodurch eine wirkliche Heilung der Schäden dieses Standes oft überhaupt unmöglich gemacht wird), und auch der Beamte will seinen Teil. Wenn es noch nicht durchgeführt ist, daß jeder Beamte ein Hofratsgehalt bezieht, so ist dies nicht Schuld der Abgeordneten. Denn auf dem besten Wege dazu ist man bereits; die Abgeordneten fordern für die

Beamten das Zeitavancement, d. h. jeder Beamte soll unter allen Umständen vorrücken und ein gewisses Höchstgehalt erreichen. Man male sich die Folgen aus; die Regierung hat mit geringen Abschwächungen den Forderungen zugestimmt. Bei den österreichischen Staatsbahnen herrscht eine heillose Wirtschaft, ein ungeheurer Beamtenüberfluß belastet das Budget, und dementsprechend sind die Bahnen auch in hohem Maße passiv; die Gründe dafür im einzelnen auszuführen, würde hier zu weit führen, sie fallen aber auch fast alle unter die Rubrik der parlamentarischen Korruption. Und wenn hier nicht Wandel geschaffen wird, so geht Österreich einer schweren finanziellen Krise entgegen, sobald es seine rückständige Wehrkraft auf die Höhe der Anforderungen bringt, die sich aus der Großmachtstellung und dem Bundesverhältnis ergeben.

Hier liegen die Schäden, die eine Neuwahl des Abgeordnetenhauses nicht heilen kann. Die Übelstände sind alt, viel älter als das allgemeine Wahlrecht; dieses hat sie freilich verschärft. Die Hauptursache liegt in der Nachgiebigkeit der Regierung. Im deutschen Reichstag fällt es schließlich selbst dem Zentrum, dem man vielleicht am ehesten Gelüste nach solcher Politik nachsagen könnte, nicht ein, als Preis für die Unterstützung der Regierung ein paar Staatssekretariate und die Besetzung von soundso viel Beamtenposten mit seinen Anhängern zu verlangen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß alle Versuche einer parlamentarischen Regierung in Österreich deshalb ganz unmöglich sind, weil die parlamentarischen Minister sich gar nicht dem ganzen Lande gegenüber für ihr Tun verantwortlich fühlen, ja zum Teil an dem Bestande des Staates in seiner jetzigen Form überhaupt kein Interesse haben. Aber mit einer Beamtenregierung nach preußischem Muster allein wäre es auch nicht getan. Diese Regierung müßte stark genug sein, um die Grenze zwischen Verwaltung und Gesetzgebung strengstens zu wahren; bevor das Parlament sich aber mit einer solchen Beschränkung seiner Machtbefugnisse abfindet, würde es wohl harte Kämpfe setzen. Indes steht fest, daß der Kaiser derartigen Konflikten abgeneigt ist; dies ist aus manchen seiner Lebenserfahrungen erklärlich und bei seinem Alter wohl auch begreiflich. Damit ist aber auch die Bedeutung der kommenden Reichsratswahlen einigermaßen umgrenzt; man wird sich „fortfretten". Für die Deutschen ist der Zustand erträglich, sie sind nicht stark genug, um dem Staatswesen gegen den Willen der Dynastie Reform und daraus folgende Gesundung aufzuzwingen. Sie müssen froh sein, wenn es ihnen gelingt, ihre nationalen Interessen zu wahren.

In Ungarn hat man die Auflösung des österreichischen Reichsrats mit Schmunzeln aufgenommen. Zwar stehen die Dinge nicht so, daß selbst ein arbeitsfähiger österreichischer Reichsrat ein unüberwindliches Hindernis für die Durchsetzung ungarischer Forderungen wäre; aber er kann immerhin den Widerstand, der vom Träger der Krone geübt wird, wirksam verstärken oder dem Monarchen den Widerstand bequemer machen, indem er ihn auf die österreichische Regierung und das Parlament abschiebt. Nun besteht gegenwärtig eine dem Grafen Khuen recht peinliche Differenz zwischen der österreichischen und der

ungarischen Regierung wegen der Reform des Militärstrafgesetzes. Es handelt sich dabei um die Verhandlungssprache der Gerichte. Bisher hat der österreichische Justizminister Hochenburger den ungarischen Forderungen tapfer widerstanden, aber er hätte es wohl nicht tun können, wenn er nicht oben den Rücken gedeckt gehabt hätte. „Oben" bedeutet aber in diesem Falle nicht den Kaiser allein, sondern auch den Thronfolger, der die Seele des Widerstandes gegenüber den nationalen Forderungen der Magyaren ist. Indes versucht Graf Khuen die Sache doch nochmals beim Kaiser, er empfiehlt den braven ungarischen Reichstag gegenüber dem unartigen Bruder in Wien und macht sich anheischig, das Wehrgesetz in zwei Monaten zu erledigen, ohne Rücksicht darauf, ob es in Österreich erledigt wird oder nicht; nur das kleine rot-weiß-grüne Fähnchen möge man ihn daran heften lassen, damit er vor dem ungarischen Reichstag in Ehren erscheinen kann. Und dann noch eins: das Gesetz bedarf, um Kraft zu erhalten, der Annahme durch den österreichischen Reichsrat in gleichem Wortlaut; könnte sich dieser nicht doch vielleicht an dem bescheidenen ungarischen Fähnchen stoßen, und wäre es darum nicht besser, auch gleich das Wehrgesetz mit dem gleichen segensreichen Paragraphen in Österreich ins Leben treten zu lassen? so gewissermaßen um Lebens und Sterbens willen? Da wird die nächste Zeit interessante Entscheidungen bringen.

Indes kommt der Thronfolger anläßlich des Besuchs des deutschen Kronprinzenpaares wieder nach Wien. Zwischen ihm und dem Kaiser hat es in der letzten Zeit wohl einige Verstimmungen gegeben, zunächst wegen der Stellung seiner Gattin bei Hofe, für die er wieder eine Rangerhöhung forderte; der Kaiser hat nicht nachgegeben, und als die Seele des Widerstandes wird vor allem seine Tochter, die Erzherzogin Valerie, genannt. Der Thronfolger vermied infolgedessen im vergangenen Winter die Hoffeste, und es hieß sogar, er werde dies so lange tun, bis er sein Ziel erreicht habe. Indessen hat er sich nun doch gefügt und ist mit seiner Gattin zum Empfange des deutschen Kaiserpaares nach Wien gekommen.

Aber das sind Familienangelegenheiten, die freilich auch auf die Politik ihre Schlaglichter werfen. Ernsthafter ist, daß der Kriegsminister in der österreichischen Delegation ganz offen gegen den Thronfolger polemisiert hat. In einem christlichsozialen Blatte, der Reichspost, waren die Militärvorlagen, die der Kriegsminister vor den Delegationen vertrat, als völlig ungenügend und als „elende Brocken" kritisiert worden. Infolge der Eigenart des Wiener Telephons, bei dem man die intimsten Gespräche Dritter belauschen kann, war es bekannt geworden, daß der Vorstand der Militärkanzlei des Thronfolgers den betreffenden Artikel inspiriert habe. Nach Schluß der Delegationssitzungen verlautete, dieser Offizier werde zur Truppe versetzt, was schließlich doch nicht eintrat. Tatsache ist, daß der Kriegsminister beim Thronfolger in schwerer Ungnade steht, vom Kaiser aber gehalten wird. Wenn auf Fürstengunst schon im allgemeinen keine Häuser zu bauen sind, so mag dies nach den bisherigen

Erfahrungen vom künftigen österreichischen Herrscher ganz besonders gelten. Der Vorgänger des Baron Bienerth wurde als sein besonderer Günstling Ministerpräsident, fiel jedoch noch während seiner Ministerzeit in schwerste Ungnade, weil er das gleiche Wahlrecht statt des vom Thronfolger bevorzugten Pluralwahlrechts einführte. Graf Aehrenthal verscherzte sich seine Gunst durch den Friedjungprozeß, der Kriegsminister Schönaich durch zuweit gehende Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen Ungarns; auch der Generalstabschef Conrad v. Hötzendorf soll das Vertrauen eingebüßt haben. Nach diesem Vorspiel wird der Menschenverbrauch unter dem Kaiser Ferdinand recht ausgiebig sein; vielleicht kommt indes mit der Verantwortlichkeit auch die Sparsamkeit.

Die Frage, ob Graf Aehrenthal geht oder bleibt, hängt indes keineswegs von seinem Verhältnis zum Thronfolger ab, sondern ausschließlich von seiner Gesundheit. Sie soll sich gebessert haben, und wichtige Sachen des Ministeriums gehen schon wieder nach Abbazia, was um so nötiger ist, als Aehrenthals Stellvertreter, Graf Pallavicini, auch krank ist. Vielleicht hat der Thronfolger auch jetzt Anlaß zur Kritik an der auswärtigen Politik Österreichs. Die klerikalen Blätter geben wenigstens sehr deutlich ihrem Unmut darüber Ausdruck, daß Österreich nicht in Albanien eingreift und den Türken gegenüber den Albanern in den Arm fällt. Von den Albanern ist zwar nur ein schwaches Drittel katholisch; da aber die sonstige Christenheit am Balkan fast ausschließlich griechisch-orthodox ist, so klammert sich die Kurie um so mehr an diesen katholischen Bevölkerungsteil, um von hier aus die Hebel für eine katholische Propaganda anzusetzen. Das Ministerium steht zweifellos auch ein wenig unter dem Drucke dieser Ermahnungen zur Aktivität, wenn es natürlich auch ausgeschlossen ist, daß es über zarte Winke an die Adresse der Pforte hinausgehen sollte. Und es läßt sich in dieser Beziehung, wie ein klerikales Blatt kürzlich bemerkte, von England „beschämen", das wieder seine Entrüstung gegenüber den „atrocities" der Türken spielen läßt — mit besonderer Vorliebe freilich, wenn es mit der Türkei über recht praktische Dinge, wie zum Beispiel über das Endstück der Bagdadbahn, verhandelt. —i—

Bank und Geld

Herr v. Gwinner und die Etatberatung — Sparkassen und Konsols — Produktive Schulden im Eisenbahnetat — Die Sanierung der Österreichischen Südbahn — Zahlungseinstellung Pistorius in Hildesheim

Gelegentlich der Etatberatung im preußischen Herrenhause hat es eine angeregte Aussprache zwischen dem ersten Theoretiker und dem ersten Praktiker in Finanzfragen gegeben. Adolf Wagner und Herr v. Gwinner haben die Klingen gekreuzt, und man kann nicht behaupten, daß der Leiter der Deutschen Bank dabei den kürzeren gezogen hätte.

Um zwei Punkte handelte es sich vornehmlich: zunächst um die schon so oft aufgeworfene Frage, ob man den Sparkassen und eventuell auch den

Industriegesellschaften und Banken die Verpflichtung auferlegen solle, einen bestimmten Betrag von Staatspapieren unter ihren Beständen auszuweisen. Herr v. Gwinner bejaht die Frage, soweit sie die Sparkassen angeht; dagegen lehnt er eine gesetzliche Bindung der Aktiengesellschaften ab. Er begründet die Maßnahme mit der Notwendigkeit, auf eine größere Liquidität der Sparkassen hinzuwirken, die angesichts eines Hypothekenbestandes in Höhe von fast zwei Drittel der Anlagen durchaus ungenügend sei. Wie der Finanzminister erklärte, wird die Regierung schon in aller Kürze einen dahingehenden Gesetzesvorschlag einbringen. Die Frage ist daher an sich wohl schon entschieden; nur wird man hinsichtlich der Begründung, die sich anscheinend auch die Regierung zu eigen machen will, einige Bedenken erheben müssen. Es ist nämlich nicht richtig, daß durch eine vergrößerte Anlage in Staatspapieren die Liquidität der Sparkassen für den Ernstfall eine nennenswerte Stärkung erfährt. Konsols sind ja freilich eine leichter bewegliche Anlage als Hypotheken; man darf indessen nicht übersehen, daß bei Ausbruch eines Krieges — auf den ausdrücklich exemplifiziert worden ist — die Verwertung von Staatspapieren kaum geringeren Schwierigkeiten begegnen dürfte als die Beleihung von Hypotheken. Herr v. Gwinner hat vollständig recht. Bei einem Kriege der Zukunft müßte die erste Maßregel der Zwangskurs der Reichsbanknoten und eine Suspendierung des Bankgesetzes sein. Wenn die Reichsbank schon in normalen Zeiten wie am letzten Quartalswechsel eine Verschlechterung ihres Status von etwa dreiviertel Milliarden erfährt, so liegt die Frage nahe, wie der Reichsbankausweis im Augenblick einer Kriegserklärung sich gestalten wird. Ja, die Maßregel des Zwangskurses wird sogar nicht ausreichen; es wird notwendig sein, eine Stelle zu schaffen — sei es nun bei der Reichsbank oder der Seehandlung —, welche die Beleihung von Staatspapieren und Hypotheken bis zu einem gewissen Maximalbetrage gegen Staatspapiergeld oder gegen Zwangsnoten durchführt. Ohne eine solche Maßregel würde sofort die Mehrzahl unserer Sparkassen bankrott sein. Man sieht also, im Ernstfall ist der Unterschied zwischen einer Anlage in Hypotheken und einer solchen in Staatspapieren nicht so bedeutend, als es den Anschein hat. Es sind also auch nicht sowohl Gründe der Liquidität als der Wunsch, dem Markt der Staatspapiere einen ständigen Abnehmer zuzuführen, das bestimmende Motiv zu diesem gesetzgeberischen Vorgehen. Unter diesen Umständen aber ist eine Ausdehnung der Vorschrift zum mindesten auf die Banken durchaus erwägenswert.

Der andere Punkt der Verhandlungen betraf wie im Vorjahre die Frage der etatmäßigen Behandlung unserer Eisenbahneinnahmen. Herr v. Gwinner vertritt mit Lebhaftigkeit und mit überzeugenden Gründen den Standpunkt, daß es unwirtschaftlich sei, Investitionen der Eisenbahnen aus Mitteln des Betriebs zu bestreiten. Er verlangt die Übernahme solcher Ausgaben auf amortisablen Anleihekredit und demgemäß eine Erhöhung der zugunsten der allgemeinen Staatseinnahmen abzuführenden Rente der Eisenbahnen. Bei

Festsetzung einer Amortisationsrate von 0,6 Prozent werde es alsdann gelingen, die gesamte Eisenbahnschuld in sechsundfünfzig Jahren und sämtliche Neuinvestitionen in einundvierzig Jahren zu tilgen. Warum sich der Finanzminister gegen einen so einleuchtenden und praktikablen Vorschlag sträubt, ist nicht recht zu begreifen. Der Vorwurf, das Gwinnersche Verfahren bedeute eine ständige Vermehrung der Schuldenlast und sei deshalb weniger solide, ist offenbar ganz unzutreffend, da es sich um die Aufnahme produktiver, aus dem Betriebe zu amortisierender Schulden handelt.

Der Name des Herrn v. Gwinner verknüpft sich auch mit einer Finanztransaktion, die wegen ihrer Größe und Bedeutung hervorragende Aufmerksamkeit verdient — der Sanierung der Österreichischen Südbahn. Seit dem vorigen Jahre erst gehört Gwinner als Vertreter der deutschen Aktionäre dem Verwaltungsrate der Südbahn an. Die Zeit hat ausgereicht, um bei ihm den weitausschauenden Plan reifen zu lassen, der Finanzmisere der Südbahn ein Ende zu bereiten. Die Südbahn, die größte Privatbahn des Kontinents mit einem Anlagekapital von 2,8 Milliarden Franken, bietet in ihrer Finanzgeschichte eines der skandalösesten Beispiele dafür, wie im vorigen Jahrhundert mächtige Finanzgruppen — im vorliegenden Falle das Haus Rothschild — sich auf Kosten von ihnen gegründeter Unternehmungen zu bereichern verstanden. Die Südbahn ist durch die Methode der Geldbeschaffung, insbesondere die Wahl des dreiprozentigen Typus für ihre Obligationen, die sie zu Pari zurückzuzahlen hat, während sie kaum die Hälfte des Nominalkapitals dafür erlöste, mit einer ungeheuren Schuldsumme belastet. Diese beläuft sich auf 2169 Millionen Franken, für die nur 1027 Millionen Franken in die Kasse der Gesellschaft geflossen sind. Die letztere muß daher dieses tatsächliche Schuldkapital dauernd mit mehr als 6 Prozent verzinsen und an die Obligationäre ein Disagio von über 1 Milliarde Franken zurückzahlen. Dies hat sich im Laufe der Jahre als vollständig unmöglich erwiesen. Die Bahn behielt nicht einmal die erforderlichen Mittel, um die Neuinvestitionen zu bestreiten; sie mußte sich das rollende Betriebsmaterial im Wege der Leihe, also ganz unwirtschaftlich, beschaffen und gewann auch hierfür nur notdürftig die Mittel durch eine Hinausschiebung der Auslosung der dreiprozentigen Prioritäten. Nunmehr soll nach dem Gwinnerschen Plan eine grundsätzliche Sanierung erfolgen, die das Mißverhältnis zwischen Anlagewert und -kapital beseitigt. Diese Möglichkeit ist dadurch gegeben, daß die Südbahn gegen den italienischen Staat eine Annuitätenforderung von 29,5 Millionen etwa bis zum Jahre 1854 und von 12,7 Millionen von da bis 1968 besitzt. Diese Rentenforderung wird zur Unterlage einer dreiprozentigen amortisablen Anleihe in Höhe von 752 Millionen Franken verwandt. Von dieser Anleihe wird ein Teil den Besitzern der dreiprozentigen Obligationen zugewiesen, die im übrigen auf das Recht der Parirückzahlung so weit verzichten müssen, daß der Einlösungswert der Obligationen sich nur auf 70,40 Prozent des Nennwerts stellt. Ein anderer Teil der neuen Anleihe dient zur Pari-

rückzahlung der fünfprozentigen Prioritäten, einer unter dem Namen des „Kaufschillingsrestes" bestehenden Forderung des österreichischen Staates, schwebender Schulden und zur Schaffung eines ausreichenden Betriebsfonds.

Wenn es gelingt, auf diese Weise die Südbahn wieder zu einem lebensfähigen Unternehmen zu gestalten, so hat der Schöpfer dieses Planes sich kein geringes Verdienst um das deutsche Kapital erworben; ist dieses letztere doch mit nicht weniger als einer halben Milliarde Mark an dem Wohlergehen der Bahn interessiert.

Unter den Bankfirmen ist wieder eine zur Zahlungseinstellung gezwungen: J. H. Pistorius in Hildesheim. Eine Sanierungsaktion, welche die Deutsche und die Hildesheimer Bank versucht hatten, ist gescheitert. Wie in früheren Fällen soll nun unter Mitwirkung der Deutschen Treuhandgesellschaft ein Status aufgestellt und ein Moratorium nachgesucht werden, das eine Liquidation der Firma ermöglicht. Ob mit besserem Erfolg als bei anderen Insolvenzen, steht dahin. Ganz offensichtlich sind die sich ständig mehrenden Zusammenbrüche kleinerer Bankfirmen auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen und nicht nur in schlechter Geschäftsführung begründet. Die Konzentrationsbewegung im Bankgewerbe und die Konkurrenz der Großbanken erdrückt die kleinen je länger je mehr. Wer selbständig geblieben ist, sucht sich dadurch zu wehren, das er nach dem Muster der Banken seine Betriebsmittel durch Heranziehung von Depositengeldern stärkt. Für kleine Firmen ist das ein doppelt gefährliches Beginnen in einer Zeit, die dem Mißtrauen ohnedies Tür und Tor geöffnet hat. Der geringste Anstoß genügt unter solchen Umständen, um einen Ansturm der Depositengläubiger zu entfesseln, dem selbst eine Firma nicht gewachsen wäre, die streng nach den Regeln bankmäßiger Liquidität verfährt.

Spectator

Bücherliste

Voigt, R.: Das Tagebuch einer Fünfjährigen. Reutlingen, Verlag des schwäb. Gauverbandes.

Müller, Josef: Überstunden. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. M. 6.—.

Jansen, Max: Jacob Fugger, der Reiche. Studien und Quellen. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 10.—.

Brand, Georg: Die Wirtschaftsbücher zweier Pfarrhäuser des Leipziger Kreises im vorigen Jahrhundert. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 3.50.

Fontana-Russo, Dr. Luigi, Professor: Grundzüge der Handelspolitik. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 10.—.

von Zwiedineck-Südenhorst, Otto, Prof.: Sozialpolitik. Leipzig, B. G. Teubner. M. 9.20.

Kraepelin, Dr. Karl: Naturstudien in fernen Zonen. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.60.

Schäfer, Dietrich: Kolonialgeschichte. Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. M 0.80.

Sieveking, Prof. Dr. H.: Auswärtige Handelspolitik. Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. M. 0.80.

Bauch, Dr. Bruno: Geschichte der Philosophie. Immanuel Kant-Sammlung Göschen Nr. 596. Leipzig, G. J. Göschen. M. 0.80.

Brandenburg, E.: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches. (1870—1871.) Heft I und II. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Pohle, Ludwig Prof.: Der Unternehmerstand. Leipzig, B G. Teubner. M. 1,40.

Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit. Ein Bericht vom deutschen Werkbund. Jena, Eugen Diederichs. M. 1.—.

Preconi, Hector G.: Omar Khayyam. Die Sprüche der Weisheit. Zürich, Rascher & Cie. M. 1.—.

Bahr, Hermann: Die Kinder. Komödie. Berlin, S. Fischer.

Jacques, Norbert: Heiße Städte. Eine Reise nach Brasilien. Berlin, S. Fischer. M. 3.—.

Storck, Dr. Karl: Musik und Musiker in Karikatur und Satire. Lieferung 10—16. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. M. 1.—.

Ehrenberg, Dr. Richard: Bismarck als Leitstern sozialer Erkenntnis. Berlin, Reimar Hobbing. M. 1.—.

Gutzkows Werke, 4 Bände. Goldene Klassikerbibliothek. Herausgegeben von Reinhold Gensel. Berlin, Deutsches Verlagshaus, Bong & Co. à M. 2.—.

Foerster, Prof. Wilhelm: Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen. Berlin, Reimar Hobbing. M. 6.—.
Buchinger, Dr. med. Otto: Die Abstinenz und Marine. Hamburg, Guttempler Verlag. M. 1.—.
Lorey, Wilh.: Über den Charakter der höheren Schulen unserer Zeit. Leipzig, B. G. Teubner. M. 0,40.
Michelis, Dr. Heinrich: Unsere ältesten Vorfahren. Ihre Abstammung und Kultur. Leipzig, B. G. Teubner. M. 0,80.
Müller-Fraureuth, Karl: Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten. Lf. IV. Dresden, Wilhelm Baensch.
Schilling, Hermann: Sonnenliebe. Berlin, A. Stein. M. 1.50.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 und 1/2 4—1/2 6 Uhr. — Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, gekörnter Bezug, Schrift in Goldpressung. **M. 1.75.**

Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Pressung in Schwarz mit Gold. **M. 1.—.**

Vielfach geäußerten Wünschen aus unserm Leserkreise entsprechend haben wir uns entschlossen, eine Original-Einbanddecke für die Grenzboten in geschmackvoller, solider Ausführung herstellen zu lassen. Für jeden Jahrgang sind vier Decken erforderlich. Die Decken für 1910 sind sofort komplett lieferbar, für 1911 und die folgenden Jahrgänge jemalig am Schlusse des betr. Vierteljahrs. Gegen einen entsprechenden Aufschlag sind wir bereit, einzelne Decken mit den Jahres- und Bandzahlen älterer Jahrgänge zu versehen.

Ein Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein lag der Nummer 9 vom 1. März bei.

Berlin SW. 11,
Bernburgerstr. 22a/23

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

418. **Hilfslehrer** (Neuphilologe) f. Nordseeinsel (Englisch) (2400 M.), 1. 5.
419. **Hauslehrer**, jg., ev., f. 3 Knab. (sehr angen. Stellg.), Sachsen.
432. **Bürgermeister**, p. sof., Nordseebad.
433. **Pfarrer**, 15. 10. (2600 M.), Sachsen.
434. **Hauslehrer**, f. 13jähr. Knaben, sof., Mecklbg.
440. **Hauslehrer** nach Galizien f. 3 Kind. (1200 M., freie Station).
441. **Prediger**, Westpr., bald (2450 M.).
442. **Pfarrer**, Sachsen, bald.
443. **Hilfsprediger**, (3000 M.), Rheinld.

B. Für Damen.

394. **Erzieherin**, ev., jg., mus., gepr., 1. 6., Sachsen.
398. **Erzieherin**, mus., (Sprach. im Ausld. erlernt) Latein, f. 1 Mädch., 1. 5., Westpr.
415. **Lehrerin**, gepr., f. 2 Kind., 1. 5., Pommern.
417. **Erzieherin**, ev., gepr., f. 2 Mädchen, Ostpr.
435. **Oberlehrerin** f. Religion u. Deutsch (8500 M.), bald, Norddeutschland.
439. **Erzieherin**, jüng., ev., bald, Westfalen.

Stellengesuche.

Die ersten 3 Zeilen kosten 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Leutnant a. D. mit tadelloser Vergangenheit sucht Stellung als **Erzieher** bezw. **Leiter** einer Erziehungsanstalt. Entsprechende Vorbildung vorhanden. Offerten unter T. H. 639 an die Grenzboten, Berlin SW. 11.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Biologie und Politik

Von Prof. Dr. H. G. Holle-Bremerhaven

In einem früheren Aufsatz in diesen Blättern (1910, Heft 46) habe ich die Notwendigkeit betont, in dem biologischen Unterricht unserer höheren Schulen bis zu den allgemeinen Gesichtspunkten vorzudringen, um den Schülern etwas ins Leben mitzugeben, was sie später, während der Vorbereitung für ihren besonderen Beruf, zu erwerben keine Zeit haben. Das nach dem Zeitalter der Technik angebrochene Zeitalter der Biologie verlangt eine neue allgemeine Bildung, die einen festen Grund bietet, auf dem sich der einzelne selber in das Gesamtleben einordnen, das heißt nicht nur eine eigene Weltanschauung, sondern auch Leitlinien finden kann für das Zusammenleben mit anderen Menschen, also für die Politik.

Wenn wir nun so mit O. Ammon*), L. Woltmann**), H. Driesmanns***), A. Reibmayr†) und anderen Politik als angewandte Biologie auffassen, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, wie weit eine solche Betrachtungsweise zulässig ist.

Ein geordnetes Zusammenleben finden wir auch bei Tieren, am vollkommensten ausgeprägt unter den auf eine ältere Entwicklung als der Stamm der Wirbeltiere zurückweisenden Kerfen, bei Bienen und Ameisen. Wir reden von Bienen- und Ameisen-„Staaten" und finden in diesen Staaten natürliche Einheiten höherer Ordnung, die untereinander geradeso im Wettbewerb stehen wie die Individuen. Aber wenn wir, durch das Wort verleitet, die menschlichen

*) „Die natürliche Auslese beim Menschen", Jena 1893. — „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen", Jena 1895. — Aufsätze in der Deutschen Welt und anderes.

**) „Politische Anthropologie", Eisenach 1903. — Aufsätze in der Politisch-Anthropologischen Revue.

***) Neben anderen Schriften besonders „Dämon Auslese", Berlin 1907.

†) Aufsätze in der Politisch-Anthropologischen Revue und im Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie.

Staaten als etwas Entsprechendes betrachten wollten, würden wir einen verhängnisvollen Fehler machen. Vor allen Dingen fehlt die generative Geschlossenheit dieser Tierstaaten. Wie wir uns aber auch die Entstehung der menschlichen Staaten denken mögen, die biologische Grundlage ist jedenfalls auch hier der allem Lebenden innewohnende Trieb zur Vergesellschaftung. Dieser Trieb ist ebenso elementar wie der Selbsterhaltungstrieb, oder besser der Trieb zur Selbstbehauptung, der zum allgemeinen Wettbewerb, zum „Kampf ums Dasein" führt, und kann nicht wegen eines etwaigen Nutzens erst durch letzteren entstanden sein. Es würde zu weit führen, diese Behauptung hier aus Tatsachen des tierischen Lebens abzuleiten; es genügt, darauf hinzuweisen, daß er auch beim Menschen noch unmittelbar wirksam ist, auch gegen das Prinzip der Selbstbehauptung und unabhängig von der Herausbildung einer natürlichen Einheit höherer Ordnung, Familie, Horde, Volksstamm, bei denen der Trieb zur Selbstbehauptung, zum Kollektivegoismus erweitert ist. Es handelt sich um die im öffentlichen Leben fast täglich zu beobachtende Neigung der Menschheit, eine „Masse" zu bilden im Sinne von Gustave Le Bon, dessen lehrreiche Ausführungen („Psychologie der Massen", deutsch von Rud. Eisler, Leipzig 1908) allen Politikern zur wiederholten Lesung dringend empfohlen werden können, wenn auch seine Auffassung der Rasse naturwissenschaftlich auf schwachen Füßen steht und seine Schlußbetrachtungen über Werden und Verfall der Kulturen dadurch sehr angreifbar werden.

„An einer psychologischen Masse", sagt er (S. 12), „ist das Sonderbarste dies: Welcher Art auch die sie zusammensetzenden Individuen sein mögen, wie ähnlich oder unähnlich ihre Lebensweise, Beschäftigung, ihr Charakter oder ihre Intelligenz ist, durch den bloßen Umstand ihrer Umformung zur Masse besitzen sie eine Art Kollektivseele, vermöge deren sie in ganz anderer Weise fühlen, denken und handeln, als jeder von ihnen für sich fühlen, denken und handeln würde." Als wichtigste Ursache der Massenbildung bezeichnet Le Bon die Suggestibilität, die in den zur „Masse" vereinigten Individuen „besondere Eigenschaften hervorruft, welche denen des isolierten Individuums völlig entgegengesetzt sind". S. 17: „So sieht man Geschworene Urteile abgeben, die jeder Geschworene einzeln mißbilligen würde, Parlamente Gesetze und Maßnahmen annehmen, die jedes Mitglied als einzelner ablehnen würde. Die Männer des Konvents waren jeder für sich aufgeklärte Bürger mit friedlichen Gewohnheiten. Zur Masse vereinigt, zauderten sie nicht, die grausamsten Vorschläge zu billigen, die offenbar unschuldigsten Individuen aufs Schafott zu schicken und im Gegensatz zu allen ihren Interessen auf ihre Unverletzlichkeit zu verzichten und sich selbst zu dezimieren." Aber wesentlich erleichtert und gefördert wird die Bildung einer „Masse", wie ebenfalls Le Bon zutreffend ausführt, durch den Untergrund einer gemeinsamen Rassenangehörigkeit. Erst wenn die „Massenseele" zur Volksseele wird, haben wir die Naturgewalt, die die einzig zuverlässige Triebkraft für die Maschinerie der Politik bildet, solange die Rassenkraft des Volkes vorhält. Aber

die Triebkraft der Maschinen bedarf der Führung, und so müssen auch die Massen beherrscht werden und sie wollen auch einen Herrn haben. Le Bon sagt S. 55: „Das Milieu, die Umstände, die Ereignisse stellen die sozialen Suggestionen des Augenblicks dar. Sie können von erheblichem Einflusse sein, aber dieser Einfluß ist stets, wenn er den Rassen-Suggestionen, das heißt der ganzen Ahnenreihe entgegengesetzt ist, ein momentaner." ... „Viele Staatsmänner*) stehen noch auf dem Standpunkte des verflossenen Jahrhunderts, welche glaubten, eine Gesellschaft könne mit ihrer Vergangenheit brechen und ganz neu organisiert werden, rein durch die Kraft der Vernunft. — Ein Volk ist ein durch die Vergangenheit geschaffener Organismus, der, wie alle Organismen, sich nur mittels langsamer Erbansammlungen verändern kann." Aber auch Le Bon denkt sich wie viele nicht unmittelbar von der Naturwissenschaft ausgehende Forscher, z. B. auch Chamberlain, diese langsame Entwicklung als eine historische Größe. Die historisch wirksamen Veränderungen sind, wie namentlich Reibmayr überzeugend darlegt, Rassenmischungen, die aber nicht, wie vielfach irrtümlich angenommen wird, zur Bildung einer neuen Rasse führen. Nicht historische, sondern „geologische" Zeiträume sind, wie zu einer Neubildung, auch zu einer wirklichen Verschmelzung, wenn solche überhaupt möglich, erforderlich, und während dieser ganzen Zeit eine Verhinderung anderweitiger Zumischung durch Isolierung. Wie kann man etwa von einer „amerikanischen Rasse" reden, wenn nach den ersten Anfängen einer Vermischung von Angelsachsentum und Germanentum schon eine slawische und verstärkte romanische Beimischung den Charakter umwandelt, von drohender Beimischung des Negertums und Japanertums ganz zu schweigen! In dem Mischvolk aber sind die verschiedenartigen Rasseneigenschaften nicht zu einer mittleren Größe verschmolzen, sondern nur durcheinandergewürfelt, und zwar sogar innerhalb der einzelnen Individuen. Sie würden wieder vollständig auseinanderfallen, wenn die Vereinigung zusammengehöriger Bestandteile dauernd begünstigt wäre. Historisch sind nur die Änderungen dieser Mischung durch Zuwanderung und durch vorzugsweise Förderung oder vorzugsweisen Verbrauch bestimmter Rassenbestandteile. Nur eine den Rassenkern nicht angreifende Anpassung an die besonderen Lebensumstände ist durch die „Plastizität" der Rasse wie beim Individuum möglich.

Viele Politiker und Historiker glauben, daß das „Nationalitätsprinzip" seine Zeit hätte wie andere früher herrschende Ideen, gewissermaßen Modesache sei, die sich überleben werde wie andere Moden. Sie übersehen dabei, daß bei der „Nation", die als Subjekt der Geschichte betrachtet wird, nur der Name geblieben ist, die rassenmäßige Zusammensetzung aber sich geändert hat. Wenn wir jedoch den Begriff des Volkes biologisch als ein bestimmtes Rassengemenge — denn reine Rassen gibt es nicht mehr — auffassen, wird das Volkstum mit

*) Ich möchte sagen, gewisse Parteien, die sich auf biologische Wissenschaft berufen, ohne deren Wesen begriffen zu haben.

der geologischen Dauerhaftigkeit seiner Rassenbestandteile auch weiterhin die eigentliche Triebkraft des historischen Geschehens bleiben.

Wenn nun auch die Bedürfnisse des Augenblicks zahllose und oft widerstreitende Rücksichten anderer Art zur Geltung bringen, so muß die Rücksicht auf das Rassetum, das heißt die Erhaltung der günstigen Rassenmischung, die oberste Richtschnur aller Entschließungen eines leitenden Staatsmannes sein, wie sie es bei Bismarck tatsächlich gewesen ist. Denn nur die Erhaltung der Rassenkraft und die daraus sich ergebende Einheitlichkeit und damit entscheidende Willensrichtung der „Volksseele" gibt einem Volke die Möglichkeit, sich zu behaupten und durchzusetzen.

Rasse, Volkstum und Staat sind aber Gruppenbildungen, die sich nicht decken, sondern vielfach durchschneiden. Dazu kommen noch andere Kreise, wie Religionen, wirtschaftliche Gruppen, die trotz dieses Durchschneidens, das den einzelnen oft in Zwiespalt mit sich selber bringt, im Wettbewerb, im „Kampf ums Dasein" stehen. Jeder dieser Kreise wird um so bessere Aussicht haben, in diesem Wettbewerb sich zu behaupten, je mehr er sich mit den anderen deckt, also deren Grundkräfte für sich mit zur Geltung bringt. Das bessere Zusammenfallen dieser Kreise ist es vor allem, was es dem Japanertum ermöglicht hat, plötzlich so machtvoll hervorzutreten, und dem Chinesentum, sich durch so außerordentlich lange Zeiträume zu erhalten. Wenn wir nun den Arterhaltungstrieb als den erweiterten Trieb zur Selbsterhaltung und Selbstbehauptung überall in der Natur betätigt sehen, müssen wir ihn auch als das natürliche Recht und die natürliche Pflicht des einzelnen betrachten. Erhaltung der Art kann nun für den Menschen nur heißen: Erhaltung des Volkstums; die „reine Rasse" anzustreben würde bedeuten, mit der Zerstörung des Volkstums ihr die Grundlage der Daseinsmöglichkeit nehmen, also das Gegenteil der Absicht erzielen. Gerade wenn wir den nordischen Rassenbestandteil unseres Volkes für den höherwertigen halten, werden wir uns hüten müssen, ihn durch Reinzucht zu isolieren und von der Übermacht der anderen Rassenbestandteile erdrücken zu lassen. Biologisch gesunde Politik kann also nur sein, den mit den wertvolleren Rasseneigenschaften ausgestatteten Individuen die Möglichkeit der Erhaltung und vor allem der Fortpflanzung zu sichern, im übrigen aber die historisch und sogar prähistorisch begründete Rassenmischung unseres Volkes als gegebene Größe hinzunehmen. Je mehr die einzelnen der vorhin erwähnten und andere engere Interessenkreise bestimmte Rassenbestandteile oder Rassenanlagen vorzugsweise an sich ziehen und mit den entsprechenden anderer Völker vereinigen, desto mehr werden sie zum Zerfall des Volkstums beitragen, ein Punkt, der gerade für unsere gegenwärtige Politik besondere Beachtung verdient.

Ebenso wichtig ist die Frage der weiteren Zumischung. Es ist gesagt worden, daß Rassenmischung an sich geeignet ist, durch die gerade aus der Verschiedenheit sich ergebende Anregung die Kultur zu heben. In der Tat sind alle alten Kulturen auf diese Weise entstanden, aber auch — an dem Übermaß

der Rassenmischung zugrunde gegangen, wenn sie die Erbweisheit ihrer Staatengründer vergessen hatten, die, wie Reibmayr richtig bemerkt, zwar weniger exakte Kenntnisse, aber mehr intuitive Anschauung von den Gesetzen des Lebens hatten als wir, sie auch in die Tat umzusetzen wußten. Wir aber vergessen über dem Abstraktum „Kultur" deren konkreten Träger, den Menschen. Die Überhastung der Kulturentwicklung, wie die heutige Zeit sie bietet, ist an sich bedenklich für die Erhaltung des Volkstums, wie die verfrühte Reife des Einzelmenschen seiner Lebensfähigkeit nicht förderlich ist. Denn die beschleunigte Kulturentwicklung bedeutet einen beschleunigten Verbrauch der sie tragenden Rassenbestandteile, deren Fortpflanzung eben durch die Kultur beschränkt wird. Es muß Zeit bleiben für die Erhaltung dieser Bestandteile, oder es müssen genügende Reservate unverbrauchter Volkskraft vorhanden sein in der engeren Berührung mit der Natur, wie die Landwirtschaft sie bietet. Kolonisation in der Heimat ist also eine Lebensfrage für unser Volk. Wollen wir uns aber auf Ersatz von außen verlassen, so bleibt kaum noch die Möglichkeit, gleichwertigen Ersatz heranzuziehen, und unserem Volkstum hinreichend verwandten Ersatz, um harmonische Mischung zu erzielen. Man darf aber nicht vergessen, daß mit der bloßen Zuwanderung noch keine Mischung eingetreten ist. Diese kommt erst ganz allmählich zustande und nur, wenn die Zugewanderten in unserem Volkstum aufgehen. Das geschieht aber nur nach Annahme unserer Sprache. „In der Sprache treten", wie Alfr. Schultz in der Politisch-Anthropologischen Revue IX, 8 richtig bemerkt, „alle Gefühle, Empfindungen, Gedanken und Erfahrungen in die Erscheinung. Sie ist deren Verkörperung, nicht nur das größte Besitztum, sondern auch die größte Tat eines Volkes, eine Tat, an der das Volk als solches beteiligt war und ist." Die Sprache bildet so eine rassegemäße Suggestion, die den einzelnen in die Bahn des Volkstums zwingt. Das Verharren eines zugemischten Volksbestandteils bei seiner besonderen Sprache läßt ihn dagegen sicher aus dem Volkstum herausfallen und nach einem anderen hinneigen.

Neben der Verhinderung der Zumischung minderwertiger Rassenbestandteile, deren Minderwertigkeit sich oft schon aus der Kriminalstatistik erweist, verlangt eine biologisch begründete Politik auch die Ausmerzung vorhandener, der Gemeinschaft direkt schädlicher Charakteranlagen, die einer früheren, noch außerhalb der Kultur liegenden Daseinszeit entstammen. Diese negative Auslese entspricht dem Walten der „natürlichen Zuchtwahl", die im Kulturleben sonst fast ganz ausgeschaltet ist, die aber allein imstande ist, eine Art auf der lebensfähigen Umgrenzung des Charakters zu halten. Diese biologische Auffassung liegt trotz des Aufschwungs der Naturwissenschaften merkwürdigerweise den heutigen Politikern noch weltenfern, während sie alten Völkern zum Wohle des Ganzen geläufig war. Dagegen findet in der katholischen Welt durch den Zölibat der Priesterschaft eine negative Auslese gerade der Intelligenz statt, die den geistigen Durchschnitt des Volkes herunterzudrücken geeignet ist. Daß eine einfache Beseitigung der Träger gemeinschädlicher Anlagen sich heute nicht mehr durch-

führen läßt, ist nicht wesentlich. Biologisch entscheidend ist nur die Verhinderung der Fortpflanzung. Diese Verhinderung wenigstens statt der bloßen Erschwerung durch die gesellschaftliche Ächtung und das gerichtliche Verfahren müßten wir durchzuhalten suchen. Die Überkultur mit ihrer Übertreibung des Humanitätsbegriffs hat uns da in falsche Bahnen gedrängt. Töricht zugleich und anmaßend ist es, wenn mit der juristischen Theorie der „Sühne" der Mensch sich zum Hüter der göttlichen Weltordnung aufwirft. Praktischen Sinn hat nur die Theorie der Abschreckung und die der Unschädlichmachung für die Gesamtheit. Wichtiger aber als diese Sicherung vor weiteren Taten des einzelnen Verbrechers und biologisch entscheidend ist allein die Verhinderung der Fortpflanzung seiner Anlagen, die „erbliche Entlastung" des Volkes, wie Driesmanns sagt. Und wenn ein Staat von Nordamerika für schwere Sittlichkeitsverbrechen Entmannung statt Zuchthaus eingeführt hat, so gibt er damit nicht nur ein Beispiel praktischer Durchführung biologischer Erkenntnis, sondern handelt „human" zugleich auch gegen den Verbrecher. Wir dagegen glauben biologisch zu handeln, wenn wir den Verbrecher für moralisch minderwertig oder entartet erklären und in Widerspruch damit ihn nach einiger Zeit der Beobachtung als „geheilt" (?!) wieder auf die Menschheit loslassen und ihn seine Anlagen fortpflanzen lassen. Im Naturleben, das uns als Lehre dienen muß, entscheidet immer nur das Wohl der Art, und das Individuum hat nur Wert als Träger oder mindestens Förderer artgemäßer Vererbungstendenzen.

Diese negative Auslese, die Säuberung des Volkstums von direkt schädlichen Rasseanlagen, ist der eigentliche Kernpunkt der „Rassenhygiene". Sie wird ergänzt durch die Erschwerung der Lebenshaltung und damit der Fortpflanzung für die Untüchtigen. Diese natürliche Auslesewirkung der Gesellschaftsordnung wird durchkreuzt durch die „humane" Fürsorge für das Verkommende, das wir sorgfältiger zu erhalten bemüht sind als das rassenhaft Taugliche. Krankhafte Anlagen von der Fortpflanzung oder wenigstens von der legalen Fortpflanzung in der Ehe auszuschließen wäre biologische Politik. Aber es gibt auch naturunkundige Schwärmer, die von „Höherzüchtung" der Rasse träumen. Wir kennen noch nicht die Wege der Natur, wenn sie neue Rassen und Arten schafft, jedenfalls sind sie dem Bereich menschlichen Könnens, ja nur menschlicher Beeinflussung entrückt. Wenn wir bei unseren Haustieren von „Rasse" reden, so ist das etwas anderes als eine Naturrasse. Es ist kein Schaffen von neuen Eigenschaften, sondern ein Herausholen und Häufen einzelner schon vorhandener Keimanlagen ohne Änderung der Grundlage, des Geblüts. Ein Hund würde bei noch so guter Verkleidung und Anmalung einen Neger sofort von einem Weißen durch den Geruch unterscheiden, mit derselben Sicherheit, wie er einen viel fremdartiger gestalteten Hund einer anderen Rasse, dem er zum erstenmal in seinem Leben begegnet, sofort als seinesgleichen erkennt und anerkennt. Jenes Herausheben einzelner Keimanlagen bedingt aber eine Störung der Harmonie, die zu einer Beeinträchtigung der Lebensfähigkeit führt. In das Naturleben

zurückversetzt, fallen unsere Züchtungen in die Urform zurück oder sie sterben aus; ja sogar innerhalb der Kulturbedingungen sind sie von beschränkter Dauer. Und selbst diese Dauer haben sie nur durch die fortgesetzte positive Auslese der erwünschten Anlagen zur Nachzucht und Erhaltung unter künstlichen Bedingungen, während die unerwünschten Formen nicht zur Fortpflanzung zugelassen und beseitigt oder verbraucht werden. Beim Menschen dagegen führt, wie schon auseinandergesetzt, gerade die Auslese der Rassetüchtigen für die Kulturzwecke zum Verbrauch, und das Minderwertige läßt man sich ungehindert vermehren.

Nun sind die hervorragendsten Züchtungsergebnisse von Kulturpflanzen und Haustieren durch Kreuzung von Naturarten erzielt; man empfiehlt diese also auch für den Menschen zum Zweck der Höherzüchtung. Es liegt aber in der Natur der Sache und ist durch unzählige Einzelerfahrungen bestätigt, daß die Kombination verschiedenartiger Anlagen, weil sie in den Nachkommen nur selten zu einer gleichförmigen „Mischung" gelangen, sondern zum größten Teil gesondert vererbt werden, zu einem disharmonischen „Gemenge" von Merkmalen führt, das die Lebensfähigkeit und Fortpflanzungsfähigkeit ihrer Träger beeinträchtigt. Unzählige solche unbrauchbaren Mischlinge sondert der Züchter aus, bis er gelegentlich einmal eine ihm zusagende Kreuzung erhalten hat. Diese ist aber, wenn überhaupt, nur bei weiterer Inzucht und unter sorgfältiger Hegung lebens- und fortpflanzungsfähig. Beide Tätigkeiten des Züchters würden beim Menschen naturgemäß fortfallen; was könnte auf diesem Wege also wohl erreicht werden, selbst wenn wir annehmen, daß wir uns über das Züchtungsideal verständigten und es durch lange Zeiträume beibehielten! Ja sogar, wenn dieses Ideal einem bestimmten ehemals reinen Rassebestandteil entspräche und es gelänge, diese Rasse wieder rein herauszubringen, so würde diese Form unter den heutigen Lebensbedingungen nicht mehr lebensfähig sein. Es kann sich also für uns nur darum handeln, die Träger günstiger Rasseeigenschaften in ihrer Fortpflanzung zu begünstigen, also eine gute Heiratspolitik zu treiben und ihre Lebensbedingungen zu verbessern, nicht aber gerade umgekehrt die minderwertigen Bestandteile zu hegen und zu fördern und durch Zulassung weiteren Zuzugs zu vermehren.

Also nicht Höherzüchtung ist das Ziel biologisch verständiger Politik, sondern Erhaltung und Weiterzüchtung der rassetüchtigen Volksbestandteile. Dazu sind vor allen Dingen die Frauen nötig. Aber die heutige „Frauenbewegung" fördert die negative Auslese der Tüchtigen, indem sie die erwerbstätigen Frauen von der Fortpflanzung fernhält. Das gilt zunächst von den Frauen, mittelbar aber auch von den Männern. Gewiß zwingt die Notlage der Umstände dazu, den Frauen mehr Gelegenheit zu selbständiger Betätigung im Berufsleben zu eröffnen, aber über der Fürsorge für das vergängliche Individuum dürfen wir nicht die Fürsorge für die dauerfähige Art außer acht lassen. „Man zerbricht sich den Kopf," sagt E. Hasse („Deutsche Politik"), um immer neue Berufe für Frauen zu finden und zu erfinden. Unsere gesamte

soziale Politik sollte sich bemühen, den Frauen ihren mütterlichen Beruf zu ermöglichen und zu erleichtern. Die Frau von der Last des Berufs zu befreien, das muß die Hauptfrage sein, die wirtschaftlichen Bedingungen der Männer so zu gestalten, daß nur die Männer für den Unterhalt der Familie arbeiten, die Hausfrau aber daheim der Familie und der Haushaltung leben kann, das muß das Ziel aller Reform sein." Das deckt sich mit den Ausführungen Max von Grubers in „Mädchenerziehung und Rassenhygiene" oder Friedrich Langes im „Reinen Deutschtum" und der Ansicht aller Besonnenen, die sich geistig noch nicht der Frauenherrschaft unterworfen haben, an der oder mit der noch jedes Volk zugrunde gegangen ist. Gegen die unbestreitbaren üblen Folgen der Frauenbewegung hat diese das Schlagwort der „Ehereform" aufgebracht, die letzten Endes die Fürsorge für die Kinder dem Staate zuweist und damit dem rassemäßigen Milieu der Familie entzieht. Als wenn eine in Jahrtausenden natürlich entstandene und trotz aller Mängel bewährte Ordnung durch ausgeklügelte Einrichtungen ersetzt werden könnte!

Mit immer zunehmender Geschwindigkeit würde die Entwicklung der Kulturvölker den abschüssigen Weg zum Verderben hinabrollen, wenn nicht die Natur ein biologisches Korrektiv hätte: nämlich eben die Rasseanlagen, die das persönliche Sichauslebenwollen der Frau bedingen, schließen deren Träger von der Fortpflanzung aus und lassen der weiblichen Frau das Feld. Die heutige Frauenbewegung ist nicht die erste in Deutschland; wir müssen hoffen und dazu mitarbeiten, daß sie eher überwunden ist, als sie unser Volk zugrunde gerichtet hat.

Wir Deutsche haben es bei unseren schwachen Rasseninstinkten besonders nötig, die Erkenntnis der Notwendigkeit biologisch geleiteter Politik zu wecken und zu verbreiten. Ich habe bei meinen Ausführungen vermieden, die Anwendung der biologischen Betrachtung auf den praktischen Einzelfall zu machen, was im engen Rahmen dieser Erörterung auch nicht angängig war. Die Politik ist die Kunst, von dem Notwendigen das Mögliche zu verwirklichen. Bei den so mannigfach verschlungenen Zusammenhängen unseres Kulturlebens kann die Entscheidung über die Möglichkeiten und den besseren Weg zu ihrer Verwirklichung nach bester Überzeugung des einzelnen verschieden ausfallen, zumal die Entscheidung unbewußt von der rassemäßigen Gefühlsstimmung ihre Richtung bekommt. Es ist auch nicht gesagt, daß alles Notwendige möglich ist. Aber diese Verneinung würde heißen, uns selber aufgeben. Solange wir das nicht tun, müssen wir alles biologisch Notwendige für möglich halten; und nur mit diesem Glauben an unser besseres Selbst ausgerüstet, werden wir die Kraft zur Verwirklichung der notwendigen politischen Maßnahmen finden und von der Interessenpolitik des Augenblicks uns wieder zurückbesinnen auf das Wohl des Ganzen, auf den Umstand, daß das Deutsche Reich, wie die Einleitung seiner Verfassung besagt, gegründet ist zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes!

Die neue Gartenkunst

Von Dr. Friedrich Wolters-Steglitz

(Schluß.)

Schiller behauptet, daß die schönen Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner würden, aber nicht zum Vorteil des guten Geschmacks, weil es noch an festen Prinzipien fehlte und alles der Willkür überlassen bliebe. „Diese Geburten des nördlichen Geschmacks", schrieb er, „sind von einer so zweideutigen Abkunft und haben bis jetzt einen so unsicheren Charakter gezeigt, daß es dem echten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte und dem Dilettantismus zum Spiele dahingab . . . Aus der strengen Zucht des Architekten flüchtete die Gartenkunst sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Lizenz und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie die Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur anderen hinüberspringen, und die Natur, in einem größeren oder kleineren Bezirk, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch gewisse architektonische Übereinstimmung und Größe entschädigt wurde, so sinkt sie nun, in unseren sogenannten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtenteils noch, nicht wenig begünstigt durch den weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten." Schiller untersucht dann die Möglichkeiten des architektonischen und des poetischen Geschmacks und erkennt auch dem zweiten eine Berechtigung zu, wenn er aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs entferne und — ein Widerspruch in sich — die Freiheit zum obersten Gesetz erhebe. Aber er sei gescheitert, weil er aus seinen Grenzen getreten sei und die Gartenkunst in die Malerei hinübergeführt habe. Der verjüngte Maßstab der letzteren aber kann in einer Kunst nicht wirken, welche die Natur durch sich selbst repräsentiert, und jede sichtbare Nachahmung muß also ins Tändelhafte und Willkürliche fallen. Schiller neigt sich dann einer im Gartenkalender vorgeschlagenen Vereinigung beider Geschmacksrichtungen zu, wodurch die Gartenlandschaft vom eigentlichen Garten, der seine alte Dreiteilung und seine festen Grenzen haben soll, geschieden wird und beide wieder auf vernünftige Zwecke zurückgeführt werden sollen, ohne daß man versucht, „die Welt in eine Gartenmauer einzuschließen". Aber, und hier opfert er seiner Zeit, er hält dennoch „symbolische und gleichsam pathetische

Gärten" für möglich, „die ebensogut als musikalische oder poetische Kompositionen fähig sein müßten, einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu erzeugen".

Als Beispiel dafür führt er die große Gartenanlage zu Hohenheim an, in der der Betrachter zunächst nicht ohne Befremdung römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern und dergleichen mit Schweizerhütten und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnismauern abwechseln sieht. Aber, so meint er, wenn seine Einbildungskraft die Verbindung so disparater Dinge nicht begreifen kann, so wird die Vorstellung, eine ländliche Kolonie, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, vor Augen zu haben, mit einem Male die Widersprüche lösen und eine geistvolle Einheit in die barocke Komposition bringen. „Ländliche Simplizität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält und noch lange nachhallt, wenn schon alles verschwunden ist."

Wir fühlen deutlich, daß es sich also auch hier nicht um ein Kunstwerk, sondern um eine Art von stummem natürlichen Theater mit Staffage handelt, und es ist schwer zu begreifen, wie Schiller das „Gemälde (!) dieser Hohenheimer Anlage" loben und zugleich das Seifersdorfer Tal bei Dresden, wo Sittensprüche auf eigene Täfelchen geschrieben an den Bäumen hingen und Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemisch durcheinander gewürfelt waren, in einem Atem mit dem Garten zu Schwetzingen verurteilen konnte.

Die Annahme freilich, daß ein Landschaftsgarten überhaupt möglich sei, daß man die natürliche Freiheit zu einem künstlerischen Gesetz erheben könne, mußte notwendig in die Irre führen. Einige Jahrzehnte später suchten Leopold v. Dessau in Wörlitz, Lenné in Potsdam und Berlin, und mit noch feinerem Takte, größerer Kenntnis aller europäischen Gärten, reicherem Wissen des pflanzlichen Lebens Fürst Pückler in Muskau den englischen Garten von allem romantischen Wirrwarr zu befreien und den reinen Typus eines landschaftlichen Gartens zu gewinnen. Was Pückler vor allem erreichte, war die bewunderungswürdige Ordnung und Bepflanzung eines Neißetales, deren einzelne Baumgruppen für uns dort, wo Pückler sich durch eine Verdoppelung geschlossener Sichten dem Raumprinzip nähert, von herrlicher Wirkung sind, als Ganzes aber keinen Garten bilden, sondern eine „idealisierte Landschaft". Diese erweckt aber durch ihre Teile in uns nicht mehr, wie ihr Schöpfer forderte, „gleich einem guten Buche neue Gedanken und Gefühle", weil die Gedanken und Gefühle jener Zeit erloschen sind und keine künstlerischen Formen in diesen Landschaftsbildern auf uns einen lebendigen Zwang ausüben. Wir empfinden eine sorgfältige Pflege und ein tiefes Verständnis für die stofflichen Grundelemente

des Gartens, aber nirgends ihre einheitliche Bindung durch ein formales Prinzip, und verlieren bald nicht allein an den Grenzen, wo die „Wildnis“ beginnt, sondern auch inmitten des Parkes das Gefühl, vor einer gewollten Schöpfung des menschlichen Geistes zu stehen.

In der Tat vermochte auch die Säuberung des landschaftlichen Parkes von allem szenarischen und architektonischen Beiwerk den Untergang des Gartens nicht aufzuhalten. Nachdem seine Grundlage einmal zerstört war, verlor sich auch bald die Liebe zu ihm; nachdem er aus seiner ihm notwendigen Bindung mit dem Hause gelöst war, fand er auch keine Künstler mehr, die sich seiner Gestaltung mit leidenschaftlichem Eifer angenommen hätten. Ja, was schlimmer war, auch die belebende Begeisterung der Gartenliebhaber schwand seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, wenigstens auf dem Kontinent, immer mehr, und die Pflege des Gartens wurde völlig der kalten Sachlichkeit des Fachmanns überlassen, der in staatlichen Gärtnerschulen den „englischen Gartenstil“ gelernt hatte, der in keinem Zusammenhang mehr mit den anderen Künsten, vor allem der Baukunst und Plastik, stand und der immer mehr an die Stelle einer künstlerischen Gestaltungskraft ein technisches Wissen setzte*).

Freilich folgte er damit ganz den Tendenzen seiner Zeit, die immer rücksichtsloser die Lebenskräfte zersplitterte und sie durch Begriffe zu ersetzen suchte; und was hätte der Gartenkunst der Zusammenhang mit einer Baukunst geholfen, die immer mehr zu einer historischen Wissenschaft und einer utilitarisch angewandten Technik herabsank. Die Verderbnis beider Künste zeitigte dann jenen furchtbaren Villenstil, der nur durch Scheußlichkeit und Unverstand alle bisherigen Zeiten übertraf. Das Haus wurde aus der ebenen Fläche gehoben und auch nicht etwa, wie es die Berg- oder Hügellandschaft erfordert, an einen Hang gelehnt, sondern um der erlernten „Naturlandschaft“ willen auf eine völlig unnatürliche Erdanhäufung gesetzt; das umgebende Gartenland, selbst wenn es nur ein achtel Morgen groß war, wurde in Berg und Tal verwandelt, die Wege in krampfhaften Verschlingungen — um Größe und Natürlichkeit vorzutäuschen — um unschöne Gebüsche geschlungen, ein Teich an einem willkürlichen Fleck — um eine landschaftliche Zufälligkeit vorzulügen — mit ausgefransten „natürlichen Ufern“ angelegt, so daß er meist einer geplatzten Zementwurst ähnlicher sah als einem Wasserbecken; die ruhige Wiese wurde in lächerliche Abhänge umgewandelt, von denen die Blumenbeete, die manchmal allein noch eine unüberwindlich strenge Form aus dem jahrtausendalten Erbe hinüberretteten, fast hinabzurutschen drohten; und um den Horror vollkommen zu machen, bestreckte man das heilige Grün des Rasens mit einem Geschmeiß von eklen „niedlichen“ Figuren, aus denen nur die greulichste aller Geschmacksverirrungen noch immer „Natur“ zu lesen vermag.

*) Vgl. dazu S. 21 u. 58 ff. der „Park- und Gartenstudien“ von A. Lichtwark (Berlin, Bruno Cassirers Verlag, 1909), einem Buche, dem wir für das Folgende manche Anregungen danken.

Aus der Zusammenhanglosigkeit von Haus und Garten entstand auch die sogenannte gärtnerische Anlage, die zunächst als ein wilder Schößling an unbebauten Straßenecken und -kreuzungen — oft als Lockung von Bauspekulanten unter dem Schein der Volkshygiene — aufwuchs, dadurch von vornherein die Bildung neuer guter Stadtplätze verhinderte und dann weiterwuchernd auch die ruhige, offene Schönheit der alten Stadtplätze durch ihr Buschwerk vernichtete.

Aber erst nach dem völligen Bankerott merkte man, daß überhaupt kein Garten mehr da sei, daß auch keine Gartenkünstler mehr da seien und daß einem gelernten Gärtner die Anlage eines Gartens übertragen heute so viel hieß, als dem Maurer und Hauswart den Entwurf und Aufbau eines Hauses zumuten.

In der völligen Leere nach der Erschöpfung aller historischen Stile erzeugte die vernichtende Kritik an der Zeit und die Setzung eines tieferen Lebenswillens, als sie die Verbindung von leerer Begrifflichkeit mit utilitarischer Technik gab, in einer neuen Generation eine Sehnsucht nach eigenen lebendigen Wirklichkeiten, und in der Baukunst suchen wieder künstlerische Kräfte einen formalen Ausdruck für ihr neues Lebensgefühl: der Raum als rhythmisches Gebild wird einigen wenigen wieder Ziel der Gestaltung!

Damit mußte notwendig zugleich der Gedanke eines neuen Gartens geboren werden, und das Geschehnis selbst drückt deutlich die Unzertrennlichkeit der Grundzusammenhänge aus. Dieser Anfang gibt wenigstens eine wenn auch kleine Hoffnung auf die wirkliche Bildung eines neuen Gartens; denn jetzt ist noch alles „Frage", ein Terminus, der ja hier, wie auf fast allen Gebieten des Lebens, Zustand und Charakter dieser Zeit verrät.

Die Künstler selbst sind zunächst seit einigen Jahrzehnten wieder an die Untersuchung der natürlichen und künstlerischen Bedingtheiten gegangen. Man hat wieder Anknüpfung an das alte Erbe gesucht, ohne in die Nachahmung des Historischen zu fallen, hat die Irrwege des neunzehnten Jahrhunderts aufgezeigt, ohne zu verachten, was es durch die botanische Wissenschaft oder gärtnerische Praxis für die stofflichen Grundelemente gewonnen hat.

Dinge, die einer Zeit lebendigen künstlerischen Wachstums selbstverständlich sind, drängen sich als Probleme auf und erfordern vielleicht die geistige Arbeit mehrerer Generationen, ehe sie wieder als Selbstverständlichkeiten im Blute ruhen.

Das Verhältnis des Gartens zur Wohnung ist das erste und ursprüngliche, wie wir sahen, und kann nur durch eine neue künstlerische Raumgestaltung gelöst werden, die beide in einem rhythmischen Ganzen bindet. Jedes einzelne von ihnen aber hat wieder seine besondere, von seinen Stoffen und Teilen abhängige Raumeinheit. Denn auch der Garten hat es nicht nur mit der geraden oder krummen Linie, sondern mit der geraden und krummen Linie, nicht nach dem Irrtum der malerischen Theorie allein mit der horizontalen Fläche im Gegensatz zur vertikalen, die allein der Baukunst eigen sei, zu tun, sondern mit der horizontalen und vertikalen Fläche, das heißt: mit dem begrenzten Raum!

Wer in dieser Forderung eine allzu große Vergewaltigung der Natur erblickt, dem sei zunächst geantwortet, daß ein menschliches Werk allein der Natur des menschlichen Geistes zu entsprechen hat und nicht irgendeiner örtlichen Zufälligkeit, für die jeder nach seiner Weise den Namen der Natur mißbraucht; und weiter: wer wirklich den Blick für das Wesen der Pflanzenwelt offen hat, kann bald erkennen, daß auch der Wald unserer Ebenen und Berge nicht den unregelmäßigen und geschlängelten Abschluß liebt, sondern ein Streben nach festbegrenzter Abdachung hat, das in der Natur der Bäume durch die jedem Forstmann bekannte Abwölbung der Kronen nach oben und nach der offenen Seite bedingt ist. Der lebendige Organismus des Waldes kommt bei der Gruppenwirkung des symmetrischen, räumebildenden Gartens stärker zur Geltung als bei dem wellenlinigen Buschwerk des englischen Gartens, und es ist Le Nôtre, der durch den starken Gegensatz von flachem Parterre und mächtigen Kronengruppen bisher die stärkste Waldwirkung erzielt hat. Wir wollen damit nicht der Nachahmung des Barockgartens das Wort sprechen, sondern nur an den grundsätzlichen Forderungen die Ziele der neuen Gartenkunst klarer kennzeichnen.

Diese Forderungen sind vorläufig noch notwendig allgemeiner Natur, wie wir im folgenden erläutern werden, und zielen also nach unserem ersten Prinzip zunächst alle auf die räumliche Gestaltung der Grundstoffe des Gartens, also des Rasens, des Wassers, der Blume, des Baumes in der sicher umgrenzten Wiese, dem regelmäßigen Weiher, Brunnen oder Lauf, den streng gezeichneten Beeten oder Schmuckstreifen, dem geschlossenen Hain oder dem festumhegten Laub- und Baumgang (Allee), und in allen möglichen Abwandlungen und Verbindungen unter sich und mit den Werken der Plastik und Architektur.

Der Gartenkünstler müßte also eine große Erfahrung auf den verschiedensten Stoffgebieten und vor allem in der pflanzlichen Welt nicht allein ein Wissen um die gegenwärtige Verwendung der Pflanzen haben, sondern auch um ihre zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten im Einzelstand und im Schluß, damit das harmonische Gleichgewicht aller Teile auch mit der Entfaltung des Wachstums stabil bleibt.

Das zweite wesentliche Problem der neuen Gartenkunst liegt im Verhältnis des Gartens zu der ihn tragenden Landschaft begriffen; ihre Bodenbeschaffenheit, ihr Klima, ihre Pflanzenwelt werden immer bestimmte Grenzen der gärtnerischen Gestaltung bedingen, die Formation des Bodens wird vom Künstler in jedem einzelnen Falle eine besondere Lösung erheischen; je stärker sein Formprinzip ist, um so größer wird der Zwang sein, den er darauf ausübt, aber immer wird sein Werk eine aus dem besonderen Wesen der Landschaft gewonnene Einheit darstellen. Dies offenbart sich noch deutlicher an den botanischen Zusammenhängen, und wenn man heute einem „landschaftlichen" Garten in dem Sinne das Wort redet, daß der Garten die wesentlichen stofflichen Grundelemente mit der umgebenden Landschaft gemein haben soll, so ist damit der Begriff auf seinen rechten und guten Inhalt zurückgeführt. Der pflanzliche Charakter beider kann freilich nur im Ursprung gleicher Art sein, und der Garten ist nicht aus-

schließlich auf die Landschaft beschränkt. Denn schon das Formprinzip gibt den Pflanzen völlig neue Werte, die ihre Bildwirkung ändern. Dann sind die Wachstumsbedingungen meist günstiger, eine sorgsame Pflege und die Veredelung schaffen aus dem Einfachen neue schönere Gestalten, und alle ursprünglichen Elemente werden gleichsam auf eine höhere klimatische Ebene gehoben. Dadurch ist die Möglichkeit eröffnet, auch fernere Analogiebildungen aufzunehmen, ja das Fremde mit dem Heimischen in einer gesteigerten Pracht zu schönem Einklang zu binden. Denn wer dächte nicht freudig, um ein Beispiel zu nennen, an die sommerlichen Terrassen von Sanssouci, wo sich im Rahmen der heimischen Laubbäume mit den spitzen Kegeln des Wacholders und Taxus die Pyramiden der fremden Nadelhölzer und die Kugeln der Orangenbäume in klaren Umrissen die Bogen aufwärts reihen, während zwischen ihnen die Beete allen Prunk inländischer und ausländischer Blumen tragen und unter dem Glaswerk die edelsten Früchte nördlicher und südlicher Zonen reifen. Diese Verbindung des Edel-Schönen mit dem Edel-Nützlichen ist übrigens, so seltsam es dem ersten Blick erscheinen mag, nicht das Merkmal der Zeiten einer „natürlichen", sondern der einer strengen architektonischen Gartenkunst, und nach der Vermehrung der Obstkultur durch das späte Rom waren es die Fürsten des Barock, welche der edlen Gewächs- und Obstzucht den stärksten Anstoß gaben.

Man erkennt leicht, daß dies in der Lebenshaltung solcher Zeiten begriffen liegt, die alles Dingliche ohne Unterschied lebendig erfassen und, indem sie es dem Gesamtwesen einordnen, nach dessen Gesetzen veredelnd und verschönend wandeln müssen.

Fragen wir an diesem Punkte nach dem geistigen Gesamtwesen unserer Zeit und müssen sein Dasein verneinen, so stehen wir damit vor dem letzten und schwersten Problem der neuen Gartenkunst: aus welchem geistigen Zentrum heraus und um welcher Lebensbedürfnisse willen sie ihr Werk erschaffen soll!

Für den kleinen Hausgarten liegt das Problem freilich einfacher, da er nur — und es ist heute Hoffnung vorhanden, daß es bald und überall geschieht — auf das uralte und immer gültige Erbe des dreigeteilten Blumen-, Gemüse- und Obstgartens zurückzugreifen braucht, um bald aus den immer gleichen Bedürfnissen des häuslichen Lebens heraus zu sicheren Formen zurückzukehren. Aber sobald sein Maß überschritten wird und seine Gestalt mehr als die engsten häuslichen Auswirkungen des Lebens, also die Bedürfnisse eines weiteren gesellschaftlichen Kreises, etwa eines Standes, einer Stadt u. a. umgreifen soll, erhebt sich die Frage nach der geistigen Kraft und Art, ja überhaupt nach dem Vorhandensein solcher Bedürfnisse, aus deren lebendigem Wollen das künstlerische Bild im Wechsel von Forderung und Befruchtung entstehen soll.

Wenn wir die Gärten der früheren Zeiten betrachten, so finden wir bei den Babyloniern und Persern den Königspalast, bei den Griechen den Tempel und die Akademie, bei den Römern und den Renaissancemenschen den Palast und die vornehme Villa, im Mittelalter das Kloster, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert das fürstliche Schloß, und noch für den englischen Garten,

wo er sich nicht ganz von der Wohnung gelöst hat, das Herrenhaus als Ausgangs- und Mittelpunkt des Gartens und begreifen, von ihm ausblickend, alle Teile der Gärten jeweils als Ausdruck geistig-körperlicher Bedürfnisse eines fürstlichen Menschen, eines adligen Standes oder einer geistigen Gemeinschaft. Sucht man heute nach ähnlich geschlossenen Zentren und untersucht — wie es bei Gelegenheit des Planes eines großen Hamburger Stadtparkes geschehen ist (s. Lichtwark S. 65) — die Bedürfnisse der sozial oder örtlich gebundenen Kreise, welche heute wieder dem Gartenbau zuneigen, so stößt man beschämt auf die geistige Armut dieser Zeit, die zwar einen ungeheuren Wust von Stoffen aufgehäuft hat, aber nicht vermochte, das Leben in starke Formen zu binden und das Äußere in schönen und festen Gesetzen zu gestalten. Denn in den Plänen zum Hamburger Stadtpark, für den ohne die Kosten des Grunderwerbs fast $1^1/_2$ Millionen Mark ausgeworfen wurde, sind wie in allen bürgerlichen Anlagen des letzten halben Jahrhunderts der Bierausschank und das Kaffeehaus wieder das beherrschende Zentrum geworden und sprechen deutlich für das wesentliche Bedürfnis der städtischen Bevölkerung. Gewiß, man hat hier und an anderen Stellen nach den guten Anregungen der Künstler die schlimmsten Irrwege verlassen und nähert sich in den Einzelteilen wieder einer strengen Auffassung der Gartenkunst: man hat die Schlängelwege und kleinen Abhänge verlassen und will regelmäßige Wasserbecken, offene Haine, flache Spielwiesen und Sportplätze schaffen; aber diese Teile bilden kein gesetzmäßiges Ganzes, und man braucht nur die Pläne der neueren Anlagen neben die der alten Gärten zu halten, um hier sofort das Gefühl eines geistigen Zwanges, dort einer örtlichen Willkür zu spüren. Die Anreger der großen städtischen Anlagen haben nach amerikanischem Vorbild — fast möchte man sagen Snobismus — ein wenig das Bild des alten hellenischen Olympia vor Augen, aber sie mögen bedenken, daß sich aus der Summe von Vergnügungslokal und volkshygienischen Einrichtungen so wenig eine Stätte hoher Kultur bilden läßt, wie die heutigen Sportübungen allein einen griechischen Körper aufzubauen vermöchten. Die Künstler, denen solche Aufgaben übertragen werden, haben ein Recht — solange ihr Schaffen rein ist und keine unehrlichen Kompromisse schließt —, sie in ihrem Sinne zu lösen, aber der Kompromiß beginnt freilich schon, wenn sie für scheinbare Bedürfnisse ein willkürliches Gehäuse schaffen. Sie wie die Urheber sollen vor allem vor dem Überflüssigen zurückschrecken und nicht aus Prunksucht in leeren Überschwang verfallen. Uns tut heute not, eine Jugend heraufzuführen — wir haben an anderer Stelle erklärt, von welchem Zentrum wir sie genährt glauben —, welche wieder eine geistige Gemeinschaft bindet, und die aus ihren Notwendigkeiten die Gesetze und Gebilde eines hohen Lebens erzeugt; dazu genügt aber auch in der neuen Gartenkunst, zunächst auf die einfachsten Formen zurückzugehen und bei den schlichtesten Anfängen zu beharren, bis sie sich, ganz mit dem neuen Geiste erfüllt, von innen selbst weiterbilden.

Die Ankaufsgeschäfte der Ansiedlungskommission

I. Die ersten zwei Jahrzehnte

Als durch Königliche Verordnung vom 21. Juni 1886 zur Durchführung des Ansiedlungsgesetzes vom 26. April jenes Jahres die Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen geschaffen worden war, machte sie es sich gemäß dem Sinne des Gesetzes zur Aufgabe, das zur Errichtung neuer bäuerlicher Stellen und Landgemeinden in den Ostmarken erforderliche Land vorerst durch Landankauf und außerdem durch Verwendung geeigneter Grundstücke des staatlichen Domänen- und Forstbesitzes zu gewinnen. Schon in der Begründung des Ansiedlungsgesetzes war aber gesagt, daß eine Parzellierung von Staatsdomänen und die Verwendung sonstiger Domänen und forstfiskalischer Grundstücke für die Zwecke des Gesetzes nur in beschränktem Umfange in Frage kommen könnten. Neben anderen Erwägungen war hervorgehoben, daß die Domänen vielfach Musterwirtschaften seien, deren Auflösung schädlich wirken könne, und daß viele von ihnen sich wegen ihrer Boden- und sonstigen Verhältnisse überhaupt nicht zur Parzellierung eigneten.

Tatsächlich hat die Ansiedlungskommission während der ersten beiden Jahrzehnte ihrer Tätigkeit denn auch nur in wenigen Fällen von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, Domänen und forstfiskalische Grundstücke zur Besiedlung zu verwenden. Sie hat im ganzen bis Ende 1906 nur neun Staatsdomänen zur Aufteilung übernommen und ein Grundstück der Staatsforstverwaltung. Der neuesten Zeit erst war es vorbehalten, von diesem Grundsatze abzuweichen und angesichts der herrschenden Landnot stärker auf die Domänen zurückzugreifen — wovon später noch zu sprechen sein wird.

Im wesentlichen hat die Ansiedlungskommission von Anfang an der ihr gestellten Aufgabe gemäß darauf Bedacht genommen, fast das gesamte Siedlungsland durch Erwerbung fremder Grundstücke zu beschaffen, und zwar freihändig auf dem Grundstücksmarkt. Trotzdem ursprünglich an dieser Politik des freihändigen Erwerbs festgehalten wurde, sahen die zuständigen Minister sich doch schon in der Denkschrift „Zwanzig Jahre deutscher Kulturarbeit", die sie nach Ablauf der ersten beiden Jahrzehnte seit Inkrafttreten des Ansiedlungsgesetzes dem Landtag unterbreiteten, veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß die Staatsregierung „einen Eingriff in die Eigentumsverhältnisse", der nach Lage der Gesetzgebung möglich gewesen wäre und in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vor und bei Einbringung des Gesetzes von 1886 zur Erwägung gestellt worden war, „damals für zunächst nicht erforderlich erklärt" hatte.

Sowohl Fürst Bismarck wie der damalige Landwirtschaftsminister v. Lucius hatten in ihren Reden bei der Beratung des Ansiedlungsgesetzes im Abgeordnetenhause die Möglichkeit der Enteignung bereits ins Auge gefaßt. Ein Vorgehen in diesem Sinne wurde nur „damals für zunächst nicht erforderlich erklärt".

Bei Abfassung der erwähnten Denkschrift hingegen war sich die Regierung bereits vollkommen bewußt, daß, was „damals zunächst" nicht erforderlich gewesen, nun doch zu einem dringenden Erfordernis geworden. Auch davon später.

Die Ansiedlungskommission sah sich auf dem freien Gütermarkte einem zwar schwankenden, im großen und ganzen aber doch recht beträchtlichen Güterangebot gegenüber, das bis auf 230000 Hektar jährlich stieg. Von dem gesamten Angebot, das der Ansiedlungskommission bis 1906 zur Auswahl vorgelegen, entfielen 70 Prozent auf den deutschen Grundbesitz und 30 Prozent auf den polnischen.

Ein Abflauen des Güterangebots wurde vorübergehend herbeigeführt durch die Einwirkung der Rentengutsgesetzgebung von 1890/91; um so stärker aber stieg das Angebot später wieder, als in den Jahren 1898 und 1902 beträchtlich gesteigerte Mittel für die Ansiedlungszwecke flüssig gemacht wurden. Von 1904 ab dagegen begann dann wieder ein neues Nachlassen des Güterangebots, und zwar in merkbarer Weise namentlich des Angebotes aus polnischer Hand — ein Nachlassen, das auf nationalpolitische Beweggründe und die wesentlich gesteigerte Tätigkeit der polnischen Landbanken zurückzuführen war.

Die mehrfach erwähnte Denkschrift über die Tätigkeit der Ansiedlungskommission bis 1906 sprach unter dem Eindrucke dieser zunehmenden Zurückhaltung des polnischen Landangebots bereits aus, es sei „das Bedenken nicht von der Hand zu weisen, daß in absehbarer Zeit Siedlungsland, das sich zur Erfüllung der wesentlichsten Aufgabe: der Bildung großer und geschlossener Ansiedlungsbezirke, eignet, aus dem Güterangebot nicht mehr zu entnehmen sein" werde. Es wurde weiter hingewiesen auf die wachsende Schwierigkeit, Güter aus polnischer Hand zu erwerben, so daß künftig, wenn nicht besondere Maßnahmen getroffen würden, im wesentlichen nur noch der Ankauf deutschen Großgrundbesitzes in Aussicht stehen würde.

Bis Ende 1906 hatte die Ansiedlungskommission in ganzen 590 Güter mit rund 306000 Hektar und 398 bäuerliche Wirtschaften mit rund 20000 Hektar erworben. Von der Gesamtfläche der Güter stammten 29,5 Prozent aus polnischer Hand, von der Gesamtfläche der Bauernwirtschaften 2,1 Prozent aus polnischer Hand. Im ganzen war an dem Landerwerb der Ansiedlungskommission bis Ende 1906 der polnische Besitz mit 31,6 Prozent, der deutsche Privatbesitz mit 66,2 Prozent und der Staatsbesitz mit 2,2 Prozent beteiligt.

Gemäß den schon in der Denkschrift der Ansiedlungskommission für 1886 aufgestellten Grundgedanken und den dann weiter in der praktischen Arbeit gemachten Erfahrungen ging die Ansiedlungskommission in ihrer Ankaufspolitik von folgenden Hauptgesichtspunkten aus:

1. die Ankäufe hauptsächlich in den national gemischten Kreisen zu machen, um dort der deutschen Bevölkerung das Übergewicht zu verschaffen,

2. Erwerbungen in den überwiegend deutschen Kreisen zwar nicht vollständig auszuschließen, aber doch nur ausnahmsweise und nur da aus-

zuführen, wo die Gefahr eines Überganges deutschen Besitzes in polnische Hand vorlag, oder wo die Bedrängung bestehender deutscher Schul- und Kirchensysteme zu befürchten war,

3. die Gelegenheit zu benutzen, in ganz überwiegend polnischen Kreisen größere Herrschaften oder mehrere einzelne Güter in zusammenhängender Lage oder solche Besitzungen zu erwerben, die an bestehende deutsche Gemeinden in der Vereinzelung angrenzen,

4. nur solche Besitzungen anzukaufen, die durch ihre bessere Bodenbeschaffenheit einen erfolgreichen Betrieb der Landwirtschaft zuließen.

Im Vordergrunde aber stand immer — mit mehr oder weniger starkem Nachdruck betont — der durch die Erfahrungen bestätigte Grundsatz: große Güter, große, leistungsfähige Ansiedlergemeinden, große Ansiedlungskomplexe.

Selbstverständlich trachtete sie soviel wie möglich, ihr Augenmerk auf den Erwerb polnischen Grundbesitzes zu richten; doch mußte sie ebensosehr darauf bedacht sein, zu verhindern, daß deutscher Besitz an die polnische Hand verloren gehe. Endlich aber war es auch ihre Aufgabe schlechthin, Land zu kaufen, um jederzeit einen ausreichenden Vorrat an Siedlungsstellen für die Ansiedler zu haben. In dieser Beziehung klagte die Denkschrift vom 3. Juni 1907: Die Ansiedlungskommission „bekommt doch weder aus polnischer Hand etwas Nennenswertes zu kaufen, noch soll sie deutschen Besitz auskaufen. Es leuchtet ein, daß es nicht leicht ist, diesen Aufgaben zu gleicher Zeit gerecht zu werden."

Das Fazit der ersten beiden Jahrzehnte unter nationalpolitischen Gesichtspunkten bleibt, daß die Ansiedlungskommission bis 1906 doch wenigstens 31,6 Prozent ihres Gesamterwerbs aus polnischer Hand beziehen konnte, nur in verschwindend geringem Umfange auf den Staatsbesitz zurückzugreifen brauchte und dauernd ein ausreichendes Maß siedlungsfähigen Landes in Händen hielt — anderseits aber zugleich die bedrohliche Aussicht, daß ohne die Gewährung neuer Handhaben die Fortsetzung der alten Ankaufspolitik, insbesondere mit Bezug auf den Erwerb polnischen Bodens, nicht mehr möglich sein würde.

II. Die Periode nach 1906

Die Lehren, die seitens der Ansiedlungskommission aus dem Ende der ersten zwanzigjährigen Periode ihrer Tätigkeit gezogen wurden, blieben nicht ohne Eindruck auf die leitenden, für die Fortführung des großen Siedlungswerkes in der Ostmark verantwortlichen Stellen in Berlin. Noch war die große Denkschrift „Zwanzig Jahre deutscher Kulturarbeit" dem Abgeordnetenhause nicht unterbreitet worden — da verkündete bereits die Thronrede vom 8. Januar 1907: „Die gegenwärtige Lage in den östlichen Provinzen zeigt deutlicher denn je, daß Preußens geschichtliche Aufgabe der Stärkung des Deutschtums in diesen Landesteilen zu ihrer Lösung die ernstesten Anstrengungen erfordert. Die Königliche Staatsregierung hält die kraftvolle und beharrliche Durchführung

der zum Erfolg dieser Aufgabe eingeleiteten staatlichen Maßnahmen für unbedingt notwendig. Sie wird dem Landtage eine entsprechende Gesetzesvorlage unterbreiten."

Kam auch die Regierung nicht mehr dazu, in der am 8. Januar 1907 eingeleiteten Session dem Landtag eine entsprechende Vorlage zu unterbreiten, so wurde doch unmittelbar beim Wiederzusammentritt des Landtags zu einer neuen Session noch in demselben Jahre der Gesetzentwurf zur Hebung des Deutschtums in Westpreußen und Posen vorgelegt, der die Anwendung des Enteignungsverfahrens vorsah und in der Thronrede vom 26. November 1907 mit folgenden Worten angekündigt wurde:

„Wie die Entwicklung der Verhältnisse in den östlichen Provinzen der Monarchie zeigt, sind die gesetzlichen Befugnisse der Regierung nicht ausreichend, um die deutsche Bevölkerung in diesen Landesteilen wirksam zu schützen und zu stärken. Die Regierung ist deshalb gezwungen, eine Erweiterung ihrer Vollmachten in Anspruch zu nehmen, und wird die entsprechenden, bereits in Ihrer vorigen Tagung angekündigten Gesetzesvorschläge alsbald Ihrer Beschlußfassung unterbreiten. Sie ist überzeugt, daß sie in dieser so ernsten nationalen Frage die tatkräftige Mitwirkung beider Häuser des Landtags finden wird."

Der Inhalt des in neuerer Zeit wieder so viel erörterten Gesetzes ist bekannt, ebenso die Energie, mit der sich der damals leitende Staatsmann, unterstützt namentlich durch den damaligen Finanzminister Freiherrn v. Rheinbaben und den Landwirtschaftsminister v. Arnim, für die Vorlage einsetzte. Es sei nur daran erinnert, daß noch am gleichen Tage, an dem die Thronrede zur Verlesung gekommen war, Fürst Bülow im Abgeordnetenhause eine große Rede zur Begründung des Enteignungsgesetzes hielt, in der er u. a. sagte:

„Es steht für mich außer allem Zweifel: die Tätigkeit der Ansiedlungskommission muß fortgesetzt werden, und zwar uneingeschränkt. Dazu brauchen wir alljährlich eine große Fläche Landes, und wir brauchen dieses Land an der richtigen Stelle, denn die Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter erfüllt ihren nationalpolitischen Zweck nur, wenn sie in großen, geschlossenen Gebieten erfolgt. Wir können aber nicht ruhig mitansehen, daß die Polen durch rücksichtslose politische Verhetzung den Staat in seinem Landerwerb lediglich auf deutschen Besitz beschränken, und daß hierdurch in Verbindung mit einer ungesunden Preistreiberei der alte deutsche Privatbesitz in bedenklichster Weise gelockert und trotz aller staatlichen Gegenmaßregeln seiner allmählichen Vernichtung entgegengeführt wird. Wir können also unseren Landbedarf im freihändigen Ankauf nicht mehr decken. Hieraus folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß ein eminentes Staatsinteresse die Anwendung des Enteignungsrechtes durch die Ansiedlungskommission erfordert."

In abgeschwächter Form stimmte das Herrenhaus am 27. Februar 1908 in zweiter Lesung dem Enteignungsgesetze zu. Am 3. März 1908 genehmigte

das preußische Abgeordnetenhaus mit großer Mehrheit das Gesetz in der vom Herrenhause beschlossenen Fassung.

Mehr als drei Jahre sind nun also vergangen seit der parlamentarischen Erledigung des Enteignungsgesetzes; noch heute aber ist es praktisch nicht in Kraft getreten, und die Folgen dieses Zauderns machen sich in den Ankaufsgeschäften der Ansiedlungskommission in stark steigendem und zurzeit bereits zu bedrohlichem Charakter entwickeltem Maße geltend.

Haben wir in dem Rückblick auf die ersten zwanzig Jahre segensreicher Tätigkeit der Ansiedlungskommission gesehen, daß der Erwerb von staatlichem Grund und Boden für die Zwecke der ostmärkischen Ansiedlung nur eine ganz verschwindende Rolle spielte, so beobachten wir jetzt, daß die Kommission in ihrer Notlage weit mehr als zuvor auf die Domänen zurückgreift, nur um überhaupt noch Land für die Ansiedlungslustigen zur Verfügung zu haben — unbekümmert um die Bedenken, die früher gegen die Domänenaufteilung obwalteten, und unbekümmert um die Tatsache, daß für das Deutschtum durch die Aufteilung der in sicherem Staatsbesitz befindlichen Ländereien nichts Wesentliches gewonnen wird. Die am 28. März d. Js. vorgelegte Denkschrift über die Ausführung des Ansiedlungsgesetzes während des Jahres 1910 berichtet, daß die Kommission eine Herrschaft und sieben Rittergüter, darunter zwei Staats- und zwei Stiftsdomänen, erworben hat, ferner zwölf sonstige Güter, darunter drei Staatsdomänen und eine Stiftsdomäne — also ein unverhältnismäßig großer Anteil des Ankaufs jenes in deutscher Hand vollkommen gesicherten Bodens für die Zwecke der Ansiedlungskommission, lediglich „damit etwas geschieht", damit die Kommission nicht zu offensichtlich vor Land- und Arbeitslosigkeit steht.

Aus polnischer Hand vermochte sie bei so geringen Gesamtankäufen — ihr Umfang beschränkt sich auf 14898 Hektar — nur noch 9,2 Prozent des Gesamterwerbs zu übernehmen. Am Schlusse des Jahres 1910 umfaßte der Landerwerb der Ansiedlungskommission seit Beginn ihrer Tätigkeit insgesamt 385460 Hektar; davon stammten aus polnischer Hand immerhin noch 28,8 Prozent. Verglichen mit den 31,6 Prozent, die am Schlusse des Jahres 1906 aus polnischer Hand in den Gesamtbesitz der Ansiedlungskommission übergegangen waren, zeigt sich, daß die Minimalziffer des Vorjahres bereits merkbar auf den Gesamtdurchschnitt drückt; und ohne Anwendung des Enteignungsgesetzes droht dieser Druck von Jahr zu Jahr stärker zu werden.

Seinen Höhepunkt hatte der Landerwerb der Ansiedlungskommission im Jahre 1903 erreicht, nachdem die zweimalige Auffüllung des Ansiedlungsfonds durchgeführt war. Damals beliefen sich die Ankäufe auf mehr als 39000 Hektar. Auch in den Jahren 1904 und 1905 wurden je über 30000 Hektar angekauft, und auch die Ankaufsfläche von 1906 blieb nur wenig unter 30000 Hektar zurück. Damit hatte die Ansiedlungskommission einen sehr ansehnlichen Landvorrat erworben, und es hatte wenig zu sagen, wenn sie nach starkem, ja

ungesundem Emporschnellen der Güterpreise in dem so heftig entbrannten deutsch-polnischen Kampfe um den ostmärkischen Boden und bei verringertem Angebot brauchbaren Bodens, namentlich aus polnischer Hand, im Jahre 1907 eine kleine Ruhepause eintreten ließ, indem sie noch nicht 10000 Hektar ankaufte. 1909 entwickelte sie ihren Ankauf wieder über 20000 Hektar hinaus; das folgende Jahr aber brachte dann einen neuen Rückgang auf weniger als 15000 Hektar, wovon, wie gesagt, nur noch rund 9 Prozent aus polnischer Hand stammten — einen Rückgang, der zum Beginn einer Periode vollständigen Stillstandes zu werden droht, wenn nicht durch die Anwendung des Enteignungsgesetzes einerseits auch wieder der Erwerb polnischen Bodens ermöglicht, anderseits dem ungesunden Weiteremporschnellen der Güterpreise Abbruch getan wird.

Ebenso wie die nationalpolitische Aufgabe des Enteignungsgesetzes scheint auch diese sehr wichtige wirtschaftspolitische Aufgabe vollkommen in Vergessenheit geraten zu sein. Wohl hat man darauf hingewiesen, daß der Ansiedlungskommission ja noch sehr starke Landangebote zur Verfügung stehen — tatsächlich wurden ihr auch jetzt noch über 100000 Hektar jährlich angeboten —; aber einmal ist zu bedenken, daß es sich fast nur um Angebote aus deutscher Hand handelt, zum zweiten, daß Jahr für Jahr immer wieder dieselben Angebote unbrauchbaren Landes oder zu phantastischen Preisen wiederkehren, die ohne weiteres auszuscheiden sind, und dann endlich, daß doch auch bei den neuen Angeboten immer die Frage der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit des Ankaufes eine sehr ernste Prüfung erheischt und weitaus der größere Teil des Angebotes bei dieser Prüfung wiederum ausscheiden muß.

Der deutsch-polnische Kampf um den Boden hat zu einer Preissteigerung geführt, bei der besonders vorsichtig mit der Auswahl des Bodens und der Stellenauslegung vorgegangen werden muß, wenn die geschaffenen Ansiedlungsstellen sich als lebensfähig erweisen sollen. Der Höhepunkt der ungesund gesteigerten Bodenpreise war im Jahre 1907 mit 1508 Mark Durchschnittspreis pro Hektar erreicht. Die Verabschiedung des Enteignungsgesetzes zu Beginn des Jahres 1908 zeitigte eine so vorteilhafte Wirkung auf den Gütermarkt, daß der pro Hektar anzuwendende Durchschnittspreis scharf auf 1181 Mark zurückging. Scheinbar haben sich nun für 1910 die Verhältnisse sogar noch günstiger gestaltet, da nur 1114 Mark Durchschnittspreis pro Hektar angelegt zu werden brauchten. Einmal aber ist dieser scheinbare Fortschritt verursacht durch den Domänenerwerb und zum anderen durch den Ankauf sehr schlechten Bodens. Das geht ganz klar hervor aus der Tatsache, daß die Ansiedlungskommission noch niemals so hohe Summen pro Hektar im Vergleich zum Grundsteuerreinertrag hat zahlen müssen wie im Jahre 1910. 1908, nach Verabschiedung des Enteignungsgesetzes, zahlte sie das 115,1 fache des Grundsteuerreinertrages, 1909, als die Polen auf die Nichtanwendung des Enteignungsgesetzes zu hoffen begannen, das 130,8 fache, 1910 aber gar das 150,6 fache des Grundsteuer-

reinertrages — wie gesagt: ein noch nicht dagewesener, höchst bedenklicher Rekordsatz!

Es ergibt sich hieraus, daß die Ansiedlungskommission, nur um den Schein einer Fortsetzung ihrer Tätigkeit zu wahren, schlechten Boden zu verhältnismäßig so hohen Preisen zu erwerben gezwungen ist, daß bei der Auslegung der Stellen entweder der Staat unverhältnismäßige Einbuße erleiden muß oder aber die neuen Ansiedlerstellen nicht lebensfähig sein können. Diese Tatsache im Verein mit der weiteren, daß zu Ende des Jahres 1910 in Wirklichkeit für die Bearbeitung durch die Ansiedlungskommission nur noch 7878 Hektar bereit standen, indessen es in früheren Jahren 20-, 30-, 40000 Hektar gewesen, zeigt zur Genüge, an welchem Punkte sich das Ankaufsgeschäft der Ansiedlungskommission gegenwärtig befindet und wohin wir steuern, wenn nicht unverzüglich mit der Anwendung des Enteignungsgesetzes Ernst gemacht wird.

K. Z.

Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Lux

(Fortsetzung.)

Schlimme Nachrichten aus der Heimat erreichten Marcellin noch am selben Tage in Paris. Seine unverzügliche Rückkehr war notwendig.

Die Boulevards entlang liefen die Kamelots mit Extraausgaben und schrien mit lustiger Geschäftigkeit: Révolution! Révolution au midi! Revolution! Die Blätter fanden reißenden Absatz. Da stand es schwarz auf weiß, daß Militär nach dem Süden geworfen wurde, die aufständischen Provinzen zu „beruhigen".

Militär? Das ist ja der helle Wahnsinn! Das ist ja Öl ins Feuer! Dem Marcellin schlugen die Knie. Ein Blitzlicht durchfuhr sein Gehirn: die Soldatentransporte, die er unterwegs gesehen, die vollbepackten Züge mit Lärm und Sang! Ninon, Nana, Lolotte... Da lagen die Gedankenzusammenhänge offen. Mit dem nächsten Zug, der nach dem Süden ging, reiste er ab, begleitet von zwei Zivilpolizisten.

Das Land glich einem kranken Körper, der von Fieber geschüttelt wird. Man hatte gegen eine unsichtbare Macht gekämpft, die in den Fieberträumen plötzlich in die Erscheinung trat als phantastisch ungeheures Tier, dessen feindseliges Kommen mit angstvollem Lauschen gehört wurde wie das Nahen eines Gespenstes, eines Unheils, einer Panik; jetzt stampft es mit plumpen Füßen über die Berge, schwerfällig platscht es mit seinen Fleischklumpen in die Felder, Kulturen, Gärten, eine Rieseneidechse so groß wie eine Wetterwolke, und wo es hinstapft, spritzen Flüsse und Seen aus den Betten, und die Hügel liegen in Ohnmacht, zerrauft und mißhandelt; jetzt zertritt es den fruchtgesegneten Leib der Mutter Erde, der Weinstock sinkt, wie von Sicheln an der Wurzel getroffen, und über das

ganze wellige Land ist ein solches Umsinken wie von zahllosen Ohnmachten; jetzt steht es vor der Tür, und jetzt, jetzt, jetzt kann das Unfaßbare geschehen ...

Panik!

In grellen Zügen war sie um jeden verzerrten Mund gemalt, in jedes entsetzte Menschenantlitz, in das friedfertige Bild der Landschaft.

Jeder Schatten war eine Drohung, jeder Hohlweg eine lauernde Gefahr, und von den Weinbergshöhen sah der Tod mit hunderttausend hohlen Augen herab. In den Gärten wurde die Blume des Hasses gebrochen.

Das gelbe Winzerhorn, dieser schmetternde Messingvogel, schrie Tag aus Tag ein. Es war ein Symbol der Wachsamkeit.

„Siehst du nichts?" begehrte das Horn des einen Hügels angstvoll zu wissen.

„Ich sehe nichts!" schmetterte das Horn des anderen Hügels zurück. Und von Hügel zu Hügel ging der klägliche Schrei des starren Vogels übers Land, eine Panik in der blaugoldenen Luft.

Die Landschaft atmete tiefen Frieden.

Wie lange noch? Dann wird jeder Weinstock lebendig, in seinen Blätterfingern hält er nicht die süße Traube, sondern blitzende Bajonette; in langen Kolonnen eilt es von den Höhen herab:

Soldaten!

„Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette — —!"

Selbst die friedfertigsten Seelen gerieten außer sich über die Nachricht, daß Militär nach den südlichen Provinzen geschickt werden solle, um die „Ruhe" wieder herzustellen.

In allen Straßen, in allen Orten, wo zwei Menschen zusammentrafen, war die eine Frage:

„Warum? Warum?"

Perpignan war überflutet von Menschen. Die Führer waren verhaftet, Marcellin war in die Höhle des Löwen gegangen, die „Garantien" zu holen; statt „Garantien" sollte Militär geschickt werden. Grausamer Hohn!

Neue Führer waren aufgetaucht und redeten von den Dächern herab. Jeder wollte die Wonnen der Macht genießen, der Macht über Hunderttausende Beifall brüllender Menschen.

„Mitbürger, haben wir mehr verlangt als unser Recht? Nein! Haben wir den Frieden gestört? Sind wir Revolutionäre? Nein! Wir sind friedliebende Bürger. Revolutionäre sind jene, die unser Recht mit Füßen treten und die mit bewaffneter Hand in unsere Gärten einbrechen wollen. Müssen wir uns die Schmach gefallen lassen? Nein! Räuber sind sie und Mörder. Wir werden uns zu schützen wissen, Gott mit uns!"

„Sie kommen!" schrie einer, von Angst erfaßt.

„Sie kommen!" schrie das Echo hundertfach; ein Drängen, Stoßen, Flüchten begann.

„Trapp, trapp! Horcht, der Boden zittert unter den Tritten!" Einige legten das Ohr an die Erde.

„Einbildung!"

„Siehst du nichts?" trompeteten die Winzerhörner. „Ich sehe nichts!" klang es von den fernen Hügeln herüber.

„Keine Reden, sondern Taten!“ schrie einer von den Führern.

Taten!

Die friedliebenden Bürger beeilten sich, diesem Worte einen Sinn zu geben, und zerstörten zuerst die Eisenbahn, rissen auf Meilen die Schienen aus der Erde, um die Truppenankünfte zu verhindern.

Keine Reden mehr!

Als die erste der „Taten“ geschehen war, sah man sich nach einer zweiten um.

„Die Präfektur! Auf zur Präfektur!“

Grotesk spazierte Richard vor dem Haupttor der Präfektur auf und ab, immerzu auf und ab.

Er trug einen Helm, hatte einen Säbel umgeschnallt, ein Gewehr geschultert und ging gravitätisch auf und ab. Die anderen, ebenfalls bewaffnet, salutierten vor ihm, vor Richard, dem Befehlshaber.

Ist hier Fastnacht?

Nein, hier werden die „Garantien“ der Regierung bewacht, der Präfekt, die beiden Polizeiagenten. Das friedliebende Volk hatte die Zeughäuser geplündert und sich bewaffnet mit historischen Flinten, verrosteten Säbeln und Hellebarden, alten Feuerschloßpistolen. Hundertjährige Ehrwürdigkeit hing an den Dingen; in der großen Revolution mochte die Bürgermiliz so ausgesehen haben wie diese Improvisation; man hing an der guten, erprobten Väterart.

Streng betrachtet war die böse gefährliche Zeit eine recht lustige Zeit. Täglich gab es neue Überraschungen, man sah Menschen, man besprach die großen Dinge, fühlte sich wichtig und erhaben. Man war mit dem Einerlei der Arbeit verschont, man ging in Waffen umher, ein Verteidiger des heiligen Rechts, der guten Volkssache. Man war etwas in diesen Tagen. Nur das mit dem verwünschten Militär! Seit Tagen befand man sich in höchster Spannung. Das erträgt man nicht lange. Schließlich nimmt man es von der leichten Seite. Es wird wohl nur eine leere Drohung gewesen sein. O, wir lassen uns nicht ins Bockshorn jagen! Und wenn man recht bedenkt, ein Späßchen ist's immer. Der erste Schreck ist vorüber, jetzt sieht sich alles gemütlicher an. Die Hauptsache ist, daß ein Amüsement herausspringt, ein Amüsement!

Die Hauptsache! Und bis jetzt war eigentlich alles Amüsement!

„Halt! Stillgestanden! Piff, paff, bum!“ Man schreit es und zielt mit einem Holzprügel als Gewehr auf die Mägde am Brunnen.

Bauz, da liegt schon eine und windet sich in Krämpfen.

„Ich bin getroffen!“ schreit sie, während die anderen die vollen Eimer hinter sich geworfen und wie schnatternde Gänse entflohen sind.

Und das Gelächter dann über den gelungenen Spaß und über das furchtsame Mädchen, das sich der endlosen Neckereien nicht erwehren kann! Piff, paff, bum! Aus allen Häusern wird es beschossen.

Ein Amüsement! So ein Aufstand ist ein Amüsement!

Hoch die Revolution!

Ja, man läßt sich nicht ins Bockshorn jagen! Und sollte die unverschämte Regierung ihre Drohung wahr machen, woran im Ernst niemand mehr denkt, dann — — — Ha!

Kein Soldat wird es wagen dürfen, den Fuß in dieses Land, in diese Stadt zu setzen! Man wird es zu verhindern wissen. Mit Piffpaff! Den Boden seiner Väter. Bum! Man ist kein Prahlhans, man ist ein Held!

Es gibt viele solcher Helden. Piff, paff, bum! Auf zur Präfektur!

Die Woge brach herein. Das Tor gab unter den Axthieben nach, die Menge ergoß sich über das Parkett der Säle, über die Teppiche, über die vornehmen Möbel, Porzellane, Bilder, Kunstwerke — — nichts blieb von der Wut des Volkshaufens verschont, der sich am liebsten an den Werken der Kultur vergreift.

„Keine Reden mehr, sondern Taten!"

Ein Kind, das in unberechenbarer Laune ein geliebtes Spielzeug zerschlägt.

„Die ‚Garantien'!" Man durchwühlt das Haus von unten nach oben; die lebendigen „Garantien" waren nicht zu finden.

Entflohen!

Jeanne winkte dem scheuen Richard aufatmend zu: „Du hast recht getan!"

Er wurde bald rot, bald bleich und schwieg.

„Sie kommen!" Sollte man es für wahr halten? Die Nachricht hatte zu oft gelogen.

Auf den Hügeln wurde der Weinstock lebendig, er hielt in den Blätterfingern statt dunkelroter Trauben blitzende Bajonette, und wogend schritt er die Anhöhen herab.

„Siehst du etwas?" flehte der gelbe Messingvogel bebend nach den vorgeschobenen Höhen hin, von wo Gewißheit kommen mußte.

Und von drüben schrie der gelbe Vogel kläglich wie eine vom Sperber verfolgte Taube:

„Hilfe! Sie kommen!"

Das Signal trompetete es, die Glocken gellten es mit ehernen Zungen, wie ein schreckhaftes Tier flog die Nachricht mit ungeheuren Flügelschlägen übers Land, von Hügel zu Hügel, von Tal zu Tal, und wo der Flügelschlag rauschte, schrien gellend die Winzerhörner und brüllten die Glocken gleich Rindern, die bei einer Feuersbrunst wild an den Strängen reißen.

„Keine Reden, sondern Taten!"

Und man lief, die dritte der großen Taten zu vollbringen: man errichtete Barrikaden.

„Kein Soldat wird es wagen dürfen, den feindlichen Fuß in dieses Land, in diese Stadt zu setzen. Man wird es zu verhindern wissen!"

Die Barrikaden wuchsen in die Höhe. Man richtete sich auf den Verteidigungszustand ein.

Ein Mädchen sprang leichtfüßig auf den Verhau.

„Die Truppen kommen nicht als unsere Feinde, sie kommen als Freunde, als Brüder, als Verbündete! Man möge Feindseligkeiten unterlassen!"

„Wer sagte das? Jeanne? O, wenn es Jeanne ist, dann muß Wahres an der Sache sein."

„Hoch Jeanne!" Die Menge schrie es. Zum drittenmal hatte das Mädchen ein Wunder bewirkt.

„Woher weiß sie, daß die Soldaten nicht als Feinde kommen?" fragten einige Bürger.

„O," sagten andere, „sie weiß alles; sie hat Erleuchtungen! Sie ist eine Heilige! Sie ist mit Kräften begabt wie die Jungfrau von Orleans!"

„Hoch die Jungfrau Jeanne!" Die Begeisterung war allgemein.

„Vorsicht, Mitbürger, wir wollen die Truppen lieber nicht in die Stadt lassen, auch wenn sie augenblicklich als Freunde kommen," rief Richard.

Richards Rat fand Anklang; Richard war ein Mann von Überlegung, man mußte ihn hören, trotz einer erleuchteten Jungfrau.

Vor der Stadt kam es dessenungeachtet zu feindseligen Kundgebungen, die leicht schlimme Folgen hätten haben können. Die anrückenden Truppen wurden mit einem Steinhagel empfangen.

Mit einem Steinhagel! Piff, paff, bum!

Bis hierher und nicht weiter! Die Heimatscholle! Den Boden seiner Väter! Perpignan! Man wird es zu verteidigen wissen! Nieder mit der Regierung!

Ein junger Offizier, von einem Steinwurf leicht getroffen, verlor die Kaltblütigkeit und kommandierte Feuer!

Kein Schuß fiel. Meuterei!

„Wir schießen auf unsere Landsleute nicht!" schrie ein junger Kerl, und die ganze Linie schrie es mit.

„Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette — — —!"

Der junge Kerl war Gaston.

Mit fliegenden Fahnen ging die Truppe zu den Bauern über.

„Sie kommen als unsere Freunde!" Der Jubel war grenzenlos.

„Nicht in die Stadt!" Man verwehrte ihnen den Eintritt in die Stadt. „Ihnen entgegen!"

„Hoch, Jeanne, die erleuchtete Jungfrau, die uns zum Siege führt!" Man zog den Soldaten entgegen, Jeanne an der Spitze.

Ein lustiger Krieg! Ein Aufstand mit Amüsement! Revolution mit Sang und Klang! Wer hätte das im ersten Schreck gedacht? Allein man ist Held und hat gesiegt. Man gewöhnt sich daran. Vivat!

In einem Wäldchen vor der Stadt war das Feldlager aufgeschlagen. Ein Weinfaß rollte hinaus. Man feierte Verbrüderung.

„Ninon, Nana, Lolotte — — —"

Jeanne, Gaston, welch ein Wiedersehen!

„Gaston, braver Junge! Dein Brief hat viel Unheil verhütet. Aber wie wird das enden? Wie wird es für dich enden?"

„Für Gaston hat eine Sache niemals anders geendet als gut," erklärte der junge Soldat mit angeborenem Selbstgefühl.

Die Liebenden umarmten sich; keine Sorge um Künftiges oder Vergangenes fand Raum in diesem Augenblick des Glücks. Vergessen war die Zeit der Trennung mit allem, was sie Gutes und Böses enthielt, für Jeanne die Not des Winzerlandes, die aufreibenden Kämpfe des Vaters Marcellin, die zarten Huldigungen des armen Rouquié, die Verfolgungen des liebebetörten, unheimlichen Richard, und für Gaston die trübe Zeit in Léfèvres Fabrik, der Wahn im Irrgarten der Vorstadtvenus von Paris, der rauhe Dienst in der Linie, die rasende Sehnsucht nach der Heimat, nach den Weinbergen, nach der Geliebten — — — Lust und Leid vergessen, versunken in diesem namenlosen Augenblick . . .

Nicht mehr fortgehen müssen, nicht mehr fort von hier ... Gaston fühlte eine heiße Welle von innen heraufdrängen und in die Augen steigen. Gaston, der hochtrabende, eitle, prahlerische, seelengute Gaston hätte beinahe geweint wie ein verlassenes Knäblein.

„Der General!"

Die Soldaten sprangen auf. Meuterer, Eidbrüchige, Fahnenflüchtige — sie standen in strammer Haltung, erwartend, fast demütig, als der General auf sie zuritt.

Die armen Burschen!

Und ist es nicht Vater Marcellin, der neben dem Pferd des Generals einherschreitet? Vater Marcellin, aus Paris zurückgekehrt, die „Garantien" in der Tasche, zurückgekehrt, den Krieg zu beenden, ein Friedensengel! Einzelne Zurufe erschallten ohne Echo, der Herzschlag der Freude stand still, so lähmend wirkte das plötzliche Erscheinen des hohen Offiziers.

Er redete auf die Soldaten ermahnend ein, mild, väterlich, fast zärtlich, wie man auf unartige Kinder einredet. Kein Vorwurf, keine Drohung, kein Befehlen! Die sanften, vorsichtigen Worte wirkten mehr, sie wirkten sonderbar. Er sagte es nicht, aber die einfachen Seelen fühlten plötzlich die ungeheure Schuld, die sie auf sich geladen: schimpflichen Verrat, die Fahne mit unverlöschlicher Schmach bedeckt, ein Verbrechen, nur mit dem Tod zu sühnen ...

Man sah einen Abgrund vor sich und darin die zerbrochene Ehre, das verwirkte Leben, wo man vorher den Ruhmeshügel, von dem die Sache der Liebe und des eigenen Volkes winkte, zu erblicken vermeinte. In dem dumpfen Erkennen war die Gewißheit, daß die unsichtbaren Gewalten mehr Kraft hatten als die sichtbaren ... Pflichten, wenn auch verhaßt und widerwillig angenommen, alle Sittengesetze, der ganze soziale Vertrag innerhalb einer Zeit mit all ihren falschen und wahren Idealen, selbst die Irrtümer der Zeit gehörten zu diesen unsichtbaren Gewalten, den wirklichsten, zwingendsten, unwiderstehlichsten, die Schicksale schaffen, Schuld hervorrufen, Sühne fordern und das große menschliche Drama erzeugen.

Hier war kein Entrinnen: gehorchte man der Natur, erhob das beleidigte Sittengesetz den Rächerarm; war man der abstrakten Forderung der Zeit und ihren Irrtümern untertan, so strafte uns die Natur für die Untreue; meistens aber liegen die Dinge so kompliziert, daß Sitte gegen Sitte, Gesetz gegen Gesetz, Triebe gegen Triebe stehen, und daß die seltenste der Künste, die Lebenskunst, dazu gehört, die Gegensätze zu versöhnen.

Das war die Tragödie der jungen Soldaten, die Tragödie der Winzer, die Tragödie des Landes.

Es gibt keine Schuld, der nicht auf der großen Weltwage ihr genaues, vollgestrichenes Maß an Sühne zugewogen wird.

Nun ließ sich Vater Marcellin hören. Gaston kam übel weg bei der Strafrede, aber auch die Winzer kriegten ihr Teil ab.

„Was ist mit Marcellin geschehen? Ist er bei übler Laune? Der Winzerapostel! Der voll heiligen Eifers für die Sache des Volkes war? Er schilt uns! Warum? Gut, wir wollen hören!"

Es gab wenig Zufriedene unter den Winzern.

Die Soldaten waren schon schwankend geworden. Ihre Herzen waren wie Wachs. Der General hatte sie in seiner Gewalt. Er versprach ihnen Straffreiheit.

„O, Straffreiheit! Kameraden, welch ein Tag! Welch ein Glück! Hoch der General! Er führe uns! Wir folgen bis in den Tod! Laßt uns die Fahne küssen!"

Vater Marcellin, wirst auch du siegen? (Fortsetzung folgt.)

Theodor v. Schön und seine Beziehungen zu Eichendorff

Von Prof. Dr. Wilhelm Kosch-Czernowitz

Wie Joseph Maria v. Radowitz gehört auch Theodor v. Schön zu den Vorläufern Bismarcks, zu denjenigen, die Preußen erneuern und das Deutsche Reich im Keim begründen halfen. Weder dem katholischen General, noch dem protestantischen Staatsminister gelang das abschließende Werk, und so mußten es sich beide gefallen lassen, nicht nur im Schatten ihrer Zeit, sondern auch in dem der Nachwelt lange zu stehen. Aber während der Günstling Friedrich Wilhelms des Vierten seit Paul Hassels allerdings unvollendeter Darstellung allmählich von Freund und Feind jenes Zeitalters in gerechter Weise gewürdigt wird, scheint in der Beurteilung Schöns noch immer der Parteistandpunkt zur Geltung zu kommen, persönliche Befangenheit über den objektiven Sinn der Geschichte zu siegen. M. Baumanns verdienstvolles Werk über Theodor v. Schön, seine Geschichtsschreibung und seine Glaubwürdigkeit, erwägt zum erstenmal alle Licht- und Schattenseiten dieses eigenartigen Mannes, ohne in Triumphgeschrei oder Ausbrüche des Hasses zu verfallen. Diesem neuen Bild seien nun einige weitere Züge hinzugefügt, die sich aus den bisher vielfach unbekannten Beziehungen Schöns zu seinem Freund, dem Dichter Eichendorff, ergeben.

Sehr mangelhaft geordnet und willkürlich zusammengestellt sind nach Schöns Tod selbstbiographische Aufzeichnungen und Briefe erschienen, die vor allem in Max Lehmann ihren schärfsten Kritiker fanden. Schön hatte in seinen Papieren behauptet, Stein sei nicht der Urheber der großen Reformen von 1807 und 1808, im Gegenteil, das Edikt über die Bauernbefreiung, sowie die in dem sogenannten politischen Testament Steins enthaltene Zusammenstellung der vollzogenen und noch zu vollziehenden Reformmaßregeln seien auf ihn (Schön) zurückzuführen, er habe dieses in der Handschrift entworfen. Ferner habe nicht Scharnhorst die preußische Landwehr geschaffen, sondern Alexander Graf Dohna. Die blinden Bewunderer Steins und Scharnhorsts beschuldigten Schön maßloser, ja herostratischer Eitelkeit, bewußter Geschichtsfälschung, bestenfalls entschuldigten sie ihn mit der Gedächtnisschwäche des Alters. Lokalpatriotischer Furor in der Heimat des also Verdächtigten, in Ostpreußen selbst, erhob leidenschaftlichen Einspruch, ohne zu klären oder gar zu widerlegen. Erst jetzt haben sich die Staubwolken des Kampfes so weit gelichtet, daß wir mit M. Baumann erkennen, Schön habe in allen wesentlichen Partien seiner Aufzeichnungen die Wahrheit gesagt und das Richtige getroffen. Stein, der

feurige Idealist, der ritterliche Romantiker, war ohne philosophische und poetische Bildung, Schön dagegen mehr Verstandesmensch, eine durchaus moderne Natur, Schüler Kants, Freund Fichtes, voll Wirklichkeitsfreude, Feind aller Phantome, aller Rückständigkeit. Steins Ideale sind in der Tat andere gewesen als die Schöns, andere als die, um deren Durchsetzung noch bis zum Schluß des neunzehnten Jahrhunderts gekämpft wurde. Während Schön seinem Zeitgenossen Stein eher gerecht wurde, verkannte er die volle Bedeutung Scharnhorsts, der zwar „durch und durch edel im Charakter sei, mit einem hellen Verstande und mit gesundem Urteil beschenkt, ein Vorbild unscheinbarer Pflichtmäßigkeit und Größe", aber durchaus Liniensoldat, nicht vom Milizgedanken so beseelt wie Graf Dohna. Nun hat jedoch die neuere militärische Entwicklung Scharnhorst recht gegeben, der die allgemeine Volksbewaffnung im engsten Anschluß an das stehende Heer erstrebte, ohne dieses durch ein selbständiges Volksheer zu ersetzen. Schön eben hatte von der Landwehr einen anderen Begriff als Scharnhorst. Doch die Tatsachen selbst gab er stets richtig wieder. Seine Wahrheitsliebe ist über jeden Zweifel erhaben.

Daß Schön mit einem so nackensteifen und selbstlosen Wahrheitsfreund wie Eichendorff befreundet blieb bis ans Ende, daß sich beide über alles hochschätzten und zu Hütern von Geheimnissen machten trotz des großen Rangunterschiedes, des entschiedenen konfessionellen Gegensatzes, der stammheitlichen Verschiedenheiten, ist nur ein neuer Beweis für die geschichtliche Glaubwürdigkeit desjenigen, der in Wort und Schrift und Tat immer wieder auf seinen Grundsatz zurückkam: „Ein Gouvernement, welches sich zu Fortschritten nur durch Ereignisse drängen läßt, erhält sich selbst positiv immer in Gefahr und kann selbst niemals volles Vertrauen beim Volke haben. Dagegen steht jedes Gouvernement unüberwindlich in voller Glorie da, wenn es durch Einrichtungen und Anordnungen Ideen beim Volke weckt und, soweit das Volk hierfür empfänglich ist, sie ins Leben setzt."

Schön kam am 20. Januar 1773 mit einer sogenannten Glückshaube zur Welt. Sein Vater Johann Theodor, Amtsrat und Domänenpächter zu Schreitlaugken in Litauen, war ein gebildeter Mann, mit dem kein Geringerer als Kant in Verkehr stand. Seine Mutter Johanna Dorothea, geborene Dallmer, nicht minder sorgfältig erzogen, hinterließ ihren Kindern ein Testament, in dem die bezeichnenden Worte stehen: „Gottes Segen wird in der Fülle über dem walten, der genügsam ist; wie sehr entfernt war euer Vater und ich von Interesse, das könnt ihr alle bezeigen, dahero sucht euren Ruhm in Gottesfurcht, Genügsamkeit, Zufriedenheit, Fleiß, Rechtschaffenheit und Wohltun und nicht in Reichtum, und nicht durch Schätze, die durch Habsucht erworben werden."

Die vermöglichen Verhältnisse der Eltern waren der Erziehung Theodors nur förderlich. An der Universität Königsberg seit 1789 entwickelte sich seine unbedingt kantische Gesinnung. „Du mußt, weil du sollst" prägte sich mit Flammenschrift in seinen Charakter ein. Ciceros „De officiis" weckte seine Lebensklugheit.

Im gleichen Jahr wie Fichte, 1793, wurde Schön Freimaurer. Das Assessorexamen bestand er in Berlin. Eine große Reise durch Deutschland legte den Grund zum angehenden Staatsmann. Er lernte das bloße Nationalitätsprinzip frühzeitig verwerfen. Noch 1848 glaubte Schön zur Behauptung berechtigt zu sein, der Rassenkrieg unserer Tage scheine seinem Wesen nach ein Kampf der Nationalitäten gegen die Staaten.

In Halberstadt fand er Gleim. Knesebeck begegnete ihm. Eine Reise nach England vertiefte und erweiterte die bis dahin erworbenen politischen Kenntnisse.

Schön war frühzeitig überzeugter Agrarier, wenn auch nicht in dem Sinn, den wir heute mit dem Begriff verbinden. Er kämpfte führend und erfolgreich für die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Sein Aufenthalt in Bialystock als Kriegs- und Domänenrat war von kurzer Dauer. Er trat mit Minister Hardenberg, mit Stein, mit Altenstein in näheren Verkehr. Niebuhr wurde sein bester Freund, Hardenberg berief ihn als Ministerialdepartementschef nach Berlin.

1810 wurde Schön Regierungspräsident in Gumbinnen. In dieser Eigenschaft spielte er eine große Rolle auf dem napoleonischen Kriegsschauplatz. Die meisten führenden Persönlichkeiten, darunter Napoleon selbst, lernte er persönlich kennen.

Schön war tief leidenschaftlich unter sehr kalten Formen. Einer seiner Aussprüche lautet: „Bei dem Soldaten ist die Person das Symbol; im Staatsleben ist die Tat alles, die Person nichts." Er unterschätzte die Persönlichkeit und überschätzte die Ideen. So konnte es nicht fehlen, daß er unter der Entwicklung der Verhältnisse seit 1813 unendlich litt.

Schön war von keinem anderen Gedanken beseelt als dem, für das Wohl seines Staates zu wirken, die Sorge um seine Familie ausgenommen. Dabei sah er sich immer mehr zu politischer Ohnmacht verurteilt, obwohl er 1816 Oberpräsident von Westpreußen und 1824 Oberpräsident von ganz Preußen wurde.

„Deutschland Ein Reich, Kaiser und Reich" — diese Gedanken lehnte er entschieden ab. Er sprach im Hinblick auf sie von „einer veralteten Form, unpassend für neue Verhältnisse, neue Gesinnungen". Die politischen Ideale der Romantik erschienen ihm als Phantome. Indem er jedoch an Preußens Wiedergeburt beständigen Anteil nahm und, wenigstens in früherer Zeit, Erfolge aufzuweisen hatte, wirkte er mittelbar an der späteren Erfüllung des deutschen Einheitstraumes mit.

Immer stellte Schön die gelehrte Bildung obenan. Neben guten Straßen hielt er Schulen für die besten Beförderungsmittel des Fortschritts. Mit Herbart plante er die Schaffung einer Realschule, die als hohe Volksschule ins Leben treten sollte.

In allen Fragen, die das Verhältnis des Staates zur Kirche betrafen, vertrat Schön unbeugsam den Grundsatz, der allerdings erst später geprägt wurde: freie Kirche im freien Staat. Jede gewaltsame Unterdrückung anderer religiöser Überzeugungen war ihm in der Seele verhaßt. Dabei war er durchaus kein Freund der katholischen Kirche, sondern protestantisch-preußisch im Sinne Kants. Die katholische Haltung seines Freundes Nicolovius führte zu einer Entfremdung zwischen beiden, weil er an die Legende des Kryptokatholizismus glaubte, wonach die katholische Kirche Nicolovius zwar erlaubte, äußerlich protestantisch zu bleiben, dafür ihn aber verpflichtete, um so wirksamer die Geschäfte Roms zu besorgen. Konfessionell war er nicht ganz unbefangen. Doch nahmen die kirchlichen Wirren in Ost- und Westpreußen nie jenen Grad der Schärfe und jene Ausdehnung an wie unter anderen Regierungspräsidenten, z. B. im Westen. Er suchte überall zu mäßigen, er suchte allenthalben den Frieden, schon deshalb, weil er ihn für die gedeihliche Entwicklung des Staates als unerläßlich erachtete.

Servilismus und Byzantinismus fanden in Schön ihren grimmigsten Verächter. In seiner Zeit spielte, wie er selbst sich ausdrückt, die Meinung von der Herde und den Ober- und Unterhirten und, was beinahe dasselbe ist, von den unmündigen Kindern und dem Vater mit den Hofmeistern. Heute noch halte man es in der Mark für ehrenwerter, „als Lieutenant denn als Landstand, als Stamm der Nation, für welchen nach Friedrich dem Großen der König und seine ganze Dienerschaft nur da sind, zu erscheinen. Wo dieser Sinn noch vorwaltet, da ist allerdings Repräsentation, wenn sie auch da steht, nichts wert, denn das Salz, was salzen soll, ist nach der biblischen Sprache dumm und dadurch noch weniger als nichts wert. Die königlichen Diener wird Repräsentation bald heilen, und wo im Volke bei einzelnen noch eine unwürdige Meinung von dem Standpunkte eines Landstandes stattfindet, da ist es Sache der Regierung, durch Förderung der Repräsentation das verdummte Salz zur richtigen Erkenntnis oder, insofern es in Servilität versunken ist, zum Auswurf zu bringen".

Schön war der tatkräftigste Vorkämpfer des modernen konstitutionellen Systems, der gläubigste Anhänger der Repräsentation, oder, wie wir heute sagen, Volksvertretung. Man hat ihn daher lange den Liberalen zugezählt. Liberal im landläufigen Sinn war er jedoch nie.

Hatte Schön bereits in der Jugend seinen literarisch-politischen Neigungen nachgegeben, indem er Lauderdales „Political Oeconomy" in deutscher Sprache umarbeitete, so traten diese später nur noch stärker hervor. Seine bedeutsame, aufsehenerregende Schrift „Wohin? Woher?" erwuchs aus ihnen.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms des Vierten waren in Schön neue Hoffnungen erwacht, deren Erfüllung er freilich nie erlebte. Er leitete den Huldigungslandtag in Königsberg. Die von ihm gesprochene Eröffnungsrede hatte sein Freund Eichendorff verfaßt, wie aus dessen Nachlaß nunmehr ersichtlich ist. Die Verfassungswünsche der preußischen Provinzen wurden von der ungesund reaktionären Strömung anderer Kreise verdächtigt und unterdrückt. Die übrigen Landtage blieben teilnahmslos.

Schön wurde Staatsminister in partibus infidelium und bekam den Schwarzen Adlerorden. Allein seine politische Sendung war auch für die Provinz beendet. Da schrieb er in seinem patriotischen Unmut das obenerwähnte Programm „Woher? Wohin?", nur für wenige, für seine Freunde und vor allem für seinen „geistreichen, wohlwollenden" König. Von seiten der Gegner und persönlichen Feinde setzte jedoch ein unglaubliches Intrigenspiel ein, dem Schön schließlich auch als Oberpräsident zum Opfer fiel. Sein Todfeind Minister v. Rochow, unter dessen Amtswirksamkeit ein Hassenpflug in Berlin festen Fuß fassen konnte, verdächtigte Schön unausgesetzt. Des Königs Sympathien hatte dieser gleichwohl auch jetzt noch, wenigstens äußerlich. In einem Handschreiben ersuchte ihn Friedrich Wilhelm der Vierte, als „Sein Bevollmächtigter und Sein Freund" zum zweitenmal den preußischen Landtag zu eröffnen (Februar 1841).

Inzwischen hatte Schön sein Pensionierungsgesuch eingereicht. Stadt und Universität planten eine Schön-Feier, die jedoch nach Berlin als revolutionäre Demonstration denunziert wurde. Auf ausdrücklichen Wunsch des zu Feiernden unterblieb jegliche Kundgebung.

Immer drohender gestaltete sich die politische Lage. Friedrich Wilhelm der Vierte nahm Schöns Entlassungsgesuch nicht sofort an. Es kam zu dem politischen

Prozeß gegen den freisinnigen jüdischen Schriftsteller Jacoby, der von Königsberg aus über ganz Deutschland Zündstoff verbreitete. Vergeblich mahnte Schön, die Sache zu keiner Staatsaffäre aufzubauschen. Er verlor dadurch in den Augen vieler das Ansehen eines loyalen Untertanen. Neue Verdächtigungen setzten ein. Manches heftige Wort entfuhr ihm da wider die Hofkamarilla, und an Freund Boyen schrieb er: „Wie kann ein Volk, fortgesetzt so behandelt, seines Königs würdig bleiben?" Er meinte die Auswüchse reaktionärer Machtgelüste zu treffen und brachte freilich bloß sich selbst zu Fall.

Der freimütige Aufruf an die preußischen Landtagsdeputierten, der mit den stolzen Versen voll deutscher Gesinnung schloß: „Nicht Roß, nicht Reisige sichern die steile Höh, wo Fürsten stehn . . .", fand lebhaften Widerhall in seinem Herzen. Noch einmal trat er an die Spitze des Landtags, der diesmal in Danzig zusammenkam.

Bald darauf zog sich Schön ins Privatleben zurück. Beständig wissenschaftlichen Studien hingegeben, den Gang der Zeit mit wachsamen Augen erspähend, im Verkehr mit treugesinnten Freunden, um die Sammlung seiner Aufzeichnungen und Briefe besorgt, blieb er fortan auf seinem Gut Preußisch-Arnau bis zum Tod, der ihn am 23. Juli 1856 ereilte.

Das erste Schreiben an Schön, das wir von Eichendorff besitzen, trägt das Datum: Breslau, den 20. Juli 1820. Eichendorff meldet darin seine Berufung nach Danzig an Stelle des Konsistorialrats v. Matthy, der 1823 Bischof von Kulm werden sollte und bisher katholischer Kirchen- und Schulrat gewesen war. Er betrachtet es als „das ehrenvollste und erfreulichste Ereignis seines Lebens", unter Schöns „erleuchteten Befehlen" dienen zu dürfen. Erst ein halbes Jahr später erfolgt die offizielle Mitteilung an Schön, worauf dieser sofort „Anlaß findet", sich „mit Achtung und Freude über das bevorstehende Verhältnis" zu äußern. Es vergehen wieder mehrere Monate, bis Eichendorffs Ernennung zum Regierungsrat durch den König selbst erfolgt. Und so kann endlich im Oktober 1821 der neue Beamte seinen Posten „bei dem Oberpräsidio und der Kirchen- und Schulkommission" in Danzig antreten.

Eichendorff hatte zunächst einen schweren Stand. Er war überzeugter Katholik und treuer Diener seines Königs. In die verschiedenartigsten Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat oder besser zwischen Klerus und Beamte hineingedrängt, bewahrte Eichendorff stets die richtige Mitte. Von keiner Seite wurde eine Klage über ihn laut, obgleich er seine persönlichen Ansichten nirgends verleugnete. Er genoß frühzeitig das volle Vertrauen seines Vorgesetzten und ebenso das seines kirchlichen Oberhirten, des Ermländer Fürstbischofs Joseph von Hohenzollern. So urteilt dieser bereits 1823 in einem Brief: „Herr v. Eichendorff ist einer der geist- und gemütvollsten Menschen, die ich kenne, dabei ein treuer eifriger katholischer Christ und ein ausgezeichneter Dichter, er ist mein Freund und mein bester Umgang allhier, er hat mir bei der Regierung schon manches glücklich durchfechten helfen."

Hohenzollerns Gegner wieder, Schön, benutzte Eichendorff auf fast allen amtlichen Fahrten als Reisegefährten und Ratgeber. So ist es begreiflich, daß dieser ihm schon 1826 von Berlin aus intime Eindrücke aus dortigen hohen Beamtenkreisen schildert und beide schließlich einander gar nicht missen können. Die gemeinsame Vorliebe für Philosophie und Literatur mag die sonst vielfach entgegengesetzten Charaktere verbunden haben.

Über ein Jahrzehnt hatte Eichendorffs Amtswirksamkeit in Ost- und Westpreußen gewährt — 1824 war er nach kurzer provisorischer Verwendung in Berlin nach Königsberg berufen worden —, und noch immer stand für ihn keine Veränderung und Verbesserung seiner Stellung in Aussicht. Von Schön unterstützt, wandte sich der sorgenvolle Familienvater und bei aller Bescheidenheit von berechtigtem Ehrgeiz beseelte Beamte an den Minister Altenstein.

1831 durfte Eichendorff nach Berlin übersiedeln. Allein da begann seine berufliche Leidenszeit erst recht. Von einer Behörde zur andern geschoben, von bloßen Hoffnungen und entfernten Aussichten genährt, von allen gelobt und in Wahrheit von niemand, außer vom mißliebigen Schön, gefördert, flüchtete er immer wieder in seine Trösteinsamkeit, in den Garten der Poesie.

Der freundschaftliche Briefwechsel mit Schön, der seinen „lieben" Eichendorff sehnlichst in seine Nähe zurückwünschte, nahm eigentlich erst damals seinen rechten Anfang. Wie sehr Schön Eichendorffs Beamtenlaufbahn zu ebnen bemüht war, geht schon aus einer Zuschrift von 1832 hervor, die, an den Grafen v. Bernstorff, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gerichtet, jetzt im Archiv des Berliner Kultusministeriums aufbewahrt wird. Darin spricht Schön die Überzeugung aus, der Minister werde, wenn er erst die vorzüglichen Eigenschaften des Freiherrn v. Eichendorff würde kennen gelernt haben, diesen für das Ministerium bleibend zu gewinnen entschlossen sein. „Auf die Rückkehr desselben in sein hiesiges Dienstverhältnis glaube ich mir daher nicht weiter Rechnung machen zu dürfen." Hierzu machte der damalige Ministerialdirektor Eichhorn auf dem Rand des Aktenstücks ein deutliches Fragezeichen. In dem von einem Beamten des Ministeriums verfaßten Entwurf eines Berichts über Eichendorff an Minister Altenstein strich Eichhorn die besonders anerkennenden Stellen. Schöns Urteil über Eichendorff freilich konnte er nicht aus der Welt schaffen: Eichendorffs Anstellung werde für jedes Departement ein Gewinn sein, das Ministerium sei nur zu beglückwünschen, „einen so durchaus gebildeten Geist und eine so helle klare Seele für sich gewinnen zu können". Die katholische Überzeugungstreue machte Eichendorff jedoch vielen verdächtig. „Durch die Geschichten mit dem Erzbischof von Köln", schrieb Schön 1837 von Berlin aus seiner Frau, „ist man hier blind gegen die Katholiken, und das äußert sich auch gegen Eichendorff. Das ist nicht gut ..."

In den Briefen Schöns an seine Frau kommt Eichendorffs Name überhaupt sehr häufig vor. Durch sie erbittet er sich vom Dichter eine Empfehlung für Bettina v. Arnim, mit ihm besucht er Theater und Gesellschaften, ihm trägt er Bestellungen an gemeinsame Freunde auf. Wenn er später nach Berlin reist, vergißt er nie Eichendorff zu besuchen, bei dem junges Volk, Studenten und Offiziere, zu finden sind, der immer „ganz der alte, treue Freund" ist.

Mitten in dem Treiben Berlins gedachte der Dichter beständig der „schönen, herzerhebenden Stunden" in Danzig und Königsberg. 1833 schreibt er an Schön: „Von einem Fremdwerden zwischen Eurer Exzellenz und mir kann daher — das fühle ich innerlichst — eigentlich gar nicht die Rede sein, ebensowenig, als Eure Exzellenz jemals ein Philister werden können, gleichwie ein Vogel nimmermehr ein Fisch werden kann. Eure Exzellenz sind offenbar gerade von Gott recht zum Antiphilister geschaffen, um den dummen Fischen Flügel und Klang zu geben, oder, wo's nicht geht, sie, wie billig, zu spießen. Und mit solcher guten Gabe

Gottes läßt sich schon ein langweiliges Stück Leben überdauern; Eure Exzellenz flüchten, wenn es gar zu eng wird, nach Arnau — d. h. in sich selbst — und ich in meine kleine poetische Domäne, womit mich der liebe Gott meinerseits gleichsam in der Luft belehnt hat."

Wertvolle Bekenntnisse, Beiträge zur Lebensgeschichte Schöns wie Eichendorffs, folgen. Noch im gleichen Brief teilt dieser mit, daß er an einem größeren Roman, der die verschiedenen Richtungen des Dichterlebens darstellen soll, arbeite. Gemeint sind „Dichter und ihre Gesellen".

Schöns Klagen über den schlimmen Zeitgeist finden bei Eichendorff verständnisvollsten Widerhall. Sie sind für diesen „wahrhafte Stimmen in der Wüste, bei denen einem das Herz aufgeht, weil sie eine Bürgschaft sind, daß die Sehnsucht nach dem Größeren noch lebendig ist und am Ende doch noch durchbrechen wird. Sie geht bei den Philistern zu Gaste und wird mit ihnen ganz und gar politisch, das Albernste, was diesem undiplomatischen Götterkinde begegnen kann, wo nicht die Politik selbst Poesie wird, wie in den von Eurer Exzellenz bezeichneten Jahren 1807 bis 1809 und 1813."

Das geheimnisvolle Ende Kaspar Hausers erschütterte beide tief. „Erzvater Hitzig", der berühmte Kriminalist und Freund E. Th. A. Hoffmanns, wurde um Aufklärung befragt. Doch dieser enthielt sich „vorderhand jeder eigenen Meinung und Vermutung".

Eine andere Angelegenheit ergriff Schön noch persönlicher, der Königsberger Muckerprozeß. Die frömmelnde Sekte der Ebelianer hatte in den ersten Gesellschaftskreisen der Stadt Anhänger. Nahe Verwandte Schöns waren in den Skandal verwickelt. Auch darüber wurde dem Freund offenherzig berichtet, ebenso wie über die kirchlichen Personalien in Ost- und Westpreußen. Schön wußte, an wen er schrieb: „In den Grundtönen bleiben wir einig, solange wir leben."

Eine Zeitlang schien es, als ob Eichendorff eine feste Stellung im Oberzensurkollegium erhalten sollte. Gesetzentwürfe aus seiner Feder zeigen, wie ernst es ihm war, für diese Behörde den Befähigungsnachweis zu erbringen. Schön äußerte sich launig: „Als Zensor der Welt haben Sie Ihr Amt zwar herrlich geführt, aber die Zensorei nach Berlinischen Gedanken ist ein anderes Ding, und dabei fürchte ich, könnten Sie zuweilen Bauchgrimmen bekommen. Deshalb wünsche ich Ihnen etwas Besseres. Zuweilen kommt mir auch der anmaßliche Gedanke vor, ob es nicht am besten wäre, wenn Sie wieder nach Preußen kämen (reiner Egoismus), und dann suche ich mir sogar Argumente dafür heraus, z. B. daß Sie Ihre besten Sachen in Preußen geschrieben haben usw."

Schön war frei von jeglicher Gehässigkeit, überzeugt von der Macht der freien Idee im freien Menschen, und so gab er unbesorgt seinen Sohn Bernhard aufs katholische Gymnasium nach Braunsberg, das auch Eichendorffs Sohn Rudolf besuchte. Dabei nahm er im Gegensatz zu Eichendorff für David Friedrich Strauß Partei, als dieser wegen seines rationalistischen Lebens Jesu angefeindet wurde: „Dem Christentum und wohl der Religiosität tut man dadurch keinen Dienst. Die Tradition wird immer wichtiger, und sie hat vor der Schrift das Gute, daß man sie beiseite setzen kann, wenn sie nicht mehr behagt. Das geschriebene Wort steht aber starr da und weicht nur dem gewaltsamen Stoße."

Philosophie und Geschichte werden in dem Briefwechsel oft erörtert. Die Historiker Voigt, Raumer, George Grote, der Philosoph Rosenkranz u. a. erscheinen

häufig erwähnt. Aber der „philosophische König" Friedrich der Große findet keine Gnade. „Die Okkupationsgeschichte von Schlesien", schreibt Schön, „hat mein preußisches Herz recht traurig gemacht, besonders deshalb, weil Friedrich der Zweite dabei nur einem gemeinen Triebe folgte und keine Spur von Idee dabei vorwaltete. Das schmeckt nicht nach Größe ... und dabei kleinliche Kabalen und Pfiffigkeiten, so daß Franz recht hoch zu stehen kommt."

Im Herbst 1839 wünscht Schön „ein Buch für Geisteserfrischung". Eichendorff weiß keines anzugeben. Die allerneueste Poesie habe ihn jedesmal durch das Forcierte und Gemachte wieder abgeschreckt, durch diese fast grandiose Affektation, die um so widerlicher sei, je mehr sie sich den Schein der Natürlichkeit und Innerlichkeit zu geben suche. „Shakespeare ist und bleibt doch der Meister, erfrischend für alle Zeiten." Die jetzige sei aber in der Tat auch gar zu schmählich. Alle Erscheinungen in Staat und Kirche ließen sich freilich unter einen großen Gedanken — Kampf des Alten und Neuen — zusammenfassen, auch sei kein Zweifel, daß im letzten Akt das ewig Alte und Neue doch siegen werde. Aber dieses Drama durchzumachen sei langweilig. Er flüchte sich lieber ins Spanische, zu Cervantes und Calderon. Im Sommer 1840 meldet Eichendorff den Plan einer Gesamtausgabe und die Übersetzung „eines sehr merkwürdigen, uralten spanischen Buches (El Conde Lucanor)" von Don Juan Manuel. Bald hernach regte Schön seinen Freund zu einem großen künstlerischen Werk an, das sie noch einmal für mehrere Monate zusammenführen sollte. 1842 war Schön nach Vollendung der von ihm in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellten Marienburg zum Burggrafen derselben ernannt worden und forderte nunmehr Eichendorff eindringlich auf, die Geschichte dieses großartigen Baues zu schreiben. Der Dichter sagte „mit rechter Herzensfreude" zu. Friedrich Wilhelm der Vierte erklärte sich einverstanden, bewilligte Urlaub, Reisevergütung und Tagegelder. Schön hatte sich inzwischen in Preußisch-Arnau zur Ruhe begeben und genoß da mit Vergnügen die Nachbarschaft seines einstigen Regierungsrates, der seinen amtlichen Schwanengesang „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg" in Danzig niederschrieb. Nicht viel später nahm auch er seinen Abschied. Seine Gesundheit war zerrüttet. Am 1. Juli 1844 wurde Eichendorff in den Ruhestand versetzt, ohne irgendeine Auszeichnung. „Der Romantiker auf dem Königsthrone" besaß für „den letzten Ritter der Romantiker", den Freund Schöns, keine allzu großen Sympathien.

Eichendorff zog zunächst nach Dresden. Die bisherigen Beziehungen zu Schön wurden nur noch inniger. Die Altersbriefe der beiden berichten von Familienereignissen, privaten Leiden und Freuden, daneben werden auch eigene literarische Arbeiten, die sie der letzten Zeit ihres Lebens verdanken, eifrig erörtert.

Die große Revolution von 1848 erschüttert beide. Eichendorff schreckt zurück vor den „dummglotzenden Augen" und „leidenschaftlich verzerrten Parteigesichtern". Bei Robert Blum sei wenigstens der Schluß echt tragisch gewesen. „Es ist überhaupt auffallend, wie in jetziger Zeit alle Individuen verschwinden, alles ist allein auf die Massen gestellt. Und doch ist die Masse nur eine Idee, die, wie das Königtum, die Freiheit usw., wenn sie wirklich ins Leben treten soll, individuell, persönlich werden muß. Wird eine solche welthistorische Persönlichkeit endlich in Deutschland erscheinen?" Der Begründer des neuen Reiches lebte damals, noch völlig unbekannt, als Deichhauptmann in Pommern.

1849 ist Eichendorffs Unmut aufs höchste gestiegen. „Wahrlich, wenn ich jünger und reicher wäre, als ich leider bin, ich wanderte heute noch nach Amerika aus; nicht aus Feigheit — denn die Zeit kann mir persönlich ebensowenig etwas anhaben als ich ihr —, sondern aus unüberwindlichem Ekel an der moralischen Fäulnis, die — mit Shakespeare zu reden — zum Himmel stinkt."

„Unter so verzweifelten Umständen" zog sich Eichendorff wieder nach Spanien zurück oder versetzte sich in den romantischen Dichterhimmel seiner Jugend. In seinen literarhistorischen Schriften, deren Abschluß die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" bildete, suchte Eichendorff die Seele der Poesie zu bezeichnen; Leib, Büchertitel, Biographie der Dichter usw. hätten schon andere hinreichend und besser beschrieben. Der letzte uns erhaltene Brief Schöns polemisiert gegen den subjektiv katholischen Standpunkt des Verfassers in aller Liebe und Herzlichkeit klar und entschieden.

Als Eichendorffs Geschichte des deutschen Romans im achtzehnten Jahrhundert erschienen war, nannte Schön das Werk Droysen gegenüber „ein heillos schönes Buch". „Übrigens ist mir dies Buch überaus wert, denn mein Freund Eichendorff steht in keiner seiner Schriften so leib- und lebhaftig selbst da ... Er lebt in einem idealisierten Katholizismus, und diesen kann man bei ihm, bei einer durchaus edlen Natur wohl gelten lassen. Er hätte nur seinen Katholizismus im Buche näher bezeichnen sollen."

Droysen sollte gemeinsam mit Eichendorff den Nachlaß Schöns übernehmen und auf Grund dessen seine Biographie schreiben. In dem Schreiben, worin Schön an Droysen herantritt, betont er ausdrücklich: „Meine Persönlichkeit hat am vollständigsten und klarsten der Baron v. Eichendorff aufgefaßt." Die Sache zerschlug sich. Darauf riet Eichendorff zu Rosenkranz und schließlich zu Varnhagen von Ense. Aber auch die Verhandlungen mit Varnhagen führten zu keinem Abschluß.

1855 starb Eichendorffs Frau. „Wie ein Schiffbrüchiger, dessen Lebensschiff zerschlagen," schrieb er seinem alten Freunde, „rette ich mich an das nächste Eiland und halte mich, da ich meine liebe Frau verloren, zu den Kindern." Bei seiner Tochter Therese, verheiratet an Ludwig v. Besserer-Dahlfingen, verbrachte Eichendorff den Rest seiner Tage. Er überlebte Schön nur wenige Monate über ein Jahr. Dem Sohn des Freundes, der wie sein eigener Ältester Hermann hieß, sandte er in wortkarger Trauer ein paar innige Zeilen: „Die Welt hat einen ihrer geistigen Heroen verloren, ich aber außerdem noch einen liebevollen väterlichen Freund. . . ."

Deutsch waren beide ihr Leben lang. Und es wohl kein Zufall, daß der Katholik Eichendorff gerade vor Schön das tüchtige Bekenntnis ablegte: „Von der slawischen Roheit kann ebensowenig als vom Affentum das Heil kommen, am wenigsten für das Christentum."

Eichendorff ließ sich auf große Demonstrationen nicht ein. Aber seine Genialität, seine Klarheit und seine Reinheit blitzten zuweilen strahlend durch, und dies ist für Schön, wie er selbst von ihm sagte, immer erhebend gewesen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Naturwissenschaften

Zur Geschichte der Naturwissenschaften. Cartesius knüpft an Aristoteles an, wenn er noch einmal für die einheitlich gedachte Seele ein einheitliches Organ des Körpers als Wohnstätte annahm. Hatte jener dem Herzen diese Stellung zugeschrieben, so bezichtigte Cartesius ein kleines, erbsengroßes Körperchen des Gehirns: die Zirbeldrüse, daß in ihr der Austausch zwischen dem erkennenden und ausgedehnten Sein vor sich ginge. Die stand nach seiner irrtümlichen Auffassung ohne jede nervöse Verbindung mit dem übrigen Gehirn; über ihre Funktion wußte man damals wie heute nicht das geringste, und außerdem lag sie sehr günstig am Eingang zu den Hirnhöhlen und die standen seit Galens Zeiten in dem Geruch ganz besonders enger Beziehungen zu den seelischen Geschehnissen. Bedeuteten diese drei Tatsachen schon von vornherein eine bemerkenswerte Argumentation, so begnügte sich Cartesius doch nicht mit ihnen. Er verfaßte vielmehr noch eine Art von Anatomiebuch, in dem er aus der Struktur des Gehirns materiell die Richtigkeit seiner Hypothese beweisen wollte. Zwar rühmt er sich darin seiner genauen Kenntnis des Hirnbaues sehr; aber in Wirklichkeit spielen die anatomischen Verhältnisse eine ganz untergeordnete Rolle. Wo irgendwelche Tatsachen nicht zu seinen Voraussetzungen stimmen, erfindet er auf dem Wege geometrischer Konstruktion unverdrossen imaginäre Linien, so daß es ihm nicht schwer fällt, hinsichtlich der Zirbeldrüse das Erforderliche nachzuweisen.

Wissenschaftlich noch einwandfreier im Sinne der damaligen Zeit arbeitete Maria Giovanni Lanzisi, der einige Jahrzehnte nach Cartesius lebte. Er verwarf die Zirbeldrüse und sprach dem Hirnbalken diesen Vorrang zu. Zwar sieht er einen sehr eindringlichen Beweis dafür, daß die Seele gar nicht irgendwo anders als im Balken zu suchen sei, in dem Umstand, daß man bei starken Anstrengungen des Geistes in der Gegend desselben deutlich eine unangenehme Empfindung verspüre. Um jedoch diese Spekulation auf eine absolut unantastbare Basis zu stellen, veranlaßte er den Mathematiker Mazin, durch die Mathematik die Richtigkeit seiner Theorie zu beweisen. Und der tat es dann auch in Korollaren, die unwiderlegbar wären, wenn nicht eben die herangezogenen Prämissen jeder Wahrscheinlichkeit entbehrt hätten.

Um darüber nicht zu lächeln, muß man sich die Situation des damaligen naturwissenschaftlichen Denkens vergegenwärtigen. Eine voraussetzungslose Forschung gab es nicht. Es galt immer etwas zu beweisen: die Vollkommenheit von Organen, die Weisheit Gottes oder irgendeine Hypothese. Ein Studium der Natur an und für sich galt als eitel und fruchtlos. Robert Boyle, ein Irländer des siebzehnten Jahrhunderts, und Christian Sturm, Professor in Altdorf um dieselbe Zeit, wollten selbst das Wort Natur als eine heidnische Fiktion verbannt wissen. Es mußte alles im Schöpfer anfangen und enden. So kam es, daß jedes Reich der Natur, dem sich das naturwissenschaftliche Studium zuwandte, schließlich in einer besonderen Theologie gipfelte. Da gab es: Astrotheologie, Lithotheologie, Insektotheologie, und als im Jahre 1748 — so erzählt Feuerbach — unzählige Scharen von Heuschrecken erschienen, fiel noch im selben Jahr der pastor primarius zu Diepholz, Rattclef, über sie her und fabrizierte eine eigene Acridotheologie (= Heuschreckentheologie), wo unter anderen Beweisen von dem großen Verstand Gottes auch dieser vorkommt: „Den Kopf hat Gott ihnen also eingerichtet, daß er länglich

und das Maul unten ist, damit sie im Fressen sich nicht tief bücken, sondern bequem und geschwinde ihre Nahrung nehmen mögen." — Dem menschlichen Körper ging es nicht viel anders; von jedem Organ pries man die „vorzügliche Vollkommenheit" seines Baues und zog neue Beweise für die Weisheit Gottes aus ihnen; so besingt Herr Anton Michelitz, der Arzneygelahrtheit Professor zu Prag, im Jahre 1783 den Unterleib: „Der Rumpf liegt in der Mitte; die gelindesten Bewegungen gehen daher in ihm vor; er dient zum schicklichsten Behältnis der Eingeweide und zum gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt aller Teile; da er in der Mitte aller übrigen liegt, so ist auch der Weg für das Blut, welches aus dem in ihm liegenden Herzen hervorströmt, auf keinem Teile zu viel geworden." Hierher gehört auch jene Bemerkung, die ein Herausgeber von Leibniz' Schriften im Vorwort machen zu müssen glaubt: Leibniz habe keineswegs als ein müßiger Zuschauer die Naturerscheinungen betrachtet, sondern nach dem löblichen Beispiele anderer gelehrter Männer in diesem Studium Gott und seine hohe Vollkommenheit bewundert.

Von dieser Bewunderung nun allerdings sah die neue Ära von Naturforschern, die im neunzehnten Jahrhundert auftrat, völlig ab. Die machten **tabula rasa** und fegten den Tempel rein. Zweck- und Zielvorstellungen beherrschten sie durchaus nicht mehr. Sie verfeinerten dafür das experimentelle Instrumentarium und drangen auf Exaktheit der Arbeit. Sie anerkannten nur die Beobachtung und erst nach Sammlung von sehr vielen und unter den verschiedensten Bedingungen gewonnenen Erfahrungen zogen sie vorsichtig einen Schluß. Sie prüften nicht mehr die Organe als Träger von Substanzen, sondern sie experimentierten an Geweben hinsichtlich ihrer Funktion. Jedes Erhitzen in religiöser oder ethischer Beziehung fiel fort. Wenn Flechsig und Fritsch mit der Elektrode die Großhirnrinde abtasteten und Bewegungen auslösten, die als der Ausdruck seelischer Regungen galten, so war das für sie absolut nicht gefühlsbetonter, als wenn Pawlow seinem Hund eine Magenfistel anlegte, um das Drüsensekret zu untersuchen. Es interessierte am Gehirn gar nicht mehr der Sitz und das Ergehen der Seele; es war viel wichtiger, daß beim Stich in den vierten Ventrikel Zucker im Harn auftrat und daß bei einer enthirnten Taube bestimmte psychische Funktionen ausfielen und andere bestehen blieben.

Von so kleinen und begrenzten und, wenn man will, unbedeutenden Dingen gingen die modernen Naturwissenschaften aus, um dann hundert Jahre lang hart wie im Krieg zu arbeiten und eine Unsumme von Erfahrungen und Wissenstatsachen zu schaffen, vor der wir heute staunen, um dann in unseren Tagen sich zurückzuwenden auf die allgemeinen und letzten Fragen, oder vielmehr, um sie neu zu fassen und zu erfüllen.

Macaulay sagte, es würde schwer gewesen sein, Seneca davon zu überzeugen, daß die Erfindung einer Sicherheitslampe keine eines Philosophen unwürdige Beschäftigung sei. Ebenso würde Thomas von Aquino schwerlich dazu zu bewegen gewesen sein, das Ersinnen von Syllogismen aufzugeben, um sich mit der Erfindung des Schießpulvers zu befassen. Denn: „Seneca würde nicht einen Augenblick gezweifelt haben, daß die Sicherheitslampe nur durch eine Reihe von Versuchen erfunden werden könnte."

Nun liegt der Zufall vor, daß an der Berliner Universität ein ordentlicher Professor der Naturwissenschaften lehrt, der neben seinen anderen hochbedeutsamen fachwissenschaftlichen Arbeiten eine berühmte Lampe konstruiert hat. Der liest seit einigen Jahren ein Kolleg über „Neuere Atomistik". Seneca und Thomas würden es wohl hören müssen, wenn sie jetzt hier studierten. Es handelt sich nicht allein um die Erklärung aller chemisch-physikalischen Prozesse durch ein großes und einigendes Prinzip, es handelt sich vielmehr um die Zurückführung aller kosmischen Vorgänge überhaupt auf ein Letztes und Schließliches, um eine Zusammenfassung und um einen Abschluß mit allerhand Fernblicken — also ein kosmologisches, ein philosophisches Kolleg. Und es ist jedenfalls erwähnenswert als Ausdruck des veränderten wissenschaftlichen Forschungsprinzips und als Gegensatz zu der Denkweise nahe an uns grenzender Jahrhunderte.

Dr. med. Gottfried Benn-Berlin

Philosophie

Eine neue Zeitschrift mit neuen Zielen ist ins Leben getreten. Ihr erster aus drei Heften bestehender Band liegt abgeschlossen

vor. **Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur** ist sie benannt (Verlag von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck] Tübingen). Der Name Logos wurde gewählt, weil die Philosophie der Kultur überall die Vernunft in der Kultur suchen muß. Die Zeitschrift wird von einer internationalen Kommission geleitet, die sich in nationale Redaktionen gliedert. Sie will einerseits den nationalen Sonderkulturen gerecht werden und anderseits den internationalen Zusammenschluß der Forschungsergebnisse als letztes Ziel der philosophischen Bestrebungen ins Auge fassen. Vorläufig erscheint neben der vom Freiburger Privatdozenten Dr. Georg Mehlis herausgegebenen deutschen Ausgabe nur noch eine russische, doch ist auch eine französische, italienische, englische usw. in Aussicht genommen. Die Zeitschrift will dazu verhelfen, den ganzen Reichtum der in der Kultur vorhandenen und treibenden Kräfte philosophisch zu durchdringen. Dabei sollen die Gesichtspunkte der Betrachtung der freien Wahl anheimgegeben werden, sofern nur überhaupt in der Kultur ein Problem der Philosophie erblickt wird. Daß das gut ausgestattete neue Unternehmen seinen weit gesteckten Zielen mit Erfolg dienen wird, verbürgt nicht nur das Namensverzeichnis der in Deutschland gewonnenen Mitarbeiter, sondern auch das im ersten Bande des „Logos" Gebotene. Wir greifen einiges heraus: Heinrich Rickert handelt vom Begriff der Philosophie, Georg Simmel bietet feinsinnige Betrachtungen zur Metaphysik des Todes und über Michelangelo, Richard Kroner berichtet über Henri Bergsons Philosophie, Wilhelm Windelband schreibt über Kulturphilosophie und transzendentalen Idealismus, Ernst Troeltsch über Zukunftsmöglichkeiten des Christentums. Wir zweifeln nicht daran, daß die neue Zeitschrift allen, denen eine ernste philosophische Betrachtung der mannigfachen Kulturgebiete Bedürfnis ist, hoch willkommen sein wird. * *

Bildungsfragen

Dr. Oskar Meßmer, Professor am Lehrerseminar in Rorschach: **Lehrbuch der allgemeinen Pädagogik.** Verlag von J. Klinkhardt in Leipzig. 1910.

Seinen 1909 erschienenen „Grundzügen einer allgemeinen Pädagogik" hat Meßmer nunmehr dieses Lehrbuch folgen lassen, das die Grundgedanken jenes größeren Werkes widerspiegelt. Im Aufbau ist das Lehrbuch einheitlicher als die „Grundzüge", und hierauf, auf das „innere System", kommt es Meßmer besonders an: der Gedanke an den Endzweck der Erziehung soll allen auf sie bezüglichen Bestimmungen die Färbung geben.

Da der Zweck der Erziehung, nach Meßmer, in der Herbeiführung der geistig-sittlichen Selbstbestimmung der Zöglinge liegt, steht der Wille im Mittelpunkte seiner Auseinandersetzungen. Jede Willenstätigkeit zerfällt aber in die Bestandteile des Wollens und Könnens, deshalb betrachtet Meßmer neben dem Können auch das Wollen unter dem Gesichtspunkt des Könnens. Der Vorzug des Werkes liegt in dem Versuch, das Einzelne aus dem Zusammenhang des Ganzen zu verstehen und zu begründen. Erziehen lehren will dies Lehrbuch nicht — wer eine Tätigkeit erlernen will, muß sich eben in der Ausübung dieser Tätigkeit üben —, ebensowenig will es eine dogmatische Richtschnur bieten. Sein Zweck liegt lediglich in der Anregung zum pädagogischen Denken, und in dieser Beziehung wird es namentlich jungen Seminaristen gute Dienste leisten. Aber auch im Beruf stehende Pädagogen könnten durch die Lektüre dieses Buches zur Nachprüfung und Verbesserung eigener Meinungen veranlaßt werden. Manche Auffassung Meßmers wird freilich auf Widerspruch stoßen. Hier sei nur beispielsweise darauf hingewiesen, daß Meßmer den pädagogischen Charakter der Strafe leugnet und ihre Erteilung durch den Lehrer verwirft. Die Ungültigkeit des pädagogischen Strafbegriffs kann aber nicht aus dem rechtlich-sozialen Charakter der Strafe gefolgert werden, wie Meßmer dies tut, weil die öffentliche Strafe als eine aus dem Begriff des Rechts hervorgehende soziale Erscheinung viel jünger ist als die pädagogische Strafe. Und ihre dem öffentlichen Leben nachgebildete Handhabung bei der Erziehung, der Meßmer das Wort redet, indem er die Unterstellung des Strafbaren unter den Richterspruch der Mitschüler fordert, muß um so weniger gerechtfertigt erscheinen, als das pädagogische Verhältnis

zwischen Lehrer und Schüler dem rein sozialen, nach Meßmers eigenem Ausspruche, übergeordnet ist. Der Lehrer steigt nicht auf das soziale Niveau herab, wenn er straft, sondern die Unterwerfung des Schuldigen unter die Macht des Rechts nach Maßgabe seiner Schuld beugt sich dem individualisierenden Wohlwollen des Erziehers. Nicht durch die Strafe, sondern durch die strafbare Handlung wird der Zögling entwürdigt und in der Hilfeleistung zur Beseitigung bestehender Hemmungen, sowie im Schutz vor künftigen Entgleisungen ist der pädagogische Charakter der Strafe begründet. Auch die Tätigkeit des Wertens kann beim Kinde nur entwickelt werden, wenn es die Urformen der Wertgefühle, nämlich einfache Lust und Unlust im Zusammenhang mit gewissen Handlungen, in mannigfachen Stärkegraden erlebt; deshalb muß sich gerade in der von bestimmten Absichten geleiteten Beherrschung seines Gefühlslebens die Weisheit des Erziehers offenbaren. Dr. M. Kelchner-Berlin

Tagesfragen

Durch die neueren Erlasse des Papstes, die Borromäus-Enzyklika und den Antimodernisteneid, ist das Interesse für den Ultramontanismus im ganzen Deutschen Reiche wesentlich gewachsen. Viele, die sich früher nicht um diesen Gegenstand gekümmert haben, die den Unterschied zwischen Ultramontanismus und katholischer Religion nicht kannten, die, weil sie in evangelischen Landen leben, die Gefahren des Ultramontanismus übersahen, fangen an, diese Gefahren zu verstehen. Der handgreifliche Ausdruck dafür zeigt sich in dem außerordentlichen Zulauf, den in neuester Zeit Verbände und Vereine haben, die sich gegen den Ultramontanismus richten, z. B. der Evangelische Bund, der Antiultramontane Reichsverband, die Deutsche Vereinigung. Neuerdings hat sich auch in der Provinz Posen ein Wahlverband deutscher Katholiken gegen das Zentrum und dessen Zusammengehen mit den Polen gebildet, der ebenfalls gegen den Ultramontanismus gerichtet ist. Denn das Zentrum ist diejenige Partei, die in Deutschland den Ultramontanismus verkörpert, propagiert und die Religion zu politischen Zwecken mißbraucht.

Trotzdem nun in dieser Weise an dem Gewissen der Nation vernehmlich gerüttelt worden ist, gibt es doch immer noch zahlreiche Deutsche, die von dem Wesen des Ultramontanismus und seinen Gefahren eine ungenügende Vorstellung haben. Deswegen ist es sehr dankenswert, daß ein Sachverständiger auf diesem Gebiete, früher selbst katholischer Priester und in der ultramontanen Preßpropaganda tätig, Herr **Josef Leute**, ein umfangreiches Werk herausgegeben hat, betitelt **„Der Ultramontanismus in Theorie und Praxis“**. Verlag bei Hugo Bermühler, Berlin. Das Werk beleuchtet in übersichtlicher und leicht faßlicher Weise alle Seiten des Ultramontanismus, und zwar an der Hand eines aktenmäßigen Materials, über allmit dem Nachweis der Quellen, die der Schriftsteller benutzt hat. Besonders wichtig sind in dem Buche alle diejenigen Hinweise auf die Verquickung des Ultramontanismus mit der katholischen Religion und auf die Übergriffe des Ultramontanismus von der Religion auf die staatlichen Einrichtungen. Die Stellung des Ultramontanismus zu den Nichtkatholiken, den Evangelischen, den Juden und den Freireligiösen, die Stellung zu den Antimodernisten und sonstigen religiösen Richtungen sind in klarer Weise dargestellt. Von besonderer Bedeutung erscheint auch die Gesetzgebungsgewalt der Kirche, aus der aufs deutlichste hervorgeht, daß die ultramontane Hierarchie sich nicht auf religiöses Gebiet beschränkt, sondern überall in die staatliche Gesetzgebung eingreift oder einzugreifen versucht, ihre Anhänger von der Befolgung dieser staatlichen Gesetze abhält oder Übertretungen der staatlichen Gesetze zu vertuschen, zu rechtfertigen und zu schützen sucht. Ganz besonders lesenswert sind auch die Abschnitte über das ultramontane Vereinswesen, die sogenannten katholischen Vereine und Katholikentage, die nichts anderes als politische Versammlungen sind, über die Störung des konfessionellen Friedens von seiten des Ultramontanismus und über die Übergriffe desselben gegen freies Geistesleben, gegen die freie Wissenschaft in Forschung und Lehre. Dieses Buch ist ganz besonders für den Laien auf diesem Gebiete geschrieben und erfüllt seinen Zweck in vollkommener Weise.

p. v.

Reichsspiegel

(Vom 17. bis 23. April)

Heeresfragen

Die Wünsche der Infanterie — Einseitigkeit und Bescheidenheit — Verabschiedung — Vorpatentierung — Automatische Zweiteilung

Die im Heft 10 der Grenzboten dargestellten Beförderungsverhältnisse bei der Infanterie sind naturgemäß schon seit Jahren Gegenstand einer lebhaften Erörterung in den von ihnen betroffenen Kreisen und haben auch zu den verschiedensten Vorschlägen zur Abhilfe geführt. Aus Gründen, die mit der wissenschaftlichen Abgeschlossenheit des deutschen, insonderheit preußischen Offizierskorps zusammenhängen und die in einem späteren Hefte erörtert werden sollen, haben sich die Vorschläge eigentlich immer nur in einer Richtung bewegt, die am besten gekennzeichnet wird durch die Schlagworte: Verbesserung des Avancements, Schaffung neuer Stellen, neuer Formationen, verbesserte Anstellungsverhältnisse für verabschiedete Offiziere.

Im einzelnen betrachtet konzentrieren sich die Wünsche der Infanterieoffiziere gegenwärtig auf folgendes: 1. Auch der Infanterist soll die Stellung als Regimentskommandeur grundsätzlich bereits als Oberstleutnant erreichen, wie es bei den anderen Waffen der Fall ist. Der Anfang könne mit den kleinen Regimentern gemacht werden. 2. Jedes Jahr sollen weitere Bezirkskommandeurstellen in solche mit dem Rang und Gehalt von Regimentskommandeuren umgewandelt und je vier bis sechs Bezirkskommandos einem aktiven Landwehrinspekteur, aus der Infanterie hervorgegangenen Generalmajor unterstellt werden. 3. Solange bei der Infanterie noch schlechtere Beförderungsverhältnisse bestehen als bei den anderen Waffen, sollen die außerhalb der Front vorhandenen Stabsoffizierstellungen, die aus dienstlichen Gründen nicht notwendigerweise einem Nichtinfanteristen übertragen werden müssen, der Infanterie vorbehalten bleiben. 4. Das Gehalt als Major, Oberst und Generalmajor soll jedem Infanteristen von dem Augenblick an zugebilligt werden, wo es von einem gleichaltrigen Frontoffizier anderer Waffen bezogen wird.

Aus der kleinen Übersicht geht hervor, daß sich die Wünsche des Infanterieoffizierkorps sehr bescheiden vor allen Dingen auf eine Gleichstellung mit den Kameraden der anderen Waffen richten. Denn dies Mißverhältnis bestand nicht immer. In früheren Jahren hatte nur die Kavallerie günstigere Beförderungsverhältnisse für das Erreichen der Regiments- und Brigadekommandeurstellungen. Dies war natürlich und wurde auch nicht als Ungerechtigkeit empfunden wegen der mit dem Offiziererſatz für die Kavallerie verbundenen Schwierigkeiten und weil kein Einsichtiger bestreiten kann, daß die Kavallerie in diesen Stellungen mehr noch als die anderen Waffen junge Führer braucht. Freilich wurde neben

dieser Ausnahme im übrigen streng darauf gehalten, daß alle anderen Waffen mit Bezug auf Rang und Gehalt gleichen Schritt mit der Hauptwaffe, mit der Infanterie, hielten. Dieser durchaus normale, den Lebensinteressen jeder Armee entsprechende Zustand besteht übrigens in den anderen europäischen Heeren und ebenso im japanischen noch heute. Er wurde bei uns bei der Verdoppelung der Feldartillerie und Vermehrung der Fußartillerie verlassen. Die Infanterieregimentskommandeure, deren Hauptaugenmerk naturgemäß darauf gerichtet sein muß, ihre Truppe vollzählig zu erhalten, d. h. für einen geeigneten Nachwuchs zu sorgen, hoffen mit der Besserung der Beförderungsverhältnisse auch wieder den Strom der Offizieranwärter in die Infanterieregimenter zu leiten. Vorübergehend mag tatsächlich eine solche Wirkung eintreten. Aber es ist doch sehr die Frage, ob eine solche Maßregel auf die Dauer Erfolg versprechen kann. Wir glauben es nicht. Denn dieselben Stagnationserscheinungen, die für die Infanterie offen zutage liegen, machen sich in steigendem Maße auch bei der zweitgrößten Waffe, bei der Feldartillerie, bemerkbar. Nur die Fußartillerie und die technischen Truppen stehen zurzeit günstiger, weil sie mit Rücksicht auf allerlei technische Fortschritte vermehrt werden müssen. Wenn diese Konjunktur vorübergegangen sein wird, dürften sich auch für die technischen Truppen die Beförderungsverhältnisse ungünstiger gestalten und zwischen den einzelnen Waffengattungen wäre der Ausgleich wieder hergestellt.

Doch damit ist weder der Armee noch der Infanterie im besonderen gedient. Wie schon im Heft 10 hervorgehoben wurde, bedarf die Armee junger, leistungsfähiger Männer gerade in den Stellungen vom Hauptmann bis zum Regimentskommandeur einschließlich. Die oben wiedergegebenen Vorschläge berücksichtigen diese Forderung gar nicht. Denn bei der heutigen Regelung des Offiziererſatzes gibt es nur ein Mittel, das Heer vor überalterten Offizieren zu schützen: die Verabschiedung. Wer keine Aussicht hat, mit dem fünfzigsten Lebensjahr die Stellung des Regimentskommandeurs zu erreichen, müßte im Interesse der Schlagfertigkeit der Armee den aktiven Heeresdienst verlassen. Bei dem heutigen Alter unserer Offiziere müßten weit über tausend Hauptleute und Majors pensioniert werden, um der angegebenen Bedingung gerecht zu werden. Wer aber wollte es im Hinblick auf die vielfache dadurch hervorgerufene Not wagen, einen solchen Vorschlag zu vertreten? Wer wollte es wagen, das Elend, in dem Tausende ehemaliger Offiziere schon jetzt leben, noch zu vergrößern? — Die Heeresverwaltung sucht den an sie gestellten technischen Anforderungen gerecht zu werden durch Vorpatentierung solcher Offiziere, die nach jeder Richtung eine Gewähr dafür bieten, mit Erfolg als höhere Führer, mindestens aber als Regimentskommandeure verwendet werden zu können. Die Vorpatentierungen beschränken sich deshalb nicht mehr auf die Generalstabsoffiziere und Adjutanten, sondern auch auf tüchtige Frontoffiziere. In dieser Ausdehnung der Vorpatentierung mag eine gewisse Gewähr für die Verjüngung der höheren Offiziere liegen. Aber die Gewähr ist beeinträchtigt durch die Gefahr, daß mit den Vorpatentierungen

Nepotismus und Cliquenwirtschaft Eingang in die Armee finden und daß tatsächlich die Auslese nicht nach der Tüchtigkeit, sondern nach Familienbeziehungen erfolgt. Wenn auch die Klagen im Reichstag über Bevorzugung des Adels in der Armee für jeden mit den Verhältnissen näher Vertrauten übertrieben erscheinen, so muß doch der Wahrheit gemäß festgestellt werden, daß Äußerungen im Munde von Offizieren häufiger gehört werden, die in der Behauptung gipfeln: „Der und der ist vorpatentiert, weil er mit dem und dem verwandt ist". Es lassen sich auch hier und da schon Beispiele feststellen, wo es außerordentlich schwer fällt, einen sachlichen Grund für die Vorpatentierung zu finden. Damit aber kommen wir wieder zu der im vorigen Artikel aufgestellten These, daß das Offizierkorps tatsächlich im Zusammenhang mit seiner Überalterung durch fehlerhafte Ausnutzung vorhandener Mittel der automatischen Zweiteilung verfällt, wenn nicht rechtzeitig reformatorisch eingegriffen wird.

Angesichts der zahlreichen Klagen hat sich der Herr Kriegsminister entschlossen, neue Wege zur Abschaffung der zutage getretenen Mißstände zu suchen. Es ist die Einberufung einer Kommission in Aussicht genommen, die eine Neuregelung des Offiziersersatzes ins Auge fassen soll. Wie verlautet, soll die Kommission ausschließlich aus aktiven Offizieren zusammengesetzt werden.

W. v. R.

Verkehrspolitik

Kabelpolitik — Der deutsch-atlantische Verkehr — Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft — Die deutsch-niederländische Telegraphengesellschaft — Osteuropäische Telegraphengesellschaft — Kolonialfragen — Drahtlose Telegraphie

Deutschland war bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts fast für seine ganzen internationalen Telegraphenbeziehungen auf englische Linien angewiesen. Nur die russische und transsibirische Linie und die in Wladiwostock anschließenden, an der Ostküste Ostasiens entlang laufenden Kabel der russisch-dänischen „Großen Nordischen Telegraphengesellschaft" stellten einen von englischen Linien freien Weg nach Ostasien her. Dagegen mußten für den wichtigen deutsch-atlantischen Verkehr fast nur englische Kabel benutzt werden. Hier besaß die „Vereinigte Deutsche Telegraphengesellschaft" Unterseeverbindungen nach Valentia (Irland), dem Ausgangspunkt der „Anglo American Telegraph Company" in London, die vertraglich bis zum Ablauf des Jahres 1899 die Weiterbeförderung der deutsch-amerikanischen Telegramme übernommen hatte. Da Deutschland demnach bis zu diesem Zeitpunkt an die englische Gesellschaft gebunden war, wurde als Vorbereitung 1896 ein Kabel von Emden nach Vigo an der spanischen Westküste gelegt. Es sollte nach Erlangung der Landungserlaubnis auf den Azoren von der portugiesischen Regierung bis dorthin und dann bis New York verlängert werden. Hiervon kam man jedoch ab, weil die portugiesische Regierung die Landungserlaubnis nur für ein direktes Kabel nach den Azoren gewähren wollte. Das Vigo-Kabel wurde nun ausschließlich für den übrigens zu seiner vollen Ausnutzung hinreichend starken Verkehr mit der Iberischen Halbinsel,

Afrika, Asien und Südamerika — unter Anschließung an die von Vigo ausstrahlenden Kabel der mächtigen englischen „Eastern Telegraph Company" — bestimmt. Die Azoren wurden als erster und einziger Stützpunkt des deutsch-amerikanischen Kabels gewählt. Dem ganzen Projekt war natürlich die „Anglo-Gesellschaft" äußerst feindlich gesinnt. Da sie auf ihrem ein direktes deutsches Kabel ablehnenden Standpunkt verharrte, wurden mit ihrer Gegnerin im atlantischen Verkehr, der „Commercial Cable Company" in New York, Verhandlungen angeknüpft, die zu einer Einigung führten. Die Gesellschaft übernahm die Bestellung und Annahme der Telegramme in New York und verpflichtete sich zur Zuführung der Telegramme aus Amerika. Die mit ihr eng verbundene amerikanische Landtelegraphengesellschaft, die „Postal Telegraph Company", verpflichtete sich zur Weiterbeförderung der deutsch-amerikanischen Telegramme in Amerika. Inzwischen war nach mühevollen und zeitraubenden Verhandlungen das Landungsrecht an der amerikanischen Küste erlangt. Nunmehr bildete sich als Rechtsnachfolgerin der Firma Felten u. Guilleaume in Mülheim (Rhein), der vom Reichspostamt die Konzession erteilt worden war, die „Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft" in Köln mit einem — inzwischen erhöhten — Aktienkapital von 20 Millionen Mark.

Die Herstellung und Legung des Kabels erfolgte durch die bedeutende englische „Telegraph Construction and Maintenance Company". Gegen diesen Preis hatte man das im Besitz dieser Gesellschaft befindliche Landungsrecht auf den Azoren erkaufen müssen. Im Jahre 1900 wurde das Kabel in Betrieb genommen. Damit war Deutschland in die Reihe der „Kabelstaaten" größeren Stils eingetreten.

Bald drängte der steigende Verkehr und die Notwendigkeit eines guten, eine glatte Abwicklung auch bei Störungen ermöglichenden Ersatzes zu einem zweiten deutsch-atlantischen Kabel. Es wurde von der inzwischen gegründeten deutschen Seekabelfabrik, den „Norddeutschen Seekabelwerken" in Nordenham an der Weser, angefertigt und von deren Kabeldampfer „Stephan" 1903 und 1904 verlegt. Durch die beiden Verbindungen ist der deutsch-amerikanische Telegrammverkehr voraussichtlich für absehbare Zeit sichergestellt worden.

Äußerst geschickt hat es Deutschland verstanden, die Frage der Subvention der „Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft" zu lösen. Das Reich zahlt — nach anfänglichen Abweichungen — eine feste Vergütung von jährlich 1710000 Mark. Es erhält für jedes im Verkehr zwischen Deutschland und Nordamerika und deren Hinterländern beförderte vorausbezahlte Wort einen Gebührenanteil von 16 Pf. von der Kabelrate, und zwar bis zu einer bestimmten Wortzahl. Steigt letztere, so erhält das Reich einen weiteren Wortanteil von 50 Pf. wieder bis zu einer gewissen Zahl, bei deren Überschreitung dieser besondere Anteil wieder fortfällt. Dem Reiche fließt also bei günstigen Verkehrsverhältnissen ein erheblicher Anteil am Gewinne zu, während die Gesellschaft in ungünstigen Zeiten die Subvention erhält, ohne daß ihr Interesse an starker Verkehrssteigerung erlahmt.

Inzwischen hatte Deutschland weitere Schritte auf dem Wege einer großzügigen Kabelpolitik unternommen. Im Jahre 1903 wurde fast gleichzeitig mit dem „allbritischen" Pazifikkabel (das Vancouver mit Fanning, den Fidschiinseln und Norfolk verbindet, von wo ein Zweig nach Neuseeland, der andere nach dem australischen Kontinent verläuft) von einer Tochtergesellschaft der erwähnten „Commercial Cable Company" — übrigens ohne jede staatliche Unterstützung — das „panamerikanische" Pazifikkabel gelegt. Es führt von San Francisco, dem Endpunkte der amerikanischen Landlinien, über Honolulu, die Midwayinsel nach der zu den amerikanischen Mariannen gehörenden Insel Guam, wo es sich einerseits nach Manila auf den Philippinen, die mit dem ostasiatischen Festlande verbunden sind, anderseits nach den Boeininseln verzweigt, von wo Japan später ein Staatskabel nach Tokio verlegte.

Jetzt waren Deutschland und die Niederlande in der Lage, einen von England unabhängigen Weg nach ihren Besitzungen in Niederländisch-Indien und der Südsee zu schaffen. Den nach Abschluß eines Vertrages zwischen den beiden Staaten für die Vorbereitungen gewonnenen Unterhändlern — deutscherseits der Firma Felten u. Guilleaume und niederländischerseits dem Hauptmann le Roy — gelang es nach langwierigen Verhandlungen, die Anschließung an das amerikanische Pazifikkabel, die Zuführung ausreichenden Verkehrs, die Weiterleitung des Verkehrs der neuen Kabel über die Anschlußstrecke und die amerikanischen Landlinien und die erforderlichen Landungsrechte zu erlangen. Nunmehr erteilten die beiden Regierungen 1904 ihre endgültigen Konzessionen zur Auslegung und zum Betrieb der Kabel für vierzig Jahre. Auf die Dauer von zwanzig Jahren zahlt die deutsche Regierung 1525000 Mark und die niederländische 375000 Mark jährlich Beihilfe. Auf die Beihilfe kommen zu gleichen Teilen die Einnahmen aus den auf sämtliche unterstützten Kabel entfallenden Kabelanteilen mit 90 Prozent in Anrechnung. Regierungstelegramme beider Regierungen genießen auf den Linien der Unternehmer eine Gebührenermäßigung von 50 Prozent. In der Leitung der Gesellschaft und im Aufsichtsrat müssen Angehörige beider Staaten vertreten sein. Von Wichtigkeit und Interesse ist eine Bestimmung, die schon mehrfach zur Sicherung der staatlichen Rechte bei anderen Unternehmungen angewandt und auch gegenüber Kartellen und Trusts vorgeschlagen wurde, daß nämlich die beiden Regierungen sich bei der Gesellschaft durch je einen mit besonderen Rechten ausgestatteten Kommissar vertreten lassen, der zu allen Sitzungen des Aufsichtsrats und zu allen Generalversammlungen einzuladen ist. Auf diese Weise sind die Regierungen jederzeit in der Lage, sich genau über die Absichten der Gesellschaft zu unterrichten und rechtzeitig ihre Interessen zu wahren.

Auf Grund dieser Konzessionen und nach Abschluß der Vorbereitungen wurde 1904 die „Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft" in Köln unter Beteiligung mehrerer Großbanken (Dresdner, Darmstädter, Diskonto, Schaaffhausen usw.) gegründet.

Die Kabel wurden 1905 zwischen Menado (Celebes), dem Anschlußpunkt des niederländisch-indischen Netzes, —Jap (1992 km), zwischen Jap—Guam, dem Anschlußort des Pazifikkabels (1042 km), und zwischen Jap—Schanghai (3295 km, zusammen rund 6330 km) von den „Norddeutschen Seekabelwerken" verlegt. Obgleich Tiefen von etwa 8000 m in Betracht kamen, ging die Legung glatt vonstatten. Der Betrieb auf den neuen Kabeln ist gut. Die junge deutsche Seekabelindustrie hatte wiederum eine glänzende Probe ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt.

Der neue Weg bot auch Gelegenheit zu telegraphischer Verbindung des Kiautschougebiets an diese nicht englische Linie, indem Schanghai mit Tsingtau und dieses mit Tschifu verbunden wurde.

Eine andere deutsche Linie wurde fast gleichzeitig geschaffen, die zwar von geringer Bedeutung, aber ungleich größerer Wichtigkeit ist. Trotz der großen Schwierigkeiten seitens der „Eastern Telegraph Company", die bis 1934 die ausschließliche Landungserlaubnis in der Türkei besaß, gelang es der auf Grund eines Staatsvertrages zwischen Deutschland und Rumänien gegründeten „Osteuropäischen Telegraphengesellschaft" in Köln, das Landungsrecht zu erwerben und ein Kabel im Schwarzen Meer, vom rumänischen Hafen Konstanza nach Konstantinopel, zu legen. Hierdurch schuf sich Deutschland einen von den schlechten türkischen Telegraphenlinien unabhängigen Weg über Berlin—Breslau—Bukarest nach Konstantinopel. Die Kabellinie ist bei der Wichtigkeit der Balkanhalbinsel für die Auslandspolitik der europäischen Großstaaten von nicht zu unterschätzender Bedeutung, zumal sie vielleicht zu einer fast nur deutschen Telegraphenlinie an der neuen, durch die jüngsten Verlautbarungen ja bis Bagdad gesicherten Bagdadbahn und womöglich bis zum Persischen Golf und somit bis Indien und darüber hinaus als Vorstufe dient.

Schließlich hat Deutschland sich die Schaffung einer eigenen Unterseeverbindung nach der Westhälfte Afrikas und zur Unterstützung seines bedeutenden, ständig wachsenden Handelsverkehrs mit Südamerika nach letzterem angelegen sein lassen. Eine unabhängige Verbindung mit Togo, Kamerun und Deutsch-Südwestafrika ist durch die Legung des Kabels der „Deutsch-Südamerikanischen Telegraphengesellschaft" von Emden über Teneriffa nach der bis dahin überhaupt noch nicht angeschlossenen Hauptstadt der Negerrepublik Liberia, Monrovia (1909 und 1910), vorbereitet worden. Auch hier fungierte die Firma Felten u. Guilleaume wieder als Unterhändler. Die deutsche Regierung zahlt für die einzelnen Teilstrecken des Kabels auf vierzig Jahre Subventionen. Dagegen werden 75 Prozent der Gebühreneinnahmen auf die Beihilfe verrechnet. Von Monrovia wird das Kabel bis nach Brasilien (Pernambuco) verlängert werden; die Meldung über die Vollendung dieses Weges kann jeden Tag eintreffen. Außerdem wird voraussichtlich von Monrovia eine Abzweigung nach den deutschen Kolonien an der Westküste Afrikas und von Pernambuco vielleicht auch eine Weiterführung nach

Argentinien erfolgen*), wo zahlreiche deutsche Ansiedlungen bestehen, mit denen Deutschland sich in regem Handelsverkehr befindet.

Beachtenswert sind bei diesem Kabel die zahlreichen Zwischenstationen. Man zapft neuerdings vielfach zahlreiche Küstenplätze an, weil bei der direkten Verbindung zweier Orte wegen des beendeten Ausbaues des Weltkabelnetzes dem Kabel zu wenig Verkehr zufließen würde, wodurch die Rentabilität des Unternehmens fraglich wäre.

Vorläufig fehlt noch jede Aussicht für Deutschland, nach seinem ostafrikanischen Besitz eine eigene telegraphische Verbindung zu erhalten. Vielmehr ist Deutschland hier auf englische Kabel angewiesen. Die Verhältnisse liegen hier äußerst ungünstig. Der Weg durch das Rote Meer ist aus verschiedenen Gründen zurzeit nicht benutzbar. Um das Kap der guten Hoffnung ist bis heute noch kein Kabel verlegt worden, weil der Meeresgrund dort flach ist und durch die Vermischung des warmen Agulhasstromes aus dem Indischen Ozean mit dem kalten südatlantischen Verbindungsstrom starke, das Kabel angreifende Temperaturschwankungen des Wassers und heftige, plötzlich entstehende Stürme und Gewitterböen auftreten.

Noch ungünstiger als mit Deutsch-Ostafrika verhält es sich mit der telegraphischen Verbindung der deutschen Besitzungen in der Südsee. Bis auf Jap entbehren alle diese noch heute jedes telegraphischen Anschlusses, und Telegramme dorthin müssen von den nächsten Telegraphenstationen mit Dampfer befördert werden, z. B. nach Deutsch-Neuguinea von Jap oder Manila oder Sidney, nach den Karolinen-, Mariannen- und Marschallinseln von Jap oder Sidney, nach den Palaninseln von Jap oder Hongkong und nach Samoa von Auckland (Neuseeland) oder Suva auf den Fidschiinseln. So erklärt sich, daß die Nachricht über den jüngsten Aufstand auf Ponape Ende vorigen Jahres nahezu vier Wochen unterwegs war. Welche großen Gefahren dies in sich birgt, bedarf mit Rücksicht auf diese Vorkommnisse keiner Ausführung.

Dem Übelstand läßt sich nicht immer durch die Legung von Kabeln abhelfen. Die Kabel sind teuer — 1 Kilometer kostet etwa 2400 Mark**) — und an eine Rentabilität ist in jenen Gegenden bei dem schwachen Verkehr nicht zu denken. Da wird Deutschland bei seiner Kabelpolitik die jüngste Schwester der Kabel im überseeischen Schnellverkehr, die drahtlose Telegraphie, nicht außer acht lassen dürfen. Zwar erscheint für absehbare Zeit ein Wettbewerb mit den großen Kabellinien, wie hier und da behauptet wird — wodurch vor einigen Jahren die Kurse der englischen Kabelaktien einen rapiden Sturz erfuhren, von dem sie sich aber nach der Ernüchterung der Interessenten bald wieder erholten —, ausgeschlossen. Aber zur Ergänzung des Kabelnetzes hat sich die Funkentelegraphie als völlig brauchbar und wertvoll erwiesen. Daher hat auch die Reichsregierung

*) Weiteres hierüber s. Roscher, „Die Kabel des Weltverkehrs". Berlin 1911.

**) A. a. O. S. 64 f. — Siehe auch Lenschau, „Deutsche Kabellinien". Berlin 1900. S. 45. — Thurn, „Die Seekabel". Leipzig 1909. S. 216.

sich die Funkentelegraphie schon zunutze zu machen gesucht. In Jap ist eine 50 km weit reichende drahtlose Station zum Anschluß der südöstlich gelegenen Insel Angaur an das Welttelegraphennetz von einer staatlich konzessionierten Gesellschaft hergestellt worden. Im Innern von Ostafrika, am Victoria-Njansa, werden mehrere Stationen errichtet, welche die durch Drahtleitungen wegen der schwierigen örtlichen Verhältnisse und der großen Kosten nicht ausführbare telegraphische Verbindung der dortigen Küstenplätze ermöglichen. Soeben erst wird die Errichtung zweier Funkenstationen in Bukoba an der Westseite und in Muansa an der Südspitze des Victoria-Njansa gemeldet. Die Kosten eines Kabels zwischen diesen beiden Orten wären bei der Entfernung von 170 km zu groß gewesen. Nunmehr kann Bukoba über Daressalam mit Deutschland telegraphisch verkehren.

Ferner sind in dem Etat für 1911 420000 Mark für Funkentelegraphenstationen in Duala (Kamerun), Lüderitz und Swakopmund, sowie 200000 Mark für Versuche einer funkentelegraphischen Übermittlung von Nauen nach einer in Kamerun zu errichtenden transportablen Empfangsstation vorgesehen worden. Schließlich wird nach einer Erklärung des Staatssekretärs des Reichspostamts bei den Verhandlungen des Reichstags über den Postetat 1911 zurzeit erwogen, Funkenstationen auf Samoa, Neuguinea und Nauru einzurichten und mit der Funkenstation in Jap zum Anschluß an das Kabelnetz in Verbindung zu setzen.

So ist Deutschland bemüht, durch die Errichtung von Funkenstationen sein Netz zu vervollständigen und durch die Schaffung neuer eigener Kabel den Anteil am Welttelegraphennetz zu erlangen, der seiner politischen und kommerziellen Machtstellung entspricht. Zwar hat es seinen Anteil in verhältnismäßig kurzer Zeit von nicht ganz 2 Prozent im Jahre 1900 auf 6 bis 7 Prozent vermehrt, aber noch immer steht es erst an vierter Stelle, während sich Englands Anteil auf über 50 Prozent des ganzen Netzes beläuft. Freilich muß man dabei bedenken, daß England einen außerordentlich großen Vorsprung besaß, während Deutschland erst spät eine kraftvolle Kabelpolitik einleiten konnte, und daß es namentlich hinsichtlich der Erlangung geeigneter Landungspunkte viele Hindernisse überwinden mußte.

Dr. M. Roscher-Friedenau

Bücherliste

Neter, Dr. Eugen: Elternbriefe über Kinderpflege und Erziehung. München, Otto Gmelin, Verlag der Ärztlichen Rundschau. M. 1.—.

Levin, Per: Nya Sänger och Ballader. Stockholm, Sandbergs Buchhandlung.

Junk, Victor: Tannhäuser in Sage und Dichtung. München, C. H. Beck. M. 1.—.

Berninger, Johannes: Dur und Moll. München, Otto Gmelin, Verlag d. Ärztl. Rundschau.

Zorn, Geh. Justizrat Philipp: Das Deutsche Reich und die Internationale Schiedsgerichtsbarkeit. Berlin, Dr. Walther Rothschild. M. 2.—.

Simon, Dr. Fritz: Englische Stadtverwaltung. Eine Studie. Berlin, Dr. Walther Rothschild. M. 3.—.

Blum, Leo: Die steuerliche Ausnutzung der Aktiengesellschaften in Deutschland. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. M. 4.—.

Elster, Prof. Dr. Ludwig: Wörterbuch der Volkswirtschaft. In zwei Bänden. Jena, Gustav Fischer. M. 2.50.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 und 1/24—1/26 Uhr. — Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Marokkanischer Brief

Von Dr. Mauretanus

Wie in den letzten Zeiten vor dem Untergang der Sultansherrlichkeit des Mulay Abdul Asis wütet auch jetzt wieder der Aufruhr unabhängiger Stämme vor den Toren des heiligen Fes, und noch kann niemand sagen, ob nicht auch Mulay Hafid ihm zum Opfer fallen wird.

Eines aber ist sicher: Frankreich wird, wenn die Sultansherrlichkeit ernstlich in Gefahr geraten sollte, diesmal keinen Augenblick zögern, seinen Schützling mit allen ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln zu halten, und deshalb muß sich Europa darauf gefaßt machen, eines Tages die algerischen und senegalesischen Schützenbataillone in der marokkanischen Hauptstadt zu sehen.

Damit wäre die marokkanische Frage in ein neues Stadium getreten und die Grundlage der Algecirasakte völlig aufgegeben. Es mag sehr zweifelhaft sein, ob die kühler Denkenden unter den französischen Politikern von einer solchen Expedition sehr erbaut sind, denn sie würde die Veranlassung zu neuem Gedankenaustausch mit den übrigen Mächten werden und bei der gegenwärtigen politischen Konstellation dürfte sein Erfolg vielleicht recht zweifelhaft sein.

Sollte es aber zu einer militärischen Intervention in Fes kommen, so muß auf einen Umstand nachdrücklichst hingewiesen werden:

Nach allen bisherigen Nachrichten richtet sich die jetzige Bewegung nicht gegen die Europäer, sondern nur gegen den Sultan. In dem Augenblick aber, wo französische Truppen gegen die Hauptstadt marschieren, kommt es bei den aufrührerischen Stämmen unfehlbar zum heiligen Kriege, und dann ist kein Europäer im Innern seines Lebens mehr sicher! Eine etwaige Intervention kann also die ernstesten Folgen haben.

Anderseits hat Frankreich mit seinem bisherigen Grundsatz der „pénétration pacifique“ so gute Erfolge erzielt, daß es gar nicht wünschen kann, etwas anderes an dessen Stelle zu setzen. Denn die wenigen Jahre seit seiner Festsetzung im Lande haben genügt, aus diesem ein zweites Tunis nach verbessertem Rezept zu machen; der Sultan ist in der Tat zum willenlosen Werkzeug der Franzosen geworden. In der wirtschaftlichen Erschließung des Landes fühlt sich Frankreich durch die internationalen Abmachungen, namentlich durch das Februarabkommen mit Deutschland, allerdings noch recht beengt und sucht deshalb durch allerlei Maßnahmen und Maßnähmchen auch sein wirtschaftliches Übergewicht zu sichern. Daß es hierbei durch seine politische Oberherrschaft auf das glücklichste unterstützt wird, bedarf keiner Erläuterung. Um so mehr hat aber Deutschland die Pflicht, auf die rigoroseste Ausnutzung der ihm vertraglich zugestandenen Rechte zu sehen, wenn anders ihm nicht der marokkanische Markt allmählich, aber sicher gesperrt werden soll.

Wie leicht die französische Vorherrschaft zur unberechtigten Bevorzugung französischer Interessenten führt, hat erst vor einiger Zeit der Zwischenfall von Agadir gezeigt, wo unter dem Schutze eines französischen Kreuzers der Boden für wirtschaftliche Unternehmungen, besonders für Bergbau, im Sus geebnet werden sollte. Erfreulicherweise hat der neue Staatssekretär sofort die Situation durchschaut und eine nicht mißzuverstehende Warnung nach Paris gerichtet.

Gerade das Susgebiet ist eine der reichsten Provinzen Marokkos, weil es zahlreiche Erzlager enthält; einzelne Erzproben von dort, die mir vorlagen, enthielten nach wissenschaftlicher Untersuchung 63 bis 65 % reines Kupfer. Das andere Erzgebiet liegt im Nordosten des Landes, wo der Atlas in steilem Abfall bis an das Mittelmeer herantritt. Hier, im Rif, liegen in der Hauptsache die in letzter Zeit so heiß umstrittenen Eisenminen, die von solcher Mächtigkeit sind, daß an einzelnen Stellen die dicken Erzadern offen zutage treten. Welche Erze der Hauptstock des Gebirges enthält, konnte bisher noch nicht mit genügender Sicherheit festgestellt werden, weil ein Eindringen in diese Gebirgsgegenden Zentralmarokkos wegen der Feindseligkeit der völlig unabhängigen, sich selbst in blutigen Fehden bekämpfenden Berberstämme bisher nur wenigen unerschrockenen Forschern, neuerdings dem Marquis de Ségonzac, geglückt ist. Daß aber auch diese Gebirgszüge Erze enthalten, lassen viele aufgegebene Stollen vermuten. Der heutige Marokkaner gibt sich nicht gern mit Bergbau ab; er steht auf dem Standpunkt, daß der Mensch das nicht vorwitzig an die Oberfläche schaffen soll, was Gott mit weisem Vorbedacht in den Schoß der Erde versenkt hat.

Trotzdem wird aber der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo die Schätze des marokkanischen Bodens systematisch ausgebeutet werden. Daß hierbei unsere deutschen Interessenten nicht zu kurz kommen, sondern nach Maßgabe der von ihnen bisher aufgewendeten Mühen beteiligt werden, kann das deutsche Volk als erste größere Frucht des Februarabkommens mit Recht verlangen, um so mehr, als von französischer Seite zu den verzweifeltsten Mitteln gegriffen worden

ist, um die marokkanischen Erze einer französischen Unternehmergruppe zu reservieren!

Nicht ganz ein Drittel Marokkos kommt für Landwirtschaft und Viehzucht in Betracht; am wichtigsten ist der mittlere atlantische Küstenstrich, wo sich ein etwa 300 km langer und durchschnittlich 60 km breiter Bodengürtel aus reinster Schwarzerde, sogenanntem Tirs, hinzieht, und zwar in einer Mächtigkeit von durchschnittlich 1 m. Auf weiten Strecken ist in dem Boden kein Stein zu finden; Felder mit Gerste, Mais und Hülsenfrüchten wechseln mit steinumfriedeten Gärten ab, in denen Oliven, Feigen und Melonen wachsen. Trotzdem es in den Monaten April bis September keinen Tropfen Regen gibt, erlauben die überaus reichlichen nächtlichen Niederschläge eine zweimalige Ernte, die erste im März, die zweite im August. An Stellen, die sich künstlich bewässern lassen, läßt sich sogar eine dreimalige Ernte erzielen! Für den Obst- und Gemüsebau, der bisher von den Eingeborenen gänzlich vernachlässigt worden ist, sind alle Voraussetzungen gegeben, insbesondere versprechen Weinkulturen einen bei weitem besseren Erfolg als z. B. in Algerien, weil in Marokko im Gegensatz zu jenem Lande Nachtfröste nicht vorkommen. Für geschickte und tüchtige Gärtner bietet sich deshalb in und bei den größeren Städten ein lohnendes Feld. Recht befriedigend ist ferner der Anbau von Frühkartoffeln, während die Aussichten für Baumwollkulturen noch nicht genügend geprüft sind.

Die Viehzucht ließe sich durch Blutauffrischung und rationellere Behandlung der Tiere außerordentlich heben. Das marokkanische Rindvieh ist eine kleine, aber sehr widerstandsfähige Rasse, die sich durch Kreuzung mit gutem Oldenburger oder bayerischen Vieh sehr verbessern würde. Der geringe Milchertrag der Kühe ist, abgesehen von schlechter Fütterung, besonders darauf zurückzuführen, daß die Marokkaner wie die meisten Naturvölker das Kalb nicht absetzen, sondern saugen lassen. Versuche mit sofortiger Absetzung des Kalbes haben zu befriedigender Milchgewinnung geführt. Gute Erfolge hat die Schafzucht aufzuweisen, wenngleich sich auch hier durch Kreuzung mit Merinos eine bessere Qualität der Wolle erzielen ließe. Die Schweinezucht ist, da der Marokkaner Schweinefleisch nicht ißt, verhältnismäßig neuen Datums; Versuche mit der Verpflanzung des pommerschen Landedelschweins, die die Gebrüder Mannesmann im großen angestellt haben, sind aber von überraschend gutem Erfolg gewesen.

Kurz, die marokkanischen landwirtschaftlichen Gebiete haben außerordentliche Entwicklungsfähigkeiten, die im Verein mit dem milden Mittelmeerklima die besten Aussichten für — nicht unbemittelte — Ansiedler bieten. Der Ertrag der Landwirtschaft ließe sich bei rationeller, moderner Bewirtschaftung voraussichtlich verdoppeln.

Leider versuchen die Franzosen ihre politische Oberherrschaft auch hier dazu zu benutzen, den deutschen Interessenten Steine auf den Weg zu werfen. Denn nach Artikel 60 der Algecirasakte dürfen Ausländer im ganzen Gebiet des marokkanischen Reichs mit Genehmigung der marokkanischen Behörden Grund-

eigentum erwerben, in den Küstenstädten und 10 km um dieselben herum bedarf es sogar nicht einmal dieser Genehmigung. Nun haben die französischen Behörden in der okkupierten Provinz Schauia — dem wichtigsten landwirtschaftlichen Gebiet Marokkos —, ohne die Genehmigung der Algecirasmächte dazu eingeholt zu haben, die nach Art. 60 der Akte erforderliche Erlaubnis der marokkanischen Behörden zum Landerwerb kurzerhand dahin abgeändert, daß sie selbst, nicht mehr die marokkanische Regierung, diese Erlaubnis erteilen. Bei jedem Landkauf außerhalb der 10 km-Zone müssen die Kaufdokumente den französischen Bureaux arabes zur Prüfung vorgelegt werden. Bei dem für moderne Anforderungen leider recht mangelhaften arabischen Grundrecht fällt es nicht schwer, irgendwelche Gründe zu finden, aus denen die französische Behörde die beantragte Genehmigung versagt. In mehreren Fällen ist deutschen Interessenten auf diese Weise der Erwerb wichtiger Ländereien ohne Rechtsgrund unmöglich gemacht worden. Auf die Beschwerde der Interessenten wurden die betreffenden marokkanischen Beamten von der marokkanischen Zentralregierung angewiesen, die Verkaufsdokumente auszufertigen; trotzdem kam es aber hierzu nicht, weil diese Beamten infolge Gegenbefehls des Bureau arabe der Order nicht nachzukommen wagten!!

So zeigt sich hier, wie die französische Oberherrschaft aus marokkanischen Beamten in Wahrheit französische Beamte macht und Ansprüche deutscher Interessenten zu hintertreiben sucht. Hoffentlich wird die Reichsregierung auch hier energisch einschreiten!

Wie zielbewußt Frankreich an der friedlichen Durchdringung des Scherifenreichs arbeitet, ergibt sich auch aus seinem neuesten Plan, die Algecirasmächte zu einer grundlegenden Abänderung der Bestimmungen der Madrider Konvention über das Schutzgenossenwesen zu veranlassen, ein Plan, der die ernsteste Beachtung verdient.

Nach den jetzigen Bestimmungen haben die in Marokko angesiedelten Kaufleute das Recht, sich aus der Zahl ihrer eingeborenen Geschäftsfreunde sogenannte Schutzgenossen zu nehmen. Diese können entweder Semsare oder Mochalaten sein, je nachdem sie, wie die ersteren, dem marokkanischen Rechte gänzlich oder, wie die letzteren, nur in bestimmter Hinsicht entzogen sind. Die Schutzgenossen sind für die fremden Kaufleute ein außerordentlich wichtiges Element, denn sie vermitteln die Beziehungen zu dem großen und schwer erreichbaren Kundenkreis im Innern des Landes, sie erhalten von ihren Schutzherren Vorschüsse, um die Landesprodukte für jene aufzukaufen, oder werden mit dem Vertrieb der nach Marokko importierten Waren betraut. Besonders wichtig sind die Schutzgenossen im Betrieb der Landwirtschaft, weil sie dort, wo der direkte Erwerb von Ländereien bisher aus bestimmten Gründen nicht möglich war, für ihre Patrone Land erwerben und gleichzeitig gegen Abgaben bewirtschaften. Neben dieser wirtschaftlichen haben sie aber auch eine große politische Bedeutung, denn es ist klar, daß gerade die besseren und wohlhabenden Elemente der marokka-

nischen Bevölkerung vor der Willkür ihrer eigenen Behörden bei Ausländern Schutz suchen. Je größer daher die Zahl angesehener Schutzgenossen einer auswärtigen Macht ist, desto größer ist das Prestige jener Macht bei den Eingeborenen, desto entwicklungsfähiger sind ihre Handelsmöglichkeiten im Lande. Aus dieser Erkenntnis heraus beabsichtigen die Franzosen nunmehr, das Schutzgenossenwesen soweit als möglich einzuschränken, denn jeder nichtfranzösische Schutzgenosse ist ein Hemmnis für die pénétration pacifique, während die Franzosen selbst auf Grund ihrer politischen Oberherrschaft eigener Schutzgenossen nicht mehr bedürfen, weil jeder für französische Interessen arbeitende Marokkaner eo ipso faktischer Schutzgenosse ist! Die Mächte haben deshalb das größte Interesse daran, die französischen Pläne zu durchkreuzen; je mehr nichtfranzösische Schutzgenossen in Marokko wirken, desto größer sind die Garantien für die Internationalisierung von Handel und Wandel in Marokko!

Wie unendlich schwierig eine auf freier internationaler Konkurrenz sich aufbauende Handelsbetätigung unter den obwaltenden Umständen ist, haben recht deutlich gewisse Vorgänge bei den nach der Algecirasakte vorgesehenen öffentlichen Ausschreibungen für Regierungslieferungen gezeigt; hierbei waren nämlich die Lieferungsbedingungen des Lastenheftes eigenartigerweise derart aus französischen Katalogen abgeschrieben und die Lieferungsfrist so kurz bemessen, daß nur bestimmte französische Firmen als Bewerber in Frage kommen konnten. Erst infolge energischer Reklamationen trat hierin eine Wandlung ein.

Der Erfolg der französischen Maßnahmen ist denn auch bereits der, daß der deutsche Handel mit Marokko in den Jahren 1907 bis 1909 von rund 15 Millionen auf $13^3/_4$ Millionen Mark zurückgegangen ist.

Eine weitere Bevorzugung des französischen Handels droht in vielleicht nicht allzu langer Zeit durch differenzielle Zollbehandlung an der marokkanisch-algerischen Grenze. Bekanntlich haben die Franzosen vor kurzem das „Grenzgebiet" zwischen Algier und Marokko in zwei Zonen eingeteilt, von denen die nördliche das Gebiet vom Meer bis Taurirt, die südliche das Gebiet von Taurir bis zur Sahara umfaßt; die nördliche Zone soll der Zivilverwaltung unterstellt werden und ein aus Kolonialtruppen gebildetes Besatzungskorps erhalten, die südliche soll der Militärbehörde unterstehen.

Diese Maßnahmen stellen den von den Franzosen langersehnten Abschluß der algerisch-marokkanischen Grenzbeziehungen dar. Denn seit der am 18. März 1845 nach siegreichem Kriege abgeschlossenen Konvention von Lalla Marnia war es das stete Bestreben der französischen Kolonialpolitiker, die algerische Grenze bis an die Muluja, den Wad Gir und den Wad Saura zurückzuverlegen, sich also im Interesse einer „natürlichen Grenze" einen beträchtlichen Teil Marokkos anzueignen. Das sogenannte Protokoll vom 20. Juli 1901 versuchte diesen Plan auf Umwegen durchzuführen, seine Ausführung mißlang aber. Seit der Besetzung Udjdas und der umliegenden wichtigen Erzgebiete und der Anerkennung der französischen Oberherrschaft in Marokko hat sich aber die Lage so sehr zugunsten

der Franzosen geändert, daß sie sich jetzt kurzerhand das fragliche Gebiet annektieren, ohne offenbar den Einspruch der Algecirasmächte befürchten zu müssen, obwohl die Algecirasakte den Franzosen nur das Recht zuspricht, im algerischen Grenzbezirk mit der marokkanischen Regierung Sonderabmachungen über Verhütung von Schmuggel zu treffen! Die Festsetzung der Franzosen in den Grenzgebieten kann nun leicht dazu führen, einen erheblichen Teil des marokkanischen Handels unter differenzieller Zollbehandlung über die algerische Grenze zu leiten, ein Umstand, der die aufmerksamste Beachtung verdient.

Wie stellt sich nun die marokkanische Bevölkerung zu der neuen Entwicklung der Dinge, und wie suchen die Franzosen mit ihr fertig zu werden?

Der Marokkaner gehört zu den fanatischsten Bekennern des Islam und besitzt einen außergewöhnlichen Hochmut und Haß gegen Andersgläubige. Noch heute kann es z. B. vorkommen, daß der Europäer beim Durchschreiten der Straßen von Fes unter Schimpfworten angespien wird! Auf der anderen Seite dagegen wohnt dem Marokkaner ein ausgeprägter Sinn für die Realitäten des Lebens inne, und wo er merkt, daß er der Schwächere ist, lenkt er gefügig ein; bezeichnenderweise lautet ein marokkanisches Sprichwort: „Küsse die Hand, die du nicht abhauen kannst!“ Eine besondere Schwäche hat er wie alle Orientalen für die Macht des Geldes; seine ausgesprochen kaufmännische Begabung läßt ihn bei all und jedem zuerst daran denken, was er verdienen kann, und bietet sich ihm hierzu eine Möglichkeit, so treten alle anderen Rücksichten in den Hintergrund. Natürlich macht Frankreich von dieser orientalischen Schwäche an geeigneten Stellen ausgiebigen Gebrauch.

Durch die Kolonisierung Algeriens haben die Franzosen nicht nur Übung in der Behandlung mohammedanischer Völker gewonnen, sondern sich auch ein Beamtenmaterial geschaffen, das ihnen bei der „friedlichen Durchdringung“ Marokkos außerordentlich wertvolle Dienste leistet. Wie sie die Kämpfe in der Schauia zum großen Teil mit algerischen Truppen durchgefochten haben, so stehen ihnen auch für die Zivilverwaltung zahlreiche gut geschulte algerische Elemente zur Verfügung. Wer das Verhalten dieser algerischen Soldaten und Beamten gegenüber ihren marokkanischen Stammesgenossen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wird die oft vertretenen Hinweise auf die drohenden Gefahren des Panislamismus als durchaus übertrieben zurückweisen. Der Panislamismus könnte nur dann zu einer drohenden Macht werden, wenn die verschiedenen mohammedanischen Völker sich von ihrer kulturellen Lethargie befreiten und mit modernem Geist beseelten; ob diese Wandlung aber jemals eintreten wird, dürfte jedem Kenner des Islam mehr als zweifelhaft sein. — Jedenfalls stehen sich die algerischen und marokkanischen Stammesbrüder ebenso fremd gegenüber wie etwa die germanische und die romanische Rasse. Deshalb ist jede Annahme, Frankreich werde sich bei der Verspeisung des marokkanischen Kuchens seinen algerischen Magen verderben, utopistisch und die Gefahr einer Verstärkung der französischen Heeresmacht durch zukünftige marokkanische Kon-

tingente ist eine recht große, zumal der Marokkaner gute soldatische Eigenschaften hat!

Die Kämpfe in der Schauia haben der marokkanischen Regierung und dem Volke die Augen darüber geöffnet, daß auch noch so tapferer Widerstand gegen europäisch geschulte Truppen auf die Dauer nutzlos ist, und haben den Franzosen einen gewaltigen Respekt im Lande verschafft. Dazu kommt die Einsicht, daß andere europäische Nationen den Marokkanern nicht helfen. So fällt es Frankreich nicht mehr schwer, seine Absichten der marokkanischen Regierung gegenüber durchzudrücken, und Marokko muß, wenn auch widerstrebend, nach der französischen Pfeife tanzen! Man muß es gesehen haben, wie die marokkanischen Würdenträger in Tanger vor dem Stirnrunzeln des allgewaltigen Mr. Regnault zittern und wie am Tage des französischen Nationalfestes die Mitglieder der marokkanischen Regierung vor dem französischen Gesandten erscheinen, um ihm wie Vasallen ihrem Könige zu huldigen! Daß unter solchen Verhältnissen die Stellung der übrigen fremden Diplomaten keine allzu angenehme ist, bedarf keiner Erörterung, sie fechten eben auf verlorenem Posten.

Die wichtigsten Organe für die Ausführung und Solidierung der französischen pénétration pacifique in den militärisch besetzten Provinzen Schauia und Udjda sind die bekannten Bureaux arabes des service d'information indigène. Unter dem Befehl eines mit Sprache und Sitten der Araber vertrauten Offiziers stehend, sind diese an allen wichtigen Punkten des Landes errichteten Bureaus eine wahre Zuchtrute für die Eingeborenen; sie haben nicht nur Polizeifunktionen, sondern üben eine völlige und unumschränkte Regierungsgewalt aus, und wehe dem Kaid oder dem armen Bauern, der den Befehlen des „Sidi Hakim", des Kommandanten, nicht auf das schnellste nachkommt! Zu welchen Schädigungen anderer europäischer Interessenten die Maßregeln dieser Bureaus führen können, haben wir oben gesehen.

So hat es Frankreich verstanden, sich schon jetzt überall da, wo die Autorität des Sultans gilt, den maßgebenden Einfluß zu verschaffen und durch ihn indirekt zu regieren. Fast zwei Drittel Marokkos, nämlich im wesentlichen die Gebirgsgegenden und der äußerste Süden, sind allerdings so gut wie unabhängig vom Sultan, und wenn Frankreich seine Herrschaft auch auf diese Gebiete ausdehnen will, so kann es das nur mit militärischen Machtmitteln tun. Ein Vorwand hierfür dürfte leicht gefunden sein, die Ausführung wird aber viel Opfer an Gut und Blut erfordern, denn die Gebirge des Innern sind von kriegerischen Berbern bewohnt, unter denen man noch heutzutage einzelne Stämme mit Blondhaar und blauen Augen als germanische Reste aus der Völkerwanderung ansprechen kann. Sollte es früher oder später zur Unterwerfung dieser Kabylen kommen, so werden sie die besten Kulturträger eines künftigen Marokko werden, denn im Gegensatz zu dem verbrauchten Arabertum der Niederungen steckt in diesen Stämmen unverbrauchte Kraft und kein religiöser Fanatismus. Das eine ist aber zu bedenken: herrscht in diesen erzreichen Gebieten erst die fran-

zösische Militärverwaltung, so ist jeder freie Wettbewerb anderer Nationen unterbunden, darum muß eine weitere Ausdehnung der französischen Okkupation unter allen Umständen verhindert werden!

So erheben sich für den freien kommerziellen Wettbewerb auf allen Seiten Hindernisse, und die theoretischen Rechte Deutschlands auf angemessene Beteiligung an der wirtschaftlichen Erschließung Marokkos werden an der rauhen Wirklichkeit zuschanden, wenn nicht die Reichsregierung Hand in Hand mit den Interessenten auf das energischste ihre Durchführung in die Hand nimmt. Sollte uns Frankreich trotz alledem nicht die verbriefte Bewegungsfreiheit im Scherifenreich lassen, so wird sich die deutsche Politik vor die Notwendigkeit gestellt sehen, neue Wege zum Schutz ihrer Interessen zu betreten; der Unterstützung durch andere Mächte dürfte sie dabei heute sicherer sein als in den Tagen von Algeciras.

Die internationale Sprache

Von Dr. Ernst Kliemke-Berlin

Die Idee einer internationalen Hilfssprache ist durch die Erfolge des Esperanto über das Stadium der Utopie hinausgelangt. Immer weitere Kreise, darunter die Regierungen verschiedener Staaten, befassen sich mit ihr als einer ernsten Kulturfrage. So hat der Herzog-Regent von Braunschweig Herrn Dr. Kliemke zu einem Vortrage über Esperanto an den braunschweigischen Hof geladen, in dessen Folge sowohl der Herzog wie die Minister und andre hervorragende Teilnehmer ihre volle Sympathie für die Sache aussprachen. Wir haben deshalb Herrn Dr. Kliemke gebeten, unsern Lesern einen Überblick über die Eigentümlichkeiten des Aufbaues der Esperantosprache zu geben. Im übrigen verweisen wir auf die Artikel in Heft 6 von 1910 und Heft 1 von 1911. Die Schriftltg.

So viel schneller, häufiger und ausgedehnter der heutige Verkehr mit der Eisenbahn gegenüber dem der Postkutsche geworden ist, so hat sich entsprechend unser ganzes Leben entwickelt. Die Ersparnis an Zeit wird aufgehoben und überwogen durch die größere Fülle, die wir zu bewältigen haben. So haben wir alle, namentlich die Großstädter, so viel zu tun, daß wir über dem, womit wir uns beschäftigen müssen, das vernachlässigen, was wir tun möchten. Erst recht fällt manches ungeprüft beiseite, was auf den ersten Blick unserem persönlichen Interesse ferner zu liegen scheint. Für vieles würden wir schon ein Viertelstündchen Zeit finden und gern darauf verwenden, wenn es uns durch das richtige Verständnis näher gerückt wäre. Das Schlimme ist, daß dieses richtige Verständnis oft erst bei eingehenderer Beschäftigung kommt, und daß Gefühlsrichtungen und damit verknüpfte Vorurteile diese Beschäftigung von vornherein ablehnen.

So geht es heute noch der Mehrzahl unserer gebildeten Zeitgenossen mit der internationalen Hilfssprache. Obwohl sich auf dem ganzen Erdenrund Männer mit den besten Namen, in den hervorragendsten Stellungen auf allen Gebieten der Theorie und der Praxis für Esperanto nicht nur als mögliche, sondern schon wirklich gewordene Hilfssprache interessiert haben und jahrelang mit immer wachsendem Erfolge daran arbeiten, dieses das Leben vereinfachende und bereichernde Kulturwerk der ganzen Menschheit nutzbar zu machen, gibt es immer noch Menschen von nicht geringerer Bedeutung, die es für eine Unmöglichkeit halten, lediglich deshalb, weil sie es nicht kennen, sich nicht überzeugen wollen, weil Gefühlsgründe sie von dem verstandesmäßigen Eindringen in die Sache abhalten.

Weil man mit der Muttersprache aufgewachsen ist, weil man sie unbewußt in sich aufgenommen und immer mit ihr gelebt hat, hält man die Sprache selbst für etwas Lebendiges, Naturwüchsiges, eine künstliche Sprache für etwas ebenso Unmögliches wie einen in der Retorte geschaffenen Homunkulus.

Wären die Menschen bis zu ihrer Verstandesreife taubstumm und müßten sie dann ihre Sprache lernen, wie irgendeine fremde nach Grammatik und Wörterbuch gelernt wird, so wäre dieses Gefühl wahrscheinlich nicht vorhanden. Ich glaube nicht, daß z. B. die blinde und taubstumme Helen Keller die englische Sprache, die sie ja in so wunderbarer Weise gelernt hat, als einen lebendigen Organismus betrachtet. Sicherlich hat sie sich zuerst eine eigene Sprache geschaffen, indem sie die Eindrücke, die ihre wenigen Sinne ihr vermittelten, mit irgendwelchen Bildern verband, die bei der Wiederholung der Eindrücke im Gedächtnis wieder auftauchten. Diese Bilder mochten ihr als etwas natürlich Gewordenes erscheinen; die Sprache, die sie von ihrer Lehrerin erlernte, war demgegenüber etwas rein Willkürliches, eine künstliche Sprache. Es war eine zwischen ihnen beiden geltende Verabredung bestimmter Zeichen für bestimmte Dinge. Und das ist das Wesen der Sprache überhaupt, nur daß unsere Zeichen Laute und Lautgruppen sind, Vereinbarungen, die zufällig entstanden sind und durch stillschweigende Unterwerfung vieler unter den einmal entstandenen Gebrauch sich auf einen größeren Kreis von Menschen erstreckt haben.

Wenn wir eine fremde Sprache lernen, so lernen wir dieselben Dinge, die uns aus der Muttersprache her vertraut sind, mit Lauten bezeichnen, die für uns etwas Willkürliches, Zufälliges, manchmal Lächerliches haben; wir lernen Dinge, die wir mit verschiedenen Wörtern bezeichnen, in einem Worte zusammenfassen, und umgekehrt lernen wir in der fremden Sprache Unterschiede, die wir nicht haben. Wir lernen schließlich die verschiedenen Wörter in anderer Weise zu Sätzen verbinden, als wir es in unserer Sprache gewohnt sind. Wie natürlich oder künstlich die Sprache, die wir lernen, entstanden ist, ist uns gleichgültig, soweit das bloße Lernen der Wörter und Formen in Betracht kommt. Wem es in der Hauptsache darauf ankommt, sich in einer fremden Sprache mit einem anderen zu verständigen, sei es, daß sie dessen Muttersprache, sei es, daß sie

eine Vermittlungssprache ist, die beiden Teilen in gleicher Weise eine fremde ist, dem ist sie nur ein Werkzeug, das dem Gedankenaustausch dienen soll, und das jedem um so lieber sein wird, je bequemer und sicherer es zu handhaben ist.

Wäre unsere Begriffswelt so klein, daß wir zum gegenseitigen Verständnis mit wenigen Zeichen auskämen, so würde kein Mensch auf den Gedanken kommen, das System dieser Zeichen als einen Organismus zu betrachten, so wenig wie man etwa in einem Spiel Karten mit den dazu gehörigen Spielregeln oder in der internationalen Flaggensignalsprache einen Organismus sieht. Es ist also gar nichts so Ungeheuerliches, statt einer in Jahrhunderten zufällig entstandenen Sprache als Mittel der Verständigung mit Angehörigen anderer Völker ein nach dem Muster der uns vertrauten Sprachen planmäßig geschaffenes und durch übereinstimmenden Gebrauch zur Sprache verlebendigtes System zu wählen.

Würde zum Beispiel einem japanischen Sprachforscher, der keine Kenntnis von europäischen Sprachen und ihrer Geschichte hätte, ein Lehrbuch der Esperantosprache mit einer Auswahl aus der Esperantoliteratur neben demselben Material aus anderen europäischen Sprachen vorgelegt werden, so würde er in allem, was das Wesen einer Sprache ausmacht, keinen Unterschied finden. Er könnte nie den Beweis führen, daß Esperanto keine Sprache sei, daß es unmöglich sei, daß sich Menschen derselben Kulturgemeinschaft in ihr so verständigen könnten, wie es die Bedürfnisse des Lebens verlangen. Was er schon nach kurzem Studium finden würde, wäre die ihn wahrscheinlich selber überraschende Feststellung, daß Esperanto die anderen Sprachen an Einfachheit, Regelmäßigkeit und Reichtum der Ausdrucksmöglichkeiten weit übertrifft, so daß er das „Esperanto-Volk" für das praktischste, klarste und logisch begabteste Volk Europas halten würde.

Zugegeben, daß eine künstliche Sprache wie Esperanto möglich ist, ist sie notwendig oder auch nur nützlich, und verdient sie es, daß man sich mit ihr beschäftige, aus persönlichem oder allgemeinem Kulturinteresse? Der Begriff des Notwendigen oder Nützlichen richtet sich nach dem Zwecke, den man damit erreichen will oder kann. Will man den Verkehr unter den Völkern erleichtern, will man den Austausch materieller und ideeller Güter vereinfachen und verbilligen, will man alle die Kulturinteressen, die über die staatlichen Grenzen hinausreichen, fördern, will man die Menschen von einem ungeheuren Ballast befreien, der ihnen Zeit und Kraft raubt, die sie für wertvollere Dinge verwenden könnten, dann allerdings ist eine internationale Hilfssprache nicht nur ein nützliches, sondern ein notwendiges Mittel.

Die Vorteile im einzelnen hier darzustellen, würde zu weit führen. In vollem Maße können sie nur erreicht werden, wenn die Hilfssprache in allen Schulen gelehrt wird. Schon deshalb kann man nicht daran denken, eine der am meisten verbreiteten nationalen Sprachen, etwa Englisch, Französisch oder Deutsch, international als zweite Sprache für jedermann einzuführen. Abgesehen davon, daß kein Volk dulden könnte, daß eine andere als seine eigene Sprache

internationale Herrschaft erhielte, wäre es auch nicht möglich, eine nationale Sprache in den Volksschulen so zu lehren, daß sie wirklich verstanden und gesprochen werden könnte. Wohl aber ist dies möglich bei einer Sprache wie Esperanto, deren Erlernung auch den Schülern, namentlich den Volksschülern, die vielleicht nie in die Lage kommen, sie praktisch zu verwerten, von großem Nutzen für Bildung und Erziehung sein kann.

Wir legen ja in unseren höheren Schulen so großen Wert auf das Sprachstudium, weil es den Geist bildet, die eigene Sprache besser kennen lehrt und das logische Denken schärft. Für diese Zwecke ist Esperanto genau so gut und in mancher Hinsicht besser geeignet, als irgendeine natürliche lebende oder tote Sprache. Daß es von großem Wert wäre, wenn die Volksschüler ohne Einbuße an den sonstigen wichtigen Lehrstoffen eine zweite Sprache neben der Muttersprache kennen lernten, unterliegt keinem Zweifel. Bei Esperanto ist das möglich, ohne daß die Schüler mehr Unterrichtszeit gebrauchten. Der Unterricht in Esperanto würde dem Unterricht allein im Deutschen so zugute kommen, daß ein Teil der für das Deutsche bestimmten Stunden auf Esperanto verwendet werden könnte.

Esperanto ist ähnlich dem Englischen eine romanisch-germanische Sprache, wobei in den Wortstämmen die romanischen überwiegen, während die Grammatik einige Eigentümlichkeiten hat, die mehr dem germanischen, besonders dem deutschen Sprachgeiste entsprechen. Die Ausdrücke, welche in den meisten europäischen Sprachen als Lehn- oder Fremdwörter übereinstimmend vorkommen, sind lateinischen Ursprungs. Esperanto hat nicht, wie frühere Versuche künstlicher Sprachen, willkürlich geschaffene Wortstämme, die jedermann unbekannt sind, sondern solche, die in der Hauptsache schon internationales Sprachgut und den meisten Gebildeten bekannt sind, gleichgültig woher und wie sie entstanden sind. Dazu gehören, um einige hervorzuheben: cigaro, dentist', ekzemplo, ekzist' (Stamm für existieren, Existenz usw.), elast' (elastisch), eminent', fakt' (Tatsache, faktisch usw.), faktur' (Rechnung), familio, grupo, instru' (unterrichten), klar', komerc', loko, objekt', orient', pardon', perfekt', produkt', publik', rapid', raport', reciprok, sukces'.

Bei Begriffen, für die es international verständliche Wörter nicht gibt, sind solche gewählt, die mehreren Sprachen gemeinschaftlich sind; wo auch solche fehlen, ist ein Wort aus einer Sprache genommen oder zur Vermeidung von Mißverständnissen selbständig geschaffen worden. Die Mischung der verschiedenen Elemente erscheint einem sprach-ästhetischen Gefühl auf den ersten Blick, wenn man in den Geist des Ganzen noch nicht eingedrungen ist, hart und unschön, aber wenn man näher hinsieht und mit der Sprache vertrauter ist, findet man, daß es in den natürlichen Sprachen oft schlimmer aussieht, wie zum Beispiel namentlich im Englischen.

Aber auch im Deutschen würde uns manches greulich vorkommen, wenn nicht die Gewohnheit unser Empfinden abgestumpft hätte. Wir haben Wörter,

die fremden Sprachen entweder ganz entnommen oder, was oft schlimmer ist, barbarische Zusammensetzungen aus Stämmen mehrerer fremden Sprachen mit deutschen Endungen sind, und wir haben diese Wörter sogar in einer Schreibweise und einer Aussprache, die sich in keiner Weise mit den Gesetzen der deutschen Sprache vereinigen lassen.

Ein „homosexueller" Mensch besteht aus Griechisch, Lateinisch und Deutsch; ein Gendarm wird vom Volke als Schand-Arm verstanden. Das Diplomatenkorps paßt zum Renaissancestil; seine Mitglieder halten sich zwar Stenotypistinnen und lassen sich interviewen, stehen aber einer Budgetkommission als Outsider gegenüber. Was früher ihre Pagen taten, managen jetzt die Messenger-Boys.

Das geht so weit, daß Sätze wie der folgende täglich in der Zeitung stehen und von manchem wohlig verschluckt werden, der bei dem Worte „Esperanto" eine Gänsehaut bekommt: „Unser Korrespondent telegrafiert uns, daß das Syndikat wenig Chancen auf Realisierung seines Projektes habe. Die als Ballon d'Essay in die Presse lancierte Nachricht, daß die Konzessionserteilung direkt bevorstehe, wurde offiziell dementiert." Das ist nicht nur Zeitungsdeutsch. Ein Dichter wie Theodor Fontane hat in seinem Roman „Stine" (S. 128) folgenden Satz: „Was half es, wenn Waldemar aus dem Lande ging und sich für immer expatriierte? Die Tatsache der ‚Encanaillierung' eines Haldern blieb bestehen und damit der Skandal, die Blame, das Ridikül." Und ähnlich sehr oft!

Um auch ein Beispiel für internationale Sprachmengerei aus dem Französischen zu geben, möchte ich den Inhalt einer Reklametafel anführen, die ich in der Nähe von Ostende fand: „Le Maxim d'Ostende auprès du Kursaal, Grillroom, Bar."

Ja, im Vergleich hierzu ist Esperanto wirklich eine schöne Sprache!

Durch seine Regelmäßigkeit und die eigentümlichen Gesetze der Wortbildung bekommt das Aussehen von Esperanto einen besonderen Charakter, einen eigenen Stil, in dem die verschiedensten Einzelheiten zu einer harmonischen Einheit zusammengefaßt werden. Daß wir in unserer Muttersprache die vielen Stillosigkeiten und Häßlichkeiten nicht empfinden, liegt, wie gesagt, nur an der Gewohnheit, die einem im Leben ja alles erträglich, sogar lieb machen kann.

Bei einer künstlichen Sprache ist zu berücksichtigen, daß sie unter bestimmten Zweckgesetzen steht, und wenn man ein Gebäude schön nennt, bei welchem alle Teile in ihrem Verhältnis zueinander und zum Ganzen einem einheitlichen Zweckgedanken dienen, so muß man auch Esperanto schön nennen, mag die Schönheit eines künstlerisch erbauten Warenhauses auch anderer Art sein als die einer Kirche oder eines Fürstenschlosses. Aber wer sich trotzdem in seinem ästhetischen Gefühle mit Esperanto nicht versöhnen könnte, — dieses Gefühl gehört ja auch zu denen, die eine eingehendere Beschäftigung, ein Vertrautwerden mit der Sprache ablehnen, — der möge bedenken, daß eine internationale Hilfssprache praktischen Zwecken dienen soll, und daß es bei einem Werkzeug nicht darauf ankommt, wie schön es aussieht, sondern darauf, wie nützlich es ist.

Das Wörterbuch für die Esperantosprache kann je nachdem dünner oder dicker sein als das einer natürlichen Sprache. Nimmt man nur die Wortwurzeln auf, aus denen der Esperantist nach den besonderen Regeln über die Wortbildung die verschiedensten Ausdrücke ableiten kann, so wird es nur ein kleines Buch und zeigt, wie wenig Vokabeln man im Verhältnis zu anderen Sprachen zu lernen braucht. Bedenkt man ferner, daß einem die Mehrzahl der Stämme ganz oder ungefähr bekannt ist, daß die Schreibweise lautgetreu und die Aussprache und Betonung durchaus regelmäßig sind, so schwinden wieder viele Schwierigkeiten, die sich in anderen Sprachen bei der Erlernung der Wörter selbst mit bekannten Stämmen finden.

Nimmt man aber alle Wörter auf, die in der Esperantosprache möglich sind, und die in der Unterhaltung und Literatur vorkommen können, so wird ein Wörterbuch daraus, das an Umfang das jeder anderen Sprache übertrifft, ein Werk von der Größe eines Konversationslexikons, wobei man nicht einmal an alle rein theoretischen Möglichkeiten zu denken braucht, — ein Beweis, welcher Reichtum aus der Zusammensetzung weniger Grundformen entstehen kann.

Ich will ein paar Beispiele für beide Fälle und damit gleich einen Überblick über die Art der Wortbildung geben:

Esperanto hat nur einen Artikel, man braucht sich nicht den Kopf zu zerbrechen, warum es der Stand, die Wand, das Land heißt. Auch die Widersprüche zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht gibt es nicht, wie im Deutschen, wo die Schildwache männlich, der Backfisch weiblich ist, sonst die meisten Damen sächlich: das Mädchen, das Fräulein, das Weib. Im Deutschen wird das natürliche Geschlecht auf vielerlei Art oder gar nicht unterschieden, entweder durch verschiedene Stammwörter: der Mann, die Frau, der Sohn, die Tochter, oder nur durch den Artikel: der Pate, die Pate, der Verwandte, die Verwandte, oder durch verschiedene Endungen: Freund, Freundin, Witwer, Witwe, Direktor, Direktrice, Prinz, Prinzessin, Marquis, Marquise, Abt, Äbtissin. Oft ist man in Verlegenheit, wie man das Femininum bilden soll: neben dem Gast gibt es keine Gastin. Es hat lange gedauert, ehe man von Arzt Ärztin abzuleiten wagte. Früher sagte man nur der Kunde und die Kunde, jetzt ist allgemein die Kundin durchgedrungen.

Die Entwickelung, die ja von der Bequemlichkeit geleitet wird, wird die Endung in immer allgemeiner machen. So scheut sich doch niemand, Landsmann und Landsmännin zu sagen.

Esperanto hat von diesen Entwickelungstendenzen gelernt. Es bezeichnet das weibliche Geschlecht immer durch die Endung ino: amiko, amikino (Freund, Freundin), direktoro, direktorino (Direktrice), gasto (Gast), gastino, auch wo wir verschiedene Wörter haben: filo, der Sohn, filino, die Tochter, patro, der Vater, patrino, die Mutter, onklo, der Onkel, onklino, die Tante, fraulo, der Junggeselle, fraulino, das Fräulein. Man kann sich vorstellen, wie sehr

allein hierdurch die Sprache vereinfacht wird. Aber das ist nur eine von vielen, nicht minder oder gar mehr bedeutenden Vereinfachungen.

Eine andere ist zum Beispiel die Bezeichnung des Gegensatzes. Wir haben gegensätzliche Ausdrücke in fast allen Redeteilen: Freund, Feind, groß, klein, dick, dünn, oben, unten, rechts, links, lieben, hassen, schließen, öffnen. Überall sind für zwei sich nur durch den Gegensatz unterscheidende Begriffe zwei verschiedene Wörter zu lernen. Im Esperanto ist das nicht der Fall; hier heißt das Gegenteil malo, und der Stamm hiervon, mal' (der mit dem Französischen nur den Klang, aber nicht die Bedeutung „schlecht" gemein hat), wandelt als Vorsilbe den Hauptbegriff in sein Gegenteil um: malamiko, Feind, malgranda, klein, maldika, dünn, malsupre, unten, maldekstre, links, malami, hassen, malfermi, öffnen. Die bloße Verneinung, das sogenannte kontradiktorische Gegenteil, wird durch die Vorsilbe ne ausgedrückt: volonte, gern, nevolonte, ungern, malvolonte, widerwillig.

Weitere Vereinfachungen sind folgende:

In dem Wort Wald erkennt man keinen Zusammenhang mit Baum, in Flotte nicht mit Schiff, in Gebiß nicht mit Zähnen; es gibt einen Zusammenhang wie in Gebirge und Berg, Menschheit und Mensch, aber eine Regelmäßigkeit ist nirgends zu finden. Im Esperanto bedeutet „aro" die Zusammenfassung teiner Menge gleichartiger Dinge oder Lebewesen zu einer Einheit. Man bilde also aus arbo (Baum) arbaro (Wald), shipo (Schiff) shiparo (Flotte), dento (Zahn) dentaro (Gebiß), monto (Berg) montaro (Gebirge), homo (Mensch) homaro (Menschheit), gazeto (Zeitung) gazetaro (Presse), vagono (Eisenbahnwagen) vagonaro (Zug).

Diese Silbe erspart uns das Lernen von Hunderten von Wörtern und überhebt uns vieler Schwierigkeiten in all den Fällen, wo Sammelwörter immer nur für bestimmte Wesen angewandt werden. Wir sagen: Hammelherde, Rudel Hirsche, Bienenschwarm, Kinderschar, Gemeinde von Anhängern, Interessentenkreis usw. Begrifflich ist es immer dasselbe. In unserer Muttersprache sind mit den verschiedenen Ausdrücken gewisse Feinheiten und Gefühlswerte verknüpft, die aber nur wir empfinden, nicht der Ausländer, der wieder in seiner Sprache andere, uns fremde Schattierungen hat.

Eine internationale Sprache als praktisches Verständigungsmittel kann darauf nicht Rücksicht nehmen und darf es nicht. Je allgemeiner der Ausdruck ist, um so besser, vorausgesetzt, daß er alles Wesentliche für den Gedanken enthält. In den wenigen Strichen der Zeichnung kann da jedes Volk das Gedankenbild erkennen, das mit den entsprechenden Worten seiner Sprache verbunden ist. Heißt „aro" allgemein eine bestimmte Einheit gleichartiger Dinge, so hat man keine Schwierigkeiten, aus Esperanto in seine Sprache oder umgekehrt zu übersetzen. Der Engländer hat kein besonderes Wort für Wald, er gebraucht dasselbe wie für Holz. Geht er beim Übersetzen nicht vom Worte, sondern vom Gedanken aus, so wird er richtig verstanden, während in seiner eigenen Sprache Mißverständnisse nicht ausgeschlossen sind.

Ähnlich steht es mit „ejo“, das den Ort bezeichnet, wo etwas geschieht, das mit dem Begriff des Stammwortes in Zusammenhang steht: lerni (lernen) lernejo (Schule), kuiri (kochen) kuirejo (Küche), trinki (trinken) trinkejo (Trinkstube oder bei Tieren die Tränke), bapti (taufen) baptejo (Baptisterium), resti (bleiben) restejo (Aufenthaltsort). So verhält es sich auch mit „ilo“, das Mittel oder Werkzeug bedeutet. Unser Wort „Messer“ ist entweder ein Mittel zum Schneiden oder zum Messen; wir haben daher im Esperanto tranchi (schneiden) tranchilo (Messer), mezuri (messen), gas-mezurilo (Gasmesser), veturi (fahren) veturilo (Wagen), sonori (läuten) sonorilo (Glocke), batali (kämpfen) batalilo (Waffe).

Vielleicht interessieren von dieser Art Wortbildungssilben noch „ingo“ und „ujo“; beide bedeuten Behältnisse, und zwar ingo, was etwas zum Teil, ujo, was etwas ganz in sich aufnimmt. So haben wir cigaringo (Zigarrenspitze), cigarujo (Zigarrentasche), kandelo (Kerze) kandelingo (Leuchter), inko (Tinte) inkujo (Tintenfaß), plumo (Feder) plumingo (Federhalter). Beides kann natürlich auch zusammen vorkommen: cigaringujo wäre das Etui für die Zigarrenspitze, inkujingo der Schreibzeugständer, in den man das Tintenfaß hineinsteckt. Das ganze Schreibzeug als die Einheit der Mittel, die zum Schreiben gehören, heißt nach den vorher besprochenen Regeln skribilaro.

Ich habe bisher im wesentlichen nur von Hauptwörtern gesprochen. Auch bei der Bildung von Wörtern aus anderen Klassen ist Esperanto an Einfachheit und Regelmäßigkeit den anderen Sprachen überlegen. Man braucht nur den Stamm zu kennen, um, wo es begrifflich möglich ist, sofort das zugehörige Hauptwort (auf o), Eigenschaftswort (auf a), Zeitwort (auf i), Umstandswort (auf e) zu haben. Eine Unmenge Schwierigkeiten der natürlichen Sprachen ist damit vermieden. So leiten wir zum Beispiel von Staat das Eigenschaftswort staatlich ab, von Stadt aber städtisch. Bei weiteren Ableitungen kommen weitere Unregelmäßigkeiten vor. Wie man von einer Verstaatlichung der Eisenbahn spricht, müßte man entsprechend auch bei einem Städtischmachen von Verstädtischung sprechen, statt dessen hat sich das ganz falsch gebildete Verstadtlichung durchgesetzt. Das sind so Launen in der natürlichen Sprache, die uns gar nicht mehr auffallen, und was manche als organisches Leben betrachten, ist in Wahrheit nichts anderes als durch Gewohnheit geheiligte Willkür, Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit.

In den natürlichen Sprachen entscheidet über die Richtigkeit lediglich der Gebrauch. In Esperanto ist alles richtig, was regelmäßig gebildet ist; daher gibt es Wörter, denen in den natürlichen Sprachen keine ähnlich gebildeten entsprechen, bei den verschiedenen Sprachen in verschiedener Weise. Nur scherzhaft sprechen wir im Deutschen zum Beispiel von einem ab'en Knopf, einem zu'nen Fenster, von durch'em Käse, — im Esperanto wäre es richtig. Zum Beispiel heißt weg for, mit der Eigenschaftsendung a erhält man richtig und verständlich fora libro (ein weg'es Buch). Nur heißt „nur“, la nura vivo, das bloße

Leben. (Das nure Leben können wir nicht sagen.) Ähnlich heißt nun auf Esperanto „nun"; la nuna tempo, die jetzige (nicht die nunige) Zeit. Eine Bildung wie „senpere" für unmittelbar ist im Deutschen nicht denkbar: e ist die Adverbialendung, per heißt durch und sen ohne; es ist das Umstandswort von sen pero, ohne ein Mittel.

„Ulo" bedeutet eine Person, die man in einer bestimmten Hinsicht kennzeichnen will, oft entsprechend unserem „ling" in Jüngling, Liebling (Esperanto: junulo, karulo). Senharulo wäre also Kahlkopf, ein Ohne-Haar-ling.

„Kun" heißt mit als Präposition, als Adverb kune zusammen, als Adjektiv kuna, dem ein deutsches Wort nicht entspricht: kuna letero, etwa der Begleitbrief, kunulo, der Mitling, d. h. Genosse, Gefährte.

Wo wir im Deutschen bei Eigenschaftswörtern die verschiedensten Zusammensetzungen haben, um eine Neigung, einen Hang zu etwas auszudrücken, da kommt man im Esperanto mit der einen Bildungssilbe em' aus, häufig dem deutschen „sam" entsprechend: furchtsam, aufmerksam. Wir sagen aber nicht schwatzsam, sondern schwatzhaft (babilema), fortschrittlich (progresema), lesewütig (legema), kauflustig (achetema), vergnügungssüchtig (plezurema), neugierig (scivolema), lügnerisch (mensogema) usw.

Ähnlich steht es mit „inda", würdig oder wert. Vidinda, sehenswürdig, leginda, lesenswert, timinda, zu fürchten, hontinda, etwas, dessen man sich schämen muß.

Bei den Zeitwörtern möchte ich nur die Bildungssilbe „ig" hervorheben, wie wir sie auch im Deutschen haben in reinigen (purigi), beruhigen (kvietigi), beerdigen (enterigi, in die Erde bringen), entschuldigen (senkulpigi, ohne Schuld machen). Die Anwendung im Esperanto geht aber viel weiter und ermöglicht die verschiedenartigsten Zusammensetzungen: subakvigi, untertauchen (unter Wasser bringen), surpiedigi, auf die Beine bringen, troigi, übertreiben (zu sehr machen), venigi, kommen lassen, havigi, verschaffen (haben machen) usw.

Auch hier wird eine Unmenge selbständiger Wörter erspart.

Die nach der Gewohnheit unserer Sprache merkwürdigsten Bildungen, nicht nur mit igi, sondern allgemein, versteht man sofort, und wer einmal mit dem Geiste des Esperanto vertraut geworden ist, der bildet sich leicht den Ausdruck, der seinem Gedanken am besten entspricht. So kann man zu Schattierungen in einem Worte kommen, die in anderen Sprachen nicht so einfach wiederzugeben sind. Wenn kre'i schaffen heißt, so heißt kreo die Schöpfung. Das Wort Schöpfung bedeutet im Deutschen entweder die Tätigkeit oder das Ergebnis. Im Esperanto wird nicht nur eins vom anderen, sondern noch weiter unterschieden; so heißt kreajo Schöpfung (Gegenstand im allgemeinen), kreatajo, das Werk im Entstehen, kre'itajo, das vollendete Werk, kreotajo, das noch zu schaffende Werk. Das hängt mit einer einzigen Regel der Konjugation zusammen und macht deshalb keine Schwierigkeiten weder für das Bilden noch für das Verstehen.

Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, welcher Reichtum gerade aus der Einfachheit entstehen kann, und möchte im Zusammenhang mit dem letzten Beispiel kurz auf die Konjugation eingehen, die bei der Erlernung fremder Sprachen immer zu den Hauptschwierigkeiten der Grammatik gehört. Ich halte die Esperanto-Konjugation für einen der genialsten Gedanken dieser Sprachschöpfung, namentlich auch, da sie zu Formen führt, die ein durchaus natürliches, uns aus den romanischen Sprachen bekanntes Gepräge tragen.

Zu merken ist, daß a der Vokal der Gegenwart, i der Vergangenheit, o der Zukunft ist: havas, habe, havis, hatte, havos, werde haben. Mit „nta" wird das aktive, mit „ta" das passive Partizipium gebildet: havanta, habend, havinta, gehabt habend, havonta, haben werdend. Amata, geliebt (werdend), amita, geliebt (worden seiend), amota, geliebt (werden werdend). Mit der Hauptwortendung „o" erhalten wir: amanto, der jetzige Liebhaber, aminto, der frühere, amonto, der zukünftige Liebhaber.

Daraus ergeben sich auch die zusammengesetzten Zeiten, die mit „esti" (sein) gebildet werden: Estas (estis) aminta, habe (hatte) geliebt, estas (estis) amita, bin (war) geliebt worden. Alle Möglichkeiten aufzuzählen, gäbe eine lange Tabelle. So heißt legas lese (im allgemeinen), estas leganta, lese gerade jetzt, estas legonta, stehe im Begriff zu lesen, estos legonta, werde die Absicht haben, zu lesen, das heißt, eine Zukunft, die auf eine weitere Zukunft hinweist.

Wie man Zeitunterschiede in die Hauptwörter bringen kann, habe ich schon bei den Wörtern für Schöpfung und Liebhaber gezeigt. So unterscheidet man natürlich auch zum Beispiel bei Kämpfern, ob sie ins Feld ziehen, ob sie in der Schlacht stehen, oder ob man von ihnen nach der Schlacht spricht.

mortanta batalanto, ein sterbender Kämpfer (der während des Kampfes stirbt),
mortanta batalinto, ein sterbender Kämpfer (der nach dem Kampfe stirbt),
mortanta batalonto, ein sterbender Kämpfer (der vor dem Kampfe stirbt),
mortonta batalanto, dem Tod geweihter Kämpfer (der kämpft und sterben wird),
mortonta batalinto, dem Tod geweihter Kämpfer (der gekämpft hat und sterben wird),
mortonta batalonto, dem Tod geweihter Kämpfer (der kämpfen und sterben wird),
mortinta batalinto, toter Kämpfer (der gekämpft hat und nun tot ist),
mortinta batalonto, toter Kämpfer (der gestorben ist, bevor er zum Kampfe kam),
mortinta batalanto, toter Kämpfer, ist im Esperanto nicht möglich, da man nicht kämpfen kann, wenn man tot ist.

Das alles folgt aus einer einzigen einfachen Regel.

Es ist zuzugeben, daß man im Deutschen auch ohne diese Unterschiede auskommt, und wenn sie im Esperanto besonders erfunden wären, so könnte man sie für unnötig halten. Ein Reichtum aber, der sich, ohne besonders gelernt zu werden, von selbst ergibt, kann nicht getadelt werden, namentlich nicht, wenn er gleichzeitig einer Vereinfachung dient. Dafür noch ein Beispiel: da estanta seiend heißt, heißt estanteco Gegenwart, estinteco Vergangenheit und estonteco Zukunft, — also ein Wort, wo wir drei verschiedene haben! Und so ist es in ungezählten anderen Fällen.

Diese Einfachheit und Regelmäßigkeit hat ferner eine Eigentümlichkeit der Esperantosprache zur Folge, die sich in keiner anderen findet. Beim Esperanto ist es möglich, ohne Kenntnis der Grammatik, nur mit Hilfe eines Wörterbuchs, einen Text zu verstehen, wenn Wörterbuch und Text die Bildungssilben trennen. So gibt es in den Hauptkultursprachen dünne Hefte, sogenannte Schlüssel, die man einem Brief beilegen kann. Will ich an einen Ausländer schreiben, von dem ich nicht weiß, welche Sprache er außer seiner mir fremden Muttersprache versteht, so kann ich in Esperanto schreiben und einen Schlüssel in seiner Sprache beilegen, und ich werde verstanden werden. Solange Esperanto nicht allgemein eingeführt ist, kann das unter Umständen von Vorteil sein. Man denke sich den Fall, daß jemand mit dem Automobil oder dem Luftschiff von Lissabon nach Petersburg fahren will und in einer Gegend, wo er sich nicht verständigen kann, eine Panne erleidet. Hat er einen Esperantoschlüssel in der Sprache jener Gegend, so kann er seine Wünsche aufschreiben und sie durch den Schlüssel entziffern lassen. Mag das praktisch auch nicht von großer Bedeutung sein, so ist es doch ein Beweis dafür, wie gering die aufzuwendende Mühe im Vergleich zu dem Nutzen ist, den Esperanto für die Kultur haben kann.

Ist man einmal überzeugt, daß eine natürliche Sprache nie die zweite Sprache für jedermann werden kann, so wird man, glaube ich, nach dem Ausgeführten zugeben, daß Esperanto nicht nur an Reichtum der Ausdrucksmöglichkeiten, sondern auch an Einfachheit und Regelmäßigkeit die beiden an ein allgemeines Verständigungsmittel zu stellenden Forderungen erfüllt: daß man alles damit ausdrücken kann, und daß jedermann es mit viel geringerer Mühe lernen kann als irgendeine natürliche Sprache.

Der Getreidebau

Eine Erwiderung auf Professor Lujo Brentanos Denkschrift: „Die deutschen Getreidezölle"

Von Landrat a. D. v. Gottberg-Potsdam

Herr Brentano, Professor der Staatswissenschaften in München, erklärt den deutschen Getreidebau — ob ohne oder mit Zöllen — für unrentabel und konkurrenzunfähig. Er ist deshalb vom Grafen Schwerin-Löwitz, dem Vorsitzenden des Deutschen Landwirtschaftsrats, auf dem Festmahl desselben am 15. Februar d. Js. angegriffen worden. Graf Schwerin feierte unter allgemeinem Beifall der versammelten Landwirte in begeisterten Worten die wachsende, in kaum geahnter Weise steigende Kultur unseres deutschen Grund und Bodens.

Beim Studium der sehr interessanten Tabellen, die Brentano in seiner Denkschrift über „Die deutschen Getreidezölle“ (2. Aufl. 1911) selbst gibt, fand ich, daß Deutschland bereits wieder ein Roggen-Ausfuhrland geworden ist, und daß wir nach wie vor 70 Prozent unseres Weizen-Inlandsbedarfs selbst erzeugen, trotz gewaltig gesteigerter Einwohnerzahl und trotz Übergangs unserer Bevölkerung zur Weizenernährung. Das machte mich stutzig. Ist denn, fragte ich mich, nach Brentanos Ansicht zunehmende Produktion und Blüte eines Erwerbszweiges ein Beweis für dessen Unrentabilität und Konkurrenzunfähigkeit? Bald aber wurde mir klar, daß Brentano die Frage der Konkurrenzfähigkeit gar nicht aus erkennbaren, wirtschaftlichen Tatsachen beurteilen will, sondern nach rein begrifflichen Thesen; diese kommen auf folgendes hinaus: der Zoll steigere den Ertrag, der Ertrag den Bodenwert. Der Landwirt also, der die Zollerhöhung mitmache, habe Vorteil davon. Sobald er aber die durch den Zoll hervorgerufene Agrarhausse durch Verkauf oder Vererbung realisiert habe, sei der Nachfolger alsbald wieder notleidend. Dann erschalle aufs neue der Ruf nach abermaliger Erhöhung der Getreidezölle, d. h. nach Spekulationsgewinnen. Die Zollpolitik komme also auf eine Art Bodenspekulation hinaus; und so habe denn auch nach Erlaß des Tarifgesetzes vom 25. Dezember 1902 in den Jahren 1903 bis 1907 ein außerordentlich starker Wechsel im Besitz der Güter stattgefunden.

Nun ist es eine eigene Sache, wirtschaftliche Vorgänge logisch ergründen zu wollen. Die Zahl der Fehlschlüsse, die auf diesem Wege schon zutage gekommen sind, ist Legion. Man denke an die sozialistischen Theorien von der Verpauperung der Massen, dem geld- und verbrecherlosen Zukunftsstaat usw., Dogmen, an die heute niemand mehr glaubt, die aber mit großem Aufwand von logischem Scharfsinn in die Welt gesetzt wurden. Nur der nüchterne Empiriker, der den Vorgängen des wirklichen Lebens bis ins kleinste nachspürt und sie bis ins kleinste zergliedert, behält gewöhnlich recht, während sich bei dem Logiker nur zu leicht ein Fehlerchen einschleicht, das den ganzen stolzen Bau schließlich zusammenbrechen läßt.

So verhält es sich auch mit den Bretanoschen Schlüssen. Ihr Fehler besteht in der Ansetzung der Kosten des Getreidebaues. Irregeführt vermutlich durch landwirtschaftliche Lehrbücher, die zu den Produktionskosten des Landwirts gewöhnlich auch eine vierprozentige Verzinsung des Gutsankaufskapitals rechnen, erklärt Brentano die „Verzinsung“ (sic!) des Bodenwerts als Kosten des Getreidebaues der Landwirtschaft, und nicht bloß das, sondern er macht sie für die von ihm behaupteten zu hohen Kosten des Getreidebaues verantwortlich. Das Verhängnis seiner ganzen Lehre und Beweisführung ist nun aber, daß der Ausdruck „Produktionskosten“ in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird, einer privatwirtschaftlichen und einer volkswirtschaftlichen, und daß Brentano diese beiden Bedeutungen durcheinander wirft, ferner aber, daß er auch den Begriff „Zins“ nicht logisch scharf festhält, sondern oft in der Bedeutung Gewinnanteil (Dividende) gebraucht.

Was heißt denn überhaupt „Verzinsung" des ländlichen Bodenwerts? Zahlt denn der Landwirt an sich selbst Zinsen?

Wenn man die Leiter eines industriellen Werkes, wie Phönix oder Hoesch, befragen würde, unter welchen Umständen sie glaubten eine Rente herauswirtschaften und konkurrenzfähig bleiben zu können, so würden sie wahrscheinlich antworten: wenn und solange die nötige Spannung zwischen dem Rohgeldertrage und den Betriebskosten vorhanden ist. Wollte man sie im Brentanoschen Sinne darauf aufmerksam machen, daß ja auch die Dividende zu den Produktionskosten gehöre, und wollte man weiter fragen, ob die Rentabilität ihrer Werke nicht durch das in den letzten anderthalb Jahren erfolgte Steigen der Dividende um 6 bezw. 4 Prozent und des Kurses um etwa 90 bezw. 70 Prozent sehr gelitten habe, so würden sie den Frager verdutzt ansehen und sich verständnisvoll lächelnd von ihm abwenden. Und mit Recht! Denn was hat die Kurstreiberei in Berlin mit den Produktionskosten in Rheinland-Westfalen zu tun? Und gibt es einen vollkommneren Widerspruch, als daß man erhöhte Rentabilität als unrentabel erklärt? Genau so ist es nun aber in der Landwirtschaft und mit der landwirtschaftlichen Bodenpreistreiberei. Nur etwas schwieriger begrifflich zu erfassen ist die Sache hier für denjenigen, der sich wirtschaftliche Vorgänge klarlegt, weil die Landwirtschaft (abgesehen von den Aufteilungsbanken) bei uns noch ausschließlich individuell betrieben wird und der einzelne Gutsbesitzer somit gleichzeitig Gesamtaktionär und Betriebsleiter (sozusagen volkswirtschaftlicher Beamter) seines Gutes ist. Je nachdem er aber in der einen oder anderen Eigenschaft seine Rentabilitätsberechnung macht, muß er eine Verzinsung des Bodenwerts einstellen oder nicht. Der bloße Betriebsleiter (Wirtschafter) ist an der Gutsdividende und an der Verzinsung der Gutsschulden persönlich nicht interessiert, kann diese Posten also auch nicht als Produktionskosten einstellen. Für ihn handelt es sich nur darum, daß eine angemessene Spannung zwischen Rohertrag und Betriebskosten vorhanden ist und somit der Morgen einen Reinertrag bringt; erst wenn diese Spannung schwindet, wird er konkurrenzunfähig und sein Getreidebau unrentabel. Dagegen muß der Gutsaktionär — wie wir es nannten — allerdings darauf bedacht sein, seinen Kaufpreis verzinst zu erhalten, und erhält er ihn nicht oder nicht mehr befriedigend verzinst, so hat er zuviel bezahlt und ebenso das Nachsehen, wie jemand, der Phönix- oder Hoesch-Aktien zu teuer bezahlt hat. Dann aber erst wird dieser seine Aktien verbrennen und jener die Landwirtschaft einstellen, wenn die erwähnte Spannung und mit ihr Reinertrag und die Verzinsung überhaupt aufhört.

Nun besteht allerdings ein wesentlicher Unterschied zwischen dem deutschen Landwirt und dem kanadischen Farmer oder argentinischen Estanziero. Die letzteren sollen, wie man hört, etwa 12 Prozent ihres Anlagekapitals herauswirtschaften, während der Deutsche sich mit etwa 4 Prozent begnügen muß. Er tut das allerdings nicht ohne Grund. Der Mensch schätzt, besonders wenn er zur glücklichen Klasse der Besitzenden gehört, Ordnung, Sicherheit des Lebens,

der Gesundheit, des Vermögens und Erwerbs, politische und soziale Stellung, Kunstgenüsse, überhaupt das, was wir als Kultur und Zivilisation bezeichnen, so hoch ein, daß er mit einem schmalen, aber sicheren Genuß seines heimatlichen Besitzes vorlieb nimmt und es dem wagelustigen, entbehrungsbereiten Auswanderer oder Kolonisten überläßt, in fernen halbwilden Landen einen höheren, aber unsicheren Gewinn zu erbeuten und mit seiner eigenen Körperkraft den Gefahren zu trotzen, die Klima, Einsamkeit, oft auch Menschen und Tiere ihm bereiten. Eine eigentliche Konkurrenzunfähigkeit des deutschen Besitzers im Verhältnis zum fremden Farmer ist deshalb aber doch nicht vorhanden; englische Konsols bringen auch weniger als Exoten.

Wenn in Rußland der Diskont etwa 2 Prozent höher steht als in England, und wenn sibirische Unternehmungen außerordentlich gewinnbringend, aber auch gefahrvoll sind, so ist England mit seinen gesicherten Verhältnissen, aber geringen Unternehmergewinnen noch lange nicht konkurrenzunfähig. Die englische Landwirtschaft ist es aber ohne Schutzzoll allerdings geworden, weil der Reinertrag eben ganz aufhörte. Konsols, die gar nichts mehr bringen!

Von diesem schicksalsschweren Punkt war nun unsere Landwirtschaft in ihrer Unglückszeit von 1892 bis 1904 in manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes nicht mehr allzu weit entfernt. Ich sage nicht: in allen Gegenden, und sage auch nicht: auf allen Gütern. Bodengüte und Tüchtigkeit des Besitzers verschieben im Einzelfall viel. Aber als Landrat eines ostpreußischen Kreises mit stark differenzierter Bodengüte und damals noch stark differenzierten Verkehrsverbindungen habe ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß z. B. die meist bäuerlichen Umwohner des Zehlaubruches (eines fiskalischen Hochmoores), die damals noch gegen vier deutsche Meilen von der nächsten Bahnstation entfernt waren, trotz dürftigster Lebenshaltung dauernd zurückkamen, sich von Jahr zu Jahr mehr verschuldeten und in Verzweiflung und Entmutigung versanken. Noch zwölf solcher Jahre, und die Landwirtschaft hätte dort aufgehört, die Gegend wäre verödet, oder, wie Herr Brentano will, wieder zu Wald geworden. In den angrenzenden fiskalischen Forsten kann man dort Elche schießen; und bei den heutigen Jagdpachtpreisen mag die Verpachtung einer guten Elch-Jagd in Verbindung mit einem gewissen Holz-Ertrage, der allerdings erst nach langen Jahren eintritt, unter Umständen lohnender sein, als der Betrieb der Landwirtschaft. Ich ehre die liberale Auffassung, daß dies das Gesamtwohl unseres Vaterlandes nicht beeinträchtigt hätte, wenn ich sie auch nicht zu teilen vermag. Aber soviel ist mir denn doch klar geworden, daß auch nach der 1904 einsetzenden Agrarhausse die Landwirtschaft als solche in jenen Gegenden konkurrenzfähig und rentabel geblieben ist, mag auch der Landwirt im einzelnen durch Verkauf oder Erbgang mehr verschuldet worden sein. Daß der Morgen ein paar Mark mehr abwirft als 1892 bis 1904, das ist die Bedeutung der Getreidezölle, und diese Bedeutung bleibt, auch wenn der Bodenpreis und die Verschuldung steigen. Nicht das ist volkswirtschaftlich für die Erhaltung des Getreidebaues entscheidend,

daß die Bodenpreise steigen oder daß sie nicht steigen, sondern in erster Linie, daß Leben, Bewegung, Tätigkeit, Vertrauen, Verdienst in das wirtschaftliche Leben kommen, daß Rohstoffe (Eisenerz, Kohlen, Dung, Jungvieh) heranrollen, Fabrikate dagegen (Eisenwaren, Getreide, Mastvieh) abrollen, daß Arbeiter und Beamte bei solchem lebhaften Um- und Absatz verdienen, daß die Bahnfrachten steigen usw.

Wenn nach Herrn Brentanos Ansicht die Wirkung der Getreidezölle damit erschöpft wäre, daß einige Landwirte Spekulationsgewinne gemacht haben, so wäre folgerichtig die Wirkung der jetzigen industriellen Hochkonjunktur auch damit erschöpft, daß einige Börsenspekulanten an Phönix 90 Prozent und an Hoesch 70 Prozent verdient haben.

Ebenso aber würde sich die Wirkung einer jeden Melioration automatisch von selbst aufheben, wenn ihre Bedeutung mit der Steigerung des Bodenwerts erschöpft wäre. Privatwirtschaftlich (kapitalistisch) wird in der Tat der Vorteil einer Dränage, die 1000 Mark Mehrertrag einbringt, durch einen Mehrerlös beim Gutsverkauf von etwa 20000 Mark realisiert. Brentano übersieht aber, daß damit die Sache volkswirtschaftlich nicht zu Ende ist. Der höhere Reinertrag pro Morgen (höherer Körnerertrag, geringere Bestellungskosten) bleibt unzweifelhaft bestehen; und volkswirtschaftlich ist mit einer Aufwendung von vielleicht 10000 Mark ein Mehrwert von 20000 Mark geschaffen, der nicht mehr unter den Tisch fallen kann.

Das Anschwellen der Bodenpreise seit 1904 ist nun ferner keineswegs, wie Brentano annimmt, allein auf die Getreidezölle zurückzuführen. Sombart sagt an einer Stelle seines trefflichen Werkes „Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert", gerade die Zeiten rückgängiger Konjunktur wirkten vielfach heilsam, sie seien Perioden der Sammlung, der technischen Fortschritte, der Herabsetzung der Betriebskosten. So ist es nicht bloß in der Industrie, die Sombart im Auge hat, sondern auch in der Landwirtschaft. Auch bei ihr kann man sagen: der April macht die Blumen, und der Mai hat den Dank davon. Die Zeit von 1892 bis 1904 war der April, eine Periode ernsten Ringens, aber treuen Fleißes seitens der Landwirte bei Intensivierung, Dränierung usw. ihrer Güter und — ja nicht zu vergessen — eine Periode weitgehender Fürsorge seitens des Staates, der Provinzen und Kreise bei Ausbau der Bahnen und Verkehrswege und bei Unterstützung der Meliorationen. Mit dem wiederkehrenden Vertrauen in die Prosperität der Landwirtschaft ist dann seit 1904 beides zum Ausdruck gekommen, sowohl die Maisonne — die Erhöhung der Getreidezölle — wie die Aprilarbeit. Dieser zwiefache Grund für den mit dem Jahre 1904 einsetzenden Aufschwung ist mehrfach übersehen worden, auch von hochstehenden Anhängern des Schutzzolls. Richtig sagte dagegen Graf Schwerin in seiner Rede vom 15. Februar dieses Jahres, die höheren Bodenpreise dürften nicht „speziell" auf die Getreidepreise zurückgeführt werden, weil ja doch die Getreidepreise der letzten dreißig Jahre von 1880 bis 1910

trotz der Getreidezölle noch unter dem Niveau der Getreidepreise von 1850 bis 1880 gestanden hätten (vor 1850 waren wir reines Ausfuhrland).

Diese Ansicht wird durch einen eigentümlichen Umstand bestätigt. Die Erhöhung des Getreidezolltarifs trat 1906 in Kraft, die Besserung der landwirtschaftlichen Verhältnisse setzte aber schon 1904 ein. Nun ist es ja möglich, daß die Zollerhöhung ihren Schatten schon einige Jahre voraus geworfen haben könnte. Aber dies Argument ist doch nur hinsichtlich der Bodenpreise glaubhaft. Nach meinen Beobachtungen als steuerveranlagender Landrat waren aber schon die Gutserträge der Jahre 1904 und 1905 weit höher als die irgendeines der zwölf vorhergehenden Jahre. Bin ich da nicht durch eine rein lokale Erscheinung getäuscht worden, so kann ich nur annehmen, daß dieselbe entweder auf einen Umschwung des Klimas zurückzuführen ist, oder auf jenes unerklärliche Etwas, das man als Konjunktur bezeichnet und das wesentlich im allgemeinen Vertrauen der Geschäftswelt zu wurzeln scheint, oder endlich, daß die Vervollkommnung unserer staatlichen Einrichtungen und unserer landwirtschaftlichen Betriebe diese Erfolge gezeitigt hat. Wahrscheinlich wirkten alle drei Momente zusammen, und die als viertes Moment 1906 einsetzenden Zölle haben dann nur den Druck der erschlossenen fernen Getreideländer abgewehrt.

Liegen die Dinge aber so, so ist — auch bei bestehenbleibenden Zöllen — ein Konjunkturrückschlag gar nicht ausgeschlossen, sogar wahrscheinlich. Das sollten alle Landwirte beherzigen, die sich heute an der börsenartigen Hausse des Grund und Bodens beteiligen. Schon im alten Pharaonenlande, das noch keinen Zolltarif kannte, sollen auf sieben fette Jahre sieben magere gefolgt sein.

Wenn Brentano endlich zwar nicht für eine plötzliche Aufhebung, wohl aber für eine allmähliche Herabsetzung der Zölle eintritt, so ist es auch einem überzeugten Freunde der Landwirtschaft gar nicht unmöglich, eine derartige Maßregel für die Zukunft in den Bereich des Möglichen und Zulässigen zu ziehen. Nur über den Zeitpunkt einer solchen Maßregel wird er mit Professor Brentano hadern. Der Getreidezoll muß bleiben, solange der Getreidepreisdruck von auswärts bleibt, namentlich also, solange noch immer neue Getreideländer (Mesopotamien) erschlossen werden. Daß die Getreideausfuhr aber aufhört, sobald sich ein Land genügend mit Menschen, mit eigener Industrie vollgesogen hat, sehen wir an den Vereinigten Staaten und ein wenig wohl auch schon an Rußland. Und so ist wohl der Ausblick in die Zukunft gestattet, daß auch Rußland, Argentinien, Kanada, Australien unserer Landwirtschaft dereinst — wann, ist Tatfrage — nicht mehr gefahrvoll sein und daß dann die zöllnerischen Gegensätze bei uns erlöschen werden. Wehe aber dem Lande, das bis dahin seine Landwirtschaft hat untergehen lassen! Das Italien der römischen Kaiserzeit hatte jahrhundertelang vom Getreidebau seiner Kolonien gelebt. Als die Verhältnisse sich änderten, war Rom verloren. Die Landwirtschaft ließ sich nicht wieder herstellen. Über die verlassenen Limes-Garnisonen hinweg drangen die

Germanen in die durch die Landflucht der römischen Einwohner entvölkerten Gebiete ein.

Es ist für uns als zentrale Landmacht in Europa sehr gefährlich, die Getreidepolitik des antiken Rom oder des modernen England nachzumachen, und es ist bezeichnend, daß der Reichskanzler seine Erwiderungsrede bei dem Festmahl des Deutschen Landwirtschaftsrats mit den Worten schloß: „Und was sich bewährt hat, das behalten wir."

Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Lux

(Schluß.)

Eine Winzerversammlung wurde sofort einberufen, Marcellin sollte Bericht erstatten. „Garantien", man erwartete die „Garantien", die Marcellin zu bringen sich verpflichtet hatte.

Marcellin sprach.

Wieder stand eine unabsehbare Menge, Kopf an Kopf, eine lebendige Mauer.

Man sah ihn auf dem Dach eines niedrigen Hauses im freien Feld, die Lippen bewegten sich, die Hände arbeiteten, die Züge waren wie Taue angespannt. Er erklärte.

Die lebendige Mauer erzitterte, wie von den wellenförmig verlaufenden Stößen einer inneren Erregung erschüttert. Ein Erdbeben, ein Seelenbeben!

„Nachbar, was sagte er? Ich höre ihn nicht?"

Einer fragte den anderen. Die Worte Marcellins sprangen von Mund zu Mund über, von den Hunderten zu den Tausenden.

„Was sagte er? In Geduld fassen? Auf Gnade und Ungnade ergeben? Der Regierung vertrauen? Abwarten? Unmöglich, Nachbar, unmöglich!"

Eine helle Stimme rief plötzlich: „Er ist bestochen! Marcellin ist ein Verräter!"

Marcellin ein Verräter! Es ist klar, ein Stern war im Sinken, im Erlöschen. Wohl denen, die im Gefängnis sitzen! Welch ein Sturz!

Die Tausende hatten das Wort ergriffen.

Marcellin ein Verräter! Nieder mit Marcellin! Er will ins Gefängnis zu den Freunden! Er will sich in Sicherheit bringen! Nieder mit Marcellin! Nieder mit der Regierung!

Die Masse brüllte und wogte, eine aufgepeitschte See, die den Schlamm ihres Grundes entblößt ... Die Fäuste fuhren empor, ein weißer Kamm auf dunklen Wogen.

Marcellin war diesmal nicht Herr über den Sturm. Seine Kraft war gebrochen, ein Glück für ihn, wenn er der Brandung, die um das alte Gemäuer toste, entrinnen kann. Noch ist alles ungewiß, der Augenblick ist höchst gefährlich.

Lynchjustiz? Soll er der Pranke dieser entfesselten Bestie zum Opfer fallen, weil er das Wunder nicht zu bewirken verstand, das die sinnlose Menge von ihrem Heiligen verlangte? Ist er darum ein Ketzer, ein Verräter?

Er sah sich nach Hilfe um, denn schon greift die mörderische Tatze nach ihm, ihn herunterzuzerren, ihn, den Seelenbändiger und Herrn, dem sich vor kurzem noch dies große, namenlose Ungeheuer schmeichelnd zu Füßen legte und nun in ausbrechender Wildheit ihn zum Blutopfer ausersehen hat.

Dort hinten ist das Militär, ein Wink und er ist geborgen. Er erkennt, daß alles eine Fügung war, daß in der Verworrenheit eine weise Hand waltet. Er ist beruhigt.

Die Polizisten, die ihn begleiten und die ihren Gefangenen lebendig einliefern wollen, haben militärischen Beistand geholt. Die Soldaten sind zum Gehorsam zurückgekehrt, sie rücken vor gegen die Winzer, gegen die Freunde und Brüder!

Das Blatt wendet sich; Gaston wird die andere Seite der Tragödie kennen lernen müssen!

O, Gaston ist entschlossen, die Ehre der Fahne zu retten und die Schuld zu sühnen. Es gilt, den Schwiegervater zu schützen; Vater Marcellin soll sehen, daß Gaston nicht nur ein braver Sohn seiner Heimat, sondern auch ein braver Soldat ist. Wenn Gaston nicht wäre, ha, Vater Marcellin, wie stünde es nun mit dir? Vater Marcellin wird sich bequemen müssen, sein Leben aus den Händen Gastons zu empfangen. Gaston wird von sich sagen dürfen, daß er in diesen Tagen der Heimsuchung eine rühmliche Rolle gespielt, Gaston und seine Kameraden! Irgendwie hat die Vorsehung ihre besonderen Absichten mit ihm. Die Augen der Welt ruhen auf Gaston, Vater Marcellin!

Ein Handgemenge entsteht, das Eingreifen der Soldaten steigert die Erbitterung. Jetzt stehen sich Freund und Feind, Winzer und Soldat, einander gegenüber, Aug in Aug!

Dort wird die Menge mit den Kolben zurückgestoßen, ein Geschrei erhebt sich, Wehklagen, Fluchen; hier sammelt man sich zum bewaffneten Widerstand. Zurück mit den Soldaten! Man läßt nicht spaßen mit sich! Man ist Hausherr bei sich! Zurück!

Steine fliegen, Schüsse fallen, Schüsse aus alten Jagdflinten — blinder Lärm, weiter nichts! Drüben wird Marcellin, der die Liebe der Menge und nun ihren Haß gekostet hat, von Gaston aus den Händen der Wütenden befreit und in Sicherheit gebracht. Der Apostel sieht aus, als hätte er in der Wüste gehaust, die Kleider hängen ihm in Stücken vom Leibe.

Man kommt hart aneinander, wieder kracht ein Schuß, Gaston sinkt in die Knie, er ist tödlich getroffen.

Seine Tragödie ist zu Ende. Der Prahler hat sein Wort erfüllt, er hat sich der Heimatsache geopfert, und er hat sich der Fahne geopfert. Schmach und Ruhm, Verrat und Treue, Schuld und Sühne! Die große Wage hält still, ihre mystischen Schalen sind im Gleichgewicht. Ein törichter Knabe, ein eitler Fant, ein Prahlhans und ein Held! Nun hat ihn die geliebte Heimat wieder, sein Wunsch ist erfüllt.

Drüben steht einer, die rauchende Büchse in der Hand, einer, der die Tragödie aufnimmt und sie weiterspielt. Ein Besessener, wie alle anderen, die

einer geheimnisvollen Macht gehorchen und geführt werden in der Meinung zu führen. — Richard. „Er wird nie mehr in die Heimat zurückkehren", hatte er geschworen.

Eine Stimme schreit ihm wahnsinnig zu: „Mörder! Brudermörder!"

Er bleibt kalt, beherrscht und befiehlt: „Man verhafte die Tochter des Verräters!"

„Was, die Jungfrau Jeanne? Sie ist uns heilig! Trotz Marcellin, dem Verräter! Nein, Nachbar Richard, wenn du auch augenblicklich Hauptmann der Bürgerwache bist, können wir in diesem Punkt nicht gehorchen!"

„Schafsköpfe, versteht ihr denn nicht, daß ich sie schützen will? Morgen ist keine Gefahr mehr. In mein Haus, versteht ihr?"

„Wohl, Nachbar Richard, wenn ihr die Sache so meint, dann ist es etwas anderes! Also vorwärts, Jungfrau!"

Drüben kommandierte der Offizier Feuer; die Salve krachte, die Masse wälzte sich in wilder Flucht der Stadt zu. Es gab Tote und Verwundete, sie waren erdrückt oder niedergestoßen und getreten, nicht durch die Kugel gefallen; man hatte über die Menge hinweggeschossen.

In der Stadt werden die Verschanzungen verstärkt, Wachen aufgestellt, man will sich nicht überrumpeln lassen. Man will Herr seiner Stadt bleiben, man wird sich die Truppen vom Leibe halten, mit Piff, paff, bum! O, man wird seine Heimat zu verteidigen wissen. Man ist friedliebender Bürger, man hat keinen Aufstand angezettelt, die Regierung allein will den Aufstand! Man wird sich dagegen wehren dürfen!

Nachrichten kommen aus allen Teilen des Südens, überall lodert die Flamme des Aufruhrs, allerorten geschehen Gewalttaten. Perpignan gibt das große Beispiel. Aber man ist in der Sache Marcellins nicht überall gleichen Sinnes, selbst in Perpignan nicht. Eine Partei bildet sich für ihn, eine andere will dem sinnlosen Treiben ein Ende gesetzt wissen, eine dritte ist für den Radikalismus.

Jeder will Führer sein, jeder hält Reden. Die einen schwören zu Richard, die anderen zu Léon, die dritten zu diesem, die vierten zu jenem. Die Volksbewegung, der heilige Winzerkrieg geht seiner Auflösung entgegen. Die Ereignisse überstürzen sich. Aber die großen Taten stehen noch bevor.

„Die Taten!"

Die Führer sind uneinig, keiner weiß recht, was man wollte. Eigentlich wollte man dies alles nicht, man wollte was anderes. Niemand fällt besseres ein, niemand hat die Kraft, auf der schiefen Ebene anzuhalten und den Dingen eine Wendung zu geben. Man folgt dem Schwergewicht. Alles ist Schicksal, was geschieht, unabwendbar. Nur einer denkt und einer hat ein bestimmtes Ziel, aber er ist verschlossen, ein schlechter Kamerad, ein Intrigant. Er geht eigene Wege. Man beargwöhnt ihn, aber man kann ihn nicht entbehren. Richard!

Léon, der Freund Gastons, hat ein scharfes Auge auf ihn. Jeanne will gesehen haben, daß er den Schuß auf seinen Bruder abgab. War es Absicht, war es Zufall? War es überhaupt er? Es sind mehrere Schüsse gefallen. Wer kann es in der allgemeinen Verwirrung behaupten? Überdies, man stand dem gemeinsamen Feind gegenüber. Was galt der Bruder dem Bruder? Die heilige Sache der Heimat stand höher.

Wie hatte man damals, bei jener lustigen Weinlese, da der arme Gaston Abschied nahm, in der bezechten Runde gesungen?

„Turteltauben, Turteltauben — — —
Stiehlt der Hüter selbst die Trauben — — —"

Léon erinnerte sich wieder des Versleins, es war auf Richard gemünzt, den vom Bruder bestellten Hüter des Mädchens. Nein, nein, der Schuß fiel nicht von ungefähr! Léon blieb eigensinnig dabei: Er ist der Mörder des Bruders! Für Léon war die Beweiskette fest geschlossen: hatte Richard doch das Täubchen in jenen Käfig gelockt, wenn auch mit List und Gewalt, — der Zusammenhang war doch zu klar! Man durfte die Sache nicht mehr fallen lassen, man war es dem unglücklichen Freund schuldig. Man war es der Braut des Freundes schuldig. Man war es seinem eigenen Gewissen schuldig. Und was den verhaßten Richard betrifft, so hatte er keinen üblen Geschmack! Jeanne! — — — Nach solchen Trauben tät es auch andere gelüsten! Ob sie nicht doch zu hoch für dich hängen, Richard? Dafür will Léon sorgen!

Das Schicksal hatte sich als Vollstrecker Léon erkoren, den gutmütigen bescheidenen Léon! Er war anscheinend nicht zu Großtaten bestimmt. Er hätte ganz friedlich dahin gelebt, ein behäbiger Winzer. Die Umstände waren es, die Helden und Märtyrer schufen.

Trotz allem war Richard der einzige wirkliche Machthaber in der Stadt. Er war am Ziel. Er hätte kaum zu hoffen gewagt, daß ihn die Ereignisse so hoch zu tragen vermochten, ihn, den verlachten Krüppel! Doch das Lachen war den Leuten vergangen! Respekt! Man hatte Respekt vor Richard, Respekt vor dem überlegenen Geist.

Genoß er dieses Ruhmes auch in der Liebe, wo er ihn einzig verlangte? Das war sein heimlicher Schmerz. Hier, nur hier allein war er verwundbar. In diesem Punkt, in diesem einzigen, brannte sein Ehrgeiz. Alles andere, Macht, Ruhm, Ehre, war Mittel zum Zweck, ein elendes Mittel, das nicht befriedigte. Fort mit allem, wenn das Ziel erreicht war! Jede menschliche Rücksicht ward unterjocht diesem einen beherrschenden, tyrannischen Gefühl. Er selbst war willenlos, ohne Ehrgeiz, Sklave; was ihn trieb, war dieses, worüber er keine Macht hatte.

Richard wird sich über das Schicksal beklagen dürfen, er hat ein Recht dazu, weil es ihn, den Mann mit großen Fähigkeiten, an einen geringen Platz gestellt hatte! Er war zu großem berufen, denn er hatte die Seele eines Tyrannen, das Hirn eines Denkers, die Gelüste eines Eroberers, den Schönheitssinn eines Renaissancefürsten, und mußte mit diesen Eigenschaften des Genies in einer kleinen elenden Umwelt verkümmern, mit der Maske der Häßlichkeit behaftet, daß ihn die Mägde verspotteten und die Hunde anklässten! Er war von dem Holz derer, die in der Geschichte eine rühmliche oder berüchtigte Rolle spielen, wie König Richard der Dritte, wie Franz Moor, jedenfalls hoch über den Alltag, bewundert, angestaunt und vor allem gefürchtet, ewige Vorbilder, an denen sich die Phantasie der Dichter entzündet, die das Überlebensgroße lieben. Daß er nicht in der großen Reihe stand, o, daran war der verruchte Zufall der Geburt schuld, der ihn mit dieser Armseligkeit belud und in einen Bauernkittel steckte, König Richard der Dritte auf dem Dorfe!

Allein — — — Genie bricht sich Bahn und schafft aus Niedrigkeit einen Königsmantel! Seht her! Ist nicht der Nachthimmel blutrot von den Flammenzeichen, der Purpurmantel einer königlichen Zeit, die Richards Träume, Hoffnungen, Gedanken, Entwürfe verwirklicht? O, sie trägt seine Marke, seinen Geist, seine Züge! Der Königsmantel ist sein! Er hat dieses Schicksal geschmiedet, die anderen waren bloße Handlanger seiner tiefgreifenden, furchtlosen Ideen! Wer triumphiert? Der verachtete, demütige, ausgenutzte, schlecht bedankte Richard! Er triumphiert über diesen dumpfen Pöbel, über diese unfähigen Führer, über Marcellin, Rouquié und die anderen offenen und heimlichen Widersacher, über den verhaßten Rivalen, den Bruder Gaston, und über seine Leiche hinweg ergreift er den wehenden Schleier seines Glücks. Jeanne! Und darum Verrat über Verrat, feingesponnene Intrige — ein Staatsmann und Diplomat kann keine feineren Schlingengewebe erdenken — und schließlich der Mord — — Brudermord! — — — geschickt verhüllt mit der Sache der Heimat — — — eine blutige Hochzeitsnacht!

Jeanne ist in seiner Gewalt — — — nein, in seinem Schutz, die Braut des Bruders. Gaston hat ihn dazu bestellt, aber Gaston ist tot, gefallen als Held, Richard nimmt das Erbe an sich!

Aber Jeanne verachtet ihn, sie haßt ihn, sie flieht ihn, den Mörder seines Bruders, sie fürchtet ihn bereits, denn seine Seele ist feig und grausam, seine Werbung ist Verbrechen, seine Liebe ist die böse Lust eines Irrsinnigen.

Er tritt in die Tür und sagt:

„Ich habe dich zweimal zur Frau begehrt, Jeanne, aber du hast mich verlacht. Ich habe erwartet, daß du kommen würdest, ehe es zu spät ist. Du bist nicht gekommen, ich war ein Narr, o ein dreimal verblendeter Narr! Nun stehe ich zum drittenmal vor dir, aber ich begehre dich nicht mehr zur Frau, ich begehre dich zur Dirne, haha, stolze Jeanne, mich dürstet nach deinen Lippen, nach dem Wein deines Kusses — — —

Rebenrotes Lippenpaar — —
Reich' den Liebestrunk mir dar — —

Heute nacht, ah, Hochzeit — — — Hochzeit — — — was Pfaffensegen — — — was Kirchensang — — — zum Teufel mit dem Geplärr! — — —

Dunkeläugige Traube,
Grün ist das Bett — — — — —
— — — — — — — — — — —"

Wachsame Ohren haben einen Hilfeschrei gehört. Die Tür in Richards Hause wird eingestoßen, Lärm, Schüsse, Flucht. Jeanne ist befreit, aber wo ist Richard, diese Bestie? Léon rast, er will ihn niederschießen wie einen Hund. Das Haus wird förmlich ausgeweidet, man findet ihn nicht. Stöße von beschriebenem Papier sind da, Akten, Schriftstücke amtlichen Aussehens. Dieses und jenes Blatt, in Eile überflogen, gibt Enthüllungen über Richards geheime Mission.

„Meine Ahnung!" ruft Léon, „hier sind die Beweise! Richard ist ein bezahlter Spion, ein Angeber, ein Verräter der Winzersache. Schändlich, schändlich! Hat er nicht geholfen, das Unglück der Heimat zu vergrößern? Wer weiß, ob ohne ihn überhaupt Soldaten vor den Toren wären, ob es überhaupt zu diesem bewaffneten Aufruhr gekommen wäre! Freunde, wir müssen ein Exempel statuieren!"

„Bürger, man hängt einen erst, wenn man ihn hat!"

„Was, entflohen? Durchs Tor? Unmöglich!"

„Nein, durchs Fenster, über die Dächer!"

In den Straßen wird es lebendig, mit Fackeln geht die Verfolgung von Haus zu Haus, von Dach zu Dach, ein dunkler Körper wird heruntergeschossen, und als die Sonne aufgeht, sieht ihr erstauntes Auge den wunderlichen Körper Richards unter den schönen Platanen — — einen Schuh über der Erde. Volksgericht — Léon als Ankläger und Richter, die Menge das Tribunal, Urteilsspruch einstimmig — — mit Ausnahme einer Stimme — — Jeanne!

So endete Richards Revolutionshochzeit.

Der Morgen sieht neue Uniformen im Feld, wilde, fremde, dunkle Gesichter. Noch in der Nacht ist die Linie Gastons abgerückt, durch neue Truppen ersetzt, die keinen Gemütsanteil an der Winzersache haben.

Mit Sang und Geschrei ist die Linie siebzehn nach Marseille abgerückt, wo sie die Schiffe besteigen wird.

„Ninon, Nana, Lolotte — — —"

Mit Sang und Geschrei! Der gute Gaston! Er blieb in der Heimat. Ein guter Kamerad, einen bessern findst du nit! Sein Lied blieb bei der Truppe, eine Erinnerung!

„Ninon, Nana, Lolotte — — —"

Nach dem Süden, immer nach dem Süden! Nun gar übers blaue Meer! So lautete der Befehl!

Denn in den Kolonien, im dunklen Erdteil, gibt's Posten, von denen kaum einer mehr zurückkehrt — — — Der dunkle Erdteil — — terra di Morte!

Straffreiheit, gewiß, das war zugestanden; aber Sühne! Das Weltgewissen verlangt Sühne! Sie wußten kaum, was Schuld war, sie wissen nicht, was Sühne ist. Ein Auf und Nieder der mystischen Schalen, eine ungeheure Weltwage ...

Adieu, Gaston, schlaf wohl! Adieu Ninon, Nana, Lolotte — — —

Te salutant, Morituri!

Ein strahlender Morgen! Die Himmelsfrau in blauem, makellosem Mantel ging über die Weinhügel, sie mit goldenen Strahlenhänden, mit Sonnenstrahlenhänden zu segnen. Auf den Hügeln wird der Weinstock lebendig, aber in seinen Blätterfingern funkelt nicht die Traube, sondern blitzen die Bajonette, und statt Most wird Blut von den Bergen triefen.

Weinlese des Todes!

Die Truppen dringen vor, Ordnung und Frieden in der Stadt und im Land, im ganzen entflammten Midi mit eiserner Faust aufzurichten.

„Das ist Sache der Bürger! Keine Soldaten! Auf die Barrikade!"

Der Boden ist heiß, die Traube reift schnell groß und schwer und süß, voll Feuer; o, edles Blut der Erde!

Aber auch in den Adern rollt es heiß, flammend schlägt die Begeisterung empor, die Leidenschaft, die Liebe, der Zorn, der Haß — — —! O, dieses feurige Blut der Erde!

Die Leute von Perpignan sind entschlossen, nicht der Gewalt zu weichen.

„Man wird sich von der unverschämten Regierung nicht ins Bockshorn jagen lassen! Kein Soldat wird den Fuß in diese Stadt setzen dürfen! Man wird es

zu verhindern wissen! Man wird die Heimatscholle verteidigen mit Piff, paff! Den Boden seiner Väter! Bum! Man ist kein Prahlhans, man ist Held! Und überdies sind die Soldaten draußen unsere Freunde. Wir werden fertig miteinander!"

Kommandoworte, scharf, kurz, sachlich; ein Rasseln wie von einer Maschine, nicht länger als eine, zwei Sekunden; fertig; atemlose Stille; noch ein kurzes scharfes Wort: Feuer! Und die Salve kracht. Salve auf Salve.

Menschen stürzen, bleiben liegen, der weiße Stein zeigt große, dunkelrote Flecke. Blut — —

Eine Barrikade ist genommen, der Kampf setzt sich in engen Straßen fort.

Der Rausch, der sonst von den Weinhügeln herabsteigt, die Menschenherzen zu entzünden, zu beglücken oder zu betören, hat es ihnen angetan. Aber es ist nicht der holde Rausch, der in der Blätterwiege des Weinstockes ruht und mit hunderttausend Rebenaugen traumhaft in die Welt schaut, es ist nicht der Bringer der Freude, der Tröster der Leiden, der Löser der Zungen und Aufriegler der Herzen, der zauberfreudige, schalkhaft lächelnde, laubbekränzte Gott, der die Schale des Lebens darreicht, sondern es ist ein finsterer, selbstmörderischer, schrecklicher Wahn, der diese Menschen befallen, daß sie gegen das eigene Fleisch wüten, die Brust aufreißen, die Adern öffnen — — —

Blutrausch!

Feuer!

Der dichte Haufen flaut zurück, wieder liegen einige Menschen am Boden, der Stein färbt sich rot . . .

Feuer!

Wieder ein Schreien, Auseinanderstieben, ein Hinstürzen, wieder springt ein rotes Bächlein. O, dieses ungestüme Blut der Erde!

Feuer!

Straße um Straße rötet sich, der rötliche Saft rinnt die Gossen hinab, in die Bäche und Brunnen, als hätte der rote Wein die eisernen Reifen gesprengt und rinne in Strömen an den weißen Sockeln der Häuser entlang, wie damals, als der Segen so übervoll von den Bergen rann, daß die Keller ihn nicht mehr fassen wollten, und daß man ihn rinnen ließ an jenem Tage der Weinlese, der ein Tag des Verblutens war, wie heut, wo sich wieder das Prophetenwort erfüllte.

Da lag Joachim, der blinde Seher, in das leere Auge getroffen, ein gefällter hundertjähriger Riese, der die blutige Weinlese kommen sah.

Da lag der treue Léon, der Rächer des Freundes, der vierte von den vielen, die Jeanne liebten.

Da lagen die Hunderte, deren Blut über die Straßen rann, als wäre es verschütteter Wein.

Da lag die Blüte des Weinlandes, um derentwillen geliebt, gehaßt, gekämpft und Blut vergossen wurde, die heldenhafte, geheiligte Jungfrau Jeanne, durchs reine Herz geschossen, aus dem rubinhelles Blut träufelte, das die Leute mit ihren Taschentüchern auftupften, um eine wunderkräftige Reliquie fürs Leben zu besitzen.

Und wo die tugendstarke Jungfrau hingesunken war, mitten am Platz vor der gestürmten Präfektur, wurden Steine im Kreis zusammengelegt, Blumen dazwischen und Kerzen angezündet, die Tag und Nacht brannten.

So ehrten die Leute von Perpignan das geliebte Mädchen durch ein Mysterium der Schönheit, eine eigenartige Schönheit, eine symbolische Huldigung, die religiös und dramatisch zugleich war, durch Blumen und Kerzen, auf roh geschichteten Steinen entzündet, als kaum die Salven der einziehenden Soldaten verraucht waren. Man ließ es ruhig gewähren.

Und immerzu brachten die Leute Blumen und Kerzen — — — und die Stadt weinte über Jeanne und weinte über sich — eine verschleierte Frau, die den Tod ihrer Tochter beweint.

Blumen und Kerzen wurden feierlich getragen wie bei einer Prozession, weinenden Gemüts voll Religion und Bewußtsein einer erhebenden Wirkung.

Und eine große Ruhe kam über die Stadt, das verklärende Gefühl der Heiligkeit, die sich durch symbolische Handlungen ehrt, eine große, schmerzverklärte Ruhe, wirksam unterbrochen von lindernden Ausbrüchen der Tränen und Totenklagen, die in der Eroika sinfonisch wirkten und von dem starken rhythmischen Gefühl der Bevölkerung dirigiert waren, ins Kunstgebiet der Oper oder des Melodram hinübergespielt und darum tröstlich.

Der General konnte die Meldung erstatten, daß die südlichen Provinzen „beruhigt" seien; die Tagespresse verbreitete die hocherfreuliche Nachricht, daß es dem tatkräftigen und zielbewußten Eingreifen der Landesverteidiger gelungen sei, die Erregung im Süden zu „beruhigen"; die Kleinbürger fanden beim Morgenkaffee in ihrem Blättchen die befriedigende Tatsache, daß sich der Sturm gelegt habe, Besonnenheit und Vernunft haben die Oberhand gewonnen, und die Bevölkerung des Midi habe sich vollkommen „beruhigt". — — —

„Schade, es war so interessant!" war alles, was der getreue Abonnent über das Zeitungsblatt hinweg zu den Seinen sagte.

Glücklicherweise hatte die Zeitung für seinen Neuigkeitshunger noch allerlei zum Dessert aufzutischen, so das Nachspiel in der Kammer, das beinahe die Demission der Regierung herbeigeführt hätte; mit zwei Stimmen Mehrheit, bloß zwei Stimmen mehr! erlangte der Ministerpräsident das Vertrauensvotum, was so viel hieß, daß man bald an einen Nachfolger denken könne, dann zur Nervenberuhigung, daß über den Schuldigen, die bereits in Untersuchungshaft säßen, „das Damoklesschwert der Gerechtigkeit" schwebe. Also war genügend Unterhaltungsstoff für die nächste Nummer vorgesehen.

„Das Damoklesschwert der Gerechtigkeit" schwebte also über den Häuptern Marcellins und seiner Genossen, die den Tag der öffentlichen Verantwortung herbeisehnten, wenn die Sache nicht überhaupt im Wege des bloßen Disziplinarverfahrens erledigt wurde, was opportun schien. Der arme, schwergeprüfte Marcellin! Jeanne, das einzige liebe Kind, die Freude und der Sonnenschein seines Lebens!

Er war hart unters Rad gekommen. Wofür büßte er? Wo war die Größe der Schuld, die dieser Sühne entsprach? War die unsichtbare Weltwage gefälscht? Sind die mystischen Schalen nicht mehr verläßlich? Welche ungeheure Sündenlast, die nicht er gehäuft, wurde ihm zugeschoben?

Er war Apostel, Winzerheiland, wenn auch verleugnet und angespien, was seine Mission erhöhte, und er trug am schwersten; er litt für die anderen. Er war Kreuzträger.

Sein Johannes, der untröstliche Rouquié, litt mit ihm. Die brokatene Weste, der ehrwürdige Stock, die Silberschnallenschuhe waren tief, tief in die tränenumflorte Hoffnungslosigkeit gesunken, in das Grab seiner Wünsche, wo zuoberst die dürren, abgeblühten Johannistriebreislein seiner verspäteten Liebe lagen. Auch sein Schmerz war groß und gerecht.

Im Untersuchungsgefängnis hatte Marcellin eine denkwürdige Begegnung. Er traf mit einem Mann zusammen, dem wie Marcellin die große Glückskarte plötzlich aus der Hand geglitten war, der gestern noch ein König von fast unbeschränkter Macht gewesen, heute, wenn nicht gerade Bettler, so doch Schwindler und Verbrecher aus den gleichen Ursachen war, die ihn vordem auf den Gipfel des Reichtums erhoben hatten.

Léfèvre!

Was war geschehen? Nichts als ein kleiner Rechenfehler, und die Millionen, die Reichtümer, die Ehren, die Freunde waren plötzlich verronnen in das Nichts, aus dem Léfèvre sie hervorgezaubert hatte. Tausende hatte er beglückt, zahllose Existenzen lebten durch ihn; ebenso viele hat er in Not und Elend gebracht.

Er wollte weder das eine noch das andere, weder das Gute noch das Schlechte. Er hatte Ideen, die er verwirklichen wollte, Ideen, jenes verruchte, herrliche Geschenk der Götter, das von den Menschen in Haß und Liebe ewig und inbrünstig begehrt wird, neue Ideen, die dem Zusammenhang der Dinge und dem Weltwesen einen anderen Sinn geben und jene unsichtbare Macht schaffen, die das Leben der einzelnen bis in die innersten Sphären bestimmt, wo die große Weltwage schwankt, die uralte, unverrückbare Wage, an der die wechselnden Zeiten nichts ändern als Maße und Einteilung, Ideen, die mit der Tragödie des Südens in gewissem ursächlichen Zusammenhang ständen.

Léfèvres Ideen!

Der Götze war gestürzt, der alte entthronte Gott der Winzer durfte wieder hoffen. Die Zeit der Reformen stand bevor.

„Marcellin, Sie haben gesiegt!"

„Sehe ich wie ein Sieger aus?" fragte Marcellin.

„Ich hätte Ihre Ernten kaufen sollen, ein neuer Kurs kommt, das hätte meinen Rechenfehler wieder gutgemacht!"

„Ihr Rechenfehler! Und das sagen Sie so ruhig? Als ob sich's um ein paar Zahlen und nicht um Glück und Dasein von Millionen Menschen, um ein großes, blühendes Land, das verwüstet liegt, gehandelt hätte?"

Marcellin schlug die Hände vors Gesicht.

„Für mich handelt es sich nur um ein paar Zahlen," betonte Léfèvre, „nur um die Formel, die Schicksale bedeutet!"

„Welche unbekannte Schuld sühnen wir? O Gott!"

„Was Schuld? Was Sühne? Unsinn, Marcellin!" sagte barsch und trocken der materialistische Léfèvre. „Wir haben unser gemessen Teil zu tun, weshalb wir in den lebendigen Tag gesetzt sind. Der Mensch hat keine Wahl. Der Kampf ist das Los der Tätigen, die Ruhe ist bei den Toten. Alles kommt auf die Klugheit an! Laßt mich zu euch kommen und eure Sache führen — kaufmännisch, im Geist der neuen Zeit — und der alte Gott wird siegen mit Léfèvres Ideen. Der alte heilige Gott des Weins, der auf euren Hügeln thront! Er wird siegen mit Hilfe

von ein paar Zahlen, denn um diese paar Zahlen hat es sich im Grunde auch bei euch gehandelt: 45 statt 5, eine Formel, die Schicksale bedeutet!"

„Kommen Sie!" rief Marcellin.

Im Winzerland winkte die Hand Gottes von den Bergen und rief die Menschen, den Schatz zu heben.

Die Arbeitsfreude war gewichen, die Seelen waren mit Hoffnungslosigkeit beladen, der Segen, der von den Hügeln niederströmte, schien zum Fluch geworden — und trotzdem grub man aufs neue die Weinberge um und stöhnte und schwitzte im Joch einer mühseligen Arbeit, obschon der Glaube und die Zuversicht fehlten.

Denn der Mensch hat keine Wahl — — —

Noch waren in den Straßen die Spuren der letzten furchtbaren Weinlese des Todes nicht getilgt, die Erinnerungen waren noch mit Grausen erfüllt, als die Straßen, die Bäche und Brunnen überzufließen begannen von dem roten Blut, das achtlos dahinlief, wie damals, als die Fässer verbluteten, oder damals, als der Most der Freude von den Bergen niederrann und das Herz der Stadt erfüllte.

Dieses heilige Blut der Erde!

Es strömte von den fruchtschweren Bergen nieder, es strömte aus den übervollen Keltern und Fässern, und es strömte aus dem mit zahllosen Wundmalen bedeckten Herzen dieser Stadt.

So schwer lastete der Segen auf dem Weingarten des Herrn!

Denn es war die Zeit, von der die Propheten verkündeten, daß der Wein von den Bergen triefen und die Hügel in Most schwimmen werden.

Das rote Blut der Erde!

Bücher vom tieferen Leben

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Als der erste Kanzler aus seinen Ämtern geschieden war, soll, nach einer glaubhaften Erzählung, Papst Leo der Dreizehnte gelegentlich gesagt haben: „Mi manca Bismarck!" Nicht viel anders hat Deutschland an manchem Tage seit dem 15. Februar 1909 sprechen können: „Mir fehlt Wildenbruch, mir fehlt eine dichterische Persönlichkeit, die ohne Scheu nach unten und oben in einer schweren Minute das ausspricht, was nottut." Wenn irgend etwas diesen besonderen Beruf des zu früh dahingeschiedenen Dichters uns noch einmal lebhaft und leibhaft vor Augen führen konnte, so war es die Sammlung „Blätter vom Lebensbaum", die Berthold Litzmann aus Wildenbruchs Nachlaß (bei G. Grote in Berlin) herausgegeben hat. Der Name des Buches stammt noch von seinem Schöpfer, und er deckt alles, was Wildenbruch an kürzeren Aufsätzen und Kundgebungen in Prosa in den Jahren seines Schriftstellertums, von 1878 bis 1908, geschrieben und veröffentlicht hat. Von Politik und Literatur, von deutschen und ausländischen Dichtern, von Berlin und Weimar und von vielem anderen noch ist da die Rede, alles aber quillt aus

dem Herzpunkt der Empfindung, aus dem tieferen Leben einer großen, lodernden Seele. Das alles ist nicht nur geschrieben, sondern ganz und gar erlebt. Erlebt ist die Schilderung der Entwickelung des deutschen Dramas, wie sie da gegeben wird, mit allen ihren Einseitigkeiten — Hebbel und Ludwig verschwinden neben Richard Wagner namenlos in der Versenkung —, erlebt sind die reizenden Bilder aus Alt-Berlin, erlebt die sachlichen und persönlichen Worte über den Schillerpreis. Manches davon berührt uns zunächst fremd, weil der Anlaß, aus dem es einst geschrieben ward, längst in das Meer vergessener Dinge gesunken ist; und dennoch liest man Seite für Seite mit klopfendem Herzen, manchmal mit bebender Lippe, weil ein ganzer Mensch hier spricht, dem das Geschick kein gefühlloses Herz auf der wankenden Erde, sondern eine gegen jeden Hauch empfindliche Natur gegeben hatte. Und am empfindlichsten war Wildenbruch dann, wenn man Deutschland, das Deutschland, wie er es liebte und wollte, irgendwo antastete. Auf jedem dieser Blätter glüht die selbstverständliche, das eigene Geschick mit dem der Nation gleichsetzende völkische Empfindung, die Heinrich von Treitschkes kostbarster Besitz war. Ein solcher Mann kann dann auch seinem Volk so bittere Wahrheiten sagen, wie sie Wildenbruch hier etwa in der Studie „Furor Teutonicus“ ausspricht. Aber wie könnte sich zugleich der Dramatiker verleugnen, der sich nie, weder in der Erzählung noch in der Ballade Wildenbruchs, verbarg. Jede Persönlichkeit, der hier ein Glückwunsch oder ein Nachruf geschrieben wird, steht nach ganz wenigen Strichen unverwechselbar da für den, der sie gekannt, wie für den, der sie nicht gekannt hat. Der springende Punkt in dem Leben eines jeden wird rasch herausempfunden und sicher vergegenwärtigt, der Zauber der Naivität in Frau Hedwig v. Olfers so gut wie die leidenschaftliche Kunstfreude der Marie Seebach, Karl v. Webers, des Komponistenenkels, überschattete Sehnsucht, ein Dichter zu sein, Großherzog Karl Alexanders feine Pietät und bescheidene Menschlichkeit, Björnstjerne Björnsons lodernde Leidenschaft der Wahrheit und der Kraft. Daß auch der Humor, den Wildenbruch in seinen feinen Humoresken „Lachendes Land“ und in den „Quitzows“ bewährt hat, ihm hier zu Gebote steht, zeigt das köstliche Gespräch zwischen dem Genius loci Berlins und Herrn Feinohr über Herman Grimm. Kurz, Reichtum über Reichtum offenbart dieses Buch auf jeder Seite, und es schließt mit der eisernen Mahnung: „Landgraf, werde hart“, mit einem flammenden Aufruf, das lakaienhafte Liebedienern vor dem Ausland zu lassen und der heranwachsenden deutschen Jugend Stolz, Selbstachtung in die Seele zu pflanzen, daß sich nicht die tragische Katastrophe wiederhole, in der ein mit allen Gaben Deutschlands genährter hoher Geist wie Friedrich Nietzsche rasend gegen Deutschland wütete. Das Buch weckt Sehnsucht, weil es selbst eine Erfüllung, ein zusammenfassender Abschluß eines groß gelebten und aus der Tiefe gelebten Dichterdaseins ist.

Sollte ich mir eine Frau ausmalen, die mit derselben reinen Liebesfähigkeit in dem Wirrwarr unserer Tage das Bleibende und Echte über den Trödel des Marktes und die feilen Ausgeburten der Sensation hinwegtragen möchte, so könnte ich mir sie nicht besser bilden, als sich Lili du Bois-Reymond selbst gibt in ihrem Buch „Die Insel im Sturm“ (Berlin, Meyer u. Jessen). Die Insel ist ein deutsches Familienhaus in einer kleinen Stadt an See und Wald. Ganz unbegreiflich haben die Verwandten in der Großstadt es gefunden, daß sich der tüchtige Arzt mit den Seinen hierhin zurückgezogen hat. Das Ehepaar aber erzieht in geistig hoch-

stehendem Verkehr mit den anderen Verwandten am Ort seine Kinder nahe der Natur und zugleich mit der vollen Nahrung alles Großen, das uns die Vergangenheit und zumal die beste deutsche Tradition liefert. Unverbildete, gesunde Menschen wachsen in diesem Hause heran, Menschen, die sich nicht vor dem Leben verkriechen, sich aber auch nicht durch jede gepriesene Errungenschaft neuester Heilskünder in Kunst und Leben blenden lassen. Doch die fremden Gestalten bleiben nicht aus. Wie ein Sturm bringt in den Frieden dieser Menschen, die nicht kleinlich sind, sondern mit allem Großen zu leben wissen, die falsche Genialität der neuen Erotik, die nur ein Ausleben mit den Sinnen, aber kein Durchleben mit der Seele kennt und von einem wackligen Kothurn auf das unmodische Leben dieser Welt hinabsieht. Ihr gesellt sich der Kunstsnobismus unserer Tage, sehr ergötzlich und doch ohne jede Karikierung abgemalt, zunächst blendend, bis er doch noch zur rechten Zeit erkannt wird. Erst einer, der sich selbst in jüngster Zeit draußen bewegt hat, offenbart den immer argwöhnischer Gewordenen, daß dieser Doktor Ludolf, dem das Leben der Insel nur eine ästhetische Sensation ist, „ein Humbug" ist. „Er ist Ästhet, er lebt in Schönheit und spricht in extremen Fällen sogar davon, in Schönheit sterben zu wollen; aber lieber läßt er es dazu nicht kommen. Er ist ganz überaus sensitiv auf ästhetischem Gebiet und hat häufig eine wahre Rhinozeroshaut in Fragen der Ethik und Moral. Eine zum Kleide der Hausfrau nicht abgestimmte Tapete tut ihm körperlich weh, und ein schlecht eingebundenes Buch könnte er nicht lesen, wenn es auch die herrlichsten Dinge enthielte. Ich habe einem solchen einmal in sein Gastbuch geschrieben: ‚Der Weg zur Hölle ist mit schlechtem Vorsatzpapier gepflastert' — das fand er so richtig, daß er seitdem seine Hochachtung über mich verhängt hat." Bereichert und nicht ärmer geworden gehen schließlich die Bewohner der stillen Insel aus diesen trüben und wieder auch ergötzlichen Kämpfen hervor. Das tiefere Leben siegt, und echt weiblich ist uns geschildert, wie es siegt, mit jener besten Art deutscher Frauenkunst, die wir vielleicht am ehesten auf den Namen der Louise v. François taufen möchten.

Künstlerisch sehr viel unfertiger, aber auch ganz mit der echten Sehnsucht, das Leben an seinen Quellen zu erlauschen, gibt sich Walther Classen in seinem „Fritjof Reimarus" (Hamburg, C. Boysen). Das Buch ist mehr als Symptom denu als Leistung wertvoll, man kann es außer mit dem Popertschen Werk noch mit mehreren anderen Büchern hamburgischen Ursprungs zusammenstellen und wird dann ein eigenartiges, auch dem Draußenstehenden leicht erkennbares Bild sozialer Betrachtung gebildeter Kreise dieser Großstadt gewinnen. Ich nenne Georg Asmussens „Wegsucher", Georg Bonnes „Im Kampf um die Ideale", auch Gustav Falkes hier von mir gewürdigte „Kinder aus Ohlsens Gang", Otto Ernsts „Asmus Sempers Jugendland", vielleicht noch Jakob Loewenbergs Erzählung aus dem ehemaligen Choleraviertel „In Gängen und Höfen". Solange wir den großen Hamburger Roman nicht haben (auch Gustav Frenssens „Klaus Hinrich Baas" war es nicht), werden diese Werke immerhin ein richtiges Bild eines guten Teils des heutigen hamburgischen Wesens bieten und unter ihnen der „Fritjof Reimarus" trotz seiner schriftstellerischen Schwächen doch eins, das nicht von der Oberfläche geschöpft ist.

Bis in eine noch weit tiefer liegende Schicht greift Fritz Philippi hinab mit seinem Buch „Auf der Insel" (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe). Das

ist eines von jenen Büchern, bei deren Lesen uns ein Grauen anfällt vor dem Abgrund, über den wir wandern und dessen dünne Decke unser Fuß nur zu rasch einmal durchtritt. Philippi will nicht reine Dichtung geben, wie Wilhelm Speck in seinem Meisterbuch von den „Zwei Seelen", er will durchaus mit seinen Erzählungen das uns alle immer wieder überfallende Gefühl stärken, „daß der Strafvollzug an den Rückfälligen Bankrott gemacht hat und — automatisch weiter straft". Der Gedankengehalt und die Fülle der Probleme, die das nicht umfangreiche Buch bergen, sind nicht so rasch auszuschöpfen; es will gelesen sein und wird dann zugleich überall offenbaren, daß der Psychologe und Geistliche, der dies schrieb, ein echter Darsteller und Dichter ist.

Nur zögernd würde ich dies Urteil aussprechen mit Bezug auf Friedrich Lienhards Roman „Oberlin" (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Um so lieber bejahe ich auch vor diesem Buch seine Richtung nach den Tiefen des Lebens hin, ein Streben, das ja Lienhard immer wieder bewährt hat. Oberlin ist der bekannte Pfarrer im elsässischen Steintal, der in unermüdlicher Arbeit um die Wende des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts aus einer unwirtlichen Gegend ein blühendes Land gemacht und allen, die um ihn waren, Glauben und Liebe zum Licht ins Herz gepflanzt hat. Aber nicht er ist trotz dem Titel der eigentliche Träger dieses Romans, wenn ihn auch Lienhard „sein inneres Ziel" nennt. Die Gestalt, die die Fülle der Erscheinungen lose zusammenhält, ist Viktor Hartmann, ein junger Theologe, zuerst Hauslehrer auf adligem Landsitz, dann Student in Jena, dann Soldat, endlich Professor in Kolmar. Oberlin ist „die Zeder", wie ihn der Pfeffelsche, ästhetisch gestimmte Kreis nennt, ein hohes Vorbild der Menschenliebe und seelischer Kraft, an dem alle, und auch Hartmann, sich emporrichten. Wir werden durch reiche Erlebnisse hindurchgeführt, machen die französische Revolution im Elsaß in Szenen mit, die an Paul Heyses schönes Trauerspiel „Die Göttin der Vernunft" gemahnen, tun einen Blick in die Kreise, die Goethe, als er von Straßburg schied, zurückließ, in Straßburger Bürgerhäuser und Oberlins Dorf. Eine Fülle geschichtlicher Gestalten, Straßburger Politiker, elsässische Edelleute, der Dichter Pfeffel, Wilhelm v. Humboldt, Lili Schönemann, Friederike Brion, geht neben den von Lienhard erdachten Menschen durch das Buch. Ein reiner Hauch liegt über allem, die Stimmung dieses damals zu Frankreich gehörigen und doch in seiner Kultur deutschen Grenzlandes durch all die Jahre von 1789 bis 1797 ist mit guter Nuancierung dargestellt. Und doch fehlt in dem allzu breiten Buch zu oft die wirkliche Charakteristik der Gestalten durch sich selbst, wird allzu oft von dem gesprochen, was sie darstellen sollen, statt daß wir das aus ihrem Leben und ihren Reden selber erführen. Vielleicht ist Lienhards Dichtergabe zu zart, um sein Lieblingswort zu gebrauchen, daß sie eine solche Zahl von Menschen, die ein großer Gegenstand bewegt, ganz bezwingen könnte — der Grundton und die Atmosphäre des Buches sind rein und fein, wenn auch die Gestaltung nicht so aus der Tiefe emporwächst, wie wir es in einem Buch vom tieferen Leben gerne miterleben möchten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Musik

Philipp Wolfrum, Johann Sebastian Bach. 2 Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Der Heidelberger Universitätsprofessor Philipp Wolfrum, der als Generalmusikdirektor seine wissenschaftlichen Studien gleichzeitig in die Praxis umsetzt, hat sich große Verdienste um die Interpretation der Bachschen Werke erworben. Und auch diese biographisch-kritische Arbeit hat das hohe Ziel, das Verständnis für Bach zu erweitern, zu vertiefen, immer größere Kreise für die ewig junge Kunst des Leipziger Thomaskantors zu gewinnen.

„Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen", setzt Wolfrum als Motto an die Spitze des Richard Strauß gewidmeten Buches. Und getreu diesem Hinweis versteht er überall die lebendigen Beziehungen zur Gegenwart aufzudecken. Er weist den Einfluß des Übergewaltigen auf alle nachfolgenden Generationen nach. Mit Befriedigung verzeichnet er, um nur ein Beispiel anzuführen, bei der „unsagbar herrlichen" Motette: „Singet dem Herrn" die Nachricht: „Diese Motette war eine Lieblingskomposition R. Wagners, auf die er Kunstbeflissene gerne hinwies; bei ihrem Anhören entzündete sich Mozarts Geist, als er 1789 in Leipzig weilte." Er gibt an hervorragender Stelle das Wort Busonis wieder: „Bach und Liszt sind das A und O aller Klavierkunst"; auf die Weise baut er mit künstlerischer Großzügigkeit Brücken vom siebzehnten Jahrhundert hin zu Liszt und Wagner. Er erkühnt sich sogar, bei Bach den Gedanken des Leitmotivs zu verfolgen. Wie er das Kirchenlied „als Ganzes und in einfacher Form" anführt, wie er es als Träger einer Idee, als eine Art Symbol, auch als eine Art Reminiszenz bruchstückweise (motivisch) verwendet, wie er „einzelne Melodiezeilen das immer wiederkehrende leitmotivische Fundament" gewisser Abschnitte bilden, wie er bei „Einflechtung einer Sentenz aus einem Kirchenlied in einem madrigalischen Text die zugehörige Melodie deutlich durchblicken" läßt — das alles ist geistvoll und vom Standpunkt des modernen Musikers überlegen dargetan. „Ein großer Teil unserer Musikgelehrten sehnt sich nach der Bachschen Stadtpfeiferei . . . sie belächeln diese Mendelssohn, Schumann, Franz, v. Bülow mit ihren Bachbearbeitungen, ohne zu bedenken, daß überhaupt alle Wiederbelebungen älterer orchestraler wie vokaler Werke stets ein Kompromiß bedeuten, daß jede Zeit sich neu wird bemühen müssen, dem Geist des alten Meisterwerks gerecht zu werden, der leider dem Buchstaben allzuoft aufgeopfert wird." Wolfrum würdigt im Gegensatz zu diesen Philologen Bachs Kunst als unvermindert wirkende Naturkraft, die über die Zeit hinweg in unser heutiges Musikleben greift. Er gewinnt lebendige Kunst,' lebendiges Arbeiten und Verstehen im Bachschen Geiste.

Daß dabei das Geschichtliche nicht etwa vernachlässigt werde, können wir ohne weiteres voraussetzen. Trotz eines volkstümlichen Zuges, der eben die Bachgemeinde zu vergrößern strebt, ist überall mit wissenschaftlicher Strenge gearbeitet. Forkel und Spitta sind naturgemäß die Fundamente; neuere Beiträge sind mitverwertet. Die zahlreichen Notenbeispiele, die handschriftlichen und bildlichen Beigaben erhöhen den Reiz des Buches. Wertvoll ist die Tabelle, die eine Übersicht der Kirchenkantaten „nach Bestandteilen, Orchestrierung und Entstehungszeit" gibt. Die Kantaten werden in all ihren Teilen mit unendlicher Liebe erläutert, nicht minder die Brandenburgischen Konzerte und die Passionen. Sehr energisch weist Wolfrum die Annahme von der Echtheit der Lukas-Passion zurück; „einen derartig unbeholfenen und unreinen Satz würde Bach selbst als Sextaner nicht geschrieben haben".

Dr. W. Kleefeld-Berlin

Tagesfragen

Kunst und Gegenwart. Herbert Eulenberg schleudert wieder einmal seinen ganzen Groll über die Behandlung des Künstlers von sich; in einer kleinen, soeben bei Ernst Rowohlt in Leipzig erschienenen Broschüre „Die Kunst in unserer Zeit" entwirft er ein düsteres Bild der modernen künstlerischen Verhältnisse. Dabei sagt er nichts Neues; er wiederholt, was man vor ihm sagte, und er spricht aus, was

man nach ihm sagen wird. Sein Zorn ist ebenso ehrlich wie heilig und seine Rede ebenso aufrichtig wie wahr. Aber einige Male hat der erbitterte Dichter doch erheblich über das Ziel hinausgeschossen und Dinge verkündet, die nur durch seine dunkle Brille so schwarz und unheimlich erscheinen: das betrifft seine Auslassungen über die moderne Kritik, der er heute so feindlich wie immer gegenübersteht, trotzdem er längst hätte beobachten müssen, daß die sachliche und ernsthafte Kritik sein Können mehr und mehr zu würdigen beginnt und seinen Namen mit Achtung nennt. Allerdings hat man ihm erst kürzlich wieder von seiten der Tagespresse die schlimmsten Dinge vorgeworfen und hat seine wurzelechte, von starker dichterischer Lust geschüttelte Komödie „Alles um Liebe" in törichten Tönen verdammt. Was aber darf Eulenberg das rasche Urteil des Journalisten entrüsten, wenn die Anerkennung ernsthafter Künstler wie Bab seiner wartet? Was Eulenberg im übrigen in seiner Broschüre klopfenden Herzens zur Sprache bringt, ist reine Wahrheit. Man fühlt mit ihm die Trauer über das entschwundene Mäzenatentum früherer Jahrhunderte und man stellt gleich ihm hoffnungslos fest, daß der Snob an die Stelle des Mäzen tritt und sich damit begnügt, die Dokumente vergangener Zeiten in seine Salons zu verschleppen, ohne dem Künstler der Gegenwart einen Blick zu schenken.

Daß frühere Zeiten gerechter waren, wissen wir alle ... Eulenbergs Schrift will aber nicht nur anklagen, sie will auch helfen. Schöne Brudergefühle tauchen in ihr auf. Eulenberg wünscht einen Zusammenschluß der Künstler, eine heilige Allianz aller künstlerisch befähigten Köpfe. Er wünscht es — um eine Seite später selbst die Fahne der Hoffnung wieder sinken zu lassen und in müder Resignation das Unmögliche seiner Gedanken einzusehen. Und dabei geht er sogar weiter, als notwendig wäre, zeiht sie alle, die schöpferisch tätig sind, der schnöden Mißgunst und des gegenseitigen Hasses. Die ehrliche Entrüstung hat ihn abermals zu schwarz sehen lassen. Die Stellung der Kunst zu unserer Zeit ist ein Thema, das in vielen Problemen der künstlerischen Gegenwart mitschwingt und zu dem man bewußt oder unbewußt Tag für Tag neues Material hinzuträgt. Die Hoffnung, daß unsere Welt wieder aristokratischer fühlen und sich darum eifriger für jede künstlerische Erscheinung interessieren werde, will niemals ganz schwinden und soll es eigentlich auch in der Tat nicht; viele Anzeichen sind vorhanden, daß die Stiefmutter Publikum allmählich zur Mutter wird. Eulenberg hat mit seiner Schrift eine höchst ehrenwerte Gesinnung an den Tag gelegt. Aber er hätte seine Gesinnung vertiefen, sprachlich vertiefen sollen. Es muß gesagt werden, daß die Sprache, in der Eulenberg seinen Zorn enthüllt, eines Künstlers nicht würdig ist. Die meisten Sätze haften an der Oberfläche und sind journalistisch flüchtig hingeschrieben. Rein feuilletonistische Wendungen schieben sich ein und stören jedes stilistische Feingefühl. Herbert Eulenberg scheint die Absichten des Publizisten zu verkennen. Es genügt nicht, Tatsachen festzustellen, man muß sie auch in einer künstlerischen Form darbieten, und zwar ganz besonders, wenn man für die Kunst eine Lanze bricht.

Hermann Meister-Heidelberg

Offiziers- und Beamtenfragen

Zwei Rückwirkungen des Offizierpensionsgesetzes vom 31. Mai 1906. Das Offizierpensionsgesetz vom 31. Mai 1906 (O. P. G.) hat bekanntlich eine allgemein rückwirkende Kraft auf alle Altpensionäre nicht erhalten. Wohl aber sind einige besondere Klassen von Offizieren rückwirkend bedacht worden, von denen zwei hier Erwähnung finden mögen.

Zunächst sind diejenigen Offiziere, die nach dem 1. April 1905 verabschiedet waren, den Neupensionären gleichgestellt worden. An diesem Tage sollte eigentlich das O. P. G. in Kraft treten. Da jedoch der Reichstag 1905 vertagt wurde, konnte dies erst am 1. Juli 1906 geschehen. Es erschien daher unbillig, die in der Zwischenzeit pensionierten Offiziere unter dieser Verzögerung leiden zu lassen. Bei Feststellung ihres pensionsfähigen Diensteinkommens zwecks Herleitung der Pensionssätze entstanden Zweifel, ob und wie der seit 1. April 1906 zum Gehalt geschlagene Servis zu verrechnen sei. Man entschied, daß ohne besondere gesetzliche Bestimmungen der gleiche Betrag an Gehalt und Wohnungsgeldzuschuß wie bei den aktiven

Offizieren nach dem 1. April 1906 zugrunde gelegt werden sollte.

Anders bei der zweiten rückwirkend bedachten Reihe von Offizieren, nämlich den Kriegsteilnehmern. Auch diesen wollte der Reichstag Gleichstellung mit den Neupensionären gewähren, übersah aber wohl, daß dies durch die Fassung der O. P. G. unmöglich gemacht wurde. In § 41 ist zwar bestimmt, daß die Pensionsbezüge derjenigen Offiziere, welche an einem der von deutschen Staaten vor 1871 oder von dem Deutschen Reiche geführten Kriege teilgenommen haben oder die Kriegsinvalide geworden sind, nach den Vorschriften des O. P. G. festzustellen seien, dann aber hinzugefügt, daß dies unter Zugrundelegung des vor dem Ausscheiden bezogenen und nach den bisherigen Gesetzen anzurechnenden pensionsfähigen Diensteinkommens zu erfolgen habe. Da diese Diensteinkommen sämtlich niedriger waren, als sie durch das O. P. G. festgesetzt sind, mußte eine Gleichstellung ausgeschlossen sein. Statt also ähnlich wie bei der zuerst genannten Klasse von Offizieren das pensionsfähige Diensteinkommen kurzerhand vorzudatieren, haben die Gesetzgeber mit der einen Hand gegeben, mit der anderen wieder genommen. Wie wenig in Wirklichkeit eine Gleichstellung erreicht ist und wie verschieden die Bezüge der gleichen Dienstgrade unter sich geblieben sind, zeigt die folgende Zusammenstellung einiger Bezüge umpensionierter Kriegsteilnehmer. Erläuternd sei bemerkt, daß, da das O. P. G. den niedrigsten Pensionssatz von $^{15}/_{60}$ auf $^{20}/_{60}$ des pensionsfähigen Diensteinkommens erhöht hat, diejenigen Kriegsteilnehmer, welche bei ihrer Verabschiedung die Höchstpension noch nicht erreicht hatten, $^{5}/_{60}$ mehr gegen früher erhalten, die Höchstpensionäre aber sich keiner Besserstellung, geschweige einer Gleichstellung mit den neupensionierten Friedensoffizieren erfreuen.

Dienstgrad	Dienstjahr und Sechzigstel des pensionsfähigen Diensteinkommens	Pensionsbeträge (in Mark) nach den Tabellen von						
		1871 bis 31. Dez. 1872	1. Jan. 1873 bis 31. März 1897	1. April 1897 bis 31. März 1902	1. April 1902 bis 31. März 1905	O. P. G. 1. April 1905 bis 31. März 1908	1. April 1908	
		Altpensionierte Kriegsteilnehmer				— Neupensionäre —		
							Gehaltsstufe	
Leutnant	10 = $^{20}/_{60}$	573	651	651	651	753	I. II. III.	864 930 996
Oberleutnant	15 = $^{25}/_{60}$	789	888	1 062	1 065	1 158	IV. V.	1329 1455
Hauptmann usw. II. Klasse	20 = $^{30}/_{60}$	1 371	1 797	2 067	2 082	2 214	I. II.	2388 2988
Hauptmann usw. I. Klasse	25 = $^{35}/_{60}$	2 649	2 937	3 111	3 129	3 285	III.	3777
Stabsoffizier als Bataillonskommand.	35 = $^{45}/_{60}$	4 530	4 899	5 235	5 262	5 685	5 946	
Oberstleutnant	35 = $^{45}/_{60}$	wie ein Bataillonskommandeur				6 546	6 807	
Regimentskommandeur	40 = $^{45}/_{60}$	6 498	6 993	6 993	7 017	7 443	7 806	
Generalmajor als Brigadekommandeur	40 = $^{45}/_{60}$	8 370	8 973	8 973	9 006	9 387	9 798	
Generalleutnant als Divisionskommand.	40 = $^{45}/_{60}$	11 271	11 574	11 574	11 592	13 059	13 470	
Kommandierender General	40 = $^{45}/_{60}$	16 494	16 494	16 494	16 494	19 485	19 485	

Heckert, Generalmajor z. D.

Reichsspiegel

(Vom 24. April bis 1. Mai)

Innere Politik

Wiederaufnahme der Parlamentsarbeit — Staatsbürgerliche Bildung — Gefahren der Regierungspolitik für die Jugend — Vertrauen und Achtung — Die elsaß-lothringische Verfassungsfrage — Zentrum und Reichskanzler — Erpresserpolitik — Kardinal Graf Ledochowski — Administrative Aufteilung Posens

Die Osterpause ist beendet. Minister, Staatssekretäre, Parlamentarier, Journalisten strömen wieder aus allen Gauen nach Deutschlands politischem Mittelpunkt. Am 2. Mai nehmen die Parlamente wieder das Wort, und die Presse geht ihrer kurzen Selbständigkeit für lange Zeit verlustig. Wieder treten die Äußerungen der Nicht-Zünftigen hinter denen der Zünftigen zurück, wieder schiebt sich die innere Politik in den Vordergrund, während die auswärtige sich auf die Nachrichtenvermittlung beschränken muß. Damit werden denn wohl auch die Angriffe gegen Herrn v. Kiderlen verstummen, die hier und da mangels anderen Stoffes in der Presse erschienen. So ist's immer gewesen und wird es immer bleiben, solange Parlamente, Ferien und Tageszeitungen bestehen. Leider! Denn im alltäglichen Kampf, in dem jeder Schritt voran heiß erstritten werden muß, verwischen sich leicht die großen Richtlinien, die den politischen Streit leiten sollten. Mancher Hieb und Stich muß in der entgegengesetzten Richtung der Lage des allgemeinen Zieles geführt werden; mancher Bundesgenosse im Großen muß sich Püffe und Stoße aus kleinlichen Gründen gefallen lassen. Der Freund will zunächst einmal selbst zur Geltung kommen. Man denke an enge Quartiere in Feindesland mit ihrem Durcheinander und man wird verstehen, warum auch politische Freunde einander in den Haaren liegen können. Der Kampf um die politischen Kochlöcher und Tränkstellen braucht nicht allzu tragisch genommen zu werden, solange eine gemeinsame Aufgabe, ein großes Ziel vorhanden sind. Anders ist es, wenn diese Ziele fehlen oder doch zu fehlen scheinen.

Bei unseren monarchischen, durch die Parlamente nur wenig beeinflußten Regierungsgebräuchen sind wir gewohnt, die Losung vom Leiter der Reichsregierung zu erhalten. Darum spielt auch die Persönlichkeit dieses Leiters in Deutschland-Preußen eine weit größere Rolle als in rein parlamentarisch regierten Ländern.

Der derzeitige Leiter der deutschen Politik hat den guten Willen gezeigt, die Parlamente vor solche Aufgaben zu stellen, daß die Parteien zusammenwirken könnten. Mit der Fürsorge für die schulentlassene Jugend hat er auch in Preußen einen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Wie erinnerlich, ist dem preußischen Kultusminister eine Million Mark zur Verfügung gestellt, um den dringendsten Ansprüchen in dieser Beziehung gerecht werden zu können. Unter anderem soll auch die Kenntnis des Staates und seiner Aufgaben, sowie der Pflichten und Rechte der Staatsbürger in der heranwachsenden Jugend verbreitet werden. Doch was bedeutet selbst eine so große Summe Geldes, was die aufopferndste Tätigkeit national gesinnter Männer, wenn die Regierungspolitik unstätig von einem Extrem ins andere fällt, wenn der Regierungsleiter sich von erst kürzlich mit großem Aufwand von Autorität verbreiteten Auffassungen abwendet und die eben bekämpften Anschauungen als höchste Regierungsweisheit und staatsbürgerliche Pflicht hinstellt.

Das Gefährlichste in dieser Beziehung liegt in dem schnellen Verlassen der Grundlagen, die die Fürsten Bismarck und Bülow für die nationale Politik im Innern aufgerichtet und ausgebaut hatten. Erinnert sei an die verschiedenartige Bewertung des Ultramontanismus durch den Fürsten Bülow und durch Herrn v. Bethmann Hollweg. Es sei hingewiesen auf die vollständig veränderte Haltung der maßgebenden Kreise in der Polenfrage. Es ist kaum übertrieben, wenn angenommen wird, keine sozialistische Agitation habe so viel Verwirrung in die Massen der Gebildeten getragen, wie die neuerliche Wendung in der Bewertung unserer nationalen und staatlichen Gegner. Das darf nicht außer acht gelassen werden, wenn man sich über die geringen Fortschritte wundert, die alle Versuche, staatsbürgerliche Bildung zu verbreiten, machen. Auch hier gilt das Wort: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein es fehlt der Glaube." Wie kann man Vertrauen und Achtung vor dem Staate in die Herzen der Jugend pflanzen, wenn die Staatsregierung in ganz kurzen Zwischenräumen grundlegende Auffassungen unvermittelt und ohne einleuchtenden Grund oder sichtbaren äußeren Zwang ändert. Die jungen Männer, die unter der Ära Bülow als Schüler von ihren Vätern und Lehrern lernten, die Polenfrage als eine nationale Gefahr zu betrachten, werden nun als Studenten oder Gewerbetreibende darüber aufgeklärt, daß das, was ihnen bis vor zwei Jahren gelehrt wurde, falsch, irreführend, übertrieben usw. gewesen. Man versetze sich in die Lage der vielen tausend jungen Männer, die so „vorbereitet" bei den bevorstehenden Reichstagswahlen zum erstenmal ihre Stimme abgeben sollen. Die zarteren Naturen und solche, die die Pflichten gegen sich selbst und ihr Fortkommen schon von ihrer praktischen Seite aus verstanden haben, werden angeekelt der Politik überhaupt den Rücken kehren. Die einen werden Politik für Hokuspokus, die anderen für ein Mittel zur Durchsetzung egoistischer Ziele erklären; die Staatsmänner werden ihren Augen nur als Werkzeuge in der Hand der gerade Mächtigen erscheinen, nicht als berufene Führer, und kein noch so gutes Handbuch über Pflichten des Staatsbürgers wird solche Ansicht ändern. Wohl aber werden alle Schreier, die nur zu sagen brauchen, daß sie ein Heilmittel haben, Zulauf finden. Herr v. Bethmann hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen, als er Nachfolger des Fürsten Bülow wurde. Die Geschichte wird es ihm dereinst nachweisen, wieviel er durch seine Politik an staatsbürgerlichem Sinn in der Nation zerstörte zu einer Zeit, wo er die Fürsorge für die schulentlassene Jugend als eine der wichtigsten Aufgaben anerkannte.

Die elsaß-lothringische Verfassungsfrage ist bekanntlich vor Ostern in die Sackgasse geraten infolge der ablehnenden Haltung des Zentrums gegen die von der Regierung vorgeschlagene Wahlkreiseinteilung. Nachdem die Regierung ursprünglich die nationalen Wünsche bei dieser Einteilung weitgehend berücksichtigt hatte, hat es nun den Anschein, als wolle sie ihren ursprünglichen Standpunkt kurzerhand aufgeben und ohne weiteres die Forderungen des Zentrums zu den ihren machen. Solange die Regierung den nationalen Standpunkt verteidigte, hatte sie auch die Unterstützung von solchen Politikern, die aus vielen unseren Lesern bekannten Gründen der Neuregelung der Verhältnisse in den Reichslanden zu gegenwärtiger Zeit mit Unbehagen gegenüberstanden. Das Unbehagen muß sich naturgemäß in Gegnerschaft verwandeln, wenn die nationalen Forderungen unberücksichtigt bleiben sollen, d. h. wenn die Verfassungsreform keinen anderen

praktischen Zweck erreichen soll, als die Macht des elsaß-lothringischen Zentrums noch mehr zu vergrößern. Im Leitartikel des Heftes 16 der Grenzboten ist an der Hand der Tatsachen gezeigt worden, wie das Zentrum in den Reichslanden aussieht. Aus den Darlegungen geht klar hervor, daß selbst Freunde eines Zusammengehens mit dem preußischen Zentrum jedes Zusammenwirken mit dem reichsländischen von der Hand weisen müssen, weil ihm auch nicht ein Fünkchen dessen innewohnt, was unsere konservativen Parteien glauben beim preußischen Zentrum entdeckt zu haben. „Der Name Zentrum", so endigt der erwähnte Aufsatz, „hat heute im elsaß-lothringischen Klerikalismus gesiegt, nicht aber das Programm des Zentrums..." Bei dieser Lage der Dinge darf sich der Herr Reichskanzler auf einen harten Kampf im Reichstage gefaßt machen; bleibt er bei den Forderungen des Zentrums stehen, dann dürfte auch bei den liberalen Parteien der letzte Rest des Interesses an der reichsländischen Verfassungsreform zu dieser Zeit verloren gehen.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so würde auch das preußische Zentrum gegen die Zurücknahme der elsaß-lothringischen Gesetzentwürfe keine größeren Bedenken erheben.

Am Mittwoch meldete die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die königliche Staatsregierung habe gegen die Überführung der irdischen Überreste des ehemaligen Erzbischofs von Posen und Gnesen Ledochowski von Rom nach Posen und deren Beisetzung im dortigen Dom nichts einzuwenden. Die Vorbereitungen zu dieser Erlaubnis sind sehr vorsichtig betrieben worden, so daß die Ostmarkenpolitiker erst in letzter Stunde und nachdem es für die preußische Regierung ein Zurück nicht mehr gab, von dem Entschluß Kunde erhielten. Wie nicht anders zu erwarten, hat die Nachricht Kopfschütteln und Entrüstung bei allen denen hervorgerufen, die auch nur einen leisen Schimmer davon haben, welche Bedeutung der Vorgang für das polnische Problem hat. Was sich gegen die Genehmigung sagen läßt, erscheint mir am trefflichsten zusammengestellt in dem Leitartikel der Hamburger Nachrichten vom 28. April (Nr. 197). Er schließt mit den Worten: „Mag sein, daß es zu schwarz gesehen ist, von einem neuen Bußgang des Staates zu sprechen, wenn er den einstigen Bannerträger des Widerstandes gegen ihn als Erzbischof trotz alledem im Dom zu Posen beizusetzen gestattet, aber in einer Ära solcher Enzykliken und Maßnahmen, wie sie von Pius dem Zehnten unter Mißachtung staatlicher Rechte und wichtigster nationaler Interessen ausgegangen sind, hätte man alles andere eher erwarten können als eine Ehrung gerade des Kardinals Grafen Ledochowski."

Nun aber gibt es doch noch einen Gesichtspunkt, der den gewiß schwerwiegenden Entschluß der Regierung verständlich erscheinen läßt, ja unter bestimmten Voraussetzungen sogar als zweckmäßig erscheinen lassen könnte. Es wird uns zugegeben werden, daß die Ablehnung des Gesuches, die Leiche des „Primas von Polen" in Posen beizusetzen, gerade das bewirken würde, was wir zu verhindern streben. Es würde um den Namen des polnischen Grafen noch einmal die Glorie des Märtyrertums gewunden werden. Die polnische Presse würde Veranlassung nehmen, die preußische Regierung der Unduldsamkeit in Glaubenssachen anzuklagen, und die polnischen Vereine würden in Scharen nach Gnesen pilgern, um dort demonstrativ für den Primas und für Polen zu beten. Unseren deutschen Katholiken am Rhein und in Bayern würde die Ablehnung der Regierung unverständlich sein,

und die Zentrumsagitatoren hätten den Schein der Berechtigung, mit den Polen in dasselbe Horn zu stoßen. Das darf nicht unbeachtet bleiben, wenn man den Entschluß der Regierung sachlich würdigen will. Eine solche Überlegung führt uns aber auch auf den richtigen Weg zur Erkenntnis, wie und warum die Frage gerade in diesem Augenblick auftauchen konnte. Es handelt sich um eine raffinierte Erpresserpolitik der Ultramontanen gegen den Kanzler. Es gilt, den Kanzler ganz fest in die Gewalt des Zentrums zu bringen, indem das gegen seine Politik bestehende Mißtrauen bei den Nationalen verstärkt wird. Nun bleibt dem Kanzler nichts anderes zu tun, als sich dauernd an das Zentrum anzulehnen. Nur eins könnte den Kanzler retten, und das ist es, warum ich glaube, die Genehmigung der Regierung billigen zu können: Nachdem die Regierung sich so außerordentlich duldsam in einer das religiöse Empfinden berührenden Frage erwiesen hat, kann sie doppelt energisch in nationalen und wirtschaftlichen Fragen durchgreifen. Will die Regierung verstanden sein und legt sie Wert auf das Vertrauen der nationalen Kreise, dann ist sie heute um ihrer selbst willen gezwungen, die Ostmarkenpolitik wieder aufzunehmen, wie sie Bismarck und Bülow zum Heile des gesamten Deutschtums betrieben hatten. Herr v. Bethmann hat heute gegenüber dem Zentrum den großen Trumpf in der Hand, daß er durch die Tat bewies, wie gern er bereit ist, das religiöse Empfinden zu achten. Möge er ihn ausspielen.

Am 26. v. M. hat die Ansiedlungskommission ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Was sie geleistet hat in diesem Vierteljahrhundert, ist in Heft 17 der Grenzboten dargestellt. Nun gilt es weiter arbeiten. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß die angewendeten Mittel allein zum Ziele nicht führen können. Zwei Mittel sind noch nicht erprobt: die folgerichtige Enteignung des polnischen Großgrundbesitzes und die administrative Aufteilung des ehemaligen Herzogtums Posen. Für die Anwendung des ersten Mittels tritt der Ostmarkenverein mit dankenswerter Energie ein; die Aufteilung Posens ist der Gegenstand einer lehrreichen Betrachtung im Türmer (Heft 8 S. 201). Die Vorschläge des Türmers gipfeln in folgendem:

Die Provinz Westpreußen umfaßt bisher die beiden Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder, 25 520 qkm und 1 650 000 Einwohner, davon sind $1^1/_3$ Millionen Deutsche und 370 000 Polen. Mit dem Regierungsbezirk Bromberg würden noch 11 500 qkm mit 710 000 Einwohnern hinzukommen, davon 355 000 Deutsche und 365 000 Polen — das Deutschtum hätte also in der neuen Provinz Westpreußen mit 1 688 000 Seelen immer noch eine starke Mehrheit gegen 735 000 Polen. In der Provinz Oberschlesien, also den Regierungsbezirken Oppeln und Breslau, würde ebenfalls das Deutschtum mit $2^1/_2$ Millionen gegenüber $1^1/_4$ Millionen Polen sein Übergewicht behalten. Die neue Provinz Niederschlesien würde im Regierungsbezirk Liegnitz mit 1 100 000 und einigen tausend Polen ihre sturmfreie Stellung behaupten. Der neu hinzukommende, überwiegend polnische Bezirk Lissa mit 125 000 Deutschen und 350 000 Polen würde viel stärker von deutschen Einflüssen durchzogen werden, als dies bei seiner jetzigen Zugehörigkeit zu Provinz und Regierungsbezirk Posen möglich ist. Endlich der Regierungsbezirk Posen selbst nach der Ablösung etwa der Kreise Adelnau, Schildberg, Kempen, Ostrowo, Krotoschin, Pleschen, Koschmin, Gostyn, Rawitsch, Lissa, Fraustadt und Jarotschin um 6200 qkm und 480 000 Einwohner, wovon 360 000 Polen und 120 000 Deutsche, verkleinert auf 11 300 qkm und 800 000 Einwohner, würde durch Verknüpfung mit dem Regierungsbezirk Frankfurt a. O. als Neumark dem Deutschtum völlig eingegliedert. Dieser Bezirk hat auf 19 200 qkm 1 200 000 Einwohner, fast nur Deutsche, neben denen das ver-

kleinerte Posen mit 280 000 Deutschen und 500 000 Polen politisch harmlos erscheinen müßte. Die Zahlen mögen im einzelnen zu verschieden sein — ein neuer Regierungsbezirk Lissa ließe sich ja auf verschiedene Weise abgrenzen —, im ganzen und großen beruhen sie auf den Grundlagen der Zählung von 1905 (Preuß. Statistik Bd. 206 Teil I).

Ich halte den Vorschlag, der übrigens schon früher aufgetaucht ist, für sehr beachtenswert. Wie bekannt, streben die Polen auf allen Gebieten nach Zusammenschluß und Absonderung von den deutschen. Das würde ihnen erschwert, sobald sie gezwungen wären, nicht mit einem Verwaltungszentrum, sondern mit mindestens vieren zu rechnen. Besonders wohltuend müßte eine Auflösung Posens auf die Bedeutung der polnischen Großgrundbesitzer wirken, die alsdann verschiedenen ständischen und wirtschaftlichen Korporationen beitreten müßten und gezwungen würden, in ihnen mit deutschen Mehrheiten zu rechnen. Die Frage erscheint gerade in der Gegenwart erörterungsfähig, weil ja überhaupt die Reform der preußischen Verwaltung auf der Tagesordnung steht und weil auch im Westen des Staates Preußen an die Bildung einer neuen rein industriellen Provinz gedacht wird. Hier würde das divide et impera einmal zu glänzenden Ergebnissen führen. G. Cl.

Bank und Geld

Die Wiener Börse — Spekulation in Skoda-Aktien — Rentabilität der Industriewerte — Lage des Geldmarktes — Hoffnungen der Industrie — Elektrisierung der Bahnen — Eisenbahnvorlage und Staatsanleihen — Das Projekt der Gummivalorisation

Die Wiener Börse macht wieder einmal von sich reden und zieht die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich. Allzu oft geschieht dies nicht mehr. Die Tage sind längst vorüber, in denen der Wiener Platz tonangebend für die Tendenz der gesamten Welt war. Die Gegenwart erinnert sich dessen kaum noch, daß es eine Zeit gab, wo die Haltung der großen Börsen durch die Meinung eines Direktors der Kreditanstalt oder eines Rothschild genau ebenso beeinflußt wurde wie jetzt durch das Gebaren eines Hary oder Morgan in New York. Damals war die Kredit-Aktie das beliebteste Spielpapier der Welt, über dessen Kursstand jedermann, vom Minister bis zum Laufburschen, orientiert war. Der Semestral- oder der Jahresabschluß der Kreditanstalt war ein wirtschaftliches Ereignis, dem man mit Spannung und Sensation entgegensah; er galt geradezu als ein Barometer des Wirtschaftslebens. Neben der Kredit-Aktie standen als Spekulationspapiere von kaum geringerer Bedeutung die verschiedenen österreichischen Eisenbahnaktien, insbesondere die der Staatsbahn und der Südbahn, an der Börse als „Franzosen" und „Lombarden" bezeichnet, alles internationale Papiere, die ebensowohl in Paris, in Frankfurt a. M. oder Berlin einen großen und ausgedehnten Markt besaßen wie in Wien. Welch' ein Wandel der Zeiten! Heute ist die Wiener Börse in ihrer Bedeutung so gesunken, daß sie neben den großen Märkten London, Paris, Berlin und New York nicht mehr in Betracht kommt. Sie führt gleichsam ein Sonderdasein, und der Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens wird von ihr nicht mehr beeinflußt. Nur wenn außergewöhnliche Ereignisse eintreten, richten sich wohl die Blicke wieder nach Wien, aber auch dann nur mit der Miene des an sich uninteressierten Zuschauers. So wurde man in vergangener Woche auf die Ausschreitungen der Spekulation an der Wiener Börse aufmerksam, welche in

der Kursbewegung der Skoda-Aktien ihren Ausdruck fanden. Innerhalb weniger Wochen ist dieses Papier um mehr als 100 Prozent im Kurse hinaufgetrieben worden, um dann an einem Tage um 50 Prozent zu stürzen. Die Skodawerte sind bekanntlich eine Gründung der Kreditanstalt; sie haben sich anfänglich nur als ein Sorgenkind erwiesen, da die Bank auf die ertraglosen Aktien nicht weniger als 3 Millionen Kronen abzuschreiben hatte. Nach einer Sanierung sind dann die Aktien 1907 zum Kurse von 135 Prozent zur Subskription gebracht worden; doch befindet sich nur der geringere Teil im Verkehr, da der Vorbesitzer und Generaldirektor Ritter v. Skoda und die Kreditanstalt weit mehr als die Hälfte des Aktienkapitals besitzen. Die mit Beginn dieses Jahres einsetzende Kurssteigerung, die den Preis bis auf 418 Prozent trieb, stützte sich ursprünglich nur auf die Tatsache, daß den Skoda-Werken die artilleristische Ausrüstung der österreichischen Dreadnoughts übertragen worden ist — ein Auftrag im Betrage von etwa 50 Millionen Kronen. Die entstehende Preisbewegung hat sich dann die Spekulation zunutze gemacht, nicht ohne die lächerlichsten Gerüchte zur Begründung der immer weiter fortgesetzten Kurstreiberei in die Welt zu setzen. Den Schaden hat wie gewöhnlich das Publikum, das durch die Börsenkontore zu diesem gefährlichen Spiel verlockt wurde. Nach dem ersten Kurssturz hat sich zwar der Kurs bisher annähernd gehalten; wenn man aber den gegenwärtigen Kursstand, wie dies seitens der Börse geschieht, für einen angemessenen erklärt, obwohl er dem Besitzer nur eine Rente von $4^1/_2$ Prozent läßt, so liegt gerade in dieser Auffassung das bedenkliche Moment. Die Rentabilität der Industrieaktien ist infolge der hohen Kurse viel zu gering; es ist ein Widersinn, von letzteren nur das Erträgnis guter Staatspapiere zu beanspruchen. Und hier ist der Punkt, wo sich die augenblicklichen Verhältnisse der Wiener Börse mit unseren einheimischen berühren. Auch bei uns wird in dieser Beziehung stark gesündigt. Ich habe früher bereits darauf hingewiesen, daß die Kurse der Industrieeffekten an der Berliner Börse das erlaubte und berechtigte Maß zum Teil weit überschritten haben. Hierin liegt eine große Gefahr, eine doppelt große, wenn die Lage des Geldmarktes zu Bedenken Anlaß gibt. Dieser Fall liegt vor, trotz der nicht übermäßig hohen Sätze am offenen Markte.

Die Äußerungen des Reichsbankpräsidenten in der letzten Sitzung des Bankenausschusses lassen keinen Zweifel darüber, daß er die allgemeine Situation mit Besorgnis betrachtet. Er hat darauf hingewiesen, daß die Reichsbank durch die Banken an den Quartalsenden in einer außerordentlichen Weise in Anspruch genommen werde, die sich sprunghaft steigere, obwohl die allgemeine wirtschaftliche Lage eine durchaus normale sei und sich nicht als eine Hochkonjunktur bezeichnen lasse. In der Tat ist dieses starke Kreditbedürfnis der Banken eine auffallende Erscheinung, auffallend besonders deshalb, weil der Zuwachs an fremden Geldern bei den Berliner Großbanken ein so beträchtlicher ist (im letzten Jahre allein etwa $^3/_4$ Milliarden Mark). Es müssen also die Banken ihre Mittel in noch stärkerem Maße zu vermehrter Kreditgewährung verwenden. Und dies geschieht tatsächlich. Es ist die Industrie, welche die Mittel in Anspruch nimmt, und zwar insbesondere die schwere Industrie: Kohle, Eisen, Kali und Elektrotechnik. Man rechnet auf seiten der Industriellen nicht minder wie auf seiten der Banken mit einem im Entstehen begriffenen Aufschwung der Konjunktur. Nicht

nur diese Zuversicht, sondern noch mehr die bevorstehenden Kämpfe um die Betätigungsziffern in den Syndikaten veranlassen die Industrie zur Erweiterung ihrer Unternehmungen und zur Vermehrung der Erzeugung. Der Inlandsbedarf hält freilich mit der letzteren schon jetzt keineswegs gleichen Schritt, wie die schwierigen Absatzverhältnisse einzelner Industriezweige (beispielsweise der Gußröhrenfabrikation) klar erkennen lassen. Einstweilen hilft man sich durch starke Steigerung der Ausfuhr und vertraut im übrigen auf die Entwicklung der Zukunft. Dieses Expansionsbedürfnis der Industrie, welches an die Banken so bedeutende Ansprüche stellt, ist sonach eine Erscheinung, die man nur mit Besorgnis zu betrachten vermag. Übermäßige Ausdehnung ohne Rücksicht auf den vorhandenen Absatz war noch stets der Vorbote des kommenden Umschwungs. Einstweilen geht freilich die Kurve noch mit Entschiedenheit nach oben. Und wenn irgendein Industriezweig mit besonderer Zuversicht auf die günstige wirtschaftliche Entwicklung der nächsten Zukunft rechnen darf, so ist die Elektrotechnik dazu vornehmlich befugt. Syndikatssorgen bedrängen sie nicht; die drei großen Konzerne beherrschen den Markt in beinahe monopolistischer Weise, und das Arbeitsfeld ist fast unbegrenzt. Eine Riesenaufgabe steht insbesondere bevor: die Einführung des elektrischen Betriebes auf den Eisenbahnen. Technisch ist diese Frage bekanntlich schon seit mehreren Jahren durch die Versuchsfahrten auf der Strecke Marienfelde—Zossen gelöst. Wenn der Staat trotzdem an die Elektrisierung der Bahnen nur zögernd herangeht, so sind dafür neben militärischen Rücksichten (Sicherstellung der Betriebsfähigkeit auch im Kriegsfall) hauptsächlich die außerordentlichen Kosten entscheidend, die nur eine allmähliche Durchführung einer so umwälzenden Neuerung gestatten. Auf der anderen Seite aber stehen betriebstechnische Bedenken einem Nebeneinanderbestehen beider Betriebsformen entgegen. Gleichwohl beginnt man nach und nach mit der Einrichtung des elektrischen Betriebes auf dazu geeigneten Strecken. Die dem Abgeordnetenhaus zugegangene Eisenbahnvorlage fordert Mittel für die Elektrisierung der Strecken Bitterfeld—Leipzig und Halle—Magdeburg. Die nächste Aufgabe dürfte die Einrichtung des elektrischen Betriebes auf der Berliner Stadtbahn sein, wenn anders es richtig ist, daß die höchste Stelle sich wegen der Gefährdung der Museumsschätze durch den Rauch für die unverweilte Durchführung der Maßnahme ausgesprochen hat. Auch der bayerische Staat geht in gleicher Weise voran. Schon im nächsten Jahre wird er zwei Strecken mit hauptbahnmäßigem Betriebe, Salzburg—Reichenhall und die neue Bahn Garmisch—Innsbruck, sowie zwei Nebenbahnen mit elektrischer Kraft versorgt haben.

Die erwähnte Eisenbahnvorlage fordert im ganzen Kredite in Höhe von 263 Millionen Mark für Herstellung weiterer Gleise, Bau neuer Eisenbahnlinien und Beschaffung von rollendem Betriebsmaterial. Diese umfangreichen Staatsaufträge kommen der Industrie natürlich sehr gelegen, weniger dagegen dem Anlagemarkt, der für eine so bedeutende Summe sich augenblicklich schlecht aufnahmefähig erweisen würde. Indessen beabsichtigt auch der Finanzminister nicht, mit dieser Summe an den Anleihemarkt zu appellieren. Das Gesetz soll erst im nächsten Jahre in Kraft treten und der einstweilige Bedarf durch Schatzscheine gedeckt werden. Der Markt soll sich also der versprochenen Schonzeit voll erfreuen.

Das berüchtigte Experiment der Kaffeevalorisation, das der brasilianische Staat Sao Paolo vor einigen Jahren — von seinem Standpunkt aus mit ungeahntem Erfolg — unternommen hat, soll ein Gegenstück in einer Valorisation des Rohgummis erhalten. Der Gummimarkt befindet sich in einer schwierigen Lage; die Reaktion auf die spekulativen Ausschreitungen des vorigen Jahres hat den Preis von 12½ sh auf 5 sh geworfen. Die Preissteigerung des Vorjahres hat zur Gründung zahlreicher Pflanzergesellschaften namentlich in Ceylon, Java, Mexiko geführt. Hauptproduktionsländer bleiben aber einstweilen, da die Neupflanzungen eine mehrjährige Entwicklung brauchen, um ertragsfähig zu werden, die beiden brasilianischen Staaten Amazonas und Para. Kein Wunder, wenn diese auf den Gedanken kommen, zur Unterstützung der bedrängten Gummiproduzenten denselben Weg einzuschlagen, den Sao Paolo behufs Hebung des Kaffeepreises beschritten hat, nämlich den des Aufkaufs und der Einsperrung der Vorräte. Das Beispiel erscheint verlockend genug. Nicht nur daß sich das europäische Kapital mit einer Anleihe von 15 Millionen Lstl. bereitwillig zur Verfügung stellte — auch der Erfolg war überraschend. Ist doch der Kaffeepreis von 27 Pf. bis auf zirka 52 Pf. gestiegen und der Kaffeemarkt so vollständig unter die Kontrolle des hauptsächlichsten Produktionslandes geraten, daß letzteres nicht einmal daran denkt, die bei der Aufnahme der Valorisationsanleihe vorgesehene allmähliche Abstoßung der Bestände ernsthaft durchzuführen. Der Staat fühlt sich so sicher in der Beherrschung des Marktes, den er außerdem durch eine umfangreiche Terminspekulation „manipuliert", daß er seine Bestände

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

unter den Höchstkursen nicht abgibt, sondern, wie sich bei der kürzlich an den verschiedenen Hauptkaffeeplätzen veranstalteten Auktion gezeigt hat, selbst zurückkauft, um ein Zurückweichen der Preise zu verhindern. Warum sollte also ein dem Standpunkt des Produktionslandes — gleich günstiges Ergebnis nicht auch dem Versuch einer Beherrschung des Gummimarktes beschieden sein? Den Anfang hat man bereits gemacht. Ein Syndikat hat mit Unterstützung des Banco de Brasil große Vorräte aufgespeichert. Aber die Einwirkung auf den Markt ist ausgeblieben. Im Gegenteil, nach einer kurzen Erholung ist der Preis aufs neue heftig zurückgewichen. Natürlich; denn solange die Mittel zur Durchführung einer solchen gewagten Spekulation nicht absolut ausreichend und sichergestellt sind, wie durch Aufnahme einer großen dauernden Anleihe, rechnet der Markt mit dem Zusammenbruch des Corners. Ob aber den beteiligten Staaten die Aufnahme einer Kolonisationsanleihe möglich sein wird? Die Situation liegt erheblich ungünstiger wie im Falle Sao Paolos. Die Konkurrenz neuer Produktionsstätten stellt den Erfolg eines Valorisationsversuches von vornherein in Frage. Es wird daher nicht leicht sein, Geldgeber zu finden, die ein solches Risiko kaufen wollen. Und der Mißbrauch, den Sao Paolo durch eine fast wucherische Verteuerung des Preises getrieben hat, dürfte die Abneigung des europäischen Kapitals, sich auf ein solches Experiment noch einmal einzulassen, nur vermehren. Zum mindesten aber darf man hoffen, daß die deutsche Bankwelt diesem Projekt fernbleiben und unsern Markt, wenn ihm schon die Kaffeevalorisationsanleihe nicht erspart werden konnte, mit der Gummianleihe verschonen wird.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 und 1/2 4—1/2 6 Uhr. — Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

433. **Pfarrer**, 15.10. (2600 M.), Sachsen.
441. **Prediger**, Westpr., bald (2450 M.).
442. **Pfarrer**, Sachsen, bald.
443. **Hilfsprediger**, (3000 M.), Rheinld.
444. **Pfarrer**, 1. 10., Oderbruch.
445. **Pfarrer** (Grdg. Kl. I), Sachsen.
446. **Zweiter Bürgermeister** (4500 M.), bald, Sachsen.
447. **Bürgermeister** (3600 M.), bald, Schlesien.
451. **Pfarrer**, 1. 7., Schlesien.
452. **Tierarzt** (3000 M.), bald, Leipzig.

B. Für Damen.

394. **Erzieherin**, ev., jg., mus., gepr., 1. 6., Sachsen.
448. **Erzieherin** (mus.), 25—40 Jahr, f. 2 Mädchen, 15 u. 16 J., Rußland.
449. **Erzieherin**, 1. resp. 15. 8., Mecklbg.
450. **Erzieherin**, gepr., mus. (im Ausland gew.), 1. 8.

Stellengesuche.

Die ersten 3 Zeilen kosten 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Leutnant a. D. mit tadelloser Vergangenheit sucht Stellung als **Erzieher** bezw. **Leiter** einer Erziehungsanstalt. Entsprechende Vorbildung vorhanden. Offerten unter T. H. 639 an die Grenzboten, Berlin SW. 11.

Wir machen unsre Leser auf den der heutigen Nummer beigefügten Prospekt der Firma **J. C. B. Mohr** (Paul Siebeck) in Tübingen betr. Logos aufmerksam.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Das Verhältnis von Staat und Kirche in Portugal

Von Landgerichtsrat Privatdozent Dr. J. K. J. Friedrich-Gießen

Die „Trennung von Staat und Kirche" in Portugal, die schon vor der Absetzung des Königs mit Macht einzusetzen schien, ist in ein ruhigeres Fahrwasser geraten. Man sucht die öffentliche Meinung mit öffentlichen Vorträgen zu gewinnen. Ob dies der richtige Weg ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls beweist er, daß ein elementares Bedürfnis, den Staat von der Kirche zu befreien, noch nicht oder nicht mehr besteht. In letzterer Hinsicht ist auf den Nationalcharakter der Portugiesen zu verweisen, der die anfängliche, scheinbar alle Widerstände überwindende Energie zur Vollführung einer großen Sache leicht erlahmen läßt. Darin ähnelt der Portugiese dem Spanier einigermaßen, wie denn beide Völker bis zum Ende des elften Jahrhunderts als iberische Kelten (oder germanische Sueven?) ein einheitliches Staatengebilde darstellten. Erst jener Heinrich von Burgund, der Schwiegersohn Alfons des Sechsten von Kastilien, der erste „Graf von Portugal", und sein Sohn Alfons der Erste (1112 bis 1184), der sich nach seinem Siege über die Mauren (1139) „König von Portugal" nannte, haben dem Lande um die Mündung des Duero mit seiner Hafenstadt Oporto staatsrechtliche Selbständigkeit gegeben. Es verlohnt sich angesichts der staats- und kirchenpolitischen Krise, durch die Portugal zurzeit geht, schon, seine staatskirchliche Vergangenheit und Gegenwart kurz zu beleuchten.

Das Verhältnis von Staat und Kirche in Portugal bis heute ist charakterisiert durch die Worte: kirchenfreundliche Stimmung der Bevölkerung, infolgedessen Abhängigkeit von Rom und Kampf gegen diese Abhängigkeit. In dieser Richtung schuf schon die erste weltlich-kirchliche Ständeversammlung von 1143, in welcher Alfons als ein von Kastilien unabhängiger Machthaber anerkannt wurde, die

Prognose. Die geistlichen Großen stellten ihre Bedingungen, ebenso der Papst (Lucius der Zweite), der zunächst den Titel „König" nicht bestätigte, bis die Zugeständnisse auch ihm (Alexander dem Dritten) genügten. Der hundertjährige Kampf zwischen Staat und Klerus, der schon unter Alfons' Nachfolger, Sancho dem Ersten (1185 bis 1211), begann, zeitigte die Exkommunikation Alfons des Zweiten (1211 bis 1223), die Absetzung Sanchos des Zweiten (1223 bis 1245) durch den Papst Innocenz den Vierten (1244) — auch gegen den übermäßigen Grunderwerb der Kirche kämpfte der Staat vergebens an — und endete mit der Gründung der Universität Lissabon (1290, 1308 nach Coimbra verlegt). Die Bekämpfung des gemeinsamen äußeren Feindes, der Mauren, deren Besiegung sie getrennt hatte, führte die inneren Feinde wieder zusammen. Während des Schismas stand daher Portugal auf seiten des „römischen" Papstes Bonifaz des Vierten. Den geographischen Entdeckungen in Afrika, Amerika und Ostindien um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts und der staatspolitischen Machterweiterung entsprachen außer dem staatlichen „Plazet" für päpstliche Erlasse keine kirchenpolitischen Erfolge. Die Reichtümer, die Portugal durch seine koloniale und handelspolitische Ausdehnung gewann, flossen zum großen Teil der Kirche zu, die sich trotzdem weigerte, den Staat in äußeren Kämpfen wirtschaftlich zu unterstützen; herrschte doch im zweiten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts der fromme König Joao der Dritte, der die Mission in den portugiesischen Kolonien besser zu fördern verstand als das Prestige der Krone gegenüber der Kirche, die Jesuiten begünstigte und der Einführung der Inquisition nicht widersprach.

Auf das den Handel und die Kolonialmacht Portugals schwächende Interregnum unter Philipp dem Zweiten folgten Johann von Braganza (Joao der Vierte, 1640 bis 1662) und seine Söhne, die den Staat nach innen und außen zu restaurieren bestrebt waren, freilich um die beschämende koloniale Abhängigkeit von England (Methuen-Vertrag von 1703) vorzubereiten. Dafür errang König Joao der Fünfte (1706 bis 1750) auf allen geistigen Gebieten um so größere Erfolge. Die Geschichtsakademie wurde 1720 gegründet, Kunst- und Dichtwerke und Gesetze wurden gesammelt, eine Landesvermessung vorgenommen. Freilich ließ sich Rom nicht entgehen, bei dieser „sanfteren Weise" mitzuspielen. Das Land mußte die Herrschaft der Jesuiten tragen. Die Bevölkerung bestand schließlich fast zu einem Zehntel aus Geistlichen (einschließlich Mönchen und Nonnen). Die portugiesische Kirche kam in den Besitz ungeheurer Reichtümer. Der fromme König, der das glanzvolle Patriarchat von Lissabon errichtet hat, wurde von Papst Benedikt dem Vierzehnten im Jahre 1748 mit dem Ehrentitel eines „Rex fidelissimus" begnadet. Der letzte Träger dieses Titels harrt heute in England im Exil der Fürsprache Pius des Zehnten zu seiner Wiedereinsetzung.

Wie in der französischen, so sucht man auch in der portugiesischen Geschichte unwillkürlich nach Antezedentien, wenn man sich die Entstehung der heutigen kirchenpolitischen Lage erklären will. Einen Ausgangspunkt bildet für Portugal

vielleicht die Herrschaft Marquis Pombals, der unter dem schwachen König Joseph Emanuel (1750 bis 1777) die Grundsätze der Aufklärungsperiode — jedoch mit wenig Glück und Geschick — zu vertreten unternahm. Seine antiklerikale Politik hatte, wenn man von der Säkularisierung eines Teils des Kirchengutes absieht, einen einzigen greifbaren Erfolg, die Vertreibung der Jesuiten 1759. Im übrigen mußten sich Staat und Kirche in gleicher Weise in den nächsten Jahrzehnten (unter Maria der Ersten wuchs der geistliche Einfluß wieder) von seinen unverständigen Maßnahmen erholen, ehe eine klare Auseinandersetzung zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht erfolgen konnte. Zunächst war auch die politische Lage hierzu nicht geeignet. Die Englandsfreundschaft mußte Portugal 1807 mit der Flucht der königlichen Familie bezahlen. Vernichtete auch die Konvention von Cintra (1808) den französischen Einfluß in Portugal und stellte den englischen wieder her, so schuf doch erst der Friede zu Paris (1814) gesicherte Zustände im Äußeren. Im Inneren bedurfte es der Revolution von 1820, um die gärenden neuen Ideen zu klären. (Der Jesuitenorden wurde 1814 trotz Portugals Protest wiederhergestellt.) Der noch immer in Brasilien residierende König (der kirchenfeindliche Joao der Sechste, 1816 bis 1826) konnte erst in die Heimat zurückkehren, nachdem er die neue Verfassung beschworen hatte, die ein stark demokratisierendes Moment in die Ständeorganisation (Cortes) brachte. Die Verfassungsbewegung, die in der Urkunde vom 23. September 1822 endgültig formuliert zu sein schien, führte in ihrem weiteren Verlaufe zur Unabhängigkeit Brasiliens, dessen erster Kaiser Dom Pedro nach dem Tode Joaos des Sechsten den portugiesischen Thron beanspruchte und dem Land eine Verfassung aufzwang (29. April 1826), wie dies den damaligen Staatsgrundsätzen entsprach. Die Cortes erkannten nicht ihn, sondern seinen Bruder und designierten Schwiegersohn Dom Miguel als König an, der die Verfassung Dom Pedros umstieß und durch seine kirchenfreundliche Regierungsweise, insbesondere die Rückberufung der Jesuiten, einen reaktionären Widerstand in die kirchenpolitische Entwickelung einschaltete. Das Kriegsglück war jedoch seinem aus Brasilien vertriebenen Bruder günstig, und der Vertrag von Evoramonte (26. Mai 1834) erklärte ihn aller Anrechte auf den portugiesischen Thron verlustig. Dom Pedro führte als Regent die Regierung auf Grund der Verfassung von 1826 für seine Tochter Maria, bis diese am 24. September 1834 als Donna Maria II da Gloria nach Dom Pedros Tode selbständig wurde. Die inneren Kämpfe waren mit ihrem Tode (1853) noch nicht beendet. Als wichtigstes Ergebnis der Herrschaft Dom Pedros und Marias ist die wiederholte Vertreibung der Jesuiten, die Aufhebung der geistlichen Ritterorden und der päpstlichen Nuntiatur, sowie die schon 1834 geschehene Einziehung des Vermögens der (aufgehobenen) Männerklöster und der Nonnenklöster zu verzeichnen, die auch unter Dom Pedro dem Fünften (1855 bis 1861) nicht widerrufen werden konnten. Der diplomatische Verkehr mit Rom wurde 1840 wieder hergestellt. Ein Konkordatsentwurf fand die Billigung des Staates nicht (1842). Der Erlös ver-

kauften Kirchengutes (1862) kam angeblich der Geistlichkeit zugute. Dom Luis der Erste (1861 bis 1889) vermochte die sich immer schwieriger gestaltenden Beziehungen Portugals zur römischen Kurie ebensowenig zu bessern wie die Finanzlage des Landes, während in Gesetzgebung, Verwaltung und auswärtiger Politik zweifellos unter seinem Zepter mannigfache und große Erfolge errungen wurden. Es bedurfte des ganzen Einflusses Papst Pius des Neunten auf die portugiesischen Bischöfe, um den auch in den Kreisen der Geistlichkeit sich regenden modernistischen Bestrebungen entgegenzutreten. Beim Zustandekommen des Vatikanums wirkten zwei portugiesische Bischöfe mit, und die Theologen der Universität Coimbra sekundierten. Dom Carlos und der Kronprinz fielen der Revolution zum Opfer, und jener büßte mit dem Leben die Sünden seiner Väter, sein zweiter Sohn Manuel, der letzte Sachsen-Koburg-Cohary-Braganza, mit dem Verlust der Krone. Ob die neue carta de lei von 1910, die sich von ihrer Vorgängerin, der carta constitucional von 1826 (nebst Zusätzen von 1852 und 1885), wesentlich unterscheidet, dem Lande einen ruhigen Fortschritt zu gewährleisten vermag, ist mehr als zweifelhaft. Dies gilt namentlich in staatskirchenrechtlicher und kirchenpolitischer Beziehung. Denn die Grundsätze der Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie der Unabhängigkeit jeder staatlichen Betätigung vom Bekenntnisse waren schon vorher anerkannt und haben die schwersten Verwickelungen in der Kurie nicht zu verhindern vermocht. Anderseits reichte der Einfluß der majestad fidelissima weder in Rom noch in Oporto so weit, um dem Lande kulturell förderlich zu nützen, klerikalen Übergriffen zu begegnen. Ob die Aufhebung der Orden einen nachhaltigen Erfolg haben wird, muß die Zukunft lehren. Der Schwerpunkt wird in Portugal wie in anderen Staaten in zweckentsprechender Verwendung des Kirchenvermögens liegen, dessen Verwaltung schon bislang der Aufsicht der staatlichen und gemeindlichen Selbstverwaltungskörper (Gesetz vom 6. Mai 1878) unterlag. Ihren großen Reichtümern wird die römisch-katholische portugiesische Staatskirche nur blutenden Herzens entsagen, wenn der Staat die Hand danach ausstrecken sollte. Die anderen Bekenntnisse sind wenig daran interessiert, da sie nicht über große Werte verfügen, überhaupt als nichtöffentliche Korporationen mit häuslicher oder sonst privater Gottesdienstberechtigung keine große Rolle spielen. Ihre Gesamtzahl beträgt noch nicht 1500 Seelen (gegenüber etwa 5 Millionen Katholiken). Ihre Gemeinden gehören zum großen Teil der englischen Hochkirche oder der schottischen Freikirche an.

Noch gilt für die Verhältnisse von Staat und Kirche im allgemeinen das Konkordat von 1516, in welchem Portugal auf das „Plazet" gegen ein Drittel der Kirchenzehnten verzichtete. Die Kirche hat eine theologische Fakultät (Coimbra) und 19 Priesterseminare. Der Staat bildet seit den Schulerlassen und Gesetzen von 1894, 1896 und 1897 die Lehrer in besonderen Bildungsanstalten (Lissabon, Oporto, Coimbra) aus und übt Schulzwang (etwa 5500 Schulen). Trotzdem kann kaum ein Fünftel der Bevölkerung lesen und schreiben. Die Mittelschulen

(National- und Zentrallyzeen) sollen eine höhere Bildung vorbereiten helfen, die Privatreal- und Militär-, Kriegs-, Schiffahrts-, Literatur-, Kunst-, medizinisch-chirurgischen, Industrie-; Handels-, Tierarznei-, Landwirtschaftsschulen spezielle Fachbildung vermitteln. Die Hochschulen in Coimbra (50 Professoren, 1200 Studenten) mit 5 Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Mathematik, Philosophie), die technischen Schulen und Akademien in Lissabon und Oporto (etwa 300 Schüler), die Sonderschule (curso superior de letras) in Lissabon sowie die Akademie der Wissenschaften repräsentieren den wissenschaftlichen Bildungsgrad des Landes. Die Staatsfinanzen sind die denkbar schlechtesten; das Budget verzeichnet nahezu 4000 Millionen Mark Schulden.

Der Staat hat ein Kultusbudget für die Kirche in Höhe von 650000 Milreis pro Jahr, während die Gemeinden ihre Pfarrer selbst besolden müssen, dafür aber (seit 1836) den Kirchenzehnten nicht mehr abzuliefern brauchen.

Zivilstandsregister, und damit die Möglichkeit gesetzlichen Eheabschlusses für Nichtkatholiken, wurden 1878 eingeführt.

Noch ist der Einfluß der römisch-katholischen Kirche in Portugal groß, die Zucht der Hierarchie stramm, die geistlichen Orden (Jesuiten, Franziskaner, Väter vom Heiligen Geist, Lazaristen usw.) sind angesehen, die Staatsreligion beherrscht die Seelen. 3 Erzbistümer (1 Patriarchat) und 9 Bistümer bezeichnen die kirchlichen Herrschaftsgrenzen innerhalb der drei Kirchenprovinzen Braga, Evora und Lissabon. In der ersten Kammer der Stände sitzen 10 Bischöfe und 3 Erzbischöfe. Die Verfassung (von 1826) erkennt keine Religion als die katholische an und verbietet jeder anderen Konfession die Errichtung gotteshausähnlicher Gebäude. Nahezu 4000 Pfarrer leiten die Seelsorge. In den Kolonien bestehen 4 Bistümer für die Inseln und Westafrika; 5 Bischöfe und 1 Erzbischof unter dem „Primas des Ostens", dem Erzbischof von Goa, sind die geistlichen Beherrscher Westindiens, dem Primas unterstehen auch die drei portugiesischen Bischöfe in China. Alles in allem: eine machtvolle Organisation, die dem Pöbel gegenüber noch nichts von ihrem Einfluß eingebüßt hat. Dem Pöbel und — den Frauen gegenüber. Auch in diesem Punkte liegen die Verhältnisse in Portugal ähnlich denen in Spanien. Wer die Portugiesinnen beherrscht, hat die — höflichen, nicht ungelehrigen, aber kirchenfreundlichen und nachsichtigen — Portugiesen an der Hand. Solange das gewaltige psychische Zwangsmittel der geistlichen Ohrenbeichte (insonderheit der privaten) die zarten weiblichen Seelen bedrückt, wird auch der rücksichtsloseste Mannesmut die „Trennung von Staat und Kirche" in Portugal nicht zustande bringen.

Reformvorschläge für die deutschen Universitäten

Von C. H. M. Waentig-Dresden

Die nachstehenden Ausführungen bilden einen Auszug aus der gleichzeitig im Verlage der Grenzboten in Broschürenform erscheinenden umfangreichen Arbeit „Zur Reform der deutschen Universitäten". In der Broschüre ist u. a. ein reiches Zahlenmaterial zusammengestellt, auch findet der Leser dort alle näheren Begründungen und Quellenhinweise. Die Schriftltg.

Der Ruf nach einer Universitätsreform ist vor kurzem von sehr beachtungswerter Stelle bei bedeutsamem Anlaß erhoben worden, nämlich vom Professor Dr. Karl Lamprecht in Leipzig in seiner Inaugurationsrede bei der Übernahme des Rektorats am 31. Dezember 1910. Da aber die deutschen Universitäten bekanntlich eine weitgehende Autonomie genießen, die in den Händen der in Fakultäten zergliederten und in Senaten vereinigten ordentlichen Professoren liegt, so ist eine solche Reform kaum ohne deren Zustimmung möglich. Das gilt namentlich auch von denjenigen drei Gesichtspunkten, unter denen Professor Lamprecht eine Universitätsreform für nötig erachtet: der Vermehrung der ordentlichen Lehrkräfte, der Veränderung der bisherigen rein monarchischen Verfassung der Universitätsinstitute und der Erweiterung der Befugnisse der nicht ordentlichen Lehrkräfte in betreff der Universitätsverwaltung. Von ihnen soll im folgenden zunächst die Rede sein.

I.

Was zuvörderst die Vermehrung der Zahl der Ordinarien der Fakultäten betrifft, so ist in der Lamprechtschen Rede auf die fortgesetzte Erweiterung der Forschungsgebiete wie bei den sogenannten Geisteswissenschaften so auch bei den Naturwissenschaften hingewiesen worden. Dieser Prozeß hat längst dahin geführt, daß sich von den früher unter einem einheitlichen Namen begriffenen Wissenschaften einzelne Teile unter besonderem Namen abgespaltet haben.

Hieraus ergibt sich aber auch die Notwendigkeit, das Gesamtgebiet einer bisherigen Fachprofessur auf mehrere Lehrkräfte zu verteilen. Doch geschieht dies nicht nur in der Weise, daß jede dieser Lehrkräfte auf dem zugewiesenen Teilgebiet als ordentlicher Professor wirkt, sondern auch in der Weise, daß ein bestimmter Wissenszweig einer neuen Lehrkraft mit einem untergeordneten Range als nicht ordentlicher Professor oder als Dozent übertragen wird. Daher der an den deutschen Universitäten zwischen den ordentlichen und nicht ordentlichen Lehrkräften, den Ordinarien, Extraordinarien und Dozenten bestehende Unterschied!

Er beruht nicht allein darin, daß der Ordinarius ein höheres Gehalt bezieht als der Extraordinarius, sondern vor allem auch darin, daß nur der Ordinarius vollberechtigtes Fakultätsmitglied ist und als solches sowohl an der Verwaltung der Fakultätsangelegenheiten vollen Anteil nimmt, als auch von den besonderen Fakultätseinnahmen eine entsprechende Quote genießt. Hieraus folgt aber, daß die Beantwortung der Frage, ob eine neu zu errichtende Lehrkanzel ein Ordinariat oder ein Extraordinariat werden soll, nicht nur davon abhängt, ob die Mittel für die höhere Besoldung eines Ordinarius vorhanden, sondern auch davon, ob die Voraussetzungen zu einer Erweiterung der Fakultät gegeben sind Zu diesen Voraussetzungen wird, obwohl eine ausdrückliche Rechtsvorschrift nicht besteht, von einem Teil der deutschen Bundesstaaten, die Universitäten besitzen, auch die Zustimmung der betreffenden Fakultät gerechnet, und mindestens wird in der Regel vor Errichtung eines neuen Ordinariats die betreffende Fakultät darüber gehört werden. Deshalb scheint es angebracht, zu erörtern, wie sich voraussichtlich die einzelnen Fakultäten zu einer anzuregenden Vermehrung ihrer Ordinariate stellen werden.

Am wenigsten ist das Bedürfnis nach einer weiteren Teilung der Fachprofessuren bisher wohl bei der theologischen Fakultät hervorgetreten. Bei der juristischen Fakultät hat die neuzeitliche Entwicklung der Wissenschaft vom Staate und seinen Grundlagen einer- und vom Rechte anderseits die Zweckmäßigkeit der Verbindung der Rechts- mit der Staatswissenschaft nahegelegt. In der Tat verlangt man heute von dem künftigen Juristen, und zwar nicht nur von dem künftigen Verwaltungsmann, sondern auch von dem künftigen Richter und Rechtsanwalt mehr als je, daß er auch in der Volkswirtschaftslehre, Finanzwissenschaft und Politik, geschweige denn im Staats- und Verwaltungsrecht sich umgesehen habe, ja es bricht sich immer entscheidender die Überzeugung Bahn, daß richtiges und volles Verständnis für die Erscheinungen des Rechts überhaupt nur auf staatswissenschaftlicher Grundlage zu gewinnen ist. Deshalb darf gehofft werden, daß seitens der juristischen Fakultäten einer Umwandlung der seitherigen juristischen Fakultäten in rechts- und staatswissenschaftliche, auch unter Vermehrung der Zahl der Ordinariate, kein Hindernis bereitet werden wird.

Am häufigsten von den drei oberen Fakultäten wird wohl in der medizinischen Fakultät das Bedürfnis zur Errichtung eines neuen Ordinariats eintreten. Hier hat sich nämlich die Behandlung der Kinderkrankheiten, der Haut- und Geschlechtskrankheiten, der Ohren-, Hals- und Nasenkrankheiten in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zu selbständigen Gebieten entwickelt, für die man vielfach eigene klinische Anstalten, getrennt von den Kliniken für innere Krankheiten und für Chirurgie, unter besonderen Direktoren errichtet hat. Die medizinischen Fakultäten haben, dem Bedürfnisse der Zeit und der Studenten Rechnung tragend, selbst hierzu Anregung gegeben, wollen aber zum Teil den Direktoren dieser Sonderkliniken nicht die Rechte ordentlicher Professoren zugestehen. Für die Vertreter der betreffenden Fächer, der Pädiatrie, Dermatologie, Syphilido-

logie, Otologie, Laryngologie und Rhinologie, die sich die Pflege und Fortbildung dieser Wissenschaften zum Lebensberuf erwählt haben, hat diese Stellung der medizinischen Fakultäten die nachteilige Folge, daß sie niemals, auch bei höchsten Leistungen, die oberste Stufe des akademischen Berufs erreichen können. Deshalb darf gehofft werden, daß die medizinischen Fakultäten ihre bisherige Abneigung gegen die Erhebung von Vertretern solcher wichtiger Spezialfächer zu ordentlichen Professoren aufgeben werden. Geschieht dies nicht, so ist zu befürchten, daß sich für diese Fächer in Zukunft Kräfte ersten Ranges schwer finden werden. Wer sollte es auch solchen Männern verdenken, wenn sie sich von Universitäten abwenden, deren medizinische Fakultäten ihren Fächern grundsätzlich einen niederen Wert beilegen als denen der ordentlichen Fakultätsmitglieder?

In der philosophischen Fakultät bestehen, wenigstens bei den sogenannten Geisteswissenschaften, keine so ein für allemal festumschriebenenen Ordinariate, wie meist in den drei andern Fakultäten. Vielmehr kommt es hier mitunter vor, daß, wenn ein bisher mit einem Ordinarius besetzter Lehrstuhl frei wird, dieser in Ermangelung einer geeigneten älteren Kraft oder aus einem anderen Grunde einem jüngeren Manne zunächst als Extraordinarius übertragen wird, vorbehaltlich seiner etwaigen späteren Ernennung zum Ordinarius. Zuweilen ist es auch nötig, ein bisher von einem Extraordinarius verwaltetes Lehrfach mit einem Ordinarius zu besetzen, weil ein geeigneter Nachfolger nur unter dieser Bedingung zu gewinnen ist.

Im vorstehenden ist die Vermehrung der Ordinariate vorzugsweise unter dem in der Lamprechtschen Rede in den Vordergrund gestellten Gesichtspunkte der Umgestaltung der Wissenschaften erörtert worden. Es fragt sich aber, ob nicht auch, abgesehen von der Änderung des Wissenschaftsbetriebes, der Unterrichtszweck schon im Hinblick auf die gestiegene und fortgesetzt wachsende Studentenzahl eine Schaffung neuer ordentlicher Lehrstühle notwendig mache, die solchenfalls nicht als Ordinariate für neue Wissenschaftsgebiete, sondern als eigentliche Parallelprofessuren mit dem gleichen Lehrauftrage sich darstellen würden. In dieser Hinsicht mögen zunächst die einschlagenden Verhältnisse durch einige Zahlen veranschaulicht werden. Nach der von Franz Eulenburg in seinem Werke: „Die Frequenz der deutschen Universitäten usw." (Leipzig, bei B. G. Teubner, 1904) mitgeteilten Statistik stellte sich das Verhältnis der Studierenden zu den ordentlichen Professoren auf sämtlichen Universitäten des Deutschen Reiches in den Sommersemestern:

des Jahres	Studierende	ordentliche Professoren	mithin Studenten auf einen Ordinarius
1840	11518	633	18
1860	11883	605	20
1880	20965	947	22
1900	33986	1161	29
1910	54845	1266	43

Unter diesen Umständen wächst natürlich in den Hauptvorlesungen die Zuhörerschaft sehr stark an. Coeten von 200 und mehr Studenten sind häufig. Ist dies bei den eigentlichen Vorträgen unbedenklich, so stellen sich selbstverständlich aus dieser starken Frequenz erhebliche Schwierigkeiten bei den praktischen Übungen und beim seminaristischen Unterrichtsbetrieb heraus, die nur durch Mitwirkung außerordentlicher Lehrkräfte gehoben werden können. Infolgedessen ist in denjenigen Disziplinen, wo der praktische Lehrbetrieb vorwaltet, die Zahl der außerordentlichen Lehrkräfte in der letzten Zeit sehr gewachsen. Nach Franz Eulenburgs Schrift: „Der Akademische Nachwuchs" standen am 1. Juli 1907 210 ordentlichen Professoren der deutschen medizinischen Fakultäten 687 außerordentliche Lehrkräfte und 600 ordentlichen Professoren der Naturwissenschaften und Geschichte in den deutschen philosophischen Fakultäten 846 außerordentliche Lehrkräfte gegenüber. Da nun aber daran festzuhalten ist, daß beim Universitätsunterricht der Schwerpunkt in den Händen der Ordinarien liegen soll, so wird man auch schon durch die wachsende Frequenz der Universitäten auf die Notwendigkeit einer weiteren Vermehrung der Ordinariate geführt.

II.

Wenn Professor Lamprecht in seiner Rektoratsrede an zweiter Stelle eine Änderung der bisher rein monarchischen Verfassung der Universitätsinstitute fordert, so haben ihm hierbei offenbar zunächst die Verhältnisse des von ihm ins Leben gerufenen Instituts für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig vorgeschwebt. Denn seine Rektoratsrede beschäftigt sich ja gerade sehr eingehend mit den Arbeiten dieses Instituts und mit dem Nachweise, daß die Aufgaben, die es sich gestellt habe, nur durch das Zusammenwirken einer größeren Zahl von Gelehrten zu lösen seien. Natürlich wird, je mehr dies geschieht, auch den einzelnen Mitarbeitern des Instituts eine immer größere Selbständigkeit eingeräumt werden müssen, schon deshalb, weil der oberste Leiter des Instituts nicht mehr Sachverständiger für die von ihnen bearbeiteten Spezialgebiete sein kann. Ähnlich wie bei dem Institute für Kultur- und Universalgeschichte können sich die Verhältnisse auch bei anderen Forschungsinstituten gestalten, bei denen ein durch die allgemeine wissenschaftliche Entwicklung aufgestelltes Forschungsziel nur durch das Zusammenwirken verschiedener Fachgelehrter zu erreichen ist.

Es gibt aber noch einen anderen Gesichtspunkt als denjenigen der Verbindung verschiedener Wissenschaften in einem Institut, von dem aus sich die bisherige rein monarchische Institutsverfassung als unhaltbar zeigt, und das ist der am Schlusse des vorigen Abschnittes hervorgehobene Zudrang zum Universitätsstudium, der aus der wachsenden Anziehung der gelehrten Berufe in Deutschland hervorgeht. Die Folge davon ist die fortgesetzte Notwendigkeit, die Unterrichtsräume, sowohl die Hörsäle als auch die Räume für die praktischen Übungen der Studierenden, die Seminare und Laboratorien, zu erweitern. Am stärksten

ist das zuletzt gedachte Bedürfnis bei den medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächern, bei denen die praktische Ergänzung des theoretischen Unterrichts schon seit langer Zeit als unentbehrlich gilt. Die Institute für allgemeine Anatomie, für Physiologie, für Physik und Chemie, für Pathologie und pathologische Anatomie und die klinischen Anstalten haben auf den größten deutschen Universitäten jetzt einen außerordentlichen Umfang angenommen. Sie besitzen Hörsäle und Arbeitsräume für Hunderte von Studenten, und diese Räume sind gefüllt.

Da eine so große Zahl nicht wohl von einem einzigen Lehrer praktisch unterrichtet werden kann, hat man in den großen Laboratorien dadurch zu helfen gesucht, daß Gruppen der Praktikanten und Laboranten gebildet worden sind. Während eine dieser Gruppen vom Institutsdirektor selbst geführt und beaufsichtigt wird, werden die übrigen unter der Oberleitung des Direktors seinen Assistenten überwiesen. Da auch diese Oberleitung in sehr stark frequentierten Laboratorien die Kräfte des Direktors überschreitet, hat man Abteilungen unter mehr oder weniger selbständigen Abteilungsvorständen, meist älteren Assistenten oder außerordentlichen Professoren, eingerichtet. Zuweilen haben sich dann solche Abteilungen sogar zu vollständig neuen Instituten ausgewachsen, die nur räumlich mit dem Mutterinstitut verbunden, im übrigen aber selbständig sind, und deren Leiter dann auch ein Ordinarius sein kann. Es fragt sich nun aber, ob es sich nicht im Hinblick auf den Unterrichtszweck empfehlen würde, die zuletzt geschilderte Entwicklung allgemein anzubahnen und Institute, deren Umfang die unterrichtliche Überwachung durch eine einzige Lehrkraft überschreitet, regelmäßig in Abteilungen unter mehr oder weniger selbständigen Abteilungsvorständen zu zerlegen. Außer den etwaigen Besoldungen dieser Abteilungsvorstände brauchten besondere Unkosten mit einer solchen Einrichtung nicht verbunden zu sein. Denn die Abteilungen könnten ja recht gut in demselben Gebäude und in einer solchen räumlichen Verbindung bleiben, daß wegen ihrer Versorgung mit Gas, Wasser, elektrischer Kraft usw. kein Mehraufwand entstünde. Auch kann, wie dies meistens jetzt der Fall ist, dem obersten Leiter des ganzen Instituts immer noch eine bevorzugte Stellung gelassen werden, insofern ihm ein besonders großer Teil der Institutsräume für seine meistens den höheren Semestern angehörenden Schüler, wie auch für seine etwaigen Privatstudien eingeräumt würde.

III.

Da die Assistenz in den größeren Instituten zum Teil in den Händen von Privatdozenten und außerordentlichen Professoren liegt, so leitet dies auf den dritten der Lamprechtschen Reformvorschläge über: die Erweiterung der Befugnisse der nicht ordentlichen Lehrkräfte, worunter die außerordentlichen Professoren und die Privatdozenten zu verstehen sind. Beide unterscheiden sich darin, daß, während die außerordentliche Professur ein durch amtliche Ernennung verliehenes Amt ist, die Privatdozentur durch die Verleihung der venia legendi seitens der Fakultät erworben wird. Beiden aber ist gemeinsam das Recht,

die Universitätsräumlichkeiten ebenso zu Vorlesungen über die Fakultätswissenschaften zu benutzen und hierfür das gleiche Honorar zu erheben wie die ordentlichen Professoren. Auch kann beiden seitens der Regierung ein Lehrauftrag erteilt und dafür eine Vergütung ausgesetzt werden. Während die letztere bei den Privatdozenten die Eigenschaft einer beliebig zurückzuziehenden Remuneration zu behalten pflegt, kann sie bei den außerordentlichen Professoren den Charakter einer etatmäßigen und dann nicht ohne weiteres entziehbaren Besoldung annehmen. Hierauf beruht der Unterschied zwischen etatmäßig angestellten und anderen Extraordinarien, der an einzelnen Universitäten auch Verwaltungsbefugnisse begründet. Im allgemeinen aber stehen beide Arten von Universitätsdozenten den ordentlichen Professoren insofern gegenüber, als nur die letzteren vollberechtigte Mitglieder der Fakultät und des Lehrkörpers der Universität sind.

Zur Beurteilung der Frage, ob dieser Zustand einer Reform bedarf, scheint es wichtig, zu ermitteln, wie ähnliche Verhältnisse anderwärts geregelt sind. Insofern ist zuvörderst bedeutungsvoll, daß bei der Organisation der jüngeren Schwesteranstalten der Universitäten, der Technischen Hochschulen, von vornherein die sogenannten Abteilungskollegien, die hier die Stelle der Fakultäten als Verwaltungsorgane vertreten, aus den sämtlichen etatsmäßig angestellten Professoren gebildet worden sind, ohne Unterschied, ob sie die Eigenschaft ordentlicher Professoren besitzen oder nicht. Die Unterscheidung zwischen ordentlichen und außerordentlichen Professoren äußert infolgedessen auf den Technischen Hochschulen ihre Wirkung nur in bezug auf Rang und Besoldung, nicht in bezug auf die Mitgliedschaft im Abteilungskollegium und die hieran sich knüpfenden Rechte. Sodann dürfte auch die Lösung, die das vorliegende Problem auf den österreichischen Universitäten gefunden hat, nicht ohne Interesse sein. Dort unterscheidet man nämlich im „Lehrkörper" der Fakultät zwischen dem „Professorenkollegium", das die unmittelbar leitende Behörde der Fakultät bildet und deren Rechte wahrnimmt, und den übrigen Dozenten. Zu dem Professorenkollegium gehören alle ordentlichen Professoren und von den als solche ernannten außerordentlichen Professoren, ohne Unterschied, ob sie mit den etatmäßigen Bezügen oder ohne Besoldung angestellt sind, so viele, daß ihre Zahl die Hälfte der Ordinarien nicht übersteigt. Diese Extraordinarien haben Sitz und Stimme im Kollegium. Außerdem haben die Privatdozenten das Recht, zwei von ihnen gewählte Vertreter in das Professorenkollegium zu entsenden, denen aber — abgesehen von den Wahlen des Dekans und des Rektors — nur Sitz, keine Stimme darin zukommt. Über den Eintritt eines Extraordinarius in das Kollegium entscheidet ausschließlich das Datum seiner Ernennung. Der Bezug der etatmäßigen Besoldung begründet kein Vorrecht. Es kann also vorkommen, daß früher ernannte unbesoldete außerordentliche Professoren, die keinen bestimmten lehramtlichen Pflichtenkreis haben, vollberechtigte Mitglieder des Professorenkollegiums sind, während später ernannte Professoren, die eine lediglich als Extraordinariat begründete Lehrkanzel verwalten, der Mitgliedschaft entbehren.

Das letztere wird in Österreich als ein Mangel des Systems empfunden, dem man voraussichtlich in der Weise abhelfen wird, daß den mit bestimmten unterrichtlichen Pflichten belasteten Extraordinarien der Zutritt zum Professorenkollegium vor den übrigen außerordentlichen Professoren zugesichert wird. Hiervon abgesehen, ist man in Österreich mit der geschilderten Ordnung wohl zufrieden.

Die Wünsche der außerordentlichen Lehrkräfte an den deutschen Universitäten, in bezug auf ihre Teilnahme am korporativen Leben der Universität, sind bisher nur von seiten der außerordentlichen Professoren an den preußischen Universitäten in deren bei Crentz-Magdeburg 1911 veröffentlichter Denkschrift: „Die Lage der außerordentlichen Professoren an den preußischen Universitäten" formuliert worden. Die dort aufgestellten Forderungen gehen zum Teile nicht nur erheblich über das Maß der nach dem oben mitgeteilten den Extraordinarien der deutschen Technischen Hochschulen und der österreichischen Universitäten eingeräumten Rechte hinaus, sondern geben auch nach Ansicht des Verfassers zu Bedenken Anlaß. Der Verfasser möchte glauben, daß, soviel die Wahl des Rektors und des landständischen Vertreters anlangt, die Teilnahme der etatsmäßigen außerordentlichen Professoren, wie sie in Leipzig und an den preußischen Universitäten stattfindet, und soviel die Fakultätsverwaltung betrifft, die oben angeführte österreichische Festsetzung, jedoch mit der auch dort in Aussicht genommenen Verbesserung, das Richtige trifft. Doch wird es sich allerdings empfehlen, auch den hiernach von der Fakultätsverwaltung im allgemeinen ausgeschlossen bleibenden außerordentlichen Lehrkräften einzelne dahin gehörige Rechte insoweit zuzugestehen, als ein besonderes Interesse ihres Faches in Betracht kommt. Wirft man aber weiter die Frage auf, in welchen Universitätsverwaltungsangelegenheiten ein solches Interesse wohl hervortreten kann, so dürften drei Geschäftskreise zu nennen sein: die allgemeine Organisation des Unterrichts, die Berufungsangelegenheiten und Prüfungsangelegenheiten.

Allgemeine Organisation des Unterrichts. Um die von verschiedenen Seiten bald auf Verkürzung, bald auf Verlängerung des Unterrichts in den verschiedenen Fächern gerichteten Bestrebungen auszugleichen und jedem Berufsstudium innerhalb der üblichen Studienzeit einen methodischen und erschöpfenden Studiengang zu sichern, empfiehlt sich die Aufstellung von Studienplänen, in denen die in den einzelnen Abschnitten der Studienzeit zu erledigenden Vorlesungen und Übungen mit Angabe der darauf zu verwendenden Zeit aufgeführt sind. Ein solcher Studienplan ist selbstverständlich keine streng bindende Richtschnur, wohl aber kann er den Studenten als Wegweiser zur angemessenen Vorbereitung auf die von ihnen abzulegende Prüfung und den Dozenten, die in den Prüfungsfächern Vorlesungen halten und Übungen machen lassen, als Maßstab für deren zweckmäßige Einrichtung dienen. Schon weil nach dem Grundsatze der Lernfreiheit die Studenten den Voraussetzungen für die Zulassung zur Prüfung auch durch die Teilnahme an Vorlesungen und Übungen, die von nicht ordentlichen Lehrkräften gehalten werden, genügen können, haben auch diese

ein Interesse an den Studienplänen. Es scheint deshalb billig, daß zu den mit den Studienplänen im Zusammenhange stehenden Fakultätsberatungen auch die beteiligten nicht ordentlichen Lehrkräfte oder wenigstens eine Anzahl von ihnen gewählter Vertreter zugezogen werden. Unbedingt ist endlich, wenn überhaupt oder zurzeit ein Ordinarius für ein Fach nicht vorhanden ist, die Zuziehung des das Fach vertretenden Extraordinarius geboten.

Eine andere mit der Organisation des Unterrichts zusammenhängende Frage, bei der auch die nicht ordentlichen Lehrkräfte lebhaft interessiert sind, ist die der Benutzung der Lehrräume und Lehrmittel der Universität. Insoweit es sich hierbei um Institutsräume und deren Ausstattung an Büchern und Sammlungsgegenständen handelt, wird man freilich das Hausrecht der Institutsdirektoren schon deshalb wahren müssen, weil sie für ihre pflegliche Benutzung die Verantwortung tragen. Nur den Abteilungsvorständen, wo solche vorhanden, würde bezüglich ihrer Abteilungen ein selbständiges Benutzungsrecht einzuräumen sein.

Berufungsangelegenheiten. Bekanntlich haben die Fakultäten der deutschen Universitäten nach Herkommen oder Kraft statutarischer Vorschrift in Berufungsfällen der Regel nach das Recht und die Pflicht, der Regierung drei Kandidaten vorzuschlagen. Der Wert dieser Einrichtung beruht auf der doppelten Erwägung, daß einerseits bei der Fakultät eine genauere Personalkenntnis der in Betracht kommenden Kandidaten zu erwarten ist, als sie in der Regel der Anstellungsbehörde beiwohnt, anderseits bei der Fakultät ebenso wie bei der Regierung das Interesse vorausgesetzt werden darf, die Lücke im Unterrichtsbetrieb mit einer tüchtigen Kraft auszufüllen. Unter beiden Gesichtspunkten gelangt man zur Bejahung der Frage nach der Beteiligung der nicht ordentlichen Lehrkräfte an den Verhandlungen über die Berufungsvorschläge. Doch erheischen gewisse Berufungsfälle noch eine besondere Berücksichtigung. Es kommt nämlich namentlich in der philosophischen Fakultät nicht selten vor, daß zu der Zeit, wo sie über Berufsvorschläge zu beraten hat, kein eigentlicher Vertreter des zu besetzenden Faches sich unter den Ordinarien befindet, oder daß doch nur ein oder wenige Ordinarien den Kreis der etwa in Betracht zu ziehenden Lehrer dieses Faches so genau kennen, um die geeignete Wahl treffen zu können. Hier könnte die Zuziehung von nicht ordentlichen Lehrkräften dieses Fachgebiets für die Fakultät sehr ersprießlich wirken. Wenn aber diese letzte Erwägung dazu zu führen scheint, daß zu den Beratungen der Fakultät über Berufungsvorschläge vor allem die Fachgenossen des zu Berufenden unter den nicht ordentlichen Lehrkräften heranzuziehen seien, so begegnet gerade dies auf der anderen Seite insofern Bedenken, als unter Umständen unter ihnen sich einer oder der andere befinden kann, der selbst Aussicht haben könnte, auf die Vorschlagsliste zu kommen, und dessen Teilnahme an den Beratungen deshalb störend wirken muß.

Nach alledem ist die Frage der Beteiligung nicht ordentlicher Lehrkräfte an den Verhandlungen der Fakultät über ihre Berufungsvorschläge nicht ein für allemal, sondern nur von Fall zu Fall zu beantworten. Unter diesen Umständen

kann vielleicht das für die Technische Hochschule in Dresden vorgeschriebene Verfahren einen gewissen Anhalt für den einzuschlagenden Weg bieten. Dort ist es nämlich der Senat der Hochschule, der der Regierung drei Kandidaten vorzuschlagen hat. Aber bevor er selbst Beschluß faßt, hat er zunächst eine Kommission von drei bis fünf fachverwandten Professoren zu wählen, deren Bericht einzufordern und sodann noch die Anträge des zuständigen Abteilungskollegiums heranzuziehen. Wendet man dies auf die Universitätsverhältnisse an, so kann man dahin gelangen, der Fakultät die Bildung einer Berufungskommission vor der eigenen Beschlußfassung vorzuschreiben. In diese Berufskommission aber müßte die Fakultät, falls sie es für angemessen hält, auch außerordentliche Professoren wählen können.

Prüfungsangelegenheiten. Die auf der Universität abzulegenden Prüfungen zerfallen in zwei Gattungen: Staats- und Berufsprüfungen auf der einen und akademische Prüfungen auf der anderen Seite. Während die ersteren von Staats wegen geordnet und auch die Mitglieder der Prüfungskommissionen von Staats wegen ernannt werden und es daher auch nur von den zuständigen Staatsbehörden abhängt, ob außerordentliche Lehrkräfte dabei zugezogen werden sollen, werden die Ordnungen für die akademischen Prüfungen, die im Promotions- und Habilitationsverfahren abgelegt werden, von den Organen der Universität, wenn auch mit Genehmigung der vorgesetzten Behörden, erlassen. Als Prüfungskommissionen fungieren hierbei der Regel nach die Fakultäten, die sich allerdings für diesen Zweck zum Teil in Abteilungen und Sektionen spalten. Indessen lassen schon jetzt verschiedene Promotionsordnungen auch nicht ordentliche Lehrkräfte zur Mitwirkung bei den akademischen Prüfungen zu, und wenn dies auch nur vermöge besonderer Anordnung der Fakultät, für einzelne besondere Ausnahmefälle und unter gewissen Beschränkungen geschieht, so ist doch zu erwarten, daß in Zukunft das Bedürfnis einer solchen Einrichtung immer mehr zunehmen wird, wenn bei der fortgesetzt weitergehenden Differenzierung der Wissenschaften nicht nur die Fälle der Errichtung von Extraordinariaten für einzelne Teilwissenschaften oder der Erteilung von Lehraufträgen an Privatdozenten sich mehren, sondern auch immer häufiger von den Kandidaten Dissertationen aus Fachgebieten eingereicht oder Prüfungsfächer gewählt worden, für die die Fakultät keinen Ordinarius besitzt. Freilich wird es sich insoweit um Bedürfnisse handeln, die von Fall zu Fall in verschiedener Richtung auftreten, und deshalb wird man das bisherige Verfahren, bei dem die Fakultät oder deren Vertreter im einzelnen Falle über die Heranziehung der in Frage kommenden außerordentlichen Lehrkraft entscheidet, wohl beibehalten müssen. Indessen werden diejenigen Fakultäten, deren Promotionsordnungen zurzeit die Füglichkeit, im Bedarfsfalle nicht ordentliche Lehrkräfte als Examinatoren zu verwenden, nicht enthalten, gut tun, sie angemessen zu ergänzen, sowohl im Interesse der Fakultät selbst, als auch im Interesse dieser außerordentlichen Dozenten und ihrer besonderen Schüler, denen es dadurch erleichtert wird, auf Grund von Studien in dem betreffenden Spezialfach zu promovieren.

IV.

Haben sich die bisherigen Ausführungen in der Hauptsache mit den Lamprechtschen Vorschlägen beschäftigt, so fragt es sich weiter, ob diese nicht noch einer Ergänzung bedürfen. In dieser Hinsicht kommt vor allem eine Frage in Betracht, die von mancher Seite als Kernpunkt einer erfolgreichen Reform unseres Universitätswesens angesehen wird: die Frage einer zeitgemäßen Umgestaltung der Einkommenverhältnisse der Universitätslehrer. Bekanntlich fließt deren dienstliches Einkommen in Deutschland aus drei verschiedenen Quellen: aus festen Besoldungen, aus den Honoraren der Studenten für Vorlesungen und Übungen und aus den größtenteils in den Promotionsgebühren bestehenden Fakultätseinnahmen. Die beiden zuletzt erwähnten Einnahmen gehören in die Klasse der Gebühren und unterliegen daher den jedem Gebührenbezug von Beamten entgegenstehenden Bedenken, die einesteils auf der Ungleichmäßigkeit dieser Einnahme und anderenteils in der mit der Würde des Amts nicht wohl verträglichen Abhängigkeit beruhen, in die der Empfänger der Gebühr gegenüber demjenigen kommt, von dem er sie erhält. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß beide Bedenken auch dem Bezuge der sogenannten Kolleggelder für die heute den Hauptteil der Lehrverpflichtung der Universitätsprofessoren bildenden collegia privata entgegenstehen.

Was das zuerst erwähnte Bedenken betrifft, so bewirkt das zeitweise Zurückgehen der Frequenz bei einzelnen Fakultäten einen für die beteiligten Professoren störenden Einnahmeausfall, der z. B. in der Gegenwart von den Professoren der Theologie recht unangenehm empfunden wird. Aber auch von diesen zeitlichen Schwankungen abgesehen, herrscht regelmäßig eine außerordentliche Verschiedenheit des Kolleggelderbezuges bei verschiedenen Universitätslehrern. Belaufen sich diese Einnahmen an großen Universitäten bei den Vertretern wichtiger juristischer und medizinischer Fächer und bei einzelnen Professoren der Volkswirtschaft, der Geschichte, der Chemie, der Physik u. a. auf mehrere, ja mitunter viele Tausende von Mark im Jahre, so nehmen dagegen die Professoren für Sanskrit und andere orientalische Sprachen, für Mathematik, für Astronomie usw. kaum einige Hundert ein. Selbstverständlich beruhen diese Verschiedenheiten nicht auf geringerer wissenschaftlicher Tüchtigkeit oder geringerem Diensteifer der zuletzt gedachten Universitätslehrer, sondern auf von deren Person ganz unabhängigen Umständen. Zunächst kommt in Betracht, daß es mehr Studenten der Jurisprudenz, der Medizin, der Chemie usw. gibt, als Sanskritisten, Astronomen und Mathematiker, sodann daß für die ersteren die von ihnen so zahlreich belegten Fachkollegien Prüfungsfächer betreffen, ja zum Teil geradezu sogenannte Zwangskollegien sind, endlich wohl auch, daß gewisse Vorlesungen deshalb einen großen Hörerkreis versammeln, weil sie einen populären, alle Kreise der Studierenden interessierenden Gegenstand behandeln. Dabei bedingt die Größe der Frequenz keineswegs immer eine größere Anstrengung des betreffenden Lehrers. Zwar ist es für manche angreifender, in einem größeren als in einem kleineren Raum

zu sprechen. Indessen macht es wohl im ganzen keinen großen Unterschied, ob man vor hundert, zweihundert oder dreihundert Studenten vorträgt. Anders liegt es bei den praktischen Übungen. Hier soll sich allerdings der Lehrer dem einzelnen Seminaristen und Praktikanten widmen. Hier wird also die Erhöhung der Teilnehmerzahl an und für sich auch mit erhöhter Anstrengung für den Leiter dieser Übungen verbunden sein, so besonders wenn etwa schriftliche Arbeiten der Schüler zu korrigieren und herauszugeben sind, oder wenn bei praktischen Übungen in den Laboratorien Anleitung und Unterstützung gewährt werden müssen. Es ist aber früher darauf hingewiesen worden, daß diese Tätigkeit dem leitenden Professor vielfach durch seine Assistenten erleichtert oder abgenommen wird, so daß auch hier die Anstrengung nicht immer mit dem stärkeren Besuch und der wachsenden Kolleggeldereinnahme im gleichen Verhältnisse zunimmt.

Was nun den zweiten oben herausgehobenen, für den Ersatz der Gebühreneinnahme durch feste Besoldung sprechenden Grund anbetrifft, so ist nicht zu leugnen, daß auch der Honorarbezug die pekuniäre Lage der Universitätslehrer in eine gewisse Abhängigkeit bringt von der Gunst der Studierenden, von dem größeren oder geringeren Besuch ihrer Vorlesungen und Übungen, insbesondere der Zahl der Doktoranden, die sich in ihrem Laboratorium auf die Promotion vorbereiten. Hierdurch kann für schwächere Charaktere die Versuchung entstehen, daß sie, um ihr Kollegium oder ihr Praktikum zu füllen, den Wünschen ihrer Schüler ungerechtfertigtes Entgegenkommen zeigen, ihnen bei Anfertigung ihrer Dissertationen zu weitgehende Unterstützung gewähren oder sogar ihre Stellung als Examinatoren mißbrauchen, indem sie solche Prüflinge, die bei ihnen belegt haben, leichter, oder solche, die das nicht getan haben, schwerer als üblich prüfen. Wird man auch einen solchen Verdacht im allgemeinen gewiß zurückweisen dürfen, so schädigt doch schon die Möglichkeit, daß er ausgesprochen werden kann, das Ansehen der Universitäten und macht die Einrichtung, auf der diese Möglichkeit beruht, den privaten Kolleggelderbezug, bedenklich.

Wenn es dennoch bis in die jüngste Zeit in Deutschland an Verteidigern des Kolleghonorars nicht gefehlt hat, so sind die Gründe dieser Verteidigung, wie sie u. a. von Friedrich Paulsen entwickelt worden sind, unschwer zu widerlegen. Was aber die Abänderung der in Deutschland in betreff des Kolleghonorarbezugs geltenden Einrichtungen anlangt, so ist der eine der möglichen Wege, der auf die Umwandlung der von den Studenten zu entrichtenden Vorlesungshonorare in eine feste Studiengebühr hinausläuft, um deswillen abzulehnen, weil man von einer derartigen Maßregel eine Beeinträchtigung fürchten müßte nicht nur des Privatdozententums als wichtiger Vorbildungsstufe des akademischen Nachwuchses, sondern auch der studentischen Lernfreiheit als eines segensreichen Mittels, die akademische Jugend zu persönlicher Selbständigkeit und zu persönlichem Verantwortlichkeitsgefühl zu erziehen. Allein auch hiervon abgesehen bleiben noch verschiedene Wege denkbar. Die einen halten das auf den österreichischen Universitäten beobachtete Verfahren, wobei die besoldeten Professoren

von dem Genuß der Kolleghonorare gänzlich ausgeschlossen werden, für das zweckmäßigste. Anderseits wird die auf den meisten Technischen Hochschulen des Deutschen Reiches bestehende Übung für ausreichend erachtet, wo die besoldeten Dozenten nur eine Quote ihrer Kolleggelder ausgezahlt erhalten, während der Rest einbehalten und entweder für Hochschulzwecke verwendet oder auch teilweise gleichmäßig unter alle Dozenten der Hochschule verteilt wird. Die preußische Regierung hat einen dritten Weg eingeschlagen, indem sie nur die einen bestimmten Betrag übersteigenden Kolleggelder der besoldeten Dozenten zur Hälfte einbehält und in bestimmter Weise für Universitätszwecke verwendet. Aber welchen dieser Wege man auch wählen mag, immer ist eins zu beachten. Jede Aufhebung oder Einschränkung der Kolleggeldereinnahmen der Professoren, wenn sie nicht für alle Universitäten deutscher Zunge übereinstimmend gilt, muß die Anziehungskraft solcher Universitäten, wo sie stattfindet, gegenüber solchen, wo dies nicht der Fall ist, schwächen, weil naturgemäß die Höhe der zu erwartenden Einnahme die Vorliebe der Universitätslehrer für diese oder jene Hochschule mit beeinflussen wird. Unstreitig rührt es zum Teil daher, wenn in den letzten Jahrzehnten die Fälle, in denen Professoren österreichischer Universitäten einem Rufe an deutsche Universitäten, namentlich an solche mit ungeschmälertem Honorarbezug, Folge geleistet haben, ziemlich zahlreich gewesen sind, während umgekehrt nur selten Lehrer von deutschen Universitäten auf österreichische übergingen. Auch die preußische Unterrichtsverwaltung ist bei Berufungen von Professoren aus anderen deutschen Bundesstaaten Schwierigkeiten begegnet, die sie nur durch Gewährleistung von Honorareinnahmen in einer bestimmten, mindestens deren im bisherigen Amte bezogenen Betrag erreichenden Höhe überwinden konnte. Diese Schwierigkeiten würden sich selbstverständlich für die Unterrichtsverwaltungen kleinerer deutscher Bundesstaaten, die nur eine oder einige Universitäten zu verwalten haben, noch empfindlicher geltend machen als für die preußische, die über den akademischen Nachwuchs und die Honorarüberschüsse von zehn Universitäten verfügt. Denn die kleineren Unterrichtsverwaltungen würden fast immer genötigt sein, Dozenten aus anderen Verwaltungsgebieten zu berufen. Das preußischerseits beliebte Auskunftsmittel aber würden sie um deswillen weniger leicht verwenden können, weil die Honorareinnahmen an einer einzelnen Universität mitunter Schwankungen unterliegen, die versprochene Garantiesumme aber die Staatsfinanzen dauernd belasten würde. Auf Grund dieser Erwägung ist eine Einschränkung des Bezugs von Kolleghonoraren bei den Professoren nichtpreußischer Universitäten der deutschen kleineren Bundesstaaten nur dann unbedenklich, wenn sie übereinstimmend für alle deutschen Universitäten erfolgt.

V.

Auch bei den als dritte Einnahmequelle der Universitätslehrer oben erwähnten Promotionsgebühren treten dieselben Bedenken wie bei den Kolleggeldern in verstärktem Maße hervor. Da nämlich heute für diejenigen, die eine Staatsprüfung

bestehen wollen oder bestanden haben, die Ablegung der Doktorprüfung nur wegen der damit erlangten Würde erfolgt, so entspricht diesem exzeptionellen Charakter der Promotion auch die Höhe der Promotionsgebühren, die den mit Abnahme der Prüfung verknüpften sachlichen und persönlichen Aufwand übersteigen. Der erzielte Überschuß fließt der Regel nach in die Fakultätskasse und wird nach gleichen Teilen unter die Fakultätsmitglieder verteilt. Infolgedessen erhalten nicht nur Fakultätsmitglieder, die bei der betreffenden Prüfung nicht mitgewirkt haben, einen Teil von der Promotionsgebühr, sondern auch die Examinatoren unter den Fakultisten einen höheren, als ihren wirklichen Leistungen bei der Prüfung entspricht. Hierzu tritt noch die auffällige Erscheinung, daß die einzelnen Universitäten in sehr verschiedenem Grade an den alljährlich stattfindenden Promotionen beteiligt sind. Dies geht zweifellos aus den in der eingangs erwähnten Broschüre mitgeteilten Tabellen hervor, in denen die in den beiden Studienjahren 15. August 1906 bis 15. August 1907 und 15. August 1909 bis 15. August 1910 an den einzelnen deutschen Universitäten stattgefundenen Promotionen mit den während dieser Studienjahre daselbst immatrikulierten Studenten unter Beifügung des prozentualen Verhältnisses zur Gesamtzahl der an sämtlichen Universitäten erfolgten Promotionen und Immatrikulationen verglichen worden sind.

Die Ursachen, aus denen die Promotionslustigen einzelne Universitäten besonders bevorzugen, können auf der günstigen Lage oder sonstigen Annehmlichkeit der Universitätsstadt beruhen. Auch können besondere Erleichterungen des Studiums, vorzügliche Unterrichtsinstitute oder Krankenhäuser oder auch hervorragende Lehrer einzelner Spezialfächer die Studenten anlocken. Alle diese Gründe sind freilich ausgeschlossen, wenn, wie dies nachweislich gar nicht selten der Fall ist, diejenigen, die sich auf einer Universität den Doktortitel erworben haben, vorher gar nicht dort Studenten gewesen sind. Hiernach scheinen in der Tat gewisse Universitäten mit Vorliebe lediglich zum Zwecke der Promotion aufgesucht zu werden, und man wird zu der Vermutung gedrängt, daß die, die sie zu diesem Behufe aufsuchen, dort leichter als anderswo ihr Ziel erreichen zu können hoffen. Erwägt man nun, daß gegenwärtig ein starker Zustrom von Promovenden den Fakultäten nicht unbedeutende pekuniäre Vorteile einbringt, so läßt sich kaum in Abrede stellen, daß die zurzeit an den deutschen Universitäten übliche Verwendung der aus der Ausübung des Promotionsrechtes der Fakultäten fließenden Einnahmen in Verbindung mit dem verschiedenen Umfange der Ausübung dieses Rechtes seitens verschiedener Fakultäten geeignet erscheint, auf die Handhabung des Promotionsrechtes seitens einzelner Fakultäten ein ungünstiges Licht zu werfen und dadurch das Ansehen des auf den deutschen Universitäten erworbenen Doktortitels zu schädigen.

Das beste Mittel zur Verbesserung dieses Mißstandes könnte in denjenigen Bestimmungen gefunden werden, die bei der Übertragung des Promotionsrechtes an die deutschen Technischen Hochschulen über die Verwendung der Prüfungsgebühren in grundsätzlicher Übereinstimmung der beteiligten Bundesstaaten getroffen

worden sind. Hiernach wird die Hälfte dieser Gebühren unter die Mitglieder der Prüfungskommission verteilt, wogegen die andere Hälfte nach Deckung der erwachsenen sächlichen Kosten, wozu neben den entstandenen Auslagen Vergütungen für Bureauarbeiten und ähnliche Dienstleistungen gehören, in eine für allgemeine Zwecke der Hochschule bestimmte Kasse fließt.

Gewesene Leute

Von Major H. C. v. Brizen-Düsseldorf

Dieser Titel eines Gorkischen Stimmungsbildes erweckte vor Jahren in mir die Ideenverbindung: „Gewesene Leute — verabschiedete Offiziere?!" Sie ist ohne weiteres schwer verständlich; mein militärischer Himmel hing damals voller Geigen. Als später das eigene Schicksal zur Entscheidung stand, fand ich für mich die Losung: „Verabschiedete Offiziere — Leute der Gegenwart!" Praktische Erfahrungen der Zwischenzeit haben mich darin bestärkt.

Durch die Presse liefen kürzlich krause Gerüchte über „Sanierung" des gesamten Offizierstandes eines Staates. Je geschraubter in einem Staate der soziale Vorrang eines Standes erscheint, um so bedenklicher müßte ein öffentliches Bekenntnis seiner wirtschaftlichen Unmündigkeit wirken. Keine gesunde Sanierung befaßt sich mit Behebung einer individuellen Geldklemme an und für sich; Ausschlag muß stets ihr wirtschaftlicher Nutzen für die Allgemeinheit geben. Unverschuldete Notlage kann jeden treffen; wer aber vom Unglück hartnäckig verfolgt wird, ermangelt der erforderlichen Spannkraft im Kampf ums Dasein.

Als ich nach Einbuße der Felddienstfähigkeit nutzbringende Betätigung in bürgerlichem Berufe anstrebte, brachten die Verhältnisse es mit sich, daß ich in die Winkel horchte. Wie vielen gestattet in gleicher Lage die Belastung mit der Zwangsvorstellung besonderer Standesrücksichten sachliche Prüfung aller Umstände? Wer durch Arbeit dem Staate seinen Tribut von da aus zollt, wo das mächtigere Schicksal ihn hin verschlug, handelt — so sollte man meinen — standesgemäß!

Ich habe berufliche Befriedigung gefunden; die Übergangszeit ist uneinträglich und gestaltet sich sorgenvoll, wo der unerläßlichste Aufwand in steigendes Mißverhältnis zum Betriebskapital tritt. Manche gesunde Kraft geht dabei verloren, absterbend in Enttäuschung über Fehlgriffe und schließlicher Untätigkeit. In Großstadtdokumenten dürfte der Vollständigkeit halber das Kapitel von der Misere verabschiedeter Offiziere nicht fehlen.

Mein ausgeprägter Wirklichkeitssinn bewahrt mich, uferlose Pläne zu schmieden, meine Anregungen verfolgen einen schon oft betretenen, damit aber leider noch nicht geebneten Weg. Abgesehen von technischen Waffen, die Marine hier mitgerechnet, gibt es keinen Beruf, dessen Fachkenntnisse dem Durchschnitt seiner Angehörigen ohne weiteres so wenig Anwartschaft auf anderweitige praktische Verwendung geben wie der Offizierstand. Je länger unserer Ausgestaltung als Handelsweltmacht der Friede beschieden bleibt, desto schwieriger wird die Lösung der Aufgabe, bei sparsamem Abruf von Menschenmaterial zum Heeresdienst die Wehrmacht auf der Höhe der Beherrschung modernster Waffentechnik zu erhalten. Dieser Zwiespalt steigert den Aufbrauch an Lehrkräften um so mehr, als das Unteroffizierkorps über dem Lockruf besserer Bezahlung für bürgerliche Arbeit im Werte sinken mußte. Unser Offizierpensionsfonds kann mit dieser Erscheinung knapp Schritt halten; also: Selbsthilfe!

Bei Offizieren kann Mangel an Veranlagung schon in jungen Jahren zutage treten; manche wurden aus fehlerhaftem Überschlag der Eltern ungefragt diesem Stande einverleibt. Die darunter nicht überhaupt Drohnen sind, haben die Jugendspannkraft für sich, anderweitig von der Pike auf sich dem Staate nützlich zu machen. Den „Alten" winkt von der Höhe ihres Ranges und ihres Ruhegehalts die „Muße in Würde". Dazwischen gruppieren sich die Offiziere in besten Jahren, vermögensschwach, oft kinderreich, überrascht von der Notlage, irgendwie Geld zu erarbeiten, damit die Nachkommenschaft nicht womöglich dem Proletariat verfalle.

Daß das „Kommiß-Vermögen" den heutigen Lebensanforderungen Hohn spricht, ist eine Binsenwahrheit. Gesunder Wohlstand, als gerechtes Entgelt für großzügig gesteigerte Erwerbstätigkeit, hat in unserem Lande etwas überstürzt Einkehr gehalten und die Betätigung der Lebensfreude kostspieliger gestempelt. „Einfachheit der Lebensführung": leicht gesagt — schwer getan. Wer sich auf soziale Exklusivität einschwört, stolpert, aus der Bahn geworfen, über seine gezüchtete Weltfremdheit. Kindersegen, Krankheit, Umzüge, Pferdewechsel, Finanzschiebungen, Geselligkeit und Kleiderpracht benagen die Kleinvermögen; zu entscheidendem Zeitpunkt ist wenig übrig. Der Offizier a. D. als Stellenbewerber bei Gewerbe und Industrie — jeder Landwirt ist letzten Endes Handelsmann — begegnet noch durchschnittlich mißtrauischem Empfang: Die Pistole verträgt sich schlecht mit dem Hauptbuch. Den Offizier, der in Erwerbskreisen als gesellschaftliche Zierde galt, darf die Zurückhaltung nicht verwundern, wenn er als Zivilist dort beruflich Unterkunft sucht; das ist nicht schmeichelhaft, aber aus dem abweichenden Entwicklungsgang beider Stände erklärlich. Wer Anschluß findet, kann von Glück sagen. Auf ihm fremdem Boden vergreift der Neuling sich leicht in der Dosis seiner Anpreisung. Ein „Zuviel" schadet hier weniger, als mancher fürchtet. Der Stellennachweis des Offiziervereins wirkt nach Kräften, aber als „Veilchen im Verborgenen". Die Versicherungsbranche wirbt auf dem Stellenmarkt lebhaft um Offiziere a. D. für ihren Außendienst — ein saures

Brot, das Selbstverleugnung in ungeahntem Maße fordert; nur wenigen glückt es, hier Seide zu spinnen. Handelslehranstalten mit kurzwöchigen Kursen sind Fähnrichspressen vergleichbar: „Wie gewonnen — so zerronnen." Der Begriff „Vertrauensstellung" tritt meist unverdaut in Erscheinung; Vertrauen in höherem Sinne ist ohne Fachkenntnisse unerringbar; Ehrlichkeit wird am Ende von jedem Fabrikpförtner gefordert. Endlich sind großstädtische Handelsakademien entstanden, welche in langfristigem Lehrplan gründliche volkswirtschaftlich-kaufmännische Ausbildung, auch für Kommunalposten, bieten.

Unsere Offiziere zwischen dreißig und fünfzig Jahren, die bürgerlichem Broterwerb nachsuchen, benötigen zu fachgemäßer Vorbereitung, überlegter Stellenwahl, gründlicher Einarbeitung Geld für Unterhalt, Unterricht, Reisen, Kautionen, kleine Einlagen. Was verschlüge jedem Offizier ein minimaler, im Verhältnis zur erhöhten Besoldung steigender Gehaltsabzug? Eine handelsgesetzmäßig organisierte Verwaltungszentrale hätte aus den Zinsen dieses Betriebskapitals ausscheidende Offiziere — etwa in der Rangspannung zwischen Hauptmann und Regimentskommandeur — zur Erlangung einer bürgerlichen Berufsstellung in beliebiger, finanztechnisch gangbarer Form zu unterstützen.

Ich hatte schon früher Gelegenheit, solche Idee bei unserer Heeresverwaltung anzubringen, der deren menschenfreundliche Bedeutung anscheinend gefiel. Daß ich damals die Ausgestaltung nicht weiter verfolgte, hatte seinen Grund darin, daß eine Gesellschaft, an die ich mich wegen Ausarbeitung einer Rentabilitätsberechnung wandte, mich auf die hohen Kosten solcher langwierigen Vorarbeit hinwies, ich aber weder Zeit noch Geld bei meiner damaligen eigentlichen Berufstätigkeit dazu übrig hatte.

Ich bezweifle grundsätzliche Ablehnung des Gedankens durch unser Offizierkorps. Bemittelte werden dies Opfer nicht fühlen; von der geldknappen Überzahl werden die „Jungen" zur Tagesordnung übergehen: für sie liegt der Fall ja noch in so weiter Ferne; die „Alten" werden das Opfer durch all die Jahre erleichtert ertragen, weil sie verschont blieben. Das „Gros" zahlt für eigensten Nutzen eine verschwindend niedrige Prämie.

Eine Abschweifung: Milderung des moralischen Drucks bleibt zu erwägen, den unsere ehrengerichtlichen Bestimmungen auf verabschiedete Offiziere im bürgerlichen Beruf ausüben. Wer aus dem Heere mit dem Anrecht scheidet, die Gnade weiteren Uniformtragens zu erbitten, wird davon Gebrauch machen: Mangels ideeller Beweggründe wird man politisch nicht verdächtigt werden wollen. Unsere ehrengerichtlichen Bestimmungen wurzeln in Anschauungen einer Zeit, die den radikalen Umschwung unseres nationalen Wirtschaftslebens nicht vorausahnen konnte. Heute droht dem im Erwerbsleben stehenden Offizier a. D. der unlautere Konkurrent, der die militärische Abhängigkeit ausnützend und auf geschäftliche Nachgiebigkeit aus falscher Scham spekulierend, dort Verdächtigungen anbringt. Ein militärisches Ehrengericht vermag nicht Handelsgesetzgebung, Satzungen der verschiedensten Erwerbsgenossenschaften und all die herkömmlichen kaufmännischen

Begriffe und Gebräuche ohne fachmännischen Beirat richtig zu bewerten; und dabei handelt es sich für den Betroffenen oft um Sein oder Nichtsein!

Zurück zur Hauptsache: Wer verdienen will, muß mit dem Pfennig rechnen. Was an Offizieren a. D. in bestem Mannesalter frei wird, darf nicht „verpuffen"; die Kohlen dafür stehen zu hoch zu Buch! Holt man an schlummernden Kräften für das bürgerliche Gemeinwohl hier alles heraus, so wird beiden Teilen genützt: Der in bürgerlichem Beruf richtig angestellte Offizier a. D. bietet dem Staat für die an ihn aufgewandte Militärpension eine Gegenleistung, die Parlament und Steuerzahler milder stimmen muß. Es lohnt sich, die staatsbürgerliche Ausnutzbarkeit des leistungsfähigsten Kerns unserer verabschiedeten Offiziere zu systematisieren. Und kommt es einmal hart auf hart, so sind ehemalige Offiziere, die durch regelmäßige Arbeit sich an Geist und Körper frisch gehalten haben, bessere Unterführer im Felde als vergrämte Außenseiter.

Der Stellennachweis verdient auf eigene Füße gestellt und seiner Bedeutung entsprechend ausgestaltet zu werden: Kaufmännische Reklame, vorausschauende Werbetätigkeit bei Arbeitnehmern, um Konjunkturen für Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage sich nutzbar zu machen, Zusammenarbeit mit Behörden, um die staatlichen Zivilversorgungsbestrebungen praktisch ergänzen zu können, Zuweis gediegener Vorbereitungsmittel und -wege, Rechtsschutz bei Anstellungsverträgen und in Streitfällen über die Auffassung des Dienstverhältnisses, und nicht zuletzt: Anknüpfung von Verbindungen mit dem Auslande; dem Begriff „über das Wasser gehen" haftet in diesem Falle kein Fäulnisgeschmack an.

In Ansehung des guten Zwecks darf es nicht verstimmen, gelegentlich den Rücken zu krümmen; man kann dabei doch ein aufrechter Mann bleiben. Alle Wohlfahrtsbestrebungen, gleichviel, ob ihnen Selbsthilfe aus eigener Kraft oder Umstimmung unserer Regierung vorschwebt, sich dieser Notstandsfrage eingehender zuzuwenden, tragen aber ohne breite Finanzbasis den Todeskeim. Ihre Schaffung muß den Ausgangspunkt der Erörterungen bilden, die meine Andeutungen von neuem in Fluß bringen wollen.

Auf Einzelheiten gleich einzugehen, unterließ ich mit Absicht. Sachlicher Widerspruch kann der Abklärung mancher nicht scharf genug umrissener Vorstellungen nur dienlich sein und neue Gesichtspunkte hinzutragen. Ich wende mich an einen Interessentenkreis, dessen Wechselbeziehungen zum Teil erst hergestellt werden müssen. Bisherige Enttäuschungen dürfen nicht abschrecken, der weiteren Ausbreitung eines offenkundigen Übelstandes entgegentreten zu wollen. Wo ein Wille ist, ist ein Weg!

Im Sonnenregen

Von Margarete Windthorst

So war's: Ein Junitag, ein leises Regnen.
So still und warm kann nur die Freude weinen,
Wenn, noch das Auge halb voll Sonnenscheinen,
Stunden zu reich des Glückes ihr begegnen.
Der Sommer segnete den feuchten Glanz
Und tränkte Mohn und rote Taglichtnelken;
So sorgt der fromme Gärtner um den Kranz,
Daß ihm die Blumen nicht zu früh verwelken.

Ich ging, wo mich die Wege weglos führten,
Den Saum der Berge hin, wo Blumen standen,
Die schon dem Blicke sich zum Strauße banden,
Noch ehe meine Hände sie berührten.
Und ein Geschenk war jeder neue Schritt,
Der eine Spanne Glückes mehr bescherte;
Fern durch die Büsche lief ein Knistern mit —
Mein Hund, jagend auf eines Wildes Fährte.

Da sah ich zwischen Heckenkraut am Hange
Im Feld den Klee sacht Stirn an Stirne lehnen,
Der Sonnenregen, scheu wie Freudetränen,
Schimmerte drüber wie auf Menschenwangen.
So sehen Kinder aus, den Kopf geneigt,
Weil sie dem Spiele noch den Blick nicht gönnen,
Die, wenn noch altes Leid in Tränen steigt,
Um neues Licht schon wieder lachen können.

Hier stand ich still. Und bei mir stand das Staunen
Und sah verwundert in die Blumenmenge
Und horchte auf, als gingen Glockenklänge,
Und war nur Regnen, Rieseln rings und Raunen.
Und wie ich in das bunte Wunder sah,
Erhellten sich die feinen Farbenspiele;
Mir war, als wäre mir ein Hohes nah —
So stand ich still am wegelosen Ziele.

Wie Teppiche die bunten Ranken schlingen
Und Königen sich weich zu Füßen legen,
Die, ihre Schritte auf bekränzten Wegen,
Wartendem Volke Gruß und Segen bringen:
So war mir's, als ich meine Augen schloß
Und mir die Farben durch das Dunkel zogen,
Als meinem Geiste sich ein Bild ergoß,
Aus Blumen ganz ein hoher Ehrenbogen.

Da zwang es mich, die Hände fromm zu falten,
Nach kurzer Andacht wieder aufzuschauen,
Und einen Regenbogen sah ich bauen,
Aus ferner Welt von Engelshand gehalten.
Und schöner lag mein Feld voll Blumen nur,
Als ob sich's reicher in sich selbst verschwende.
Da ahnte ich: Gott ging durch die Natur
Und diesen Segen streuten seine Hände.

Exotische Musik

Von Dr. Erich Fischer-Berlin

Vor etwas mehr als zwei Jahren erregte die Ausstellung einer größeren Sammlung chinesischer Gemälde in der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin erhebliches Aufsehen. Das Laienpublikum zwar betrachtete die exotischen Kunstwerke bis auf wenige Ausnahmen mit leisem Unbehagen; aber die Mehrzahl der Künstler und Kritiker war von ehrlicher Begeisterung ergriffen. In den Besprechungen der Ausstellung wurde vielfach darauf hingewiesen, welchen Nutzen unsere Kunst aus der ostasiatischen ziehen könne und wie bestimmend diese auch bereits auf die europäische Malerei eingewirkt habe.

Wenn es demnach scheint, als ob die bildenden Künste der Chinesen für uns verständlich und wertvoll sein können, so müßte man vermuten, daß wir auch deren höchste und vornehmste Kunst, die Musik, in ihrer von chinesischen Dichtern und Gelehrten so oft und überschwänglich gepriesenen Schönheit bei eingehenderem Studium zu begreifen oder wenigstens zu ahnen imstande wären. Das trifft in der Regel aber keineswegs zu. Wohl ist hin und wieder eine chinesische Melodie von einem unserer Komponisten verwendet worden, aber es handelt sich dabei lediglich um den Versuch, dem poetischen Vorwurf, der irgendwie auf China Bezug nimmt, auch ethnographisch gerecht zu werden. Daß solchen musikethnographischen Zitaten nur ein geringer künstlerischer Wert beizumessen ist, hat neben anderen Karl Maria v. Weber offen bekannt, dessen „Turandot"-Ouvertüre mit ihrem Hauptthema, das dem J. J. Rousseauschen „Dictionnaire de musique" entnommen ist, eines der ältesten und bekanntesten Beispiele bildet.

Daß uns die Musik der exotischen Kulturen, besonders Chinas, so unverständlich, oft sogar widerwärtig und absurd („bizarr" nennt Weber seine „Turandot"-Melodie) erscheint, liegt nun offenbar daran, daß in ihr vielfach ganz andere formale Momente wesentlich sind als in unserer Tonkunst. Aber auch das Material stimmt mit dem unserigen durchaus nicht immer überein. So finden sich bei manchen orientalischen Kulturvölkern Tonsysteme, die von dem heutigen europäischen grundverschieden sind.

Diese für die Musikwissenschaft und besonders für die Tonpsychologie höchst bedeutsame Tatsache ist erst seit kurzer Zeit bekannt. Vor fünfundzwanzig Jahren galt die heute noch weit verbreitete Annahme, daß unser Tonsystem das einzig mögliche, daß es naturnotwendig entstanden sei, als selbstverständliche Tatsache. Die Unrichtigkeit dieser Meinung wurde im Jahre 1885 durch Alex. J. Ellis nachgewiesen, der in seiner Arbeit: „On the musical scales of various nations" unter anderem mittels äußerst sorgfältiger Tonmessungen an fremdländischen Instrumenten feststellte, daß die Siamesen die Oktave in sieben Stufen einteilen, aber nicht in Halb- und Ganztöne wie wir, sondern in Töne von stets gleichem

Abstand. Ein solcher Tonschritt ist kleiner als unser Ganzton und größer als unser Halbton, und von den Intervallen, die sich in dieser Tonleiter bilden lassen, stimmt keines außer der Oktave mit irgendeinem der unserigen überein. Dieser höchst merkwürdige Befund wurde später durch Carl Stumpfs ausführliche Abhandlung über das Tonsystem und die Musik der Siamesen (1901) vollkommen bestätigt.

Die Phonogramme, die Stumpf und Abraham von der in Berlin gastierenden Siamesentruppe im Jahre 1900 aufgenommen hatten, lieferten bei ihrer näheren Untersuchung den eklatanten Nachweis, wie viel außerordentlich Interessantes in der exotischen Musik noch verborgen ist.

Daß die Wissenschaft früher an diesem Gebiet stets vorübergegangen war, hatte seinen triftigen Grund darin, daß es an jedem zuverlässigen Mittel fehlte, die musikalischen Äußerungen der fremden Völker mit all ihren charakteristischen Besonderheiten zu fixieren. Dieser Mangel wurde nun durch die Erfindung des Phonographen vollständig behoben. Denn so unzulänglich die Produktionen dieses Apparates vorläufig noch vom künstlerischen Standpunkt sind, erfüllt er doch die wichtigsten Anforderungen, die der Musikethnologe an ihn stellt: er verzeichnet die absoluten Tonhöhen ebenso genau wie die Vortragsweise des Sängers oder Spielers, wenn nur die Töne laut genug sind für seine etwas schwerhörige Membran.

Die ersten Phonogramme von exotischer Musik lieferte Dr. W. Fewkes, der im Jahre 1890 Gesänge der nordamerikanischen Zuñi-Indianer aufnahm. Das Verdienst aber, die Erforschung der exotischen Musik zu einer selbständigen Wissenschaft gemacht zu haben, gebührt Stumpf, der zusammen mit Dr. O. Abraham und Dr. E. M. v. Hornbostel das Berliner Phonogramm-Archiv gründete und damit eine speziell musikalischen Studien dienende Materialsammlung anlegte.

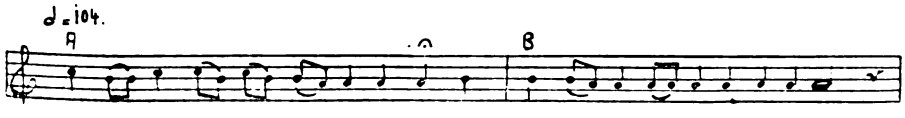
„Jeder Reisende in einem noch wenig erforschten Gebiet sollte mit einem phonographischen Apparat ausgerüstet sein und möglichst viele Musikstücke und Gesänge aufnehmen.“ So beginnt das Instruktionsbüchlein, das im Auftrag des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin vom Phonogramm-Archiv ausgearbeitet wurde und Forschungsreisenden, Missionaren, Offizieren der Schutztruppe u. a. nebst einer phonographischen Ausrüstung mitgegeben wird. Dank dieser Einrichtung hat sich während des letzten Dezenniums der Bestand des Archivs von dreißig auf dreitausend Walzen vermehrt. Alle Weltteile sind musikalisch vertreten. Grönländische Eskimolieder finden sich hier neben patagonischen Gesängen; aus Tunis wie aus Transvaal sind Aufnahmen vorhanden, aus Finnland wie aus Ostturkestan, aus Sumatra wie von den Salomoninseln. Aber auch von wendischen Bewohnern des Spreewaldes und von berühmten Jodelkünstlern der Schweiz beherbergt das Archiv etliche Phonogramme.

An Hand eines so reichen Materiales läßt sich die vergleichende Musikwissenschaft ganz systematisch betreiben. Diese Disziplin besteht nun aber nicht

etwa darin, daß unter den vorhandenen Stücken diejenigen herausgesucht werden, die vom Standpunkt des mitteleuropäischen Musikers als die wohltönendsten und interessantesten erscheinen. Das subjektive Moment muß vielmehr zunächst ganz außer Betracht gelassen werden. Die Untersuchungen richten sich vor allem darauf, welche Intervalle in dem betreffenden Musikstück vorkommen, welch eine Leiter resp. welch ein System sich ergibt, wenn die Töne der Höhe nach geordnet werden, wie die Melodie beschaffen ist, ob sie Haupt- und Nebentöne enthält, ob das Stück irgendeine Struktur besitzt, und ob aus dieser ein bestimmtes Schema zu ermitteln ist, das sich auf andere Stücke anwenden läßt. Ferner ist die musikalische Vortragsart von großer Wichtigkeit. Nur läßt sich diese in den meisten Fällen sehr schwer beschreiben, da die exotische Musik in ihrem Vortrag zahlreiche Eigentümlichkeiten enthält, die unserer Tonkunst fremd sind, und für die es deshalb in unserem musikalischen Vokabularium keine Bezeichnungen gibt.

Das genaue Transkribieren von fremdländischen Musikstücken ist überhaupt nicht eben leicht. Wer zum erstenmal eine solche Niederschrift zur Hand nimmt, wird mit erstaunten Blicken die mannigfachen diakritischen Zeichen betrachten, die der gewöhnlichen Notenschrift unbekannt sind. Indessen gewöhnt sich der Leser sehr rasch an sie, ohne deren Hilfe es unmöglich wäre, ihm ein auch nur halbwegs getreues Bild von exotischer Musik zu verschaffen.

Das wichtigste Ergebnis der bisherigen Untersuchungen besteht in der Feststellung, daß auch die Melodien der primitivsten Musik, die der Phonograph bis heute aufgezeichnet hat, eine gewisse Struktur besitzen. Damit ist nicht gemeint, daß alle musikalischen Strophen von gleicher Länge wären — das hätte, zumal bei Tanz- und Arbeitsgesängen, weiter nichts Überraschendes —, sondern daß die einzelnen Melodieteile in sich selbst einen bestimmten Aufbau erkennen lassen, und zwar, wenn sie dem gleichen Volksstamm angehören, meist einen so ähnlichen, daß die Aufstellung eines Schemas möglich wird. Zum Beleg möge eine Melodie der Wedda auf Ceylon dienen.



(Max Wertheimer: „Musik der Wedda". Sammelbände der Internat. Musikgesellschaft XI, 2.)

Der Bearbeiter dieser Melodien kommt in seinen Untersuchungen zu folgendem Ergebnis: „Der Tonvorrat beschränkt sich auf zwei, höchstens drei Töne, und der Tonumfang auf einen Ganzton, höchstens eine erhöhte kleine Terz; aber die Töne sind präzis und klar. . . . Der Bau der meisten Gebilde hat rhythmisch-melodisch im wesentlichen das Gesetz, daß ein kleines Motiv (zwei Viertelwerte) zunächst zweimal erscheint, hernach kommen zwei Viertelwerte oder einer, wobei regelmäßig der tiefste Ton erreicht wird (Schlußvorbau), und dann

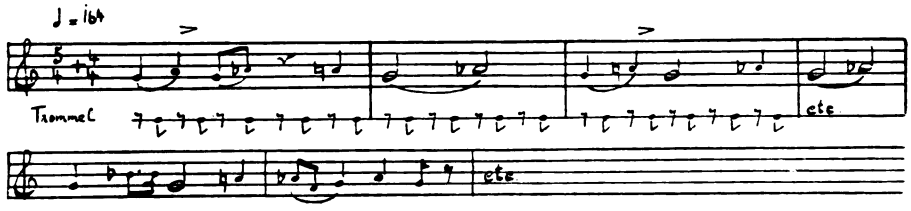
der Schluß. . . . Von diesem Grundtypus sind über hundert Sätzchen [wie A und B] in den Phonogrammen enthalten. Sie zeigen so im Aufbau Ähnlichkeit mit unserer strengen klassischen achttaktigen Periode, um so mehr, als sie regelmäßig paarweis gesetzt sind, und so der erste Schluß manchmal den Eindruck eines Halbschlusses macht. . . Charakteristisch ist aber der Schlußvorbau."

Die Behauptungen mancher früheren Forschungsreisenden, daß die Gesänge der Naturvölker in einem durchaus regellosen Geheul beständen, sind damit zur Genüge widerlegt. Denn es handelt sich hier um eine der niedrigsten Stufen musikalischer Kunst, die bis jetzt bekannt sind. Die anderen sogenannten primitiven Völker, die im Berliner Phonogramm-Archiv vertreten sind, operieren mit bedeutend mehr Tönen und singen vor allem rhythmisch komplizierter.

In unserer sich immer ausschließlicher auf harmonische Basis stellenden Tonkunst degeneriert das rhythmische Moment. Bei der rein melodischen Musik der exotischen Völker hat es dagegen in den meisten Fällen einen außerordentlich hohen Entwicklungsgrad erreicht. Besonders wenn die Trommel mit im Spiel ist, treten häufig rhythmische Gebilde auf, die aufzufassen wir vollkommen außerstande sind. Afrika hat es darin anscheinend am weitesten gebracht. In Westafrika gibt es eine wahre Polyphonie des Rhythmus: drei oder mehr Trommeln tragen zu gleicher Zeit verschiedene Rhythmen vor, und zwar als Begleitung zu einem Gesang, der wieder seinen ganz besonderen Takt und Rhythmus haben kann. Wenn man ein solches Musikstück in der Weise phonographisch festlegt, daß man jede Trommel mit einem besonderen Apparat aufnimmt, diese einzelnen „Stimmen" dann transkribiert und in einer Partitur mit dem Gesang vereinigt, wird man die merkwürdigsten Formen und Wechselbeziehungen und überall eine strenge Regelmäßigkeit finden.

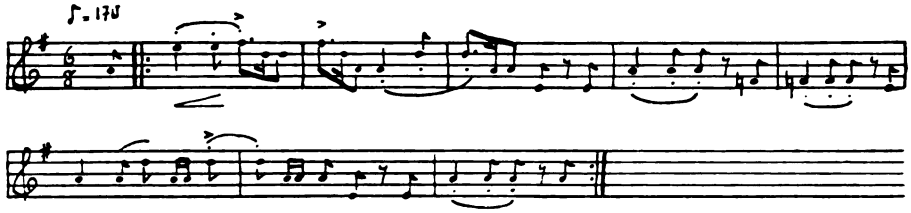
Daß bei allen Negern das Auffassungsvermögen für komplizierte rhythmische Gefüge außerordentlich geschult ist, zeigt sich auch in der sogenannten Trommelsprache. Diese bildet eine Art drahtloser Telegraphie: Bei vielen Stämmen West- und Mittelafrikas besitzt jedes Dorf eine Trommel, die bestimmt ist, Mitteilungen auf akustischem Wege in benachbarte Dörfer gelangen zu lassen, die von diesen, falls es erforderlich ist, weitergegeben werden. Da die hellen Töne dieser Holztrommeln besonders während der Nacht auf sehr weite Strecken vernehmbar sind, bildet dieses Meldesystem einen äußerst wichtigen Faktor im Leben zahlreicher afrikanischer Negervölker. Es findet sich übrigens auch in der Südsee und in Südamerika.

Eine ausgesprochene Vorliebe für rhythmische Delikatessen in der Melodie selbst besitzen die Indianer, während die Trommelbegleitung bei ihnen meist recht einfach ist. Nur geht sie oft in einem anderen Takt als die zugehörige Gesangmelodie, oder ihre Schläge erfolgen stets auf den nach unserer Auffassung schlechten Taktteil. Ein Tanzgesang der Thompson-River-Indianer aus Britisch-Columbia lautet:



(O. Abraham u. E. M. v. Hornbostel: „Phonographierte Indianermelodien aus Britisch-Columbia." Boas Memorial Volume. New York 1906.)

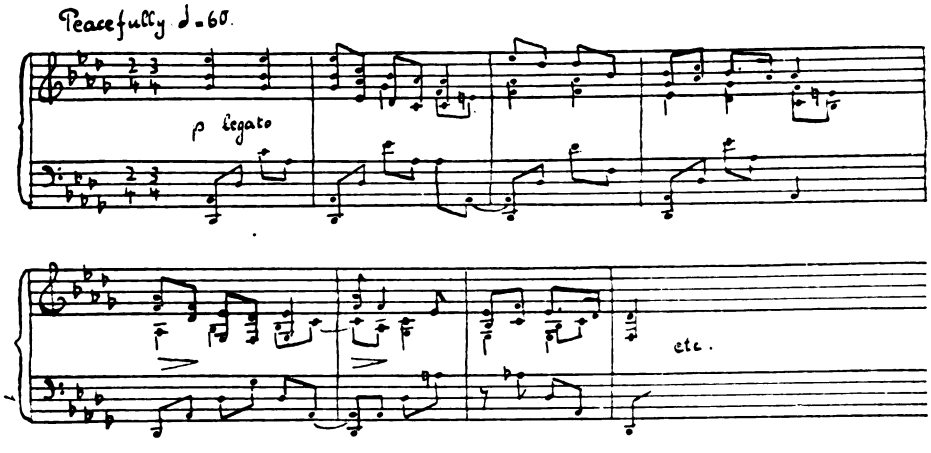
Daß uns die Melodien der Thompson-River-Indianer auch ansprechend erscheinen können, ist an folgendem, dem gleichen Werk entnommenen Beispiel ersichtlich:



Das harmonische Moment spielt, wie schon angedeutet, in der exotischen Musik eine sehr geringe Rolle. Die landläufige Meinung, daß auch der rein einstimmigen Musik eine latente Harmonie innewohne, hat sich nach den bisherigen Forschungen als durchaus unrichtig erwiesen. Aus diesem Grunde sind Harmonisierungsversuche von exotischen Melodien ein für allemal zu verwerfen.

Wa-Wan Choral.

Copyright, 1905, by The Wa-Wan Press. Harmonized by Arthur Farwell.

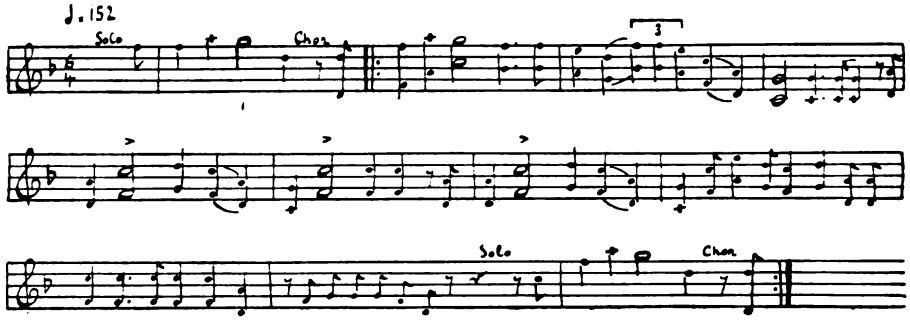


(Man vergleiche hierzu den Aufsatz von E. v. Hornbostel: „U. S. A. National Music." Zeitschrift der Intern. Musikgesellschaft, XII, H. 3.)

Bis zu welcher Absurdität diese Versuche sich versteigen können, möge die hier mitgeteilte „Bearbeitung" eines von Alice C. Fletcher in ihrer wertvollen Arbeit:

„A Study of Omaha Indian Music“ publizierten Gesanges der Omaha-Indianer aus deren Wa-Wan-Zeremonie zeigen, der beim Originalvortrag — mit Trommelbegleitung! — auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit einem Choral besitzt.

Von harmonischen Bildungen sind in der exotischen Musik bis jetzt fast ausschließlich Quinten- und Quartenparallelen bekannt; ähnlich wie sie vor etwa tausend Jahren in unserer eigenen Musik auftraten. Ein Tanzlied der ostafrikanischen Wanyamwezi enthält folgende (eine Oktave tiefer zu transponierende) Stelle:



(Erich M. v. Hornbostel: Wanyamwezi-Gesänge. Anthropos IV.)

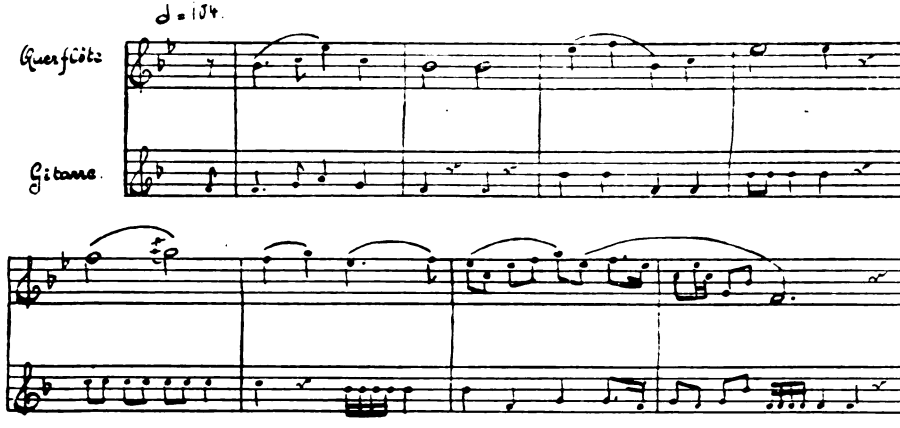
Stumpf nimmt an, daß diese Zusammenklänge deshalb bevorzugt werden, weil sie nach der Oktave unter allen Intervallen die größte Ähnlichkeit mit dem Einklang besitzen.

Von einem eigentlichen Tonsystem kann bei den primitiveren Völkern nicht gesprochen werden. Die Leute kennen die Töne nur innerhalb ihrer Melodien. Wenn man einen afrikanischen Musiker auffordert, eine Tonleiter zu singen, wird er nie begreifen können, was man von ihm will. Die exotischen Kulturvölker dagegen besitzen, wie bereits an einem Beispiel gezeigt wurde, ihre eigenen, sehr beachtenswerten Tonsysteme.

Eine Leiterbildung, die fast noch merkwürdiger als die siamesische erscheint, findet sich auf Java. Es ist dies die sogenannte Salendroleiter (neben ihr kommt noch eine andere mit ungleichen Stufen vor), die innerhalb der Oktave fünf gleichstufige Tonschritte enthält. Spielt man folgende Skala auf der Geige: c, d, f, g, b, c, wobei man f und b etwas zu tief und d und g etwas zu hoch nimmt, so erhält man ungefähr die javanische Salendroleiter. Sie klingt wunderlich genug. Die siebenstufige Siamesenleiter erscheint uns dagegen weniger sonderbar, zumal im praktischen Gebrauch. Es können sogar europäische Melodien in der siamesischen Stimmung gespielt werden, ohne daß sie wesentlich verändert erscheinen. Denn wir sind gewohnt, alle Tonschritte, die sich ihrem Schwingungszahlenverhältnis nach mit keinem unserer Intervalle völlig zur Deckung bringen lassen, dennoch ohne es zu wissen und zu wollen in die ihnen zunächstliegenden

Intervalle unseres Tonsystems umzuhören. Nur wenn die Abweichung eine gewisse Grenze überschreitet, fassen wir sie als Verstimmung auf.

Weit befremdender als das Tonsystem der Siamesen mutet uns ihre Art des gemeinsamen Musizierens an. In ihrem Orchester spielt jedes Instrument eine Variation des Themas, und zwar seiner Beschaffenheit gemäß: die Flöte zum Beispiel flicht vor allem Triller und kleine rasche Schmuckpassagen in die melodische Linie ein, während die tonalen Schlaginstrumente (Xylophon und Metallophon) ihren besonderen Charakter durch akzentuierte Läufe und zahlreiche Tremolos zum Ausdruck bringen. Es ist also viel eher ein Nebeneinander- als ein Zusammenmusizieren, wofür Stumpf eine sehr treffende Bezeichnung gefunden hat: Heterophonie. Der Ausdruck stammt von Plato, dessen Schilderung es wahrscheinlich macht, daß die alten Griechen in ähnlicher Weise musiziert haben, wie es heute noch in Siam geschieht und auch auf Java, in China, in Japan und anderwärts. Diese heterophonen Formen vereinigen sich zuweilen mit den bereits erwähnten Quinten- und Quartenparallelen. Ein chinesisches Instrumentalstück beginnt folgendermaßen:



(Erich Fischer: „Beiträge zur Erforschung der chinesischen Musik." Sammelbände der Internat. Musikgesellschaft XII, 5.)

Neben diesen Studien am Phonographen sucht die vergleichende Musikwissenschaft festzustellen, welche Rolle die Musik im Leben der verschiedenen exotischen Völker spielt, bei welchen Gelegenheiten musiziert wird und von wem, ob Musikinstrumente existieren und welcher Art und Abstammung sie sind. Sehr bedeutsam ist auch die Frage nach etwaigem musikalischen Import aus fremden Ländern und Kulturen und dessen Einwirkung auf die nationale Musik.

Daß die Tonkunst fast nirgends einen so geringen Faktor im öffentlichen Leben bildet wie in den Ländern mit europäischer Zivilisation, ist bekannt. „Wollt ihr wissen, ob ein Königreich gut regiert wird, ob die Sitten der Eingeborenen gut oder schlecht sind? Fragt die Musik!" Dies war die Ansicht

von Konfuzius wie von Plato. Aber auch für die meisten primitiven Stämme ist die Musik ein unentbehrlicher Bestandteil ihres Daseins; an allen fröhlichen wie ernsten Veranstaltungen beteiligt sie sich in hervorragender Weise. Die Mehrzahl der außereuropäischen Völker betrachtet die alten Melodien wie auch deren Texte als sakrosankt und legt hohen Wert auf ihre genaue Überlieferung. Deshalb kann man zuversichtlich hoffen, in der exotischen Musik hie und da uralten Weisen zu begegnen.

So muß die bisher übliche Verspottung der exotischen Musik einer aufrichtigen Achtung weichen. Wenn wir auch, wie gesagt, heute noch außerstande sind, in ihre charakteristischen Schönheiten völlig einzudringen, so hat sie dennoch hohen Anspruch auf unsere Beachtung. Denn ganz abgesehen davon, daß die vielen merkwürdigen Formen, die sie birgt, zu manchem fruchtbaren Gedanken anregen, vermag ihr systematisches Studium drei Wissenschaften wertvolle Dienste zu leisten:

der Ethnologie, weil die Musik bei den fremden Völkern einen der wichtigsten Kulturfaktoren bildet und weil mit Hilfe der vergleichenden Musikwissenschaft vielfach Beziehungen zwischen einzelnen Stämmen mit besonderer Sicherheit ermittelt werden können —

der Musikgeschichte, weil sich in der exotischen Musik gewisse Formbildungen zeigen, die alten Formen unserer eigenen Musik analog sind, so daß dem Musikhistoriker ein praktisches Studium dessen möglich wird, was er bisher nur aus zum Teil recht unvollkommenen Aufzeichnungen und Beschreibungen kannte —

der Psychologie, weil die zahlreichen, oft völlig gegensätzlichen Gebilde und Entwicklungsarten in der exotischen Musik auf manche ästhetische und tonpsychologische Fragen Auskunft zu geben und auch andere Probleme, wie etwa die Frage nach dem Ursprung der Musik, deren Verhältnis zur Sprache, der Priorität des Rhythmus, der Harmonie oder der Melodie ihrer Lösung näher zu bringen vermögen.

Es muß demnach nur für die möglichst rasche Herbeischaffung alles wichtigen Materials gesorgt werden, um der vergleichenden Musikwissenschaft eine bedeutungsvolle Zukunft zu sichern. Mit der immer weiteren Ausbreitung der europäischen Kultur dringen auch die Weisen unserer Musik in die entlegensten Weltteile und werden fast überall, besonders bei den primitiveren Völkern, nur allzu gern aufgenommen. Wo aber erst einmal Leo Fall und Franz Lehar Heimatrecht erlangt haben, da ist für die vergleichende Musikwissenschaft nicht mehr viel zu gewinnen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichtliches

Wieland, Seuffert und die Deutsche Kommission. Als die Berliner Akademie vor einigen Jahren einen eigenen Ausschuß bestellte, der sich besonders des deutschen Schrifttums annehmen sollte, fand sie überall einhellige Zustimmung. Und um wieviel mehr Grund haben wir Deutsche uns der Wirksamkeit dieser Körperschaft zu erfreuen als der französische Gelehrte, der in einer Fachzeitschrift die ersten Taten der „Deutschen Kommission" aufs wärmste begrüßte. Eine Reihe erfolgreicher Unternehmen sind uns nun schon beschert worden: die „Deutschen Texte des Mittelalters" machen uns ungedruckte oder schwer zugängliche Schriftwerke des deutschen Mittelalters bekannt; die einheitliche Inventarisation der deutschen Handschriften wird die Masse der mittelalterlichen Produktion dem Forscher eröffnen und nutzbar machen. Ein „Rheinisches Wörterbuch" wird vorbereitet, das Grimmsche Wörterbuch soll fortgeführt und vollendet werden, und für die systematische Erforschung der neuhochdeutschen Schriftsprache sind umfassende Vorbereitungen getroffen. Nach jahrelanger Vorarbeit hat die deutsche Kommission nun auch eine vollständige und kritische Gesamtausgabe der Schriften Wielands ins Werk gesetzt, die im Verlag der Weidmannschen Buchhandlung zu Berlin erscheint.

Längst war der Mangel einer auch nur annähernd vollständigen und wissenschaftlich zuverlässigen Ausgabe von Wielands Werken nicht nur dem Forscher höchst empfindlich. Einzelne Arbeiten des Dichters waren seit Jahrzehnten nicht mehr aufgelegt, viele seiner Übersetzungen und fast alle seine Aufsätze überhaupt nicht wieder gedruckt worden. Sogar für einzelne Dichtungen war man auf die recht seltenen ersten Drucke oder auf die kaum zureichenden Sammlungen durch Gruber oder Düntzer angewiesen. Und trotz der gegenwärtig so starken Neigung für Neudrucke klassischer Werke gibt es heutigen Tages keine Ausgabe, in der man etwa den lustigen und wirksamen Don Sylvio von Rosalva lesen könnte, von manchem unterhaltlichen Epos oder Gedicht zu schweigen. So durfte das große Unternehmen der Berliner Akademie mit Recht allenthalben freudig begrüßt werden. Für ihr neues Werk hatte sich die deutsche Kommission zunächst „den vertrautesten Kenner Wielands", Bernhard Seuffert in Graz, zugesellt, der in den Abhandlungen der Akademie 1904 bis 1909 seine „Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe" veröffentlichte. Diese Arbeit „voll gelehrter Akribie" legt als eine Summe jahrzehntelanger Forschung das unentbehrliche Handwerkszeug zur künftigen Ausgabe vor. Unlesbar für den Unzünftigen versagt sie sich's selbstlos, über die nötige Sammlung des Materials und über die Grundfesten hinaus das nun minder Schwierige und das Erfreulichere emporbauend vorweg zu nehmen. Seufferts Arbeit und ihre Früchte sind als Zwischenglied in der Geschichte der neuen Ausgabe nicht auszuschalten.

In dem wahrhaft umfassenden Plane ist die Anlage in drei Gruppen vorgesehen, die zusammen mindestens fünfzig Bände ergeben werden. Die erste Abteilung bringt die Werke im engeren Sinne, die zweite die Übersetzungen, die dritte, von Bernhard Seuffert selbst vorbereitet, die Briefe. Erich Schmidt hat das großzügige Werk mit einem frisch und glänzend geschriebenem Vorwort verheißungsvoll eröffnet. Bis jetzt liegen fünf ansehnliche Bände vor: drei der ersten Abteilung, „Poetische Jugendwerke", herausgegeben von Fritz Homeyer, und zwei Bände der Übersetzungen „Shakespeares theatralische Werke", von Ernst Stadler besorgt, Wielands

unendlich wichtige und für die Shakespeare-Übersetzung in Deutschland grundlegende Übertragung, die seit ihrem ersten Erscheinen vom Jahre 1762 ab nicht wieder gedruckt worden war.

Einige Bedenken, die wir hegen, seien freimütig festgestellt; sie sollen, vorneweg offen ausgesprochen, die Freude an dem großzügigen Werk nicht dauernd verdunkeln. Aus buchhändlerischen Rücksichten, heißt es, ist man neuerdings von der Verteilung auf einzelne Bände abgekommen, wie die „Prolegomena" sie vorgesehen hatten. Das ist zu bedauern. Die Einteilung war feinsinnig berechnet und vermied klug und günstig manche Schwierigkeit, die sich aus der Rücksicht auf den Umfang der Bände, auf zeitliche Folge der einzelnen Schriften einerseits und das Zusammenhalten verwandter Gruppen anderseits notwendig ergibt. Nun hat uns die Änderung des ursprünglichen Planes statt der früheren schlanken und handsamen Bände die üblicheren und übleren dicken Bücher gebracht. Um die höhere Bogenzahl zu erreichen, sind auch unsachliche Verschiebungen nötig geworden; so ist dem dritten Bande der poetischen Jugendwerke (zu 298 Seiten) die umfängliche Abhandlung vom Noah (220 Seiten) als „Anhang" beigegeben worden. In übermäßiger Sparsamkeit erscheint ferner der Raum so sehr ausgenutzt, daß man in den Werken nicht einmal große Dichtungen stets auf einer eigenen Seite anheben ließ, von kleineren Stücken wie den Vorberichten u. ä. ganz abgesehen. Darunter leidet die Übersichtlichkeit ziemlich erheblich. Die Würdigung der einzelnen Bände wollen wir zunächst versparen, um sie in sachlichen Gruppen vorzunehmen, sobald der kritische Apparat uns eine Beurteilung ermöglicht. Er soll die Lesarten, eine kurze Textgeschichte und knappe Anmerkungen bringen und wird erfreulicherweise in eigenen Heften oder Büchern ausgegeben. Bis heute ist noch kein Heft der Lesarten erschienen. Dieser Mangel wird nun allerdings durch den großen Vorteil aufgewogen, daß die Ausgabe durch die eifrige Bemühung Erich Schmidts überhaupt schon so weit gediehen ist; dies Verdienst kann kaum hoch genug angeschlagen werden.

Erst jetzt wird, nicht nur dem Fernerstehenden, die unendliche Leistung Wielands für unsere Literatur allmählich klar werden. Blieb doch seine Tätigkeit als Rezensent in den Erfurter Gelehrten Anzeigen oder als Herausgeber des Teutschen Merkur bislang überhaupt so gut wie völlig im Dunkel. Die wissenschaftliche Forschung wird allenthalben neuen Stoff und neue Anregung vorfinden. Eine Wieland-Biographie, die wir von Seuffert erhoffen, wäre freilich der schönste dauernde Erfolg.

So wird die neue Ausgabe ihrer gesamten Anlage nach nicht minder als ihres wissenschaftlichen Wertes halber eines der hervorragendsten und kostbarsten Werke auf dem Gebiete der deutschen Literatur und ihrer Literarhistorie werden, für Wieland die erste und die einzige vollständige, die Ausgabe kurzweg, die jedermann künftig wird benutzen müssen, der sich ernsthaft um den klassischen Sänger der Grazien bemüht. P.

Naturwissenschaften

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
Im lieblichen Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Füreinander sein.

Goethe

Das Studium der Wechselbeziehungen, in denen Blumen und Insekten zueinander stehen, hat durch Erfolge neuerer Forschung auf dem Gebiete der Blütenbiologie in mannigfaltiger Beziehung an Interesse gewonnen. In dem jüngst erschienenen Werke „Blumen und Insekten, ihre Anpassung und ihre gegenseitige Abhängigkeit" (Leipzig, B. G. Teubner. Preis M. 6,60) führt Prof. O. v. Kirchner, ein auf diesem Gebiete bekannter Forscher, zunächst auch den Anfänger auf historischer Grundlage mit außerordentlicher Klarheit in die Befruchtungs- und Vererbungslehre der Blütenpflanzen ein und gibt dann die nötigen entomologischen Erläuterungen, die zum Verständnis des Körperbaus und der Gewohnheiten der Blumeninsekten erforderlich sind. Im Mittelpunkt der Kirchnerschen Untersuchung steht die Beantwortung der Frage, in welcher Weise die Bestäubung, die Übertragung von wirksamem Blütenstaub auf eine geschlechtsreife Narbe, vor sich geht. Die Ansicht der alten

Botaniker, daß die Autogamie die normale und ausreichende Bestäubungsweise der Zwitterblüten wäre, war schon durch das Knightsche Gesetz und später vor allem durch Darwin verworfen worden. Kirchner zeigt, wie höchst mannigfaltig sich die verschiedenen Arten der Blütenpflanzen nach neueren Erfahrungen gerade in der Ausbildung und Verwendung der beiden Bestäubungsformen, der Autogamie und der Allogamie, verhalten. Als Vermittler der Bestäubung kommen bei fast 80 Prozent der mitteleuropäischen Blütenpflanzen Insekten in Betracht. Augenfälligkeit und Düfte sind es, die für die Blumen die Reklame besorgen, dagegen kann erst die dargebotene Nahrung, der Nektar und der Pollen, die Tiere zu regelmäßigem Besuch und zur allmählichen Anpassung an die Blüteneinrichtungen veranlassen, wofür die Blumengäste dann dem wichtigen Vorgang der Bestäubung dienstbar gemacht werden. In der Tierklasse der Insekten kommen hauptsächlich Hautflügler, Schmetterlinge, Zweiflügler und Käfer in Betracht, die sich bald sehr stark, bald in weniger ausgeprägter Weise der Gewinnung von Blumennahrung angepaßt haben. Große Vollkommenheit zeigen die Immen, deren intelligenteste Vertreter, die Bienen und Hummeln, hier einer näheren, sehr lehrreichen Betrachtung unterzogen werden. Die weitere Untersuchung der Anpassung von Blumen und Insekten aneinander führt auch Kirchner zur Aufstellung der schon von H. Müller umgrenzten Blumenklassen. Es lassen sich zunächst zwei große Hauptgruppen erkennen, deren erste diejenigen Blumenklassen umfaßt, bei denen besondere Anpassung an einen engeren Kreis von Besuchern noch nicht hervortritt und die Blumenden Insekten der verschiedensten Ordnungen zugänglich sind. Die zweite Hauptgruppe wird von Blumen gebildet, welche Anpassung an bestimmte, begrenzte Besucherkreise unter mehr oder weniger vollständigem Ausschluß anderer Insekten zeigen, also auf einer höheren Anpassungsstufe stehen. Aus dem gewaltigen Beobachtungsmaterial über die Bestäubungseinrichtungen der Blüten und die Arten, Ausrüstungen und Gewohnheiten der Besucher, das sich seit der Aufstellung der Darwinschen und H. Müllerschen Theoreme angesammelt hat, zieht Kirchner nur besonders typische und interessante Einzelheiten zur näheren Betrachtung heran. Zahlreiche frühere Anschauungen werden nach dem veränderten Standpunkt des Wissens neu formuliert. Als gesichertes Ergebnis der blumenstatistischen Zusammenstellungen wird die Feststellung der überall herrschenden Harmonie zwischen Blumeneinrichtung und Blumenbesuchern, nicht nur im einzelnen, sondern auch zwischen Blumenklassen und Besucherklassen, hingestellt. Die Frage nach den Ursachen gegenseitiger Anpassung von Blumen und Insekten hat seit Beginn der Blumenforschung je nach dem Stande naturwissenschaftlicher Erkenntnis zu verschiedenen Lösungsversuchen geführt. Wie alle Zweige der biologischen Wissenschaften, so wurde auch die Blütenökologie besonders im Zeichen der von Darwin begründeten Selektionslehre weiter entwickelt. Kirchner kommt zu der Ansicht, daß eine rein mechanische Erklärung für die Entstehung der gegenseitigen Anpassung von Blumen und Insekten, wie sie H. Müller mit großem Scharfsinn versucht hat, das Rätsel nicht zu lösen imstande ist, sondern daß in den Organismen selbst liegende Kräfte, mögen sie als „Vervollkommnungstrieb", als „Empfinden eines Bedürfnisses" und als „zweckmäßiges" Reagieren darauf oder anders bezeichnet werden, mitwirkend in Tätigkeit treten. Die überall vorzügliche Verständlichkeit der Darstellung wird dem Werke auch in Laienkreisen zahlreiche Freunde erwerben. Die vielen und fast alle vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Abbildungen veranschaulichen die Ausführungen in sehr geschickter Weise. H. P.

Eine Frage, die schon manchem gewissenhaften Arzte schweres Kopfzerbrechen gemacht hat, ist die, wieweit ein ernstlich Kranker über die Natur seines Leidens und die Möglichkeiten des Verlaufes aufzuklären sei. Und sofern er nicht nur Krankheiten kennt, sondern Kranke, wird er oft auf die Gefahr hin, bei ungünstiger Wendung blamiert zu scheinen, es vorziehen, seine Besorgnisse größtenteils für sich zu behalten, nur um seinem Patienten Lebensmut und Hoffnung nicht zu rauben; denn diese beiden kennt er als seine mächtigsten Bundesgenossen. — Noch weit brennender wird diese Frage demjenigen auf die

Seele fallen müssen, der es unternimmt, weiten Kreisen Aufklärungen über Krankheiten in einem populären Buche zu geben, von dem er nicht weiß, in welche Hände es fallen wird.

Die Berliner Ärztin **Dr. Jenny Springer** hat ein solches Buch unter dem Titel **„Die Ärztin im Hause"** erscheinen lassen. In Form und Inhalt lehnt es sich im ganzen an die bekannte „Hausärztin" von Fischer-Dückelmann an, von der es sich jedoch durch weit eingehendere Behandlung eben desjenigen Teiles unterscheidet, der sich mit den Krankheiten beschäftigt. Ich meine, nicht zu seinem Vorteile!

Fischer-Dückelmann hat es mit seltenem ärztlichen Takte verstanden, in Form und Auswahl des Stoffes das Ziel im Auge zu behalten, daß ihr Buch nicht ärztliche Halbbildung verbreiten, sondern Kranke und Gesunde recht beraten soll. Bei dem Springerschen Buche aber hat mir auch eingehende Lektüre das Rätsel nicht lösen können, wer dieses Buch in diesem Umfange mit Nutzen lesen soll. Für den Arzt ist es zu populär gehalten, für den Laien zu eingehend. Auch setzt es sowohl in seinem Krankheitsteile als in den sonst recht guten Abbildungen vielfach mehr anatomische Kenntnisse voraus, als der diesem Fache gewidmete Artikel bringen kann — von dem übrigens auch zu wünschen bleibt, daß er mit mehr „Richtigkeit" geschrieben wäre: Eine Handwurzel soll sieben Knochen haben, der Kniescheibe eine Gelenkfläche am Schienbein entsprechen; und das sind nur Beispiele, die sich zu Dutzenden zitieren ließen.

Daß in vielen Abschnitten viel Brauchbares gesagt wird und im ganzen ein sympathischer Charakter aus den Zeilen spricht, soll nicht geleugnet werden. Aber weniger wäre viel mehr gewesen, und namentlich wo wir ein so treffliches Werk haben, wie Fischer-Dückelmann, kann ich das von der Verfasserin so betonte „dringende Bedürfnis" für dies neue Buch nicht anerkennen.

Dr. med. Worthmann-Schweidnitz

Sozialanthropologie

Der Zufall fügt es, daß uns einige Bücher zur Anzeige vorliegen, die bei aller Verschiedenheit ihrer speziellen Gedankenkreise dennoch durch ein geistiges Band miteinander verbunden sind. In der Fülle und Eigenart des in jedem von ihnen verarbeiteten Materials spiegelt sich die Tiefe und Schwierigkeit der Fragen, die die menschliche Rasse in ihrer physischen und psychischen Beschaffenheit, in ihrer historischen Entwicklung und in ihrem gegenwärtigen Bestande dem menschlichen Scharfsinn aufgibt.

Das **„Gobineaus Rassenwerk"** gewidmete Buch von **Ludwig Schemann** (Stuttgart, Fromanns Verlag, 1910), dem verdienstvollen Gobineauforscher, enthält Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des „Essai sur l'Inégalité des races humaines" und Vervollständigungen der Gobineauschen Lehre aus seinen anderen Schriften. Schemanns Zweck ist in erster Linie, die über den Gobineauschen Essai, namentlich seine Entstehungsgeschichte und die von ihm ausgegangenen Wirkungen verbreiteten Legenden und Irrtümer zu zerstreuen und einen wirklichen Abschluß für dessen Beurteilung zu geben. Das Werk ist durchaus nicht etwa als Einführung in die Gedankenwelt Gobineaus, des Vaters der modernen Sozialanthropologie, gedacht, es setzt vielmehr die Bekanntschaft mit ihr voraus. In erster Reihe wird es die Fachkreise interessieren und dort die gebührende Würdigung finden. Der Laie wird aus ihm vielleicht mit einiger Überraschung ersehen, daß manche ihm geläufige Auffassung sich in Anlehnung an Gobineau entwickelt hat. Der Franzose Gobineau hat nämlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den germanischen Rassengedanken eingehend entwickelt und bis in seine letzten Folgerungen zielbewußt durchgeführt. Aber während er seine Theorie von der Kulturmission der germanischen Edelrasse und der Unabwendbarkeit ihrer Entartung infolge der Rassenmengung hauptsächlich historisch begründete, ahnte er nicht, daß seine Gedankenkreise sich mit denjenigen der Naturforscher, die die Entwicklungsgesetze des Menschengeschlechts studieren, schneiden würden. Er stand Darwin und dem Darwinismus ablehnend gegenüber. Hier liegt nun aber gerade der Ausgangspunkt für die Untersuchungen **Schallmayers** über Rassenhebung und Verhütung der Rassenentartung, die er in seinem preisgekrönten Werke **„Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen**

und politischen Bedeutung" niedergelegt hat. (Zweite durchwegs umgearbeitete und vermehrte Auflage, Verlag von Gustav Fischer in Jena. 1910.)

Schallmayer ist ein energischer Verfechter der Lehre Darwins. Er ist der Überzeugung, daß das Gesetz der Auslese nicht nur in der Entwicklungsgeschichte des Tier- und Pflanzenreichs wirksam ist, sondern daß auch die geistigen Güter, die Sprache, Religion, Sitte, Sittlichkeit und Rechtsordnung Ergebnisse einer Entwicklung sind, die vom auslesenden Daseinskampf angetrieben und gelenkt wird. Schallmayer legt, wie Gobineau, besonderes Gewicht auf die geistige und körperliche Rassetüchtigkeit, auch er faßt die Gefahr der Entartung ins Auge. Eine genauere Untersuchung der Ursachen des Niedergangs von Staaten und Völkern tut aber, nach Schallmayer, dar, daß dieser nicht naturnotwendig ist, daß es also für Völker ein physiologisches Altern nicht gibt. Deshalb muß das letzte Ziel jeder staatlichen Politik die Sicherung der Existenz des Gemeinwesens und die Anpassung seiner Kräfte an die Erfordernisse der unablässigen Daseinskonkurrenz sein. Auf die Wahrung der organischen Erbgüter kommt es in erster Reihe an. Die Ursachengruppen, die in einem hochzivilisierten Staate zu einer Verschlechterung des Volkskörpers an leiblichen und geistigen Erbanlagen führen können, werden von Schallmayer auf Grund biologischer und soziologischer Forschungsergebnisse namhaft gemacht, und damit gelangt er auch, im Gegensatz zu Gobineau, zu Vorschlägen, wie dem Verfall hoher Kulturentwicklung zu steuern ist.

Die Wichtigkeit der hier behandelten Probleme auch für die weitere Entwicklung des Deutschtums haben uns den Wunsch eingegeben, unsere Leser mit ihnen näher bekannt zu machen. Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, die in den beiden vorliegenden Werken zutage tretenden gegensätzlichen Anschauungen in einigen Grenzboten-Aufsätzen namhafter Fachgelehrter zum Ausdruck zu bringen.

An dieser Stelle sei noch kurz darauf hingewiesen, daß neuerdings eine von Dr. Otto Neurath und Dr. Anna Schapire-Neurath herrührende einwandfreie deutsche Übersetzung des berühmten Werkes **Francis Galtons**, des kürzlich verstorbenen Begründers der eugenistischen Rassentheorie **„Genie und Vererbung"** (Hereditary Genius), erschienen ist. (Verlag von Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig 1910.) Auch Galtons Forschungen beziehen sich auf die praktische Frage, ob es möglich sei, den Prozeß der natürlichen Auslese so zu leiten, daß eine vollkommene Form der Menschheit hervorgebracht würde. Galton war der erste, der die Vererbung der Anlagen statistisch behandelt hat. **

Tagesfragen

Fraktur oder Antiqua? Bei den Reichstagsverhandlungen am 4. Mai über die Petition des Allgemeinen Vereins für Altschrift hat der Abg. D. Naumann eine Rede gehalten, die wir nach dem Bericht der Täglichen Rundschau hier zum Abdruck bringen, weil unsere Auffassung in dieser Frage mit der des Herrn Naumann völlig übereinstimmt. Zudem zeigen die glänzenden, formvollendeten Ausführungen den bekannten Parlamentarier wieder auf streng nationalem Boden und auf der Höhe seiner rednerischen Begabung, mit der er früher die nationale Jugend zu fesseln und mitzureißen verstanden hat. Die Schriftltg.

Abg. D. Naumann (Fortschr. Vgg.): Ich möchte auch bestätigen, daß es sich keineswegs um eine Parteiangelegenheit handelt, sondern um eine Sache, wo den einzelnen sein künstlerisches, wissenschaftliches und deutschsprachliches Empfinden den einen oder anderen Weg weist. In diesem Sinne unterscheide ich mich von meinem Parteigenossen Stengel, der sowohl als Referent wie als Privatmann in dieser Sache uns seine Meinung hier mitgeteilt hat. (Heiterkeit.) Ich möchte, daß der Antrag der Kommission nicht angenommen wird, weil mir scheint, daß wir dann etwas annehmen würden, was zwar eine gewisse Erleichterung für den Schulbetrieb und den internationalen Verkehr bedeuten würde, während psychologische und charakterologische Werte unseres Volkes in den Hintergrund treten. (Sehr richtig!) Nur zwölf Herren haben sich zwar draußen in die Liste mit deutschen Lettern eingeschrieben, das liegt aber daran, daß auch Leute, die im übrigen mit deutschen Buchstaben zu schreiben pflegen,

sich bei Unterschriften der Lateinschrift bedienen. (Sehr richtig!) Goethe hat, darin hat Herr Dr. Stresemann recht, gelegentlich die Antiqua gebraucht, wenn er etwas ganz langsam ausgefeilt niederschrieb. Aber das meiste von ihm, was aus Fluß und Guß herauskommt, ist in deutschen Lettern geschrieben. In dem Bericht der Kommission finde ich den Satz, daß die Erfolge unseres achtjährigen Volksschulunterrichts trotz all der aufgewandten Mühe geradezu kläglich sind. Der Bericht sagt: Wieviel besser würden wir unsere orthographischen Schwierigkeiten überwinden, wenn wir es nur mit einer Schreibweise zu tun hätten. Der Durchschnittstyp des Franzosen und Italieners schreibt aber nicht orthographischer, als der Deutsche in der gleichen Schrift. Die Lateinschrift verführt wegen ihres einfacheren Bildes aber auch zu weniger deutlichem Schreiben. Wie oft klagen unsere Kaufleute darüber, daß sie bei Briefen, die sie aus Frankreich bekommen, kaum wissen, was in diesen geschlungenen Zügen wirklich steht. In bezug auf Handwerks- und Handtüchtigkeit sind die Völker der komplizierten Schriften nicht die schlechtesten gewesen, denn Schreiben mit der Hand und Tüchtigkeit in der Arbeit haben einen gewissen inneren Zusammenhang. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß auch die deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht in Antiqua gedruckt werden. Was nun das Kunstgebiet anlangt, so meine ich: alle Nachahmer der vorhandenen bewährten, in ihrer Art vollendeten Renaissance der romanischen Völker werden wir nie als Deutsche auf dem Weltmarkte gewinnen, weil hier eine Stilübung und Verfeinerung vorliegt, die wir nur annähernd erreichen, nicht überbieten können. Wenn wir auf diesem Gebiete vorwärts wollen, und wir haben diesen Willen ja durch unseren Versuch in Brüssel an den Tag gelegt, so müssen wir den Versuch machen, unsere eigenen Elemente aus unserem Wesen herauszuholen. Wir müssen an diejenigen Elemente unsere Elemente anknüpfen, bei denen wir nicht in dem großen Kielwasser der Renaissanceformen schwimmen. In dieser Zeit, wo unsere gewerbliche Richtung sich von der Antiqua mit Bewußtsein abwendet, dürfen wir nicht gleichzeitig eine Zuwendung an die Antiquaschrift machen. Die Antiqua ist für die englische Sprache in viel höherem Maße der richtige Ausdruck wegen der großen Quantität abgeschliffener romanischer Elemente, die in ihr enthalten sind. Das Bild unserer Sprache ist diejenige Schrift, in der wir sie bis jetzt hineintun, eine etwas spitzige und eckige, für die anderen harte und schwere, aber charakteristische und erziehungsreiche Schrift. Auch Wilhelm Grimm hat sich der deutschen Schrift bedient. (Widerspruch.) Mag sein, daß er in einem Briefe sich auch einmal der Antiqua bedient hat, wie wir draußen in den Listen. Wenn Goethe seine Werke einmal in Antiqua hat drucken lassen, so sieht diese Ausgabe aber auch so weltfremd aus, daß Vater Goethe selbst sie sicher nicht weiter kaufen, sondern sich mit uns an die deutsche Sammelausgabe halten würde. Es ist auch bemerkenswert, daß im Buchdruckertarif die Antiquaschrift teurer bewertet wird als die deutsche Schrift, was wahrscheinlich nicht nur auf einem Gefühlsurteil beruht, sondern einem Arbeitsergebnis der Buchdrucker. Wenn sich mit der Antiqua sehr viel leichter arbeiten ließe, wie viele findige Unternehmer würden uns dann schon jeden Abend in Berlin auf der Friedrichstraße und Unter den Linden Zeitungen in Antiqua darbieten. Sie tun es nicht, weil sie als praktische Menschen sich sagen: die deutsche Sprache hat ihr eigenes Kleid, und das soll sie behalten. (Stürmischer Beifall.)

Nationale Gewerkschaften, nationale Arbeiterpartei. Unser ganzes Staatsleben steht im Zeichen der Arbeiterbewegung. Nichts würde verkehrter sein, als sie aufhalten zu wollen. Ein solcher Versuch würde nur zu einem großen Kladderadatsch führen. Was hätten wir auch davon! Im Gegenteil gilt es, die Bewegung zu fördern. Dazu ist es aber in erster Linie notwendig, daß wir sie aus den falschen Gleisen, in die die Sozialdemokratie sie geführt hat, befreien. Die Bewegung kann nur gedeihen, wenn die Gegensätze zwischen arm und reich überbrückt und nicht, wie die Sozialdemokratie es tut, vertieft werden. Es gilt, die Arbeiter, die dem sozialdemokratischen Wahn verfallen sind, von diesem loszureißen und die, welche es

noch nicht sind, nicht erst von ihm gefangen nehmen zu lassen.

Jeder Stand will seine eigene Vertretung im politischen Leben haben. Das ist auch durchaus berechtigt, denn wenn ein Teil des Volkes keine Vertretung hat, so wird er stets zu kurz wegkommen, und das wird dem Staate, der Gesamtheit zum Vorteil nicht gereichen. Es ist also ein durchaus berechtigtes Streben, wenn auch die Arbeiter eine eigene Vertretung, in den Parlamenten besonders, erstreben. Ein kleiner Teil der Arbeiter Deutschlands hat ja nun schon eine Vertretung in der sozialdemokratischen Partei, aber es ist nur ein ganz verschwindend kleiner Teil. Es kann auch kein vernünftiger Mensch wünschen, daß der Teil größer werde. Selbst ein großer Teil der Arbeiter wünscht es nicht, da diese sogenannte Partei der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der tollsten Weise jede Selbständigkeit im Handeln und Denken unterdrückt, da sie Hoffnungen macht, die nicht zu erfüllen sind. Es gilt also im Interesse der Arbeiter ganz besonders, eine Arbeiterpartei zu schaffen, die auf dem Boden der Verfassung steht und ihren Zweck, den Arbeitern zu nützen, nicht durch wüstes Gehetze, sondern durch friedliche, ernste Arbeit mit den anderen Parteien zusammen zu erreichen sucht. Wie aber eine solche Partei, eine nationale Arbeiterpartei schaffen? Wer hat die Sozialdemokratie geschaffen? Die freien Gewerkschaften. Wenn sie auch wirtschaftlicher Natur waren, so haben sie doch gleichzeitig die Arbeiter, indem sie sie wirtschaftlich einten, auch politisch geeint, und aus den Gewerkschaftsführern sind damit gleichzeitig auch politische Führer geworden. Einzig und allein auf dieselbe Weise kann auch nur die nationale Arbeiterpartei gegründet werden. Sie kann nicht aus Luft entstehen, sondern sie muß eine feste Grundlage haben, und das können nur nationale Gewerkschaften sein. Mit reichlichen Mitteln ausgestattet, müssen sie, ohne vom Arbeiter allzu hohe Beiträge einzuziehen, den Arbeitern für alle möglichen Zwecke große Leistungen gewähren. Im Anfang werden sie, um gleich mit den freien Gewerkschaften in Konkurrenz treten zu können, Zuschüsse von seiten der Besitzenden bedürfen. Je eher sie aufhören können, um so besser, denn dann sieht der Arbeiter bald, daß es sein eigenes, von keinem Arbeitgeber mehr der Unterstützung bedürfendes Unternehmen ist, und das gibt ihm ein größeres Vertrauen zu der Sache. Unter demselben Gesichtswinkel betrachtet ist es auch absolut notwendig, daß die Arbeiter die Leitung der nationalen Gewerkschaften selbst in die Hand nehmen. Die gelben Verbände sind ein warnendes Beispiel. Aus diesen nationalen Gewerkschaften wird dann ziemlich von selbst auch die nationale Arbeiterpartei hervorgehen. Je mehr sie wachsen, um so größer und einflußreicher wird auch die Partei werden. Mit der Zunahme der nationalen Gewerkschaften werden die freien an Mitgliederzahl verlieren, und mit dem Zunehmen der Partei wird die Stärke und der Einfluß der sozialdemokratischen Partei abnehmen.

Um das ganze Werk zustande zu bringen, ist eins vor allem notwendig: Einheit. Wir haben schon Hirsch-Dunkersche und christliche Gewerkschaften, vaterländische Arbeitervereine u. a. m. Warum haben sie alle den freien Gewerkschaften gegenüber auf wirtschaftlichem Gebiete geringe, auf politischem fast gar keine Bedeutung? Weil die Macht, die sie hätten, wenn sie alle eins wären, verzettelt ist. Kleinliche Parteigegensätze u. a. haben sie teilweise zu ärgsten Feinden gemacht, und die freien Gewerkschaften haben natürlich das Lachen. Weg mit allen den kleinen Gegensätzen, weg mit allen den verschiedenen Vereinen, hinein in eine riesige nationale Organisation! Nur so wird man zum Ziele kommen. Nur so wird durch eine riesige nationale Arbeiterorganisation die Grundlage für eine einflußreiche, die sozialdemokratische Partei vernichtende nationale Arbeiterpartei geschaffen.

Albrecht Graf zu Stolberg Wernigerode

Reichsspiegel

(Vom 2. bis 8. Mai)

Innere Politik

Die Ära Bethmann Hollweg — Elsaß-Lothringen — Die irdischen Reste des Grafen Ledochowski — Der preußische Landwirtschaftsminister in der Budgetkommission — Schmoller und Sering

Seit einigen Tagen treten die Umrisse dessen ein wenig deutlicher hervor, was der Geschichtsschreiber unserer Zeit wird die Ära Bethmann Hollweg nennen müssen, ähnlich wie die Zeit gleich nach dem Fortgange Bismarcks ihre Etikette als „Ära Caprivi" erhalten hat. Das gleichartige in den beiden historischen Momenten liegt in der merklichen Annäherung an den Ultramontanismus, die sich damals und heute vollzog und in deren Folge gerade das eintrat, was die Annäherung verhindern sollte, nämlich die Erstarkung der Demokratie aller Arten und kosmopolitischer Bestrebungen. Erst Fürst Bülow hat nach anfänglichem Herumtasten den Weg wieder zu den Kanälen des Volksempfindens gefunden, in denen die echte Kraft der Nation pulsiert. Die Grundgedanken, denen das neue Reich sein Entstehen und seine heutige Machtstellung nach außen verdankt, kamen wieder zu Ehren und Anerkennung; und nicht nur das wirtschaftliche und kulturelle Leben strebten erneut mächtig auf, auch das politische erhielt einen frischen Zug, und große Aufgaben von weittragender nationaler Bedeutung konnten fortgeführt werden. Befreit von den ärgsten politischen Sorgen konnte daran gegangen werden, die Segnungen der verflossenen Epoche breiteren Schichten zugute kommen zu lassen. Die verständige Absicht scheiterte mit der Finanzreform. Als Herr v. Bethmann, durch den scheidenden Staatsleiter als Nachfolger bezeichnet, das Reichskanzlerpalais bezog, konnte man hoffen, er werde das schwierige Amt im Sinne seines Vorgängers weiter führen. Die nationale Presse hat ihm darum Zeit gelassen, sich einzuarbeiten, und hat vorsichtig auch dort geschwiegen, wo sonst ein kritisches Wort gefallen wäre, lediglich, um dem neuen Führer die an sich schwierige Aufgabe nicht noch schwieriger zu gestalten. Wir alle, die eine solche Haltung in der Presse beobachteten, ließen uns darin noch bestärken durch die Überlegung, daß ein Mann von der tiefen allgemeinen Bildung es verschmähen würde, Augenblickserfolgen nachzujagen, daß ein Mann, von dem es heißt, er kenne die Entwicklung des deutschen Geisteslebens von seinen Anfängen an, daß Bethmann

Hollweg danach trachten würde, gerade den ideellen Bestrebungen in der Nation gerecht zu werden und alles das zu fördern, was geeignet sei, den Materialismus zurückzudrängen. Statt dessen zeigt sich der Kanzler als ein Anhänger der Politik von Fall zu Fall, ohne ein bewußt verfolgtes höheres Ziel. Sein Plan liegt allem Anscheine nach nicht darin, die offen zutage liegenden Schäden abzustellen und verständige Wünsche der Nation zu befriedigen, sondern einzig in der Absicht, den lautesten Schreiern oder wenigstens den einflußreichsten den Mund zu stopfen. Bis zu einem gewissen Grade gelingt solches auch. Es wird vielleicht auch mit den angewandten Mitteln möglich werden, eine Stimmung für die bevorstehenden Wahlen zu schaffen, die von einer gewissen Beruhigung im Lande zeugt. Aber wie wird die Ruhe aussehen, und um welche Opfer soll sie erkauft werden?

Elsaß-Lothringen ist das erste Opfer. Ein zwingender Grund, dessen Verfassung noch während der laufenden Legislaturperiode zu ändern, lag nicht vor; weder die Liberalen noch anfänglich das Zentrum haben den Kanzler gedrängt. Es hätte mit den Verhandlungen bis zum Zusammentritt des neuen Reichstags Zeit gehabt. Die Nachrichten, die kürzlich verbreitet wurden, wonach die Frage in den Hafen allseitigen Einverständnisses eingelaufen sei, greifen allerdings den Tatsachen vor. In der abgelaufenen Woche haben wohl seitens des Herrn Reichskanzlers mit den maßgebenden Parteiführern Besprechungen stattgefunden, die die Möglichkeit eines Kompromisses verheißen, aber noch sind, trotz weiten Entgegenkommens von freikonservativer und liberaler Seite, die Hindernisse nicht völlig beseitigt.

Ein eigenartiges Licht fällt auf die Stellung der deutschen Reichs- und preußischen Staatsregierung zum Ultramontanismus durch die Lösung der Frage, ob die irdischen Reste des Grafen Ledochowski im Dom zu Posen beigesetzt werden sollen oder nicht. Wie halbamtlich gemeldet wird, hat der Vormund seinen Antrag auf Beisetzung zurückgezogen, nachdem die Regierung auf die Erregung in der Presse hingewiesen. Ein moralischer Sieg der Polen! Denn was die ultramontanen Schürer erreichen wollten, haben sie wenigstens zum größten Teil erreicht. Sie können unter Bezugnahme auf die Erörterungen in der deutschen Presse den Haß der Polen gegen die Deutschen schüren. Das Verhalten der Regierung, die sich um eine Entscheidung herumdrücken konnte, werden sie als das kennzeichnen, was es ist, und sich selbst als die Herren der Lage aufspielen.

Am deutlichsten tritt die neuerliche Schwenkung der Regierungspolitik in den Ausführungen des preußischen Landwirtschaftsministers in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses über die Anwendung des Enteignungsgesetzes zutage. Es war eine glatte Absage an den Ostmarkenverein, noch dazu in so verletzender Form, als sei sie an Reichsfeinde gerichtet. Und doch gehören dem Verein die besten Männer des Landes an! Gerade aus der Form geht aber hervor, daß die Regierung bewußt den seit Caprivi verlassenen Weg der

Versöhnungspolitik mit den Polen von neuem betritt. Wozu? Warum? Um die Katholiken zu beruhigen? Das wäre nicht notwendig. Denn ein großer Teil der deutschen Katholiken denkt über die Notwendigkeit einer energischen Fortführung des Ansiedlungswerkes in der Ostmark genau so wie wir. Ja, sie stimmen uns sogar, wie aus Altkempners lesenswerter Studie zu entnehmen ist, darin bei, daß einstweilen das zur Kolonisation im Osten verwendete Ansiedlermaterial nicht aus der katholischen Bevölkerung entnommen werden dürfe, weil es aus naheliegenden Gründen zu leicht der Polonisierung verfalle. Also nicht die deutschen Katholiken, sondern die Ultramontanen und mit ihnen den polnischen Großgrundbesitz sucht die Regierung zu beschwichtigen. Welch ein höherer Gesichtspunkt dieser Politik zugrunde liegt, entzieht sich vollständig meiner Kenntnis. Rücksicht auf die österreichischen Polen ist es ebensowenig wie etwa das von russischer Seite wiederholt gemachte Angebot, uns das Weichselgebiet, das „Königreich", anzugliedern. Es sind in erster Linie innerpolitische, das ultramontane Zentrum angehende Erwägungen, die die preußische Staatsregierung leiten.

In meinem vorigen Reichsspiegel habe ich darauf hingewiesen, wie sehr gerade der Stellungswechsel dem Zentrum gegenüber der Regierungsautorität schade. Auch die deutsche Wissenschaft muß in eigenartigem Licht erscheinen, wenn sie die neue Haltung der Regierung stillschweigend gut heißt. Wie erinnerlich hat im Kampf um das Enteignungsgesetz im Jahre 1908 Professor v. Schmoller seine ganze wissenschaftliche Autorität im Herrenhause eingesetzt, um die Regierungsvorlage durchzubringen. Die Rede des Berliner Nationalökonomen war die letzte unter den großen damals gehaltenen, und man hatte den Eindruck, daß sie das Schicksal der Vorlage nicht mehr beeinflussen konnte, weil schon die vorhergegangenen Ausführungen die Stimmung zugunsten der Regierung gewendet hatten. Damals wurde mir erklärt, daß Schmollers Rede auch lediglich den Zweck verfolgt habe, die Haltung der Regierung nach außen moralisch zu stützen; sie sollte zeigen, daß die Regierung ihre nationalen Aufgaben löse nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Im Herbst vorigen Jahres hat ein anderer anerkannter Gelehrter, Professor Sering, einwandfrei den Nachweis erbracht, daß der Großgrundbesitz und in erster Linie die Latifundien der Ostmark das Land in nationaler Hinsicht ruinieren. Es wäre zweifellos eine verdienstvolle Tat, wenn die genannten Gelehrten sich entschließen wollten, ihren früher geäußerten Standpunkt gerade jetzt wieder der Öffentlichkeit zu wiederholen.

G. Cl.

Bank und Geld

Deutsch-schwedischer Handelsvertrag — Kanadisch-amerikanischer Zollvertrag — Gefährdung deutscher Handelsinteressen — Die amerikanischen Kaliverträge — Lösung des Kalikonfliktes — Kleine Aktien in den Schutzgebieten

Die Reichsregierung hat mit Schweden einen Handelsvertrag vereinbart, welcher im Laufe dieser Woche veröffentlicht worden ist und demnächst

den Reichstag beschäftigen wird. Schweden gehört zu den wenigen Ländern, mit denen Deutschland eine sogenannte aktive Handelsbilanz hat. Der Überschuß unserer Ausfuhr von 190 Millionen über unsere Einfuhr von 163 Millionen im letzten Jahre ist zwar nicht sehr beträchtlich, aber die Ausfuhrziffern an sich zeigen in ihrer Höhe, daß unsere Industrie ein lebhaftes Interesse an günstigen Tarifabkommen mit dem nordischen Nachbar hat. Die Zollverhältnisse waren nun dadurch gefährdet, daß Schweden im nächsten Jahre einen autonomen Tarif mit wesentlich erhöhten Sätzen einführt; es galt also, angesichts dieser Bedrohung unserer Ausfuhr im Wege vertraglicher Vereinbarung unserer Industrie möglichst große Vorteile zu sichern. Dabei fällt in das Gewicht, daß die letztere auch erheblich an der schwedischen Einfuhr nach Deutschland beteiligt ist. Denn mehr als ein Drittel derselben entfällt auf Eisenerze, nahezu ein Fünftel auf Bau- und Nutzholz. Schweden befolgt mit der Einführung des autonomen Zolltarifs das Beispiel Deutschlands, das für die allmähliche Bekehrung der Welt zum Schutzzoll bahnbrechend gewesen ist. Ein autonomer Zolltarif bringt aber für ein exportierendes Land unter allen Umständen schwere Nachteile. Selbst wenn es gelingt, die größten Härten im Wege der vertraglichen Vereinbarung zu beseitigen, so kann dies doch niemals ohne bedeutende Gegenkonzessionen geschehen; die Sätze eines derartigen Tarifs sind schon danach bemessen, daß die Gegenleistungen für die Ermäßigung recht erklecklich ausfallen müssen. So war denn auch zu erwarten, daß der neue Handelsvertrag für Deutschland kaum Vorteile gegen den bisherigen Zustand bringen würde; und man muß zufrieden sein, wenn das neue Abkommen sich nicht als eine wesentliche Verschlechterung darstellt. Klagen der beteiligten Industrie- und Handelskreise werden freilich, obwohl dieses Ziel von unseren Unterhändlern erreicht ist, nicht ausbleiben. Insbesondere wird die Zollfreiheit für schwedische Pflastersteine und die Aufrechterhaltung des bisherigen mäßigen Zollsatzes für grobe Tischlerwaren von den Interessenten voraussichtlich lebhaft bekämpft werden, denn in beiden Fällen waren Zollerschwerungen deutscherseits begehrt worden. Indessen, es wäre unbillig, unsere Unterhändler wegen dieses Mißerfolges der Ungeschicklichkeit zu zeihen. Gibt es doch keine dornenvollere und undankbarere Aufgabe als die vertragliche Feststellung eines Zolltarifes. Es geht nun einmal ohne die Verletzung einzelner Sonderinteressen nicht ab, wenn das Wohl des Ganzen gesichert werden soll. Und die durch den neuen Handelsvertrag angeblich Geschädigten werden sich nicht darauf berufen können, daß die Regierung leichtfertig über ihre Wünsche zur Tagesordnung übergegangen sei; denn sie war so vorsichtig, sich bei Abschluß des schwierigen Vertragswerkes der Mitwirkung des wirtschaftlichen Ausschusses in weitestem Umfang zu bedienen. Die berufene Vertretung der Interessenten ist in jedem Stadium der Verhandlungen zugezogen und gehört worden. Das Plenum des Ausschusses hat denn auch nach mehrtägigen Verhandlungen sein Plazet gegeben. Unter diesen Umständen erscheint es ratsam, sich mit den Tatsachen abzufinden und das Augenmerk vornehmlich

auf die Vorteile zu richten, die der Handelsvertrag der Gesamtheit bietet. Diese sind aber nicht gering zu schätzen: sie bestehen hauptsächlich in der vertraglichen Bindung mäßiger Zollsätze für die wichtigsten deutschen Exportwaren, nicht minder für solche der Großeisen- und chemischen Industrie als für unsere landwirtschaftlichen Produkte. Von besonderem Wert ist es auch, daß Schweden für die Zeit der auf zehn Jahre bemessenen Vertragsdauer darauf verzichtet hat, Eisenerze mit einem Ausfuhrzoll zu belegen. Man darf daher wohl hoffen, daß der Reichstag dem Abkommen seine Zustimmung nicht versagen wird. Auch der schlechteste Handelsvertrag ist einem Zollkrieg vorzuziehen, namentlich aber, wenn die möglichen Repressalien, wie im vorliegenden Fall, auch nur zu einer direkten Schädigung der heimischen Volkswirtschaft führen müßten. Schwedisches Eisenerz mit einem Prohibitivzoll zu belegen kann kaum den Wünschen der deutschen Industrie entsprechen.

Deutsche Handelsinteressen werden in erheblicher Weise auch durch den Gegenseitigkeitsvertrag zwischen Amerika und Kanada berührt. Beide Staaten haben ein Abkommen getroffen, das ihnen gegenseitig erhebliche Vorteile einräumt. Mit Kanada steht Deutschland nicht im Verhältnis der Meistbegünstigung, dessen sich sonst alle übrigen Staaten erfreuen. Uns gegenüber gilt lediglich der Generaltarif, und wir befinden uns daher allen Konkurrenten gegenüber in erheblichem Nachteile. Dies wird sich erst ändern, wenn die von Kanada im vorigen Jahre abgebrochenen Handelsvertragsverhandlungen wieder aufgenommen und, wie dringend zu hoffen ist, von deutscher Seite zu einem günstigen Abschluß geführt werden. Dagegen steht uns Amerika gegenüber das Meistbegünstigungsrecht zu, da dieses von den Vereinigten Staaten im vergangenen Jahr gegen Einräumung des vollen deutschen Konventionaltarifs zugestanden wurde, allerdings nur im Wege diplomatischen Schriftwechsels, nicht durch vertragliche Abmachung. An sich könnte also Deutschland mit Fug und Recht auf die billigeren Sätze des kanadischen Tarifs Anspruch erheben. Dem scheint aber die Bundesregierung widersprechen zu wollen, und zwar auf Grund einer Auffassung, die den Begriff der Meistbegünstigung anders und zwar enger auslegt, als dies seitens aller europäischen Staaten geschieht. Nach amerikanischer Praxis soll nämlich Meistbegünstigung nicht bedeuten, daß Vorteile, die ein Staat sich durch Gegenleistung erkaufen mußte, einem anderen auf Grund der Klausel ohne Gegenleistung eingeräumt werden. Da nun Kanada, so schließt man weiter, den billigen amerikanischen Tarif durch große Konzessionen erlangt, so steht Deutschland nicht ohne weiteres ein Recht auf die Sätze dieses Tarifs zu. Die deutsche Auffassung ist die entgegengesetzte. Wir haben zu dieser um so mehr recht, als wir Amerika 1910 die Sätze unseres Konventionaltarifs ohne jede Gegenleistung eingeräumt haben, weil wir von der europäischen Auslegung des Meistbegünstigungsrechtes ausgingen. Es ist nun wahrlich nicht zulässig, daß Amerika, wenn es Rechte erwerben will, europäisch, wenn es Rechte einräumen soll, amerikanisch auslegt. Mit aller Entschieden-

heit wird man sich gegen dieses Verfahren zur Wehr setzen müssen. Und glücklicherweise haben wir eine Waffe dadurch in Händen, daß die Einräumung des Konventionaltarifs nur durch Beschluß des Bundesrats erfolgt ist, dem ein besonderes Reichsgesetz die Ermächtigung erteilt hat, für die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten unsere Vertragssätze, „in ungemessenem Umfang" zur Anwendung zu bringen. Es ist also möglich, den Vereinigten Staaten ohne weiteres diese Vertragssätze ganz oder teilweise wieder zu entziehen. Hoffentlich erweist es sich nicht als erforderlich, so schweres Geschütz aufzufahren. Unsere Handelsinteressen sind mit Nordamerika so eng verknüpft (für unsere Einfuhr steht es mit etwa 1,2 Milliarden an zweiter, für unsere Ausfuhr mit 632 Millionen an dritter Stelle), daß ein wirtschaftlicher Krieg beiden Beteiligten die schwersten Wunden schlagen müßte.

Gegenseitige Interessen zwischen Deutschland und Amerika spielen auch in einer anderen für unsere Industrie bedeutsamen Frage eine wichtige Rolle: in den schwebenden Verhandlungen des Kalisyndikates mit den amerikanischen Vertragsgegnern der Kaliwerke Sollstedt und Aschersleben. Im Laufe der nächsten Woche soll in Brüssel versucht werden, zwischen den Vertretern beider Teile eine Verständigung anzustreben. Als Auftakt zu diesen Verhandlungen hat dieser Tage eine Besprechung der deutschen Beteiligten unter Vorsitz des Handelsministers und unter Teilnahme von Vertretern der preußischen Ressorts und des Auswärtigen Amtes stattgefunden. Schon dieser Apparat zeigt, welche Wichtigkeit von amtlicher Seite den bevorstehenden Verhandlungen beigelegt wird. Es ist daher wohl der Mühe wert, sich die Entstehung und Bedeutung des Streites kurz zu vergegenwärtigen.

Als im Jahre 1909 der Vertrag wegen des Kalisyndikates ablief und es nicht gelang, eine Verlängerung desselben durchzusetzen, schlossen die hauptsächlichsten Opponenten, nämlich die Werke Aschersleben und Sollstedt, mit dem Glockenschlag, in welchem der alte Vertrag ablief, Verträge mit den Vertretern zweier amerikanischer Düngertrusts, durch welche sie ihre gesamte Produktion, zunächst bis 1911, dann optionsweise bis 1916 zu stark ermäßigten Preisen verkauften. Die Folge dieses Zusammenbruchs des Syndikats und der „Verschleuderung nationaler Bodenschätze" war das Kaligesetz, welches eine zwangsweise Kontingentierung der Kaliindustrie unter Teilnahme des Fiskus einführte. Dieses Gesetz sieht nun eine starke Besteuerung vor für Mengen, welche von den syndizierten Werken über das Kontingent hinaus produziert werden. Dieser „Überkontingentsteuer" unterliegen die von Sollstedt und Aschersleben abgeschlossenen Verkäufe. Es warf sich nun die Frage auf, wer diese Abgabe zu zahlen habe, die amerikanischen Käufer oder die Kaliwerke. Der Streit hierüber hat sogar zu diplomatischen Erörterungen geführt, ohne bisher eine Lösung zu finden. Um diese Frage handelt es sich zunächst. Es soll durch Vereinbarung eine Verteilung der Abgabe zwischen Käufer und Verkäufer stattfinden. Dies ist aber nur ein Teil des entstandenen Konfliktes. Das Kalisyndikat hat nämlich ein

erhebliches Interesse daran, diese Verträge der beiden Werke entweder ganz zu beseitigen oder selbst zu übernehmen. Dies deshalb, weil es für das Kalisyndikat von höchster Bedeutung ist, sich den amerikanischen Markt, als den größten Abnehmer, wieder zu erschließen und den Absatz nach den Vereinigten Staaten selbst zu regeln. Eine Steigerung des Absatzes, und zwar eine außerordentliche Steigerung, ist erforderlich, wenn die Kaliindustrie vor einer Produktionskrise bewahrt bleiben soll. Sind doch seit Erlaß des Kaligesetzes Werke in einer solchen Anzahl neu gegründet worden, daß schon jetzt an Stelle der ursprünglich vorhandenen achtundsechzig mit hundertneunzig demnächst produzierenden Werken gerechnet werden muß. Das Kalisyndikat ist also bereit, auch unter schweren Opfern jene Verträge als eigene zu übernehmen. Die Opfer, die man ihm zumutet, sind aber derart unerschwinglich, daß bisher alle Versuche einer Verständigung gescheitert sind. Zunächst soll das Kalisyndikat das Werk Sollstedt erwerben, dessen Kuxe sich sämtlich in der Hand des einen amerikanischen Düngertrusts befinden. Der geforderte Preis beträgt aber nicht weniger als 20 Millionen Mark und ist bisher nicht zugestanden worden. Sodann würde Aschersleben, bei dem die Diskontogesellschaft zurzeit herrschenden Einfluß besitzt, für das Aufgeben der Kontrakte, die ihm langjährige Beschäftigung und annehmbaren Gewinn lassen (NB. wenn es die Überkontingentsabgabe nicht zu zahlen hat!) zu entschädigen sein. Auch das wird einige Millionen kosten. Die Verständigung ist also nicht leicht. Sie wird aber gefördert einmal durch den Zwang der Verhältnisse, sodann durch den sanften Druck der beiden Regierungen. Diese haben keine Neigung, den Streit wieder auf politisches Gebiet hinüberspielen zu lassen, und raten dringend zur Verständigung. Man darf daher wohl hoffen, daß diese für die weitere ruhige Entwicklung unserer Kaliindustrie so ungemein wichtige Frage zu einer befriedigenden Lösung gebracht wird.

Dem Reichstag ist der im Vorjahr abgelehnte Entwurf eines Gesetzes über die Ausgabe kleiner Aktien in den Konsulargerichtsbezirken wieder zugegangen. Es soll in diesen Bezirken und in Kiautschou gestattet sein, Aktien mit einem Nominalbetrag von nur 200 Mark auszugeben. Man will sich also dem englischen Aktienrecht nähern, welches bekanntlich die 1-Pfund-Sterling-Aktie als Norm hat, und die Begründung des Entwurfs verweist ausdrücklich darauf, daß namentlich in Ostasien zahlreiche deutsche Gesellschaften sich dem englischen Recht unterstellen, weil dessen Formen handlicher sind und die Heranziehung einheimischer Kapitalistenkreise gestatten. Diese Begründung bietet nichts Neues. Die Wünsche der Interessenten gingen ja ursprünglich noch viel weiter. Man wollte für die gesamten Kolonialunternehmungen die kleine Aktie einführen und den Handel in solchen auch in Deutschland gestatten. Es handelt sich hierbei aber um ein gefährliches Beginnen. Wenn irgendeine Bestimmung unseres Aktienrechts sich bewährt und als heilsam erwiesen hat, so ist es die Festsetzung des hohen Nominalbetrages. Die 1000-Mark-Aktie bietet namentlich in Verbindung mit der baren Einzahlungspflicht einen guten Schutz gegen Schwindel-

gründungen und Ausbeutung des Publikums. Die Erfahrungen, die man dagegen mit dem englischen System der kleinen Aktie und der Sukzessivgründung gemacht hat, ermutigen wahrlich nicht zur Nachahmung. Es mag sein, daß die Kapitalbeschaffung in wirtschaftlich weniger erschlossenen Ländern durch das deutsche Aktiengesetz erschwert wird. Dieser Nachteil trifft aber weit schwerer die unsoliden, die phantastischen oder schwindelhaften Unternehmungen, als die auf gesunder Grundlage stehenden. Hier heißt es principiis obsta; einen als heilsam erkannten Grundsatz sollte man nicht so leichten Herzens aufgeben oder doch bessere Gründe dafür beibringen als die Motive, wenn sie darauf hinweisen, die Chinesen könnten zur Überzeugung kommen, daß die Deutschen die englischen Rechtseinrichtungen für besser halten oder englischen Schutz dem deutschen vorziehen.

Spectator

Bücherliste

Michaelis, Dr. Paul: Von Bismarck bis Bethmann. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 4.—.

Weiser, Karl: Jesus. Eine dramatische Dichtung in vier Teilen. Leipzig, Philipp Reclam jun. Je M. 0.20.

Speter, Max: Die chemischen Grundstoffe. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Huch, Friedrich: Peter Michel. Ein komischer Roman. München, Martin Mörikes Verlag. M. 2.—.

Fester, Dr. Adolf: Jugenderinnerungen und Kriegsbriefe eines Altfrankfurters. Halle a. S., Max Niemeyer.

v. Seidlitz, W.: Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes. 2. Aufl. Dresden, Gerhard Kühtmann. M. 25.—.

Braig, Dr. Karl: Der Modernismus und die Freiheit der Wissenschaft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 0.75.

„Revision" Treuhand-Aktien-Gesellschaft, Instruktion für die Revisoren der Gesellschaft. Erster Teil. Berlin, Otto v. Holten.

Soeben erscheint in unserm Verlage:

Botscharow

der Großkaufmann

Aus einer russischen Kleinstadt

Von **Alexander Andreas**

Preis M. 4.— geheftet, M. 5.— gebunden in Leinen

Unsre Leser werden in Herrn Botscharow einen alten Bekannten erkennen: er ist der „Vertreter der kaufmännischen Nation", den sie sicher mit vielem Vergnügen in dem kürzlich in den Grenzboten erschienenen Roman „Im Flecken" geschildert fanden. **Botscharow der Großkaufmann** ist die Buchausgabe von **Im Flecken**, allerdings etwas erweitert und mit einem neuen Schlußkapitel.

Das Buch bildet in seiner eleganten Ausstattung einen vornehmen Geschenkartikel. Bestellungen vermitteln alle Buchhandlungen.

Berlin SW. 11, Anfang April 1911 Verlag der Grenzboten

Bernburger Str. 22a 23 G. m. b. H.

Hesiods Werke. Übersetzt von J. H. Voß. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1911.
Einen Neudruck von Hesiods Werken in der alten trefflichen Voßischen Übersetzung, dem auch die Fragmente nicht fehlen, hat Bertha Kern-v. Hartmann mit einer knappen, klaren Einleitung und sparsamen Anmerkungen versehen. Die Griechen stellten Hesiod, den Sänger der Sitte und der Arbeit, den mythenkundigen Dichter der Theogonie und der Werke und Tage, neben Homer; in unseren Tagen weiß man von dem ernsthaften Böoter, der ein rechtes Gegenstück zu dem schönheitsfreudigen Kleinasiaten darstellt, meist wohl nur aus zweiter Hand. Wer die Werke selbst kennen lernen will, dem sei diese neue Ausgabe, die ansprechend ausgestattet ist, bestens empfohlen. K.

Bie, Oskar: Klavier, Orgel, Harmonium, das Wesen der Tasteninstrumente. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner.
Das Büchlein, das in quellendem, klangvollem Stil geschrieben ist, gibt wertvolle Aufklärungen. Insbesondere wird der Musikfreund die faßliche Darstellung des neuzeitlichen Hammerklaviers freudig begrüßen. Für das Harmonium tritt Bie warmblütig ein. Er beleuchtet seine Stellung zum Klavier („das Klavier haben wir, das Harmonium hat uns mehr") und zieht den Schluß, daß das Harmonium einer kleinen Gemeinde von intimen Hörern ein trauter Freund werden könne. W. Kl.

Fresenius, Sigismund Wilhelm: Staatsbürgerliche Erziehung und Bodenreform. (Soziale Zeitfragen, Heft 45.) Berlin, Buchhandlung „Bodenreform" G. m. b. H. M. 0.50.

v. Goßler, General: Über den Mißerfolg strategischer Operationen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—.

Grand-Carteret, John: Deutschland und Frankreich. Ein Wort zur Verständigung. Bonn, Albert Ahn. M. 1.50.

v. Perfall, Frhr. A.: Der Jäger. Jagderzählungen und Skizzen. Leipzig, Grethlein & Co. M. 3.—
Als Poet, Naturfreund und Weidmann besitzt Perfall alle die Eigenschaften, die ihn befähigen, aus dem Jagderlebnis ein Kunstwerk zu schaffen. Keine weiten Jagdreisen schildert er, über keine Massenstrecken gibt es zu berichten, sondern kleine Ereignisse aus dem Jägerleben sind es nur, die der Verfasser uns miterleben läßt, aber gerade darin liegt der Wert des köstlichen Buches, daß wir alles, was wir darin lesen, auch miterleben. Perfall hat, wie wenige sonst, von früh auf ein inniges, persönliches Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur seiner Heimat gehabt; seine Feinfühligkeit, seine Erdennähe befähigen ihn, den zartesten Stimmungen versteckt zu lauschen. In seiner Jugend war er mit W. Leibl eng befreundet. Das Titelbild des Buches gibt das bekannte Bild „Der Jäger" von Leibl wieder; der Freundschaft zwischen den beiden Künstlern, zumal der Zeit, in der das Bild geschaffen wurde, ist die erste Skizze gewidmet. Allen Verehrern Leibls wird diese Erzählung von größtem Interesse sein, gibt sie doch einen Einblick in die Schaffensart des wortkargen Meisters, der wie Perfall im innigsten Verkehr mit der Natur stand. Kein Wunder ist's, daß sie sich da fanden, der Maler und der Poet. M.

Wassermann, Jacob: Der Literat oder Mythos und Persönlichkeit. Leipzig, Insel-Verlag. M. 2.50.

Mausbach, Dr. Joseph: Der Eid wider den Modernismus und die theologische Wissenschaft. Köln, J. P. Bachem. M. 1.50.

Wroblewska, Mia: Das alte Bild. Tagebuchblätter einer jung Gestorbenen. Berlin, Kurt Benekendorff. M. 1.—.

Frhr. Marschall v. Bieberstein, F.: Verantwortlichkeit und Gegenzeichnung bei Anordnungen des Obersten Kriegsherrn. Berlin, Franz Vahlen. M. 12.—.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber **George Cleinow-Schöneberg,** für den literarischen Teil und die Redaktion **Heinz Amelung-Schöneberg.** — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 und 1/2 4—1/2 6 Uhr. — Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

433. **Pfarrer,** 15.10. (2600 M.), Sachsen.
441. **Prediger,** Westpr., bald (2450 M.).
442. **Pfarrer,** Sachsen, bald.
443. **Hilfsprediger,** (3000 M.), Rheinld.
444. **Pfarrer,** 1. 10., Oderbruch.
445. **Pfarrer** (Grdg. Kl. I), Sachsen.
446. **Zweiter Bürgermeister** (4500 M.), bald, Sachsen.
447. **Bürgermeister** (3600 M.), bald, Schlesien.
451. **Pfarrer,** 1. 7., Schlesien.
452. **Hilfsprediger** (2400 M.), sofort, Sachsen.
453. **Hauslehrer,** erf., f. 10j. Knab., Mecklenburg.
454. **Pfarrer,** bald, Westpr.
460. **Hauslehrer** f. 3 Kinder (Philologe).
461. **Hauslehrer** f. Unterprim. u. 2 Kinder (Philologe), Westfalen.

B. Für Damen.

394. **Erzieherin,** ev., jg., mus., gepr., 1. 6., Sachsen.
448. **Erzieherin** (mus.), 25—40 Jahr, f. 2 Mädchen, 15 u. 16 J., Rußland.
449. **Erzieherin,** 1. resp. 15. 8., Mecklbg.
450. **Erzieherin,** gepr., mus. (im Ausland gew.), 1. 8.
455. **Erzieherin,** bald zu 3 Kind. (perfekt Franz. u. Mus.), Baden.
456. **Erzieherin,** 1. resp. 15. 8., f. 11jähr. Knaben, Mecklbg.
457. **Erzieherin** (Schweizerin bevorzugt), f. 14jähr. Mädch. (perf. Engl. u. Frz.), Pommern.
458. **Erzieherin,** 1. 7., f. 15jähr. Mädch. (mus., ev., erf.), Hannover.
459. **Erzieherin,** 1. 7., f. 2 Mädch. (Mus.), Pommern.

Stellengesuche.

Die ersten 3 Zeilen kosten 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Leutnant a. D. mit tadelloser Vergangenheit sucht Stellung als **Erzieher** bezw. **Leiter** einer Erziehungsanstalt. Entsprechende Vorbildung vorhanden. Offerten unter T. H. 639 an die Grenzboten, Berlin SW. 11.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die britische Reichskonferenz

Von Dr. Hans Plehn-London

I.

Das Herannahen der britischen Reichskonferenz, die am 22. Mai zusammentritt und ungefähr vier Wochen tagen wird, hat die alten Erörterungen über einen strafferen politischen Zusammenschluß des britischen Reichs wieder aufleben lassen. Die Regierung von Neuseeland hat einen Antrag auf Errichtung eines Reichsrats (Imperial Council) eingebracht, und im englischen Unterhaus hat man kürzlich darüber debattiert, in welcher Weise man den autonomen Kolonien einen Anteil an der auswärtigen Reichspolitik einräumen könnte.

Damit ist das verfassungspolitische Problem des britischen Imperialismus wieder in den Vordergrund gerückt worden. Schon seit den ersten Anfängen der imperialistischen Bewegung ist die Bedeutung dieses Problems vollauf erkannt worden, und es bildet in der Tat den Kernpunkt jeden Versuchs, eine engere Organisation des Reichs herbeizuführen. Auf allen Kolonialkonferenzen, seit der ersten, die anläßlich des Regierungsjubiläums der Königin Viktoria im Jahre 1887 einberufen wurde, hat man darüber verhandelt, ohne daß jedoch irgendein ausführbarer Vorschlag gemacht oder ein positives Ergebnis erzielt worden wäre. Man hat dann versucht, die politische Konsolidierung des Reichs auf einem Umwege zu erreichen; und zwar bildeten sich schon frühzeitig zwei Schulen imperialistischer Politik aus, von denen die eine eine wehrpolitische, die andere eine handelspolitische Organisation des Reichs erstrebte.

Der Gedanke einer imperialistischen Handelspolitik, die die Reichseinigung auf dem Wege der Zollgesetzgebung erreichen wollte, ist vor allem durch Joseph Chamberlain vertreten worden. Sein erster Plan ging darauf hinaus, gemein-

same Schutzzölle gegen das Ausland, mit Freihandel im Inneren des Reichs, aufzurichten; aber für eine derartige zentralistische Politik waren die Kolonien nicht zu haben, denn die Selbständigkeit ihrer eigenen Handelspolitik wäre dadurch aufgehoben worden. Sein zweiter Plan, der von der kanadischen Politik ausging und der ein handelspolitisches System gegenseitiger Vorzugszölle für das ganze Reich schaffen wollte, scheiterte daran, daß die englischen Konservativen die Wahlen von 1906 verloren und daß die Liberalen, die am Freihandel festhalten, seitdem ihre Herrschaft behauptet haben. Inzwischen hat Kanada seine eigene Handelspolitik weiter entwickelt; es hat mit mehreren Staaten des nichtbritischen Auslands Handelsverträge und -abkommen geschlossen, es steht im Begriff, ein handelspolitisches Gegenseitigkeitsverhältnis mit den Vereinigten Staaten einzugehen; und damit ist der Chamberlainsche Plan einer gemeinsamen und einheitlichen britischen Handelspolitik noch mehr außerhalb des Bereichs des Ausführbaren gerückt worden.

Während die unionistischen Imperialisten oder doch deren Mehrzahl die Reichsorganisation auf handelspolitischer Grundlage erstrebten, machten sich die Liberalen das Programm einer wehrpolitischen Organisation zu eigen. Und die liberale Regierung hat die Zeit ihrer Herrschaft besser benutzt als das unionistische Kabinett Balfour-Chamberlain; auf der letzten subsidiären Reichskonferenz von 1909 sind in der Tat die Grundlagen für eine wehrpolitische Organisation des Reichs geschaffen worden. Aber gerade hierdurch ist das verfassungspolitische Problem von neuem in den Vordergrund gerückt worden. Zwar boten die Einrichtungen eines Reichsgeneralstabes und die Entwicklung der kolonialen Milizen auf englischer Grundlage keine besonderen Schwierigkeiten, da man auf dem militärischen Gebiet unschwer an dem Grundsatz der kolonialen Autonomie festhalten konnte. Bei der Flottenfrage lagen die Dinge anders. Schon auf der Kolonialkonferenz von 1902 hatte der kanadische Premierminister Sir Wilfried Laurier erklärt, daß Kanada den Wünschen der englischen Admiralität, sich durch Geldbeiträge an der Reichsverteidigung zu beteiligen, nicht entsprechen könnte, und daß die Kolonie vielmehr ihre eigene Flotte bauen wollte. Die Admiralität hat diesen Selbständigkeitsbestrebungen der Kolonien lange Widerstand geleistet. Auf der Konferenz von 1907 mußte sie den Widerstand aufgeben, und damit war die Flottenfrage grundsätzlich im Sinne der Kolonien entschieden. Nicht nur Kanada, sondern auch Australien hat bereits den Grund für eine selbständige koloniale Flotte gelegt. Damit ist der alte Grundsatz der Admiralität, die Einheitlichkeit der britischen Flotte nicht antasten zu lassen, durchlöchert worden. Sowohl die kanadische als die australische Regierung hat sich selbst die letzte Entscheidung vorbehalten, ob und wann ihre Flotten in Tätigkeit treten sollen. Sir Wilfried Laurier hat im kanadischen Unterhause ausdrücklich erklärt, daß er nicht unter allen Umständen bereit sein würde, die kanadische Flotte der englischen Admiralität zur Verfügung zu stellen. Kanada müßte freie Hand behalten, um sich zu entscheiden,

ob es an einem Kriege des Mutterlandes teilnehmen wollte oder nicht. Er führte die Besetzung Ägyptens als ein Beispiel an, wo die Kolonie sich nicht veranlaßt gesehen haben würde, ihre Flotte in Aktion treten zu lassen.

Man muß hier offenbar unterscheiden zwischen dem konstitutionellen Prinzip, das für die kolonialen Regierungen maßgebend war, und dem praktischen Falle, wo England sich im Kriege befindet und der Unterstützung der Kolonien bedarf. Ebenso wie die Kolonien im Burenkrieg dem Mutterlande durch Entsendungen von Freiwilligen geholfen haben, so würden sie, wenn es sich um Lebensfragen der Reichsverteidigung handelte, ihre Flotte der Admiralität zur Verfügung stellen. Aber es ist doch von großer Bedeutung, daß die Kolonien ihren konstitutionellen Standpunkt streng gewahrt und sich die Kriegshoheit — denn darauf läuft es schließlich hinaus — gesichert haben. Es ist eine logische Folge, daß, wenn ein Land die Kriegshoheit besitzt, es auch in der auswärtigen Politik mindestens ein gewisses Recht für sich beanspruchen wird. Und stärker als bisher wird jetzt vor dem Zusammentritt der neuen Reichskonferenz die Frage der politischen Reichsorganisation vom Gesichtspunkte der auswärtigen Politik des Reichs erörtert.

Schon die alte Imperial Federation League hatte das imperialistische Problem vom Standpunkt der auswärtigen Politik betrachtet. Die Kolonien, so führte ihr Programm vom Jahre 1884 aus, haben keinen verfassungsmäßigen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten und namentlich nicht auf die auswärtige Politik des Reichs. Diese Politik wird ausschließlich in Downing-Street gemacht, aber ihre Folgen haben, zumal im Falle eines Krieges, auch die Kolonien zu spüren. Damals ging man von der Frage der Besteuerung aus. Man sagte sich, daß die ganzen Lasten der Reichsverteidigung dem Mutterlande zufielen, und man wünschte, daß die Kolonien sich an den Kosten der Reichsverteidigung nach Maßgabe ihrer Interessen und Leistungsfähigkeit beteiligen sollten. Besteuerung setzt nach dem englischen Verfassungsrecht politische Repräsentation voraus, und wenn man Geldbeiträge der Kolonien zu Zwecken der Reichsverteidigung haben wollte, so mußte man ihnen logischerweise eine Mitwirkung an der Steuerbewilligung und an der Kontrolle über ihre Verwendung einräumen. Dieser Standpunkt ist durch die letzte Entwicklung in gewissem Sinne überholt worden. Die Kolonien haben sich endgültig entschlossen, sich an der Reichsverteidigung nicht durch Steuerbeiträge — wie es Australien von 1887 bis 1907 getan hatte, und wie es das kleine Neuseeland noch tut —, sondern durch Gründung eigener Flotten zu beteiligen. Es handelt sich somit gegenwärtig nicht mehr um das Problem der Steuerbewilligung. Damit ist die Frage der Mitwirkung der Kolonien an der auswärtigen Politik des Reichs als ein selbständiges Problem in den Vordergrund getreten.

Die Verfassung des britischen Reichs enthält ebenso viel Anomalien wie die englische Verfassung. Nach der konstitutionellen Doktrin gibt es nur eine souveräne Exekutive im britischen Reich: ‚the King in Council‘; tatsächlich ist

das das englische Kabinett. Ebenso gibt es in der Theorie nur eine souveräne Legislative: das englische Parlament. Der konstitutionellen Doktrin nach sind die Parlamente und Regierungen der Kolonien dem englischen Parlament untergeordnet. Tatsächlich aber hat die Entwicklung der letzten Jahrzehnte einen durchaus anderen Zustand geschaffen. Das englische Parlament hat gar nicht mehr die Macht, einen Beschluß der kolonialen Parlamente aufzuheben, und die Rechtslehrer der Kolonien bestreiten jede konstitutionelle Abhängigkeit der Kolonien vom englischen Parlament. Als das Bindeglied des britischen Reichs gilt nicht mehr das englische Parlament, sondern die Krone. Die Exekutive in den Kolonien ist ebenfalls ‚the King in Council'; in diesem Falle bedeutet das nicht das englische, sondern das kanadische oder australische Kabinett. Die Entwicklung hat aber einen ausgesprochen dezentralistischen Weg genommen. Die Kolonien haben die Autonomie, die ihnen seit einer Reihe von Jahrzehnten gewährt worden ist, nicht nur behauptet, sondern erweitert. Besonders deutlich tritt das in der Geschichte Kanadas zutage, das ja bereits im Jahre 1867 eine Bundesverfassung erhalten hat, während die australischen Kolonien sich erst 1901 zu dem Commonwealth zusammenschlossen und die Union von Südafrika erst eine Schöpfung der allerletzten Zeit ist. Der koloniale Bundesstaat, der sich zu einer kolonialen Nation auswächst, ist natürlich in der Lage, ganz andere Forderungen zu stellen, als eine kleine einzelne Kolonie. England hat der kanadischen Regierung das Zugeständnis machen müssen, seine handelspolitischen Beziehungen zum Auslande selbständig, ohne Vermittlung durch die politischen Organe des Mutterlandes, zu regeln. Der Vertrag mit Amerika über die Grenzen von Alaska (1902) war der letzte, den England im Namen der Kolonie geschlossen hat. Eben die Entrüstung, die dieser Vertrag in der Kolonie hervorrief, und die Überzeugung der Kanadier, daß das Mutterland die Interessen der Kolonie zu opfern pflegt, um auf ihre Kosten gute Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu haben, hat diese Wandlung hervorgerufen. Den Handelsvertrag, den Kanada mit Frankreich, und die handelspolitischen Abkommen, die es mit Deutschland und den Vereinigten Staaten geschlossen hat, hat Kanada, mit Zustimmung Englands, selbständig abgeschlossen.

In einem Fall hat die kanadische Regierung auch rein politische Verhandlungen mit einem nichtbritischen Staat selbständig geführt, nämlich die Verhandlungen mit Japan über die Einwanderungsfrage, auf dem der jetzige modus vivendi beruht.

Soweit handelte es sich um die Ansätze zu einer selbständigen auswärtigen Politik der Kolonien, vornehmlich in Handelsfragen. Gerade diese Entwicklung aber mußte den Imperialisten des Mutterlandes nahelegen, wie notwendig eine Organisation der Reichspolitik wäre, die ein Gegengewicht gegen diese auseinanderstrebenden Richtungen der einzelnen Teile des Reichs schüfe. Schon in den Anfängen der imperialistischen Bewegung wurde das Programm eines gemeinsamen Reichsrats (Imperial Council) aufgestellt.

Welche Gestalt dieser Reichsrat annehmen sollte, darüber gingen die Meinungen sehr weit auseinander. Eine Zeitlang wurde viel von einem Reichsparlament gesprochen. Indes waren die Schwierigkeiten, die einem solchen Plane entgegenstanden, ungeheuer groß. Ein Reichsparlament mußte notwendigerweise über den jetzigen Parlamenten, nicht nur über denen der Kolonien, sondern auch dem englischen stehen und ihre Kompetenz erheblich vermindern. Wenn nun schon die Kolonien für eine solche Schmälerung ihrer autonomen Rechte nicht zu haben waren, so hätte das englische Parlament sich offenbar noch viel weniger darein gefunden, eine partielle Abdankungsakte zu vollziehen. Wie sollte man ferner die Verteilung der Wahlkreise vornehmen, wie die Zahl der Abgeordneten bestimmen, die jeder Teil des Reichs zu wählen hätte? Eine neue Verteilung der Wahlkreise pflegt schon in einem einzelnen Lande zu heftigen politischen Kämpfen zu führen; und wieviel mehr, wenn es sich um so verschiedene Länder handelte. Mit einigen wenigen Sitzen im englischen Parlament, etwa in der Weise, wie die französischen Kolonien in der Pariser Deputiertenkammer vertreten sind, hätten sich die Kolonien niemals zufrieden gegeben; denn dadurch würden sie ihre gegenwärtige Autonomie mit einem ganz geringfügigen Einfluß in dem Reichsparlament vertauschen. Obendrein müßten sie besorgen, daß ihre Abgeordneten im Reichsparlament die Fühlung mit ihrer kolonialen Heimat verlieren und dadurch die Fähigkeit zur gebührenden Wahrnehmung ihrer Interessen einbüßen würden. Endlich ist die Bevölkerung der Kolonien immer noch sehr gering, und sie verfügen bei der Jugend ihrer wirtschaftlichen Entwicklung über keine allzu große Auswahl von Leuten, die wohlhabend genug sind, um sich dem politischen Leben widmen zu können. Nun haben die Kolonien nicht nur ihr Bundesparlament, sondern auch ihre provinziellen oder einzelstaatlichen Parlamente, und es würde ihnen nicht leicht werden, außerdem eine entsprechende Anzahl von Abgeordneten für ein Reichsparlament zu finden.

Andere haben sich den Reichsrat als eine rein beratende Behörde, eine Art von Staatsrat, gedacht, aus dem sich später vielleicht eine Körperschaft mit exekutiven Befugnissen entwickeln könnte. Aber alles das ist über den Rahmen theoretischer Erörterungen nicht hinausgekommen. Das einzige Positive, was bisher in organisatorischer Weise zustande gekommen ist, sind die Reichskonferenzen.

(Schluß folgt.)

Grillparzers Österreichertum

Von Victor Klemperer-Oranienburg

Ein Erkrankter vertraut sich ungern dem fremden, lieber dem Hausarzt an, der seine Natur seit langem kennt. Aber wendet sich die Krankheit zum Bedrohlichen, so zieht der Hausarzt gern einen fremden Fachgenossen zu Rat, der kühler, unbefangener, voraussetzungsloser und so auch wohl klarer sehen mag. Vor- und Nachteil der Nähe und Ferne für alles Betrachten ergeben sich hieraus. Der Nahe sieht das Einzelne besser, der Ferne das Ganze, und allzu nah und allzu fern bewirkt gleiches Verschwimmen des Gegenstandes. Ein Teilgebiet geistigen Betrachtens, auf dem diese Gefahren besonders häufig wirksam werden, ist das der Literaturgeschichte. Landsmann und Ausländer treten dem Dichter oft genug mit gleicher Ungerechtigkeit entgegen. So war es ein sehr glücklicher Gedanke, daß sich ein Ferner und ein Naher, der Franzose August Ehrhard und der Österreicher Moritz Necker, zu einer Grillparzer-Biographie verbanden, an der der französische Gelehrte wohl den Hauptanteil, der Wiener Autor aber keineswegs nur den des Übersetzers hat. (Verlag der Beckschen Verlagsbuchhandlung in München. 2. Auflage.) Das schöne, sehr schlicht geschriebene Buch stützt sich sorglich auf eine Unzahl von Vorarbeiten. Grillparzer, den man 1838 beinahe skandalierend ablehnte, den man noch viele Jahre später in Deutschland wenig kannte, in Österreich nicht übermäßig respektierte, ist längst unbestrittener Klassiker, es gibt eine Grillparzer- wie eine Goethe-Philologie, immer genauere wissenschaftliche und volkstümliche Ausgaben seiner Werke häufen sich, und die österreichischen Literaturforscher August Sauer und Karl Glossy erscheinen wie die Feldherren eines Heeres von Grillparzerdienern. Eine bessere Einführung nun in diese ganze sich immer reicher entfaltende Welt als das Ehrhard-Neckersche Buch ist kaum denkbar. Jedes einzelne Werk des Dichters wird betrachtet, jeder seiner Gedankengänge verfolgt, Kernpunkte findet man in Grillparzers eigenen Worten herausgehoben, und aus allem Einzelnen geht es doch immer wieder in das Ganze eines unendlich reichen und unsäglich armen, eines eigentümlichsten Lebens hinein, derart, daß, was dem Laien zur Einführung dient, dem Kenner als Überblick genußreich werden muß.

Die Entstehung und der Zweck dieser Biographie lassen es als selbstverständlich erscheinen, daß hier jede schroffe Einzelmeinung, sodann auch jedes bevorzugende Betonen einer besonderen Tätigkeit oder Eigenschaft des Dichters vermieden wurde, und so erhält man denn auch das leidenschaftslos gemalte Bild eines deutschen Klassikers, das nur einige spezifisch österreichische Züge aufweist. Dennoch — und das ist also nicht auf das Konto des Ehrhard-Neckerschen Werkes zu setzen — wirkte ein Punkt, der mich bei der Lektüre einzelner Grillparzerdichtungen immer mit Staunen erfüllt hat, in dieser lichten Zusammenrückung seines ganzen Schaffens geradezu überwältigend auf mich. Ich vergaß fast, daß ich es mit einem deutschen Dichter zu tun hatte, nur ein Österreicher und nichts als ein Österreicher blieb. Man verstehe dies recht. Die deutsche Generation, die jetzt in Blüte und Reife steht, ist nach 1870 geboren, der Begriff des Reiches, wie es damals zusammengeschlossen wurde, ihr überkommen und eingeprägt, und unsereiner muß schon etwa zwischen Berchtesgaden und Salzburg wandern und vor den Grenzpfählen stutzen, die dort ein völlig Gleiches an Land, Leuten, Sitte, Sprache in zwei Nationen teilen, um zu begreifen, daß Natur und Geschichte zu sehr verschiedenen Gliederungen gelangen können, um zu verstehen, daß „die blanke unverstümmelte hochwüchsige Germania", für die Uhland im Frankfurter Parlament eintrat, wenn ein unmöglicher, so doch ein allernatürlichster Traum war. Ist der großdeutsche Gedanke aber in politischer Beziehung hierzulande geschwunden, so ist er im ästhetischen und kulturellen Sinn vollauf geblieben. Deutschland ist reich an Stämmen und Dialekten, und wo ein Dichter den Stoff aus seiner unmittelbaren Umgebung und Gegenwart nimmt, wo er die Volkssprache seiner engeren Heimat spricht (und Form und Gedanke sind nicht wie Kleid und Körper zu trennen!), da nennt man ihn wohl einen schwäbischen oder einen plattdeutschen oder einen österreichischen Dichter; aber das ist dann doch nur die nähere Bezeichnung, sozusagen der dichterische Vorname des Mannes, und sein selbstverständlicher Familienname ist der des Deutschen. Auch Grillparzer selber hätte niemals auf diesen Namen des deutschen Dichters verzichtet. Auf deutscher Klassik fußte sein Schaffen, das wußte er sehr wohl, und als ihm Goethe in Weimar die Hand reichte, da überwältigte den jungen Wiener das Gefühl, vor seinem Meister zu stehen, so sehr, daß er in Tränen ausbrach. Und dennoch: man kann bei Grillparzer, der nicht im Dialekt schreibt, der selten die Gegenwart unmittelbar wiedergibt, mehr als bei dem ganz wienerischen Raimund den Deutschen über dem Österreicher vergessen.

Und nun ist dies so merkwürdig: Österreichertum wird überall aufs stärkste spürbar, und forscht man ernstlich nach, so will sich der Grund der Erscheinung nicht leicht ergeben. Die Stoffwahl? Gewiß, drei große Historiendramen sind der österreichischen Geschichte entnommen, in der Lyrik, der zarten Erzählung vom „Armen Spielmann", in der Autobiographie, den politischen und ästhetischen Studien kommt österreichische Gegenwart unmittelbar zu Wort, das tiefsinnigste

der drei Märchenspiele, „Libussa“, knüpft an die Sage von der Gründung Prags. Aber dem stehen doch die antikisierenden Stücke gegenüber und zwei Phantasiespiele, die nicht an Österreich gebunden sind, und die „Jüdin von Toledo“ und das Lustspiel, als dessen Ort das alte Franken gedacht ist, und das Esther- und das kleinere, nicht unbedeutendere Hannibal-Fragment; und in all dem pocht so vernehmlich das österreichische Herz. Wohl ist eine Erklärung dafür rasch bei der Hand und immer wieder abgegeben worden. Österreichische Milde und Weichheit nennen die einen, österreichische Schlaffheit die anderen jenen eigentlichen Herzschlag der Grillparzerschen Werke und des Grillparzerschen Lebens. Österreichisch sei das Zurückschrecken vor Entschluß und Tat und Größe, österreichisch die geringe Widerstandsfähigkeit dieser Helden. Und solche Schwäche hätten sie eben von ihrem geistigen Vater ererbt. Der ließ sich entmutigen, weil ihm das Publikum Schroffheiten, der Staat nicht ausreichende Liebenswürdigkeiten erwies, spann sich bei vollkräftigem Mannesalter in Einsamkeit ein, „entzog sich dem Leben, bis es ihm das Dichten entzog“. Diese strengste Formulierung der Sache, von Hermann Bahr stammend, der in Grillparzer die Schlaffheit des österreichischen Wesens überhaupt sieht und befehdet, weist darauf hin, daß es mit eben dieser bloßen Schlaffheit als Erklärung für das österreichische Gepräge Grillparzers doch nicht getan sein dürfte. Denn ist es schon sinnlos, den Mann des straffsten dramatischen Gestaltens unter mißlichen Umständen einen Weichling zu schelten, weil sich in den so fest hingestellten Menschen etwas Weiches bekundet, so ist es erst recht sinnlos, Grillparzers einsame Jahre dichterisch tote zu nennen. Haben doch gerade sie zur Reife gebracht, was auf drei Gebieten des Dramas sein Bedeutendstes darstellt: das philosophische Märchen „Libussa“, die Historie „Ein Bruderzwist in Habsburg“ und das ganz auf Psychologie gestellte Trauerspiel „Die Jüdin von Toledo“. Da trifft viel eher Alfred Klaar das Rechte, wenn er in seiner knappen aber tiefgreifenden Grillparzer-Studie jene angefeindete Zurückgezogenheit einen nur „scheinbaren Quietismus“ nennt, „hinter dem sich rastlose Selbstbetätigung verbirgt, die den geistigen Lebensgehalt erweitert und vertieft“, wenn er meint, daß Grillparzer „hierin in seinen späteren Mannes- und in seinen Greisenjahren nur mit Goethe zu vergleichen“ sei. Und dieser Vergleich kann nun zum Grund der Grillparzerschen „Schlaffheit“ führen, und wie sie selber mit der dem Österreicher nachgesagten Lässigkeit nichts zu schaffen hat, so ist auch ihr Grund keineswegs etwas spezifisch Österreichisches. Der Goethesche Spruch: „Der Handelnde hat immer unrecht, niemand hat recht als der Betrachtende“ könnte als Motto über Grillparzers Leben stehen, das dieser zweischneidigen Weisheit unendlich stärker untergeordnet ist als Goethes freies und großes Dasein. Die Wiener hatten gar nicht so unrecht, wenn sie das Lustspiel „Weh dem der lügt“ ablehnten. Denn dieser schönste und wehmütigste Ausdruck Grillparzerscher Weltanschauung hat einen tragischen Kern. Die Lüge, sagt das Stück, ist das Häßlichste und Gemeinste in der Welt, dem Menschen vorbehalten — denn sonst ist wahr „die

ganze kreisende Natur, wahr ist der Wolf, der brüllt, eh' er verschlingt" —, den Menschen zum Teufel entstellend, und doch kann sich niemand, der handelt, der Lüge entziehen. Der fromme Bischof selber, der so eifrig gegen die Lüge predigt, hat das Thema zur eigenen Züchtigung gewählt.

Denn wär' ich wahr gewesen, als der König
Mich jüngst gefragt, ob etwas ich bedürfe,
Und hätt' ich Lösung mir erbeten für mein Kind,
Es wär' nun frei, und ruhig wär' mein Herz.

Und vermag schon Bischof Gregor, der wenig vom Lebensgetriebe Bewegte, der Lüge nicht fern zu bleiben, wie tief muß sich erst Leon, der Küchenjunge, in sie verstricken, der einen wilden Griff ins Leben wagt. Zwar, da er auszieht, Gregors Neffen Atalus ohne Lösegeld aus der Gewalt der Barbaren zu befreien, verspricht er seinem geistlichen Herrn, jedes „bißchen Trug" zu unterlassen, und wirklich verschmäht er nachher jedes verlogene Wort. Dann muß er sich aber doch von der heidnischen Edrita belehren lassen, daß er vielmals der Wahrheit ins Gesicht geschlagen habe, als er sich mit derber Zutunlichkeit und Offenheit bei ihrem Vater Kattwald einschmeichelte.

Es lügt der Mensch mit Worten nicht allein,
Auch mit der Tat. Sprachst du die droh'nde Wahrheit,
War Lüge dann, was dir erwarb Vertrauen.

Und wie die drei Flüchtlinge dann, der Retter Leon, Atalus der Gerettete und Edrita, die dem christlichen Glauben und mehr noch seinem Bekenner Leon Zugetane, von Atalus Umworbene, verwirrten Gefühls vor Bischof Gregor stehen, da verzweifelt der sanfte Eiferer an der Möglichkeit eines lügenfreien Wandels.

Sie reden alle Wahrheit, sind drauf stolz,
Und sie belügt sich selbst und ihn; er mich
Und wieder sie; der lügt, weil man ihm log —
Und reden alle Wahrheit, alle, alle.
Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus,
Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber.

Der christliche Mann bescheidet sich dahin, die Erde „das Land der Täuschung" zu nennen und sich auf den Himmel, „ein Land, das aller Wahrheit Thron", zu vertrösten. Für Grillparzer, den unkirchlich, unschwärmerisch Gesinnten, der auch darin Goethe verwandt ist, daß er nach Klarheit über alles Erforschbare strebt und das Unerforschliche auf sich beruhen läßt, für ihn bleibt nur das Land der Täuschung, in dem nichts zu holen ist als Verstrickung in Lüge und Schuld, als Zerstörung des höchsten Seelengutes, der Harmonie. In „Weh dem, der lügt!" hat er es mit milder Wehmut ausgedrückt, in seinen meisten anderen Stücken herrscht dieser Gedanke in ungemilderter Tragik. Und immer ergibt sich die für den Meister des Dramas, der auf Handlung gestellten Dichtungsart also, so seltsame Lehre: Handle nicht, verändere nicht den Zustand, in dem du dich befindest. Glücklich oder doch ein Anwärter des Glücks ist nur,

wer innerlich und äußerlich idyllisch lebt, das heißt wer sich in schlichter Stellung befindet und keine Unruhe in sich fühlt, von ihr fortzustreben. Der beruhigte Landmann Massud im „Traum ein Leben“ ist solch ein Glücklicher, seine Tochter Mirza wird nur durch ihre Liebessehnsucht im gleichen Glück gehemmt; sein Neffe Rustan ist unglücklich, weil ihn sein Tatendrang, gewiß kein ganz altruistischer, aber doch auch kein unedler, nur eben der stürmische Ehrgeiz der Jugend, aus dem Idyll hinaustreibt. Erbarmungslos enthüllt das atemlose Jagen der Handlung (die kein im Kern Erschlaffter, kein im üblichen Sinn „gemütlicher Österreicher“ so vorwärts peitschen könnte!) die zerstörende Schuld, die Rustan im Aufwärtsklimmen anhäuft: Lüge ist der Anfang, indem der Ehrgeizige den Erfolg einer Tat, die nicht er vollbracht, an sich rafft, Totschlag am eigentlichen Täter, gemeinster Meuchelmord am väterlichen Freund und König, Tyrannei und schließlicher Untergang in Verzweiflung sind die Folgen. Gibt es hier noch ein Versöhnliches außerhalb der Tragödie, da dieses ganze Verschulden nur das Schreckbild eines heilsamen Traumes ist, aus dem erwacht Rustan sich zur idyllischen Lebensauffassung des Oheims und der besorgten Braut bekehrt, so malt Grillparzer öfter das aus dem Handeln entspringende Unrecht und Unglück geradezu. Die Kleinen, die nach Größe streben, die Großen, die ihren Kreis erweitern wollen, jeder, der aus der ihm einmal bestimmten Lage, es sei wohin auch immer, hinausstrebt, geht qualvoll zugrunde. Der Böhmenkönig in „Ottokars Glück und Ende“ ist niemand anders als ein Rustan, der wirklich lebt, statt zu träumen, aus seinem Tatendrang, aus seiner Unrast ergibt sich blutiges Verschulden an den Nächsten und am ganzen Volke, danach ein traurig gewaltsames Enden. Libussa zerstört sich, da sie aus ihrem halbgöttlichen Naturzustand ins Getriebe des werdenden Staates hinüberschreitet; Esther, die reinen Herzens aus ihrer Hütte an den Königshof geht, wäre im Verlauf des unvollendeten Dramas der Lüge und Schuld verfallen; Jason im „Goldenen Vließ“ erliegt den Folgen des kolchischen Abenteuers, das ihn aus hellenischer Ordnung in barbarische Wildheit führte; aber auch Medea, der wiederum jene Barbarei der gegebene Kreis war, zahlt mit Zerbrechen, daß sie zum griechischen Wesen hinstrebte, und im Grunde ähnlich büßt auch Sappho mit einer zum Tode führenden Trübung ihrer Harmonie, daß sie zur Buntheit dichterischen Schaffens noch das bescheiden einfarbige Liebesglück des schlichten Menschen hinzugewinnen will. Ob einer hinauf oder hinab, ins Reine oder Dunkle, ins Weite oder Enge strebe — er strebt aus dem ihm gesetzten Zustand hinaus, er handelt und macht sich schuldig. Das ist die äußerste Folgerung jenes Goetheschen Spruches und ist die denkbar tragischste Lebensauffassung. Denn wer das „Handle nicht!“ als so unerbittliche, so gar keine Ausnahme zulassende Forderung aufstellt, der muß sich selber sagen, was Conrad Ferdinand Meyers Hutten dem ihm Ruhe verordnenden Arzt entgegenhält:

Freund, was du mir verschreibst, ist wundervoll:
Nicht leben soll ich, weil ich leben soll.

Es ist ein Unding, diesen furchtbaren Seelenzustand — besonders furchtbar bei einem phantasieglühenden und so doch in seiner Art tatendurstigen Dramatiker — einfach als österreichische Schlaffheit zu bezeichnen, äußerste Abkehr vom Handeln setzt kaum eine geringere Anspannung voraus als äußerstes Handeln selber, und in allem Superlativischen liegt Straffheit. Es ist auch ein Unding, das Ungeheure aus einem Kleinlichen herzuleiten, derart als sei Grillparzer in seinem persönlichen Fortkommen, in seinem persönlichen Ruhm durch österreichische Sünden und Unterlassungen seiner Umgebung gehemmt worden und deshalb solcher Bitterkeit verfallen. Nein, im Österreichischen zwar wurzelt auch für mich jene Lebensabkehr des Dichters, aber sehr viel tiefer und doch auch sehr viel sittlicher scheint sie mir darin verwurzelt zu sein. Ich meine so.

„Niemand hat recht als der Betrachtende", sagte Goethe und pries dennoch das Handeln und war selber ein stark Handelnder. Denn er fand ein reiches Feld, auf dem das Unrecht des Tuns zum Minimum herabgedrückt wird, das Verdienst aber ein so großes ist, daß es jenen Erdenrest vollauf rechtfertigt: die Tätigkeit im Dienst der Menschheit schlechthin, im Dienst der Erziehung, der Naturwissenschaft. Und er vermied bis zum fast unbegreiflichen Ignorieren das Feld, auf dem das Unrecht des Handelns immer mit Notwendigkeit ein gegipfeltes ist: das Gebiet der Politik. Jedes Befassen mit Politischem wird immer auf eine Trübung der inneren Harmonie hinauslaufen, und wem der seelische Einklang lieb ist, der kann sich im Politischen nur dann wohl fühlen, wenn ihn die Größe der Sache, der er dient, die Lauterkeit des ihm vorschwebenden Zieles über die Mißklänge des Tages fortträgt. Und nun fallen jene naturwissenschaftlichen und pädagogischen Neigungen Goethes bei Grillparzer wohl ganz weg, und was ihn außerhalb des Dichterischen bewegt, ist ein leidenschaftliches politisches Interesse, und in dem Staatswesen, das es umfaßt, ja geradezu glühend umkrampft, verspürt es gar nichts von der ersehnten Größe, sieht es kein Streben nach hohen Zielen. Im Vormärz peinigt ihn die Niedrigkeit der Regierenden, und die Revolution bringt ihm nicht Erlösung, sondern nur Verschlimmerung des alten Zustandes. Seine „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" leitet er mit dem Geständnis ein: „Menschen, die sich ihr ganzes Leben mit den reinen Verhältnissen der Kunst und Wissenschaft beschäftigt haben, überfällt gegenüber der jede Möglichkeit einer Berichtigung übersteigenden Verkehrtheit leicht das Gefühl eines bis ins Innerste gehenden Ekels, und man weiß wohl, daß der Ekel die entnervendste Stimmung des menschlichen Wesens ist." Hier tritt denn der Grund des Lethargischen in Grillparzer deutlich zutage, und allerdings ist es eben ein österreichischer Grund, aber man verwechsle doch nicht diese tiefe, sein ganzes Schaffen bestimmende Bitterkeit des hingegebenen Politikers und Patrioten mit der erbärmlichen Griesgrämigkeit und Schlaffheit eines zurückgesetzten Autors und Beamten. Der „maßvolle", der „schlaffe" Grillparzer ist in diesem Punkt nur mit dem wild entzügelten Heinrich v. Kleist zu vergleichen. Wie es zum wesentlichen Teil die Not des Vaterlandes war,

was Kleist zeitig in den Tod stieß, so war es gleiche vaterländische Not, was Grillparzer zeitig dem tätigen Leben abhold werden ließ. Und der Verzweiflungsschrei des Preußen:

Wehe, mein Vaterland dir! Die Leier zum Ruhm dir zu schlagen,
Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt

trifft, mutatis mutandis, auch auf den Österreicher zu, nicht so, als hätte ihn die kleinliche Schikane, der seine Historien begegneten, an diesem Schaffen gehindert, sondern insofern er schließlich nichts Rühmliches, nichts Hoffnungsvolles mehr zu sagen wußte, wo er so gern gerühmt und gehofft hätte, insofern er in seinen „Bruderzwist" so viel von jenem entnervenden Ekel hineingleiten lassen mußte.

Patriotismus war ihm eingeboren, vererbt vom Vater her, dessen Ende durch das Unglück von 1809 beschleunigt wurde, Vaterlandsliebe in jeglicher Form. Er hängt dem Heimatboden und dem österreichischen Volksschlag mit gleicher Innigkeit an.

Es ist ein gutes Land . . .
Wo habt Ihr dessengleichen schon gesehn?
Schaut ringsumher, wohin der Blick sich wendet,
Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
. . . . . .
Und Gottes lauer Hauch schwebt drüber hin
Und wärmt uns recht und macht die Pulse schlagen,
Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt.
Drum ist der Österreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!
Und was er tut, ist frohen Muts getan!
. . . . . .
O gutes Land! o Vaterland! inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
Liegst du, der wangenrote Jüngling, da;
Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn
Und mache gut, was andere verdarben!

So hymnisch preist Horneck in „König Ottokars Glück und Ende" sein Österreich. Und der Hymnus ist an den ersten Habsburger gerichtet, durch dessen milde Hand eben die von dem tschechischen Gewaltherrn geschlagenen Wunden geheilt werden sollen. Der Liebe zu Volk und Land gesellt sich bei Grillparzer die Liebe zum Herrscherhause. Doch ist diese keineswegs mit der Demut und Hingebung einer Sklavennatur zu verwechseln, ist vielmehr die oft schmerzerfüllte Neigung eines freien Mannes, ja manchmal so etwas wie das halb mitleidige, halb zornige Liebesgefühl eines genialen Sohnes, der die Schwächen seines kindlich verehrten Vaters scharf erkennt. Grillparzer weiß sehr wohl, daß auch der Herrscher nur ein irrender Mensch ist, und daß gerade auf dieses schwerste Amt das fragwürdige Wort, wonach der Himmel mit dem Posten auch die nötige Begabung schenkt, am wenigsten zutrifft.

Glaubst: in Voraussicht lauter Herrschergrößen
Ward Erbrecht eingeführt in Reich und Staat?
Vielmehr nur: weil ein Mittelpunkt vonnöten,
Um den sich alles schart, was gut und recht,
Und widersteht dem Falschen und dem Schlimmen,
Hat in der Zukunft zweifelhaftes Reich
Den Samen man geworfen einer Ernte,
Die manchmal gut und vielmal wieder spärlich.

So sagt im „Bruderzwist" der Kaiser selber, dessen Tragik eben darin besteht, daß er sich über seine geringe Eignung zum Herrscherposten klar ist. Und Grillparzer weiß es so genau, was diesen weisen Regenten und manchen anderen aus dem Hause Habsburg schädigt.

Nichts teurer ist hier Lands als der Entschluß —

das kehrt in mancher Variante und nicht nur in den Historien selber wieder. Dazu kommt, daß der Dichter jene größte und wohl unvermeidliche Gefahr aller absoluten Herrschaft kennt und haßt, die in der von Höflingen zwischen Volk und Herrn errichteten Scheidewand besteht. Wer die Unsittlichkeit des Höflingswesens mit so ingrimmiger Satire gemalt hat wie Grillparzer im Esther-Fragment, der sollte ein für alle Male gegen den Vorwurf knechtischen Wesens gefeit sein. Enthüllt sich doch dort die ganze Verruchtheit einer zu selbstsüchtigen Zwecken auf Lüge und Intrige aufgebauten dummschlauen Cliquenwirtschaft. Haman ist so gewöhnt, seinen Herrn zu belügen, daß er es gar nicht fassen kann, als er aus Esthers Reden den Ton natürlicher Wahrhaftigkeit heraushört. Erst meint er, sie verstelle sich, dann hofft er, sich ihrer Aufrichtigkeit für seine Pläne bedienen zu können und tröstet sich also, es sei „die Wahrheit selbst mitunter nützlich".

Wenn aber der Dichter derart die Gefahr der unumschränkten Herrschaft kennt, die sich doch erhöhen muß, wo willensschwache Männer die Krone tragen — warum atmet er denn nicht 1848 auf, warum erfüllt ihn Ekel über die Revolution, warum beweist er in seinem Loblied für Radetzky den gleichen „Servilismus", der aus seinem peinlichen Drama „Ein treuer Diener seines Herrn" spricht? Man kann sagen, es offenbare sich in solchem Verhalten zugleich das Kindlichste und das Reifste in Grillparzers Wesen: das Kindlichste — ein überlegener Sohn wird versuchen, den irrenden Vater auf bessere Wege zu leiten, aber er wird gegen den Vater Gewalttat weder selber begehen, noch von anderen dulden, das Reifste — mit dem bloßen Abschütteln einer unvollkommenen Ordnung ist es für Grillparzer nicht getan, er fürchtet, daß an ihre Stelle das völlige Chaos, als Pöbelherrschaft und Kulturvernichtung, treten könne. Und der geschichtlich und politisch Geschulte weiß ganz genau, daß die Gefahr des Chaos nirgends größer sein kann als da, wo die verschiedensten Stämme und Einheiten in einen Staatsverband zusammengeschlossen sind, als in Österreich also.

Es kommt aber etwas hinzu, was vielleicht über den heißesten Patriotismus noch hinausgreift, ihn zum mindesten wesentlich verstärkt. Für Grillparzer birgt der Staatsgedanke schlechthin, nicht bloß der österreichische, etwas Ehrfurchtgebietendes, etwas Religiöses. Der unkirchliche Mann, der im Himmel nicht Bescheid weiß und sich doch nach göttlicher Ordnung, nach Harmonie sehnt, sieht ihren Abglanz, ihr irdisches Bild im Staatsbau. Im einzelnen Menschen, und selbst im stärksten und besten, ist so viel Schwankendes, Zerrissenes, Ungefestetes, Ungeordnetes — im Staat, im idealen wenigstens, ist Ordnung, Stetigkeit, Harmonie. So muß sich der strebende Einzelne, seiner Schwäche und Kleinheit bewußt, an das Höhere, an das Ganze des Staates hingeben, um welchen Preis es auch immer sei. Ein Angehöriger des Herrscherhauses treibt Bancbans Frau in den Tod; der treue Diener seines Herrn unterdrückt die privaten Rachegefühle, wendet sich gegen seine Freunde, die ihn rächen wollen, tritt für die Vernichter seines privaten Glückes ein — denn so heischt es ein Höheres, die Ordnung des Staates, über die er während der Abwesenheit des Königs zu wachen versprochen hat. Und in dem winzigen Hannibal-Fragment schält Grillparzer dieses Abwägen des Einzelnen gegen das Staatsganze so ungeheuer nackt heraus, daß man von reiner Philosophie reden könnte, hätte der Dichter nicht hier wie immer dem Denker ganz die Wage gehalten. Es ist nur eine Szene von hundertsechsundsiebzig Versen, aber eine der schönsten und eigentümlichsten, die Grillparzer geschrieben hat (und in der Heraushebung dieses Fragmentes sehe ich einen besonderen Vorzug der eingangs erwähnten Biographie): Hannibal und Scipio auf dem Schlachtfeld vor Zama, vor dem letzten Schlag noch zögernd, nach friedlichem Vergleich suchend. Hannibal hat diese Unterredung erbeten; er ist noch nicht verzweifelt, aber er fühlt seine Schwäche, denn kein festes Staatswesen steht hinter ihm, und von Scipio befragt, ob er Karthagos Meinung ausspreche, erwidert er, „auf die Brust schlagend: hier ist Karthago". Hannibal überragt seinen Gegner in jeder individuellen Beziehung, als Mensch und Feldherr, an Geist und Glut; und doch wird er ihm bestimmt unterliegen, denn Scipio steht nicht für sich da, nicht als Einzelner, sondern als Vertreter, als Glied einer größeren, einer stetigeren Macht, eines Unsterblichen: des Staatsgedankens. Er ist nicht das Individuum Scipio, sondern nur ein Römer, ein Werkzeug römischer Größe.

Als einen solchen siehst du mich; ein solcher
Bin ich des Siegs für morgen so gewiß,
Als diese Hand gewiß ist meinem Arm.
Und wär's, daß ich erläge — sieh', ich glaub's nicht;
Wenn ich auch wollte, kann ich es nicht denken —
Wenn ich erläge, wird ein andrer Römer
Vollenden, was der erstere begann.
Wenn Hannibal erliegt, erliegt Karthago —
Wenn Scipio fällt, doch triumphieret Rom!

Hier gelangt man auf den Punkt, der Grillparzer der Moderne so ganz nahestellt und ihn wiederum doch so meilenweit von ihr entfernt. Er kennt, wie nur einer der modernsten Grübler, die Mannigfaltigkeit des Individuums und seine Gefahren. Von frühauf weiß er, wie sehr das Ich in seiner Freiheit und Stetigkeit bedrängt ist. Seine Mutter ist nervenkrank, zwei seiner Brüder erben ihr Leiden, er selbst ist von halluzinatorischen Qualen verfolgt worden, und vererbte Anlage bildet im Kern das Schicksal in seinem Erstling, der „Ahnfrau". Auch Abhängigkeit von Stimmungen ist schon dem Dichter der „Ahnfrau" bekannt und wird später von ihm in Rechnung gezogen. Weil der Erzherzog Maximilian im „Bruderzwist" als ein behaglicher Mensch gezeichnet ist, so brauchte man deshalb seine Worte:

An einem roten Tisch fiel mir nichts ein,
Ein blaubehangner führte gerad ins Tollhaus,
Doch grün, das stärkt das Aug und den Verstand

nicht nur von der humoristischen Seite zu nehmen, könnte vielmehr darin eine völlig moderne Kenntnis von den seltsamen Abhängigkeiten des Nervenzustandes erblicken. Und vom „Traum ein Leben", wo Rustans unterdrückte Triebe eine Nacht lang herrschen, wo er im Traum als ein anderer und doch als er selber handelt, führt ein kurzer Weg zu M. E. delle Grazies „Schatten" etwa oder zu Schnitzlers „Frau mit dem Dolche" herüber, zu den Dichtungen also, die der Unsicherheit des wachen Ichs, dem Schwanken der Grenze zwischen Traum und Wachen gelten. Wie man nun am sorglichsten beobachtet, am zärtlichsten liebt, was man in Gefahr weiß, so beobachtet, so liebt die Gegenwart das Individuum, und Grillparzer tut ebenso und ist ihr gewaltiger Vorläufer im Individualisieren. Wenn klassisch ist, was sich auf das Typische richtet, so steht Grillparzer der Klassik nicht näher als der Moderne, denn — das haben alle erkannt, die ihn ernstlich studierten — im Fortschreiten seiner Entwicklung meißelt er an seinen Gestalten immer und immer mehr das Besondere, das Individuelle heraus. Hero ist nicht nur das liebende Mädchen, Ottokar nicht nur der Eroberer, Bancban nicht nur der treue Knecht, sondern unter zahllosen Liebenden, Herrschsüchtigen, Getreuen wird man diese Menschen an besonderen Zügen als bestimmte Persönlichkeiten herauskennen. Und auch an modernen Bemühungen, die Sprache individualistisch zu färben, fehlt es bei Grillparzer nicht, obwohl er immer am Versgebrauch der Klassiker festhält. Wie scharf unterscheidet er schon im „Goldenen Vließ" durch den Rhythmus barbarische Rauheit der Kolcher vom Wohlklang hellenischer Rede, und wie wenig hindert ihn im „Bruderzwist" der Vers daran, Kaiser Rudolphs Sonderlingswesen auf die Seltsamkeiten seiner Redeweise auszudehnen. Gerade dieser Rudolph ist der Typus eines modernen Dramenhelden, des nur leidenden, nicht handelnden Helden nämlich. In seiner Mannigfaltigkeit, in seiner Zerrissenheit und Bedrängnis sehen Grillparzer und die Moderne das Individuum gleicherweise, und darin stehen sie Schulter an Schulter. Aber nun heißt die

Parole der Moderne: Selbstgenuß des Individuums um jeden Preis, der Leitsatz Grillparzers: Hingabe des Individuums an ein Stärkeres, Ungespalteneres, an die bestehende Ordnung, die zumeist eine Staatsordnung ist, und in dieser Unterjochung des Einzelnen entfernt er sich vom Heute bis zur Unverständlichkeit.

Will man den Dichter gleichzeitig in so warmer Nähe und so eiskalter Ferne sehen, so lasse man das Trauerspiel „Die Jüdin von Toledo" auf sich wirken. Es ist modern, wie der König von Liebe als fast einer Krankheit, fast einem nur sexuellen Drang ergriffen wird, modern, wie er sich aus der Umklammerung durch übliche Moral, durch „Sittsamkeit noch sittlicher als Sitte" zu Rahel hinflüchtet, wie er alle Pflicht von sich wirft, um einmal wirkliches Leben zu genießen. Und es ist modern, so modern, daß vielleicht die ganze doch so stark auf gerade dieses Thema gerichtete gegenwärtige Dramatik keinen hier heranreichenden Charakter geschaffen hat, wie Rahel in sich das Schillernde der Wollust verkörpert, wie sie als dirnenhaftes, grausames Geschöpf gezeichnet ist (eine Perverse, ehe der Ausdruck erfunden war!), wie ihr doch nicht die menschlicheren Züge fehlen, wie ihr Charakter eben das seltsamste Gemisch aus Böse und Gut darstellt, wie man ihr mit solchen moralischen Bezeichnungen überhaupt nicht beikommen kann, da sie im Grunde ein rein animalisches, nicht denkendes, nur lebendes Geschöpf ist. Und es ist ganz und gar der Ausdruck des Heute, wenn Alfons, von allem moralischen Urteil absehend, zum Preis der ermordeten Geliebten sagt, sie sei eine Eigene, eine Individualität gewesen, sie sei immer ihrem Selbst gefolgt:

Ich sage dir, wir sind nur Schatten,
Ich, du und jene andern aus der Menge;
Denn bist du gut: du hast es so gelernt,
Und bin ich ehrenhaft: ich sah's nicht anders;
Sind jene andern Mörder, wie sie's sind:
Schon ihre Väter waren's, wenn es galt.
Die Welt ist nur ein ew'ger Wiederhall,
Und Korn aus Korn ist ihre ganze Ernte.
Sie aber war die Wahrheit, ob verzerrt,
All, was sie tat, ging aus aus ihrem Selbst,
Urplötzlich, unverhofft und ohne Beispiel.

Aber dann vor der Leiche der dem Staatswohl Geschlachteten geht eine Änderung mit Alfons vor sich — Grillparzer, der Meilenferne, ergreift die Zügel des Dramas. Nun weiß der König nichts mehr von Rahels Persönlichkeit und Lebensüberfluß, nun lag

Ein böser Zug um Wange, Kinn und Mund,
Ein lauernd Etwas in dem Feuerblick
Vergiftete, entstellte ihre Schönheit.

Nun ist sie die Sünde, die ihn von der Pflicht abgezogen, aus der ihm gesetzten Ordnung herausgerissen hat. Und reuig kehrt er in seinen Kreis zurück und

entsühnt sich, indem er mit neuem und reinem Eifer dem Staate dient, nicht mehr, wenigstens in seinem Bewußtsein nicht mehr, an oberster Stelle, die einen ganz unbemakelten Diener will, sondern als „Feldhauptmann" seines unschuldigen Kindes. Von den Wirren seiner Individualität, seines persönlichen Wesens rettet er sich in das festere Gefüge des Staates hinüber. Es ist dies aber nur deshalb eine Rettung, weil er an die sittliche Tüchtigkeit, an die großen Ziele seines Spaniens nicht anders glaubt als Scipio an sein Rom. — —

Hätte Grillparzer, dessen außerdichterisches Interesse sich rein auf das Staatliche richtete, an sein leidenschaftlich geliebtes Österreich glauben können, wie jene beiden an ihre Länder glauben, so hätte der Satz vom Unrecht des Handelnden minder fesselnde Kraft für ihn gehabt. Es ist Österreichs staatliche Lähmung, die man in Grillparzers lethargischer Anschauung spürt — nur daß eben die Zusammenhänge dazwischen nicht jene oftmals angegebenen oberflächlichen und fast unsittlichen sind, daß es auch mit dem bequemen Wort von der allgemeinen Lässigkeit des österreichischen Wesens nicht getan ist.

Beleidigung durch die Presse

Von Rechtsanwalt Dr. Fritz Glaser-Dresden

Gelegenheitsgesetze und Gelegenheitsgedichte haben eines gemein: sie passen auf den Anlaß, dem sie ihre Entstehung verdanken, aber im übrigen taugen sie meist nicht viel. So ist es mit der lex Heinze, so mit dem Paragraph Duchesne (§ 49a St. G. B.) und anderen, und so droht jetzt auch den Bestimmungen gegen die Beleidigung die Gefahr, zu ihrem Nachteil reformiert zu werden. Infolge einiger Prozesse der letzten Jahre hat sich vieler das Gefühl bemächtigt, daß der Strafschutz gegen Beleidigung, insbesondere gegen Preßbeleidigung, nicht genüge. Und alsbald sieht man sich genötigt, der angebahnten großen Strafrechtsreform mit einer „kleinen" Reform voranzugehen, um die ärgsten „Mißstände" unter anderen im Beleidigungsrechte hinwegzuräumen.

Der von der Regierung dem Reichstage vorgelegte Entwurf will das Höchstmaß der Geldstrafe für „üble Nachrede" (§ 186 St. G. B.) von 600 Mark auf 1000 Mark und bei öffentlicher Verübung, insbesondere bei Verübung durch die Presse, von 1500 Mark auf 10000 Mark (also das nahezu Siebenfache!) erhöhen, und will außerdem zulassen, daß auf die Geldstrafe nicht nur, wie bisher, an Stelle, sondern künftig auch neben der Freiheitsstrafe erkannt werde. Zugleich soll der Höchstbetrag der im gegebenen Falle an den Beleidigten selbst zu zahlenden Buße von 6000 Mark auf 20000 Mark erhöht werden. Diese Vorschläge sind vom Reichstage am 12. Januar 1911 in zweiter Lesung bereits

angenommen worden. Weiter will der Entwurf die „üble Nachrede“ durch die Presse „ohne Rücksicht auf die Erweislichkeit“ der behaupteten Tatsache bestraft wissen, wenn diese „lediglich Verhältnisse des Privatlebens betrifft, die das öffentliche Interesse nicht berühren“. Eine Beweisaufnahme über jene Tatsache soll nur mit Zustimmung des Beleidigten zulässig sein. Diese Bestimmung wurde zwar in der Kommission des Reichstags abgelehnt, und bei der zweiten Beratung im Plenum kam man nicht auf sie zurück. Doch sie soll unter den Abgeordneten noch so viele Freunde haben, daß ihr Durchdringen in dritter Lesung als nicht ausgeschlossen gilt.

Alle diese Vorschläge halte ich vom Standpunkt des Juristen und aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Interesses unter Außerachtlassung aller politischen Erwägungen für verfehlt und höchst bedenklich.

Gegen eine Erhöhung der Buße freilich würde grundsätzlich nichts einzuwenden sein. Sie dient zur Abgeltung von Vermögensschäden, die wohl leicht 6000 Mark im Einzelfalle übersteigen; und ihre Forderung und Zuerkennung erspart einen umständlichen Zivilstreit. Andere Staaten, besonders England, lassen ja auch noch weit höhere Beträge als die jetzt vorgeschlagenen in die Tasche des Beleidigten wandern. Aber dennoch — des Gefühls kann ich mich nicht erwehren: für uns Deutsche paßt dies nicht. Wir sehen ungern den Kampf um die Ehre verknüpft mit einem Kampfe um materielles Gut. Wir wollen ihn nicht zu einem lohnenden Geschäft gemacht wissen. Und gar, wenn der Wahrheitsbeweis ausgeschlossen werden würde! Wie häßlich der Gedanke, daß einer seine Taschen füllt mit Sühnegeld für eine ehrverletzende Behauptung, die vielleicht wahr ist, aber nicht bewiesen werden durfte. Wenn aber, so erhöhe man auch die Buße für Körperverletzung. Die beiden heute gleich behandelten Fälle dürfen in Zukunft nicht so wesentlich verschiedene Regelung erfahren. Des einen gesunde Glieder sind mindestens so viel Geldes wert wie jenes guter Ruf.

Auch gegen eine Erhöhung der Geldstrafe für üble Nachrede gibt es grundsätzliche Bedenken nicht. Im Gegenteil, man darf sie sogar befürworten. Eine Strafe von 1500 Mark ist bei den heutigen Geldverhältnissen wirklich so niedrig, daß der Richter besonders bei reichen Zeitungsunternehmungen in ihr oft nicht eine genügende Sühne erblicken kann. Er wird so oft zur Auferlegung einer Freiheitsstrafe gedrängt, wo er an sich vielleicht eine höhere Geldstrafe für angemessener gehalten haben würde. Die Erweiterung des Rahmens der Geldstrafe würde also der Presse wohl zum Vorteil gereichen. Aber eine Erhöhung auf 10 000 Mark geht viel zu weit. Nicht als ob ich nicht eine Strafe von 10 000 Mark noch einer eintägigen Gefängnisstrafe vorzöge. Aber dieser Betrag fällt ganz aus dem Rahmen des Gesetzes heraus. Eines scheint man ganz vergessen zu haben: die „kleine“ Novelle will doch nur einigen wenigen Stellen des Strafgesetzbuchs neue Farben aufsetzen. Die Farbenflecken aber müssen sich mit dem ganzen großen Gemälde vertragen, sie müssen seinem Gesamttone angepaßt sein. Sonst ist das Höchstmaß der Geldstrafe, wenn man vom gewerbs-

mäßigen Wucher absieht, der mit 15 000 Mark bedroht ist, selbst bei den schwersten Delikten nur 6000 Mark (z. B. bei Versicherungsbetrug, Rückfallbetrug, gewinnsüchtiger Urkundenfälschung, Kuppelei usw.). Anderen — und zwar sehr gefährlichen — Preßdelikten, wie Staatsverleumdung, Aufforderung zum Ungehorsam gegen Gesetze oder erfolglose Aufforderung zur Begehung strafbarer Handlungen, Aufreizung zum Klassenkampf, ihnen allen droht wahlweise neben Gefängnis bis zu zwei Jahren (so auch die üble Nachrede) nur eine Geldstrafe bis zu 600 Mark. Die Preßbeleidigung aber ist doch wahrlich nicht sechzehnfach verwerflicher als jene und zehnfach verwerflicher als die nichtöffentliche üble Nachrede. Weshalb also ein so Vielfaches der Höchststrafen jener Delikte? Mit derart argen Schönheitspflästerchen sollte man auch die alternden Wangen unseres Gesetzbuchs nicht verunzieren. Das hat es nicht verdient. Im Höchstmaße wäre danach eine Erhöhung der Geldstrafe auf 6000 Mark, besser vielleicht nur auf 3000 Mark am Platze.

Vor allem aber ist abzulehnen eine kumulative Auferlegung von Freiheits- und Geldstrafe. Trotz der Revolverpresse kann ich mich nicht davon überzeugen lassen, daß der Ruf nach Erhöhung des Strafschutzes gegen Preßbeleidigung zurzeit berechtigt wäre, so berechtigt wenigstens, daß sich so kurz vor der allgemeinen Strafrechtsreform der Erlaß eines solchen „Notgesetzes" empfehlen würde. Zwei Jahre Gefängnis für eine Preßbeleidigung sind schon immer noch eine Strafe, die auch im schlimmsten Falle sich noch sehen lassen kann. Auch der Vorentwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch beläßt es bei der alternativen Androhung, wenngleich er im übrigen das Höchstmaß der beiden Strafarten hinaufsetzt. Dabei aber beseitigt er überhaupt hinsichtlich des Strafmaßes die Qualifikation der Preßbeleidigung als besonders schweren Deliktes. Und in der Tat: Wenn als Hauptgrund für eine Verschärfung der Beleidigungsstrafe angeführt wird die Erwartung, daß sie helfen werde, den Zweikampf einzuschränken, so ist nicht einzusehen, inwiefern dies mehr zutreffen solle für eine Preß- als für eine nichtöffentliche Beleidigung. Im Gegenteil: In den fraglichen Kreisen pflegt man gerade diese lieber in der Stille mit eigenem als mit dem Schwerte der Justiz zu ahnden, während man bei Preßbeleidigungen mit Rücksicht auf seinen Ruf doch meist der Ehrenrettung durch den Richter den Vorzug gibt, es sei denn, daß man eine öffentliche Verhandlung Grund hat zu scheuen. In solchem Falle behält der Revolver seine Beliebtheit. Dann muß er den Mangel an „treffenden" Argumenten ersetzen.

Dem aber soll nun auch gesteuert werden. „Es ist eine allgemeine Klage," sagt die Begründung mit Recht, „daß der Beleidigte, während er Genugtuung für eine ihm angetane Kränkung sucht, in dem Strafverfahren häufig neuen Unbilden ausgesetzt ist, unter Umständen seine geheimen Privat- und Familienverhältnisse der Öffentlichkeit preisgegeben sieht. — Das Eindringen in diese Verhältnisse und ihre Erörterung in einer gerichtlichen Verhandlung führen, selbst bei einem für den Beleidigten günstigen Ausgang des Prozesses, unter Umständen zu einer empfindlichen Schädigung seines Ansehens und zu einer

Gefährdung seines Familienlebens." Darum Ausschluß des Wahrheitsbeweises! Bestrafung ohne jede Rücksicht auf die Erweislichkeit der behaupteten Tatsachen, wenn diese lediglich Verhältnisse des Privatlebens betreffen, die das öffentliche Interesse nicht berühren!

Hier drängt sich schon die Frage auf: Der Wahrheitsbeweis bei nichtöffentlicher übler Nachrede kann doch genau die gleichen Unbilden für den Beleidigten nach sich ziehen, weshalb macht man solchen Unterschied in der Behandlung beider? Die rufgefährdende Wahrheit sollte entweder nie oder immer straflos gesagt werden dürfen. Darauf wird man erwidern, daß ja auch sonst vielfach die Öffentlichkeit der Verübung ein sonst strafloses Tun zu einem strafbaren mache, man denke an Gotteslästerung, an Beschimpfung von Religionsgesellschaften, an öffentliche Unzucht, an alle die bereits obengenannten Preßdelikte wie Staatsverleumdung usw. In allen diesen Fällen jedoch ist die Öffentlichkeit als solche, sind die unbestimmt Vielen, angesichts deren das Delikt verübt wird, Objekt des Strafschutzes. Bei der Bestrafung der Preßbeleidigung aber handelt es sich um den Schutz des einzelnen vor öffentlicher Verunglimpfung. Ist es grundsätzlich erlaubt, aus welchen Motiven auch immer, privatim wie öffentlich, selbst die unangenehmste Wahrheit auszusprechen, so sehe ich keinen Rechtsgrund, hiervon eine Ausnahme zu machen zu Lasten der wahrheitsgemäßen öffentlichen Verbreitung einer ehrenrührigen Tatsache.

Aber abgesehen davon: Dem öffentlichen Interesse soll nach dem Entwurfe das Interesse des einzelnen jedenfalls nachstehen. Der Wahrheitsbeweis über eine jenes berührende Tatsache soll dem Beleidiger stets gestattet sein. „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen." Aber in der Praxis? Es ist nichts dehnbarer als der Begriff des öffentlichen Interesses. Man erinnere sich nur des Prozesses, der wohl in der Hauptsache mit den Anstoß zu dieser Bestimmung des Entwurfes gab. Erst lehnte die Staatsanwaltschaft die Verfolgung Hardens zugunsten Moltkes ab. Nach ihrer Ansicht berührten seine Beschuldigungen das öffentliche Interesse nicht. Nachdem das Schöffengericht ihn freigesprochen, änderte sie ihre Auffassung und erhob Offizialklage vor der Strafkammer. Und wie geteilt war auch die öffentliche Meinung darüber, ob Harden es nur auf Sensation abgesehen hatte oder ob ihm wirklich daran lag, die Atmosphäre um den Kaiser zu säubern. Liegt es im öffentlichen Interesse, Ballettmädchen vor einem Tanzmeister, Verkäuferinnen vor einem Warenhausbesitzer zu warnen, dessen Privatleben eine Gefährdung der Tugend seiner Angestellten besorgen läßt? Und wo ist die Grenze, wenn solche Gefahr nur eine entfernte ist? Das Privatleben des Offiziers oder des Beamten, wo beginnt es und wo hört es auf, die Öffentlichkeit zu interessieren?

Vor allem aber: Wessen Urteil über das Vorliegen eines „öffentlichen Interesses" soll entscheiden? Muß es nicht ankommen auf das Urteil des Beleidigers? Oder soll der Redakteur nicht gehört werden dürfen mit der Verteidigung, er habe mit der Mitteilung des Vorfalles geglaubt, eine journalistische

Pflicht gegenüber der Öffentlichkeit zu erfüllen, er habe gemeint, mit ihr dem öffentlichen Interesse zu dienen? Kommt es doch auch bei Wahrnehmung berechtigter Interessen, wie allgemein anerkannt wird, nicht darauf an, ob die Aufstellung einer Behauptung zur Wahrnehmung der Interessen notwendig und geeignet ist, sondern darauf, ob sie vom Täter dafür gehalten wurde. Der Regierungsentwurf aber — und ebenso der Vorentwurf zum neuen Strafgesetzbuch, der die gleiche Norm enthält — steht auf anderem Standpunkte. Der Richter soll entscheiden. Sieht er ein öffentliches Interesse als gegeben an, so erhebt er den vom Beleidiger beantragten Wahrheitsbeweis und spricht frei, wenn er gelingt. Nimmt er kein öffentliches Interesse an, so verurteilt er ohne jede Prüfung, ob die Behauptung wahr ist oder nicht. Gericht und Presse aber haben von den Aufgaben dieser doch recht häufig eine ganz verschiedene Ansicht. So muß es kommen, daß die Presse häufig wichtige Mitteilungen zum Schaden der Allgemeinheit ängstlich unterdrücken wird, weil ihr jede Gewähr dafür fehlt, daß der Strafrichter ihre Auffassung vom Interesse der Allgemeinheit teilen werde. Und dies wird vor allem die anständige Presse als schwere Fessel empfinden. Es würde sie aufs schwerste in der Ausübung ihres vornehmsten Berufes gefährden, der da ist die unerschrockene Aufdeckung von Mißständen, deren Beseitigung sie fordern zu müssen meint. Und die Leidtragenden werden die Leser sein und die große Allgemeinheit.

Der Ausschluß des Wahrheitsbeweises kann aber auch dem Beleidigten höchst unbequem sein. Er verlangt oft mehr nach Wiederherstellung seines Rufes als nach Bestrafung des Verleumders und scheut gar nicht die öffentliche Erörterung seiner privaten Angelegenheiten. Was nützt ihm eine Verurteilung des Gegners, wenn er doch kein Mittel hat, ihn der Unwahrheit zu zeihen, und jedermann den Bestraften für einen Märtyrer seines journalistischen Berufes halten und den Beleidigten mit Verachtung strafen darf? In richtiger Erkenntnis dessen schreibt der Regierungsentwurf vor, daß die Führung des Wahrheitsbeweises wenigstens dann erlaubt sein soll, wenn der Beleidigte ihr zustimmt. Auf den ersten Blick gewiß recht schön und gut. Und dennoch, dies ist geradezu ein Nonsens. Zum ersten ist sicher, daß dann auf jedem, der seine Zustimmung zur Erhebung des Wahrheitsbeweises versagt, das Odium lasten würde, als habe er diesen Beweis zu scheuen. Vor allem aber ist wohl zu merken: Auch der mit Zustimmung des Beleidigten erhobene und erbrachte Wahrheitsbeweis soll nach dem Entwurfe den Beleidiger keineswegs von der Bestrafung befreien! Ja er wird ihm nicht einmal bei der Strafausmessung nützen. Denn es liegt auf der Hand, daß ohne jede Beweisaufnahme die Strafe auch nur so bemessen werden kann, wie sie unter der Unterstellung, daß die Behauptung wahr sei, angemessen wäre. Die Beweiserhebung würde also sowohl für die Schuld- als für die Straffrage, damit aber für das Urteil überhaupt, ohne jede Bedeutung sein. Wie aber darf man dann dem Gerichte eine solche Beweiserhebung zumuten? Seine Aufgabe ist doch unter allen Umständen mit der Erledigung

der Schuld- und Straffrage erschöpft. Den „guten Ruf" eines Menschen „wieder herzustellen" ist doch wahrlich die Aufgabe der Strafgerichte nicht.

Die Kommission des Reichstags hatte deshalb, ehe sie die Bestimmung in zweiter Lesung gänzlich ablehnte, mit gutem Grunde beschlossen, daß in solchem Falle eine Beweisaufnahme über die behauptete und verbreitete Tatsache überhaupt unzulässig ist. Und auf dem gleichen Standpunkte steht auch der Vorentwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch. Dies allein — so wenig es auch den Beleidigten unbedingt befriedigt — würde juristisch haltbar sein. Dann aber darf eines nicht vergessen werden: Die wahrheitsgemäße, selbst wenn sie reine Privatsachen betrifft, darf doch keineswegs mit derselben Strafe belegt werden, wie die nicht erweislich wahre üble Nachrede. Muß der Richter mit der Möglichkeit rechnen, daß die Behauptung der Wahrheit entspreche, ihre Wahrheitsgemäßheit also unterstellen, so wird die Strafe zweifellos nur ganz gering sein dürfen. Ist es doch anerkannten Rechtes, daß der Wahrheitsbeweis dort, wo schon wegen formaler Beleidigung zu strafen ist (§ 192 des St. G. B.), einen obligatorischen Strafmilderungsgrund darstellt und deshalb nicht abgeschnitten werden darf. Die Regelung des Entwurfes, auf die öffentliche Behauptung rein privater ehrenrühriger Tatsachen finde, gleichgültig, ob wahr oder nicht erweislich wahr, der Strafrahmen des § 186 (sogar in der oben getadelten Erweiterung) Anwendung, ist demnach durchaus zurückzuweisen. Das Höchstmaß der Strafe für solchen Fall darf meines Erachtens unbedingt nur ganz gering sein.

Wird nun aber das Strafmaß entsprechend herabgesetzt, so würde dies einmal im Gegensatz zur Absicht des Gesetzgebers wirken als ganz unzweckmäßige Privilegierung der öffentlichen Behauptung von ehrenrührigen Tatsachen, die nur das Privatleben betreffen und öffentliche Interessen nicht berühren; und zum anderen würde dem Gesetz naturgemäß nur eine geringe Abschreckungskraft innewohnen. Wägt man also ab: wenig wirksamer Strafschutz auf der einen, eine schwere Beeinträchtigung der anständigen Presse in der Verfolgung von Mißständen auf der anderen Seite, so meine ich, kann kein Zweifel sein, welches von beiden gewichtiger ist. Die vorgeschlagene Bestimmung ist also abzulehnen.

Was aber wirklich not tut, ist im Gegenteil die Hebung der Rechte der Presse zu Nutzen der breiten Allgemeinheit, ist die Anerkennung des Grundsatzes, daß der Presse die Wahrnehmung der berechtigten Interessen der Allgemeinheit nicht nur, was niemand in Abrede stellt, als moralische Pflicht, sondern auch, was mit Unrecht bestritten wird, als unveräußerliches Recht zukommt. Eine Änderung des § 193 wäre zu diesem Zwecke vielleicht nicht einmal nötig. Denn die Ansicht des Reichsgerichts, die dem Redakteur das Recht zur Wahrnehmung öffentlicher, die Allgemeinheit angehender Interessen abspricht, ist in Wahrheit unrichtig; das ist die in der Wissenschaft des Strafrechts überwiegend vertretene Überzeugung. Die Rechtsprechung des Reichsgerichts aber nötigt zu einer Änderung des Gesetzes. Dahingehende Anträge liegen dem Reichstage zur dritten Lesung der Novelle

vor*). Stadthagen wünscht ausgesprochen, daß die Wahrnehmung berechtigter, den Täter oder Dritte angehender Interessen auf politischem, religiösem oder anderem Gebiete oder solcher Interessen, die zur Ausübung eines berechtigten Berufes gemacht werden, die Beleidigungsstrafe ausschließt. Und er wünscht noch einen Zusatz dahin:

„Wird einem Beamten die Genehmigung zur Aussage als Zeuge nicht erteilt, oder lehnt er selbst die Aussage über eine in bezug auf ihn verbreitete oder behauptete Tatsache ab, so ist die Behauptung oder Verbreitung einer den Beamten oder eine Behörde beleidigenden Tatsache nur dann strafbar, wenn sie erweislich unwahr und wider besseres Wissen aufgestellt ist."

Der Antrag der fortschrittlichen Volkspartei will straffrei sehen die Äußerungen „zur Wahrnehmung berechtigter Interessen, insbesondere auch öffentlicher Interessen auf politischem oder religiösem Gebiete", und ferner auch „wahrheitsgetreue Berichte über öffentliche Gerichtsverhandlungen, an deren Wiedergabe der Mitteilende ein berechtigtes Interesse hat". Für den Fall der Ablehnung dieses Antrags wünscht man einen Zusatz zu § 193 des Inhalts, daß eine öffentliche Beleidigung straffrei sei, „wenn sie im öffentlichen Interesse erfolgt und wenn der Täter bei sorgfältiger Prüfung der Tatsachen hinreichenden Grund hatte, sie für wahr zu halten".

Der sozialdemokratische Antrag geht zu weit. Nicht jedes beliebigen Dritten Interesse darf zu übler Nachrede berechtigen. Aber auch der freisinnige Hauptantrag gefällt mir nicht recht. Er ist zu eng, wenn er nur solche öffentlichen Interessen beachten will, die auf politischem oder religiösem Gebiete liegen; auch die Warnung des Publikums vor einem Halsabschneider, einem Bauernfänger, einem lüsternen Dienstherrn usw. muß zweifellos erlaubt sein. Anderseits jedoch möchte doch wohl eine Kautel dafür erwünscht sein, daß unter dem Schutze einer solchen Bestimmung ehrenrührige Behauptungen nicht leichtfertig in die Welt gesetzt werden. Im allgemeinen ist bekanntlich auch die leichtfertige üble Nachrede straflos, wenn sie zur Wahrnehmung berechtigter Interessen erfolgt. Der Presse darf aber nicht das Recht zugestanden werden, jedes ihr zugetragene Gerücht ohne nähere Prüfung bekannt zu geben. Darum würde sich der Eventualantrag mehr empfehlen, jedoch mit folgenden Abänderungen:

1. Die Bestimmung hat nicht nur für die öffentlichen, insbesondere für Preßbeleidigungen, sondern für jede auch nicht öffentliche Beleidigung zu gelten, sofern der Täter mit ihr öffentliche Interessen wahrnehmen will. Ich denke besonders an den Fall, daß jemand behördliche Mißgriffe, die ihn selbst nicht betreffen, ohne Auftrag des Betroffenen bei der Aufsichtsbehörde meldet.

2. Der Ausdruck „wenn sie im öffentlichen Interesse erfolgt", trifft nicht das Rechte. Damit würde der Richter zu entscheiden haben, ob ein öffentliches

*) Antrag Stadthagen, Sitzungsprotokoll der 105. Sitzung vom 13. Januar 1911 (Sten. Bericht 12. Legislaturperiode, II. Session 1909 bis 1911, S. 3833); Antrag Müller (Meiningen) und Genossen Nr. 647 der Drucksachen a. a. O.

Interesse berührt wird, während es doch darauf ankommt, daß der Beleidiger ein öffentliches Interesse wahrzunehmen meinte.

3. Eine Prüfung der Tatsachen selbst braucht nicht verlangt zu werden. Man muß sich im gegebenen Fall auch auf die Vertrauenswürdigkeit seines Gewährsmannes oder ähnliche Momente berufen dürfen.

Darnach würde ich folgende Fassung vorschlagen:

„Äußerungen, die in der Absicht erfolgen, öffentliche Interessen wahrzunehmen, sind straffrei, wenn der Täter bei sorgfältiger Prüfung hinreichenden Grund hatte, sie für wahr zu halten."

Sehr berechtigt auch finde ich den Zusatz Stadthagens. Es ist in der Tat unbillig, wegen übler Nachrede zu strafen, wenn der Wahrheitsbeweis durch den Beleidigten selbst oder seine vorgesetzte Behörde vereitelt wird. Aber es geht doch zu weit, wenn Stadthagen in solchem Falle nur eine wissentlich unwahre Behauptung bestraft sehen will. Es ist wohl billig, daß sich hier die Beweislast umkehrt. Aber wird die Unwahrheit bewiesen, so muß bestraft werden, mag selbst der Täter in gutem Glauben gehandelt haben. Danach würden die Worte „und wider besseres Wissen" zu streichen sein.

Die Revolverpresse aber wird meines Erachtens an dem vorgeschlagenen Schutze nicht teilhaben. Ihrer kann man sich heute und wird sich künftig genugsam erwehren können, wendet man § 192 des Strafgesetzbuchs auf sie so an, wie sie es verdient. Denn bei ihr ist in der Tat das „Vorliegen", d. h. die Absicht einer Beleidigung ohne weiteres meist schon aus dem „Umstande" der Veröffentlichung in ihren nur dem Sensationsbedürfnisse und nicht dem „öffentlichen Interesse" dienenden Spalten zu entnehmen. Erscheint dies aber ungenügend, so ziehe man folgenden Vorschlag in Erwägung: § 35 der Gewerbeordnung — nach § 4 Abs. 2 des Preßgesetzes sind für den Betrieb des Preßgewerbes die Bestimmungen der Gewerbeordnung maßgebend — erhalte zwischen Absatz 5 und 6 einen weiteren Absatz dahin:

„Der Verlag, die Herausgabe oder die Redaktion einer periodischen Druckschrift kann einer Person untersagt werden, die wiederholt (oder: mehr als zweimal) wegen Behauptung oder Verbreitung einer ehrenrührigen Tatsache (oder kurz: nach § 186 oder § 187 St. G. B.) bestraft ist. Diese Bestimmung bleibt ausgeschlossen, wenn seit der letzten Verurteilung fünf Jahre verflossen sind. Eine Bestrafung bleibt außer Betracht, wenn zwischen ihr und der nächsten Verurteilung ein Zwischenraum von mehr als fünf Jahren liegt."

Diese Bestimmung hat eine Analogie in § 35 Abs. 4, wonach der Kleinhandel mit Bier untersagt werden kann, wenn der Gewerbetreibende wiederholt wegen verbotswidrigen Ausschanks bestraft ist. Gemäß § 35 Abs. 6 kann nach Ablauf eines Jahres seit der Untersagung die Wiederaufnahme des Gewerbebetriebs gestattet werden. Man braucht also allzu große Härten aus der vorgeschlagenen Bestimmung kaum zu besorgen.

Eine Sommerreise durch das Baltenland

Von Prof. Dr. Reihlen-Stuttgart

Im August 1908 hatte ich das Glück, eine Reise in die „deutschen Ostseeprovinzen" Rußlands und weiter hinein nach Rußland zu machen, eine Reise, die mir außerordentlich viel geboten hat, nicht bloß an Anschauung von Land und Leuten, sondern auch an Verständnis für die geschichtliche Entwicklung, die sich auf diesem Boden abgespielt hat. Eben für die Gewinnung des geschichtlichen Verständnisses war es für mich außerordentlich anregend, nach Riga, Dorpat, Reval und Narwa auch Petersburg, Moskau und die alten und neueren Fürstensitze Polens zu sehen: man faßt die Geschichte des mittelalterlichen deutschen Koloniallandes zwischen der Düna und der Narwa ganz anders auf, wenn man sie unter den Trümmern der Burg des Herrenmeisters des Deutschen Ordens an seinem geistigen Auge vorbeiziehen läßt, als wenn man sie auf den Zinnen des goldenen Kreml oder an den Gräbern der Jagellonen überdenkt. Wenn man, um von Moskau nach Warschau zu gelangen, sechsunddreißig Stunden im Schnellzug gesessen und die Unendlichkeit der russisch-polnischen Ebene in sich aufgenommen hat, dann versteht man ohne weiteres, daß ein schmaler, kurzer Küstensaum von einer Handvoll Ritter und einigen Handelsstädten gegen zwei wachsende Binnengroßstaaten und deren naturnotwendigen Drang an ihre Seeküste nicht zu halten war und auf die Dauer nicht zu halten gewesen wäre, auch wenn bei dem ersten überwältigenden Ansturm die Deutschen im Ordensland einiger und das Deutsche Reich weniger ärmlich gewesen wäre.

Einem abstrakter denkenden Menschen würde zu dieser Erkenntnis allerdings ein Blick auf die gemalte Landkarte genügen, aber — man versteht das Bild besser, wenn man das Dargestellte vorher draußen im Gelände durchmessen hat. Der Deutsche, namentlich der Süddeutsche, der aus seiner bergigen, demokratischen Heimat mit ihrem Zwerggrundbesitz direkt nach Kurland, Livland, Estland kommt, glaubt anfangs in eine andere Welt versetzt zu sein; der Russe, der aus demselben Deutschland in seine Ostseeprovinzen geht, der „wundert sich auf Schritt und Tritt, daß nirgends eine preußische Pickelhaube auftaucht". Der Reichsdeutsche erkennt den deutschen Charakter der „einst" deutschen Ostseeprovinzen erst ganz, wenn er sich im Innern Rußlands, etwa in Moskau und Umgebung, aufgehalten hat. Dann sieht er, daß im Baltenland nicht bloß die Deutschen, die nur 7 Prozent der Bevölkerung ausmachen, das deutsche Wesen vertreten, sondern bis zu einem gewissen Grade auch alle anderen Bewohner, bis auf die wenigen Polen und die 5 Prozent Russen. Die Esten (37 Prozent) und die slawischen Letten (45 Prozent der Gesamteinwohnerzahl) sind tief in die deutsche Kultur hineingezogen, wenn sie es auch nicht wissen oder wenigstens nicht Wort haben wollen. Diese Kulturgemeinschaft beruht auf der seit Jahr-

hunderten gemeinsamen evangelisch-lutherischen Kirche und auf dem bis vor fünfundzwanzig Jahren stark vom Deutschtum beeinflußten Schulwesen der „Ureinwohner". Bis vor fünfundzwanzig Jahren gingen die estnischen und lettischen Lehrer an den estnischen und lettischen Schulen aus deutschen Lehrerseminarien hervor und waren, wenn auch schon seit langer Zeit vielfach aus nationalen und sozialen Gründen deutschfeindlich, doch im Bannkreis deutscher Kultur. Es gab damals aber auch unter den Letten und Esten fast keine analphabetischen Rekruten; dagegen sind laut amtlicher Statistik nach der Russifizierung der Volksschulen im Jahre 1892 12 Prozent, im Jahre 1899 sogar 20 Prozent aller schulpflichtigen Kinder in Livland ohne jeglichen Unterricht geblieben, während es 1882 — gegen Ende der deutschen Verwaltung — nur 2 Prozent waren.

Ich kam auf demselben Wege nach Livland, auf dem am Ende des zwölften Jahrhunderts die deutschen Missionare und hart auf ihren Fersen die deutschen Kaufleute und die Ritter vom Schwertorden ins Land der heidnischen Liven, Letten und Esten gefahren waren: von Lübeck aus zu Schiff nach Riga.

Die vielen Schiffe, die in der Bucht von Riga der Dünamündung zustrebten, wiesen auf den großen Seehafen hin, der etwa fünfzehn Kilometer stromaufwärts liegt. Bald ragten die hohen Kirchtürme aus der weiten Ebene hervor, und nach einer Flußfahrt von wenigen Stunden legte die „Deutschland" in Riga an, in nächster Nähe der großen alten Ordensburg. Schon hier konnte man sehen, daß die Düna nächst dem Meer die zweite Kraftquelle der reichen Stadt ist. Der dort einen Kilometer breite Strom war fast ganz zugedeckt von einem anscheinend endlosen schwimmenden Holzlager, das jahraus jahrein in Gestalt von riesigen Flößen aus dem weitverzweigten Fluß- und Kanalsystem der Düna hergeführt wird. Riga ist der Eingangs- und Ausgangshafen für fast ganz Westrußland, und so ist es kein Wunder, wenn die Stadt, die jetzt auf 300000 Einwohner herangewachsen und der zweite Seeplatz des großen russischen Reichs geworden ist, die Mutterstädte Bremen und Lübeck an Einwohnerzahl und an Bedeutung, wenigstens an relativer Bedeutung, überflügelt hat. Die Stadt macht selbst in ihren Vororten im wesentlichen einen westeuropäischen Eindruck.

Der Kern der Stadt hebt sich von den neueren Teilen scharf ab, da er bis 1858 von der alten Stadtmauer eingeschlossen war, von der einzelne Teile noch erhalten sind; das mächtigste Stück der alten Befestigung ist ein schöner Turm, der ehemalige Pulverturm, der den Dürerschen Türmen in Nürnberg nicht viel nachgibt. Er ist seit einigen Jahren von der Akademischen Verbindung Rubonia zu einem geradezu idealen, hochromantischen Studentenquartier umgeschaffen worden. Ein unregelmäßiges Eirund von etwa 1200 Meter Länge und 500 Meter Breite, gleicht der Stadtkern noch heute einer alten norddeutschen Hansestadt, und zwar einer von den größeren und reicheren und einer von denen, die ihr altertümliches Aussehen besonders gut bewahrt haben. Selbstverständlich wird durch Läden in den Hauptstraßen und einige protzige Neubauten immerhin die Einheitlichkeit des Bildes da und dort beeinträchtigt.

Wenn von den zahlreichen Monumentalbauten, die deutsche Arbeit und deutsche Kunst im fernen Koloniallland an der Düna hervorgebracht haben, auch keiner an die allerersten Werke in der Heimat heranreicht, so darf Riga doch mit Stolz auf eine ganze Reihe stattlicher, ja großartiger Schöpfungen hinweisen. Vor allem zu nennen ist der gotische Mariendom, die Kirche des Erzbischofs und seines Kapitels, sowie die Petrikirche, wo der Rat und die Bürgerschaft zum Gottesdienst und zur letzten Ruhestätte sich einfanden. Beide erinnern in ihrer Weiträumigkeit an die großen Kirchen Lübecks, mit denen sie auch die oft geradezu riesigen steinernen Epitaphien teilen, welche fast Platte an Platte ebenso viele Grüfte in Kirche und Chor bedecken.

Der großen Zeit Rigas entstammt ferner der prächtige Saalbau der Großen Gilde (Kaufmannschaft), ein Werk des dreizehnten Jahrhunderts, und das „Schwarzhäupterhaus". Das alte hochragende Haus, das am Rathausplatz steht, ist einer gutgemeinten Restaurierung nicht entgangen, wirkt aber auch so mit seinem Staffelgiebel prächtig und beherrschend. Im Innern enthält es neben vielen anderen Altertümern den berühmten Silberschatz, den die Schwarzhäupter, wenn auch wiederholt geschmälert, durch die Jahrhunderte zu retten gewußt haben. Die Schwarzhäupter bilden einen seit 1413 nachweisbaren Klub der ledigen patrizischen Kaufleute und haben ihren Namen von ihrem Schutzpatron, dem heiligen Mauritius, dessen Mohrenkopf wir als Wappen nicht bloß an und in dem Hause, sondern auch an den Kirchenbänken der Schwarzhäupter im Dom und in der Petrikirche immer wieder antreffen.

Wie der erzbischöfliche Stuhl und die Bürgerschaft, so hat auch der dritte und stärkste Machtfaktor im Lande, der Deutsche Orden, ein mächtiges Baudenkmal hinterlassen, die große Burg des Ordensgebietigers (Komturs), welche, leider stark verunstaltet, jetzt als kaiserliches Schloß und Sitz von Behörden dient.

Die Geschichte Altlivlands ist ein fortwährender Kampf zwischen diesen drei Gewalten; wiederholt ist die Hansestadt Riga von dem in ihr residierenden Erzbischof niedergeworfen worden (wie das verbündete Köln von dem seinigen), wiederholt auch vom Orden; aber gegen den äußeren Feind haben sich die Bürger länger gehalten als die weltlichen und geistlichen Herren. Im Jahre 1562 mußte sich der Ordensmeister nach nicht unrühmlicher Gegenwehr wider die Russen in den „Schutz", d. h. unter die Herrschaft des Jagellonen Sigismund August, des Großfürsten von Litauen und Königs von Polen, stellen, aber die Rigaer Bürgerschaft erwehrte sich noch zwanzig Jahre lang der freundnachbarlichen polnischen Umklammerung. Vierzig Jahre später gelang es Gustav Adolf, die Stadt den Polen wieder abzunehmen. Im siebzehnten Jahrhundert trotzte sie einer russischen Belagerung und wurde dafür zur zweiten Stadt des schwedischen Reiches erklärt, das damals die ganze Osthälfte der Ostsee umfaßte. 1710 fiel Riga aber doch in die Hände des russischen Nachbars, als wiederum ein Kriegsmann ersten Ranges, Peter der Große, in neunmonatlichem Ringen, unterstützt von Pest und Hunger, ihren Widerstand gebrochen hatte.

Von der polnischen und schwedischen Herrschaft sieht man auf einer Wanderung durch die Stadt keine auffälligen Spuren, um so mehr von der russischen. Von den 4400 Bomben, die Peter der Große in die Stadt warf, zeigt man noch eine in der Mauer des Schwarzhäupterhauses. Von diesem eisernen Willkommengruß an bis auf den heutigen Tag finden wir im Innern dieses prächtigen Hauses alle Epochen der russischen Herrschaft über Riga verewigt in zeitgenössischen Bildern der russischen Herrscher. Kulturgeschichtlich interessant ist unter denselben ein flottes Reiterbild Katharinas der Zweiten, das die Kaiserin im Männersattel in vollständiger Offiziersuniform in Hosen und Kanonenstiefeln darstellt. An eine längstverschwundene Zeit der russischen Herrschaft erinnert ein Denkmal vor dem Schloß. Es ist von der dankbaren Bürgerschaft dem Kaiser Alexander dem Ersten gewidmet, dessen Gunst und gnädige Gesinnung gegen Riga noch heute in dem von ihm geschenkten Park fortlebt: die Säule träumt von der Zeit, wo der russische Kaiser seine deutschen Ostseeprovinzen als eins der wertvollsten Kleinodien seiner Krone betrachtete, wo er die deutsche Universität Dorpat gründete.

Wesentlich andere Gedanken erweckte nicht weit vom Alexanderdenkmal das große Rathaus, von dessen Balkon nach uraltem Brauch Jahr für Jahr die „Burspraake“ (das alte Stadtrecht) verlesen wurde, bis am Ende des letzten Jahrhunderts die städtische Selbstverwaltung aufgehoben und das Rathaus zum Archiv seiner eigenen Geschichte, der Saal der Beschlüsse zum Lesesaal der Stadtbibliothek herabgedrückt wurde.

Das sichtbare Zeichen dieses neuen Kurses ist die große orthodoxe Kathedrale, die möglichst breitspurig auf einem riesigen Platz an der Grenze der Altstadt und des modernen Riga hingestellt worden ist. Zwischen Alt- und Neu-Riga liegt ein Gürtel prächtiger Anlagen, die aus und auf der alten Umwallung und den Festungsgräben entstanden sind. Die malerisch ausgeführten, gärtnerisch gut gehaltenen, durch reichliches Wasser belebten Anlagen ähneln mit ihren Hügeln und Einsenkungen dem ebenfalls aus der alten Befestigung herausgewachsenen herrlichen botanischen Garten von Kopenhagen und sind mit Recht der Stolz der Rigenser.

Das neue Stadtviertel in der Nähe der Kathedrale mit prächtig breiten Straßen und palastartigen Gebäuden, das in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entstanden ist, beweist Wohlstand und Sinn für Hygiene, entbehrt aber jeglicher charakteristischer Ausprägung; es könnte ebensogut in Berlin oder Mailand oder einer anderen aufstrebenden Stadt stehen.

In diesem Stadtteil liegen drei Gebäude, die dartun, daß der alte hanseatische Gemeinsinn in der Bürgerschaft nicht ausgestorben ist. Es sind dies die neue Handelsschule, ein reizender Bau in norddeutscher Backsteinarchitektur, das städtische Kunstmuseum und das Polytechnikum.

Die Gründung des Polytechnikums erfolgte noch in der für deutsche Unterrichtsanstalten günstigen Zeit der Regierung Alexanders des Zweiten. Trotzdem

ist die Schöpfung dieser jetzt achtzig Dozenten und über sechzehnhundert Studenten zählenden Hochschule eine in ihrer Art einzig dastehende Leistung des baltisch-deutschen Gemeingeistes. Sie ist nämlich nicht von der Stadt oder dem Staat gegründet, sondern von einer Anzahl von Privatleuten ins Leben gerufen worden. Die deutsche Unterrichtssprache hat sie gleichzeitig mit der Universität Dorpat verloren.

In die allerjüngste Zeit fällt die Errichtung des Kunstmuseums, eines großartigen Baues, der prächtige Sammlungen enthält, aber sie künden von einer Zeit, da man gut daran tat, sich mit dem politisch Harmlosesten, mit der Kunst, zu befassen.

Während der dreimonatigen Sommerferien ziehen die Rigenser Familien, wer es irgendwie ermöglichen kann, in die Stranddörfer, und nur die Herren fahren morgens zur Erledigung der Geschäfte auf einige Stunden in die Stadt. In den vier Tagen, die ich in Riga zubrachte, sah ich dort auch kein einziges deutsches Kind. Um so lebhafter fand ich es bei zwei Besuchen in den Stranddörfern. Man fährt mit der Bahn oder, was hübscher ist, mit kleinen Dampfern die Düna hinunter und biegt nach einer Fahrt von etwa einer Stunde in den von Kurland kommenden linken Nebenfluß der Düna, die Kurische Aa, ein. Diese fließt in höchst eigentümlicher Weise fast parallel mit der Küste und nur wenige Kilometer von derselben entfernt. Zwischen dem Meer und dem Fluß liegt nun die Reihe der Stranddörfer, die allmählich zu einer zusammenhängenden Ansiedlung ganz eigentümlicher Art zusammengewachsen sind. Abgesehen von dem eigentlichen Strand, hinter dem sich eine nicht allzu hohe Düne erhebt, ist das ganze Gebiet mit einem mageren Kiefernwald bedeckt, und in diesem hat sich eine Art Waldstadt gebildet mit — leider — geraden und rechtwinklig sich kreuzenden straßenartigen Wegen, den „Linien", die bei Nacht beleuchtet sind. Die meist ziemlich einfachen Landhäuser, die sogenannten Höfchen, sind fast vollständig unter Kiefern versteckt, nur wenige haben größere, besser angelegte Gärten. Da jede Familie ihr Haus und ihr Stückchen Wald für sich hat, ist das Ganze ein Paradies für Kinder, das ihnen während der ganzen drei Sommermonate, die zugleich die Ferienmonate aller Schulen sind, offen steht. Schade, daß diese offenbar verhältnismäßig billige Art der Sommerfrische wegen der Kürze und anderweitigen Art der Verteilung der Ferienzeit bei uns nicht einzuführen ist!

Aus der Hauptstadt Livlands führte mich eine kurze Bahnfahrt nach der nur etwa vierzig Kilometer entfernten Hauptstadt Kurlands, nach Mitau, das zur Ordenszeit ein lebhafter Handelsplatz war dank seiner Lage an der schiffbaren Aa. Die Zerreißung des Ordensgebiets machte dem ein Ende, indem die schwedische Regierung durch Versenkung großer Steine im Fluß die Zufahrt vom Meer sperrte; andererseits war die Lostrennung von Livland Mitaus Vorteil. Der letzte livländische Ordensmeister hatte einen Teil des alten Ordenslandes unter dem Namen „Herzogtum Kurland" aus der Hand des Polenkönigs als

Lehen für sich davongetragen, nach dem Vorgang Albrechts von Hohenzollern, der fünfzig Jahre vorher aus dem Untergang des preußischen Teils des Ordens für sich das Herzogtum Preußen gerettet hatte. Mitau wurde die Residenz des neuen Herzogs und im Laufe der Zeit der ständige Winteraufenthalt des zahlreichen Adels und der Sitz der Schulen. Mitaus Glanzzeit war, als der ungekrönte Herrscher Rußlands Ernst Johann Biron — eigentlich v. Büren — von der dankbaren Kaiserin Anna von Rußland auf den Thron ihres verstorbenen Gemahls gebracht wurde. Das große Schloß in Mitau, im Stil des Winterpalais in St. Petersburg und ebenfalls von Rastrelli erbaut, erinnert an den Herzog, der vom kurländischen Kammerherrn zum kurländischen Herzog, ja zum Regenten Rußlands aufstieg, dann aber nach Sibirien verbannt wurde und schließlich nach jahrelanger Haft noch einmal als Herzog in Mitau einziehen durfte.

Das Architekturbild Mitaus ist eines der sonderbarsten, die ich kenne. Wie alle Orte in der osteuropäischen Ebene ist die Stadt weitläufig und die Mehrzahl der Gebäude eingeschossig. Viel Staub, ein entsetzliches Pflaster und entsprechendes, massenhaft vorhandenes Fuhrwerk vervollständigen den Hintergrund des Bildes. Auf diesem denke man sich nun eine deutsche Residenz des achtzehnten Jahrhunderts: ein Schloß wie für den Sonnenkönig, die zugehörigen Paläste des Adels im Stil der Zeit, aber statt in Stein meist in Holz ausgeführt, das Ganze überragt von einem etwas modernisierten Turm aus der alten Ordenszeit, die sonst keine sichtbaren Zeichen hinterlassen hat.

Die nächsten Tage führten mich in die Mitte Livlands zu den Ruinen der großen Ordensburgen von Segewold, Cremon und Treyden, sowie zu den mächtigen Erdwerken der Ureinwohner, gegen welche der Orden im dreizehnten Jahrhundert seine steinernen Festen errichtet hat, von denen die meisten einfach aus großen und kleinen Findlingssteinen mit reichlicher Bindung durch Mörtel aufgeführt sind. Jeder der alten Türme zeigt die ganze Musterkarte skandinavischer Gebirgstrümmer, welche die Eiszeit über die Ostsee verfrachtet hat. Nur der am besten erhaltene Turm, der von Treyden, besteht wie die Kirchtürme aus vorzüglichen Backsteinen. Von weitem wirkt er wie ein moderner englischer Schloßbau; wenn man die riesige Mauerdicke aber aus der Nähe betrachtet, glaubt man gern, daß man einen alten Wehrturm aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert vor sich hat. Alle diese Burgen liegen hoch über der Livländischen Aa, die sich hier siebzig Meter tief in den weichen Sandstein eingefressen und ein schmales, geschlängeltes Tal gebildet hat, dessen Liebreiz den Namen Livländische Schweiz verschuldet haben mag. Nicht weit von dem altertümlichen Treyden liegt in prächtigem Park das reizende Schlößchen Nurmis, dessen Grundriß in geradezu vorbildlicher Weise auf das gastliche Leben des baltischen Adels zugeschnitten ist. An einen für die Wohnung des Besitzers und die Festräume eingerichteten zweistöckigen Mittelbau lehnt sich nach beiden Seiten in leichter Bogenlinie eine eingeschossige Flucht von Gastzimmern an, und

diese Flügel werden reizvoll abgeschlossen durch Eckpavillons in der Art des Mittelbaues.

Sehr interessant waren mir in dieser Gegend namentlich auch die Ansiedlungen der Letten, die wie die alten Germanen nicht in Dörfern, sondern in Einzelhöfen leben. Nach den üblichen Beschreibungen hatte ich mir elende Hütten und entsprechend aussehende Menschen vorgestellt. Beides trifft nicht zu, und das prächtige Vieh, das auf der Weide lief, sprach ohne weiteres für die Richtigkeit der Mitteilung meines landeskundigen Führers, wonach ein großer Teil der „dänischen" Butter, die durch die ganze Welt geht — man kann davon nicht bloß in Sizilien, sondern auch in der Schweiz bekommen — in Livland gewonnen wird. Angenehm aufgefallen sind mir vor den Lettenhäusern fast überall kleine Gärtchen, in denen neben herrlich gedeihenden Arzneipflanzen (Archangelica, Malva u. a.) auch gut gepflegte Zierpflanzen zu sehen waren. Wiederholt habe ich beobachtet, daß die Giebelbalken der Häuser über dem First sich kreuzen und daß ihre Enden in geschnitzte Tierköpfe auslaufen wie in Niedersachsen, nur sind es bei den Letten Vogelköpfe, bei den Westfalen bekanntlich Pferdeköpfe. Diese kleinen Züge seien erwähnt, weil die Völkerkunde die Letten zwischen die eigentlichen Slawen und die Germanen stellt.

Dreißig Kilometer weiter aufwärts an der Aa, aber nicht unmittelbar am Fluß, liegt das Städtchen Wenden mit der ausgedehnten Ruine der ersten Burg des Schwertritterordens, die gegen Ende der Ordenszeit wieder die eigentliche Residenz des Meisters des Deutschen Ordens, der die Schwertritter in sich aufgenommen hat, gewesen ist. Der ehemalige Palas ist bis ans Dach erhalten, aber die gewölbte Decke ist eingestürzt, und nur die reichen Konsolen zeugen von verschwundener Pracht; vollständig erhalten ist dagegen in einem der anstoßenden Türme das hohe Gemach des Ordensmeisters mit einem schönen Sterngewölbe. Die vorher jungfräuliche Feste ist kurz nach dem Ende des Ordens in die Hände des Zaren Iwan des Schrecklichen gefallen, aber nur als Trümmerhaufen, nachdem der Rest der Besatzung sich in die Luft gesprengt hatte. Neben der Ruine steht die Kirche mit zahlreichen Grabmälern der Ordensmeister. Eines der einfachsten, leider fast zur Hälfte zerstört, ist die Grabplatte Walters von Plettenberg, der, ein Zeitgenosse Luthers, in vierzigjähriger Regierung zum letztenmal die Kraft des Ordens machtvoll zusammengefaßt hat. Ein anderes Grabmal, das des Bischofs Patricius, erinnert an die vergeblichen Versuche der vertragsbrüchigen Polenkönige, die Gegenreformation im Lande durchzuführen.

Eine Viertelstunde vor der Stadt, am Rande eines der für ganz Livland so charakteristischen Birkenwäldchen, liegt das stattliche ritterschaftliche Gymnasium und Internat Birkenruh, das die Ritterschaft im Jahre 1892 eingehen ließ, als von der Regierung die Forderung erhoben wurde, die russische Unterrichtssprache einzuführen. 1896 wurde die Anstalt wieder eröffnet, da der Zar nach dem Kriege gegen Japan und nach der Revolution den kaisertreuen Deutschen die deutsche Unterrichtssprache wieder einräumte. Obgleich die Schüler in den

Ferien waren, ließ ich mich doch herumführen, und ich lernte bei dieser Gelegenheit zum erstenmal einen Schulfamulus kennen, der mit der Zucht seiner Schüler zufrieden war. Der Mann, der mit seinem Barbarossabart selbst einen sehr angenehmen Eindruck machte, erzählte in dem großen Saal für Handfertigkeitsunterricht mit sichtlichem Vergnügen, daß die jungen Leute gebeten hätten, in den Freistunden ohne die übliche Aufsicht durch einen Lehrer üben zu dürfen, und daß die von ihnen angebotene Selbstbeaufsichtigung sich auch bewährt habe. Von dem Gebäude hat man eine hübsche Aussicht auf die Stadt, zwischen deren rote Dächer vielfach Baumwipfel sich einmischen: sie sieht aus „wie eine Schüssel Krebse mit Grünem", lautet der alte Schulwitz.

Eine Fahrt von sechs Stunden, leider bei Nacht, brachte mich aus der gastlichen Gegend nach Dorpat. Aufs höchste gespannt betrat ich in der Geisterstunde die Stadt, die für mich das Hauptziel der Reise bildete. Seit der Zerstückelung Altlivlands hat ja keine seiner Städte gebend und nehmend so viel für die Wechselbeziehungen zwischen dem baltischen und dem übrigen Deutschtum geleistet, so viel für den geistigen Zusammenhalt der drei Provinzen selbst bedeutet, als die gemeinsame Universitätsstadt, welche einen Karl Ernst von Baer zu ihren Lehrern zählte und die uns noch zum Schluß einen Bergmann geschenkt hat. Die Universität ist als eine deutsche und protestantische ins Leben gerufen worden von dem Schwedenkönig Gustav Adolf, und zwar vom Feldlager in Nürnberg aus als Abwehr der gegenreformatorischen Maßnahmen der Polenkönige, die der Vorkämpfer der protestantischen Sache in dem eben eroberten Lande vorgefunden hatte. Die Universitas Gustaviana ging aber in den folgenden Kriegsläuften bald unter. Nachdem schon Peter der Große die Wiedererrichtung der Hochschule, allerdings erst für geeignetere Zeiten, in Aussicht gestellt hatte, wurden die Wünsche der baltischen Deutschen vom Kaiser Alexander dem Ersten im Jahre 1802 erfüllt; es sollte damit ein Ersatz geboten werden für die kurz zuvor von seinem Vater erlassene Verfügung, nach der russische Untertanen keine ausländischen Hochschulen mehr besuchen durften. Ihre Blütezeit erreichte die Universität unter Alexander dem Zweiten. Sein Nachfolger drückte den Stand der Anstalt rasch herunter, indem er einerseits durch die Bestimmung des Russischen als Vortragssprache die deutschen Lehrer vertrieb und andererseits durch Zulassung von Studierenden ohne Maturitätsexamen eine minderwertige Hörerschaft heranzog.

Als Stadt hat keine der drei großen baltischen Städte so schwere und wechselvolle Schicksale erlebt wie Dorpat, das dem russischen Binnenland am nächsten lag und kein rettendes Meer zur Seite hatte. Dorpat ist als deutsche Stadt wenig jünger als Riga, als menschliche Niederlassung aber älter, denn vor den Deutschen hatten dort die Esten und vor diesen die Russen eine Ansiedlung, deren alter Name Jurjew jetzt statt des estnischen Dorpat wieder hervorgeholt worden ist, um die Russifizierung der deutschen Hochschule mit dem estnischen Namen anzuzeigen. Das alte deutsche Dorpat war der zweite Bischofssitz des Ordenslandes und eine wichtige Hansestadt, die durch ihre bequemen Wasser-

verbindungen ein wichtiger Eingangshafen für Rußland war und in regen Handelsbeziehungen zu den zwei russischen Republiken Pleskau (Pskow) und Nowgorod (Veliki-Nowgorod) stand.

Mit der Eroberung Dorpats durch den Feldherrn Iwans des Schrecklichen im Jahre 1568 begann die Zerstückelung Altlivlands. Schon damals wurde ein Teil der Bewohner ins Innere Rußlands abgeführt, ein anderer war vorher mit Sack und Pack geflohen. Die Stadt blieb damals nicht lange bei Rußland. Wenige Jahre, nachdem sie unter Peter dem Großen zurückerobert war, wurden alle deutschen Bürger ins Innere Rußlands geschleppt. Die Stadt selbst wurde vollständig zerstört, um sie nicht zu einem Stützpunkt des Schwedenkönigs Karl des Zwölften werden zu lassen. So ist es kein Wunder, wenn die Stadt ihren einstigen deutsch-mittelalterlichen Baucharakter vollständig verloren hat; eher ist es zu verwundern, daß sich wieder eine deutsche Gemeinde gesammelt hat, die jetzt mit ihren siebentausend Seelen ungefähr den sechsten Teil der Einwohnerzahl bildet.

Von der mittelalterlichen Herrlichkeit hat das „nordische Heidelberg" nichts gerettet als seinen großartigen Dom, dessen Ruine die Stadt beherrscht wie das Schloß in Heidelberg, dazu eine Kirche in der Stadt, die Johanniskirche mit ihrem romanischen Turm. Nach verschiedenen Bränden ist die Stadt unter Katharina der Zweiten in rechtwinklig sich kreuzenden Straßenzügen wieder aufgebaut worden. Eine Straße von gewaltiger Breite, die von der Embachbrücke gegen den Dom führt, erinnert mit ihren ansehnlichen steinernen Häusern an die Hilfe der Kaiserin, die den Wiederaufbau dieses Teils der Stadt in Stein befahl und auch ermöglichte. Das neue Universitätsgebäude Alexanders des Ersten ist ein sehr stattlicher, klassizistischer, typisch langweiliger Bau mit einem schönen Saal. Ein anderes Werk aus derselben Periode, der russische Kaufhof, in der nächsten Nähe des Flußhafens gelegen, ein eingeschossiges Quadrat von etwa 100 Meter Seitenlänge und rings mit Säulenstellungen umgeben, blendend weiß getüncht, wirkt dafür als Hintergrund eines bunten Marktbildes um so malerischer. Höchst eigentümlich nimmt sich das großartige estnische Volkshaus mit seinem grün angestrichenen gewaltigen Dach aus. Es soll im Geschmack einer eben sich entwickelnden finnisch-nationalen Kunst entworfen sein. Weitaus die meisten der Dorpater Gebäude sind wie in Mitau aus Holz aufgeführt, teilweise recht gefällig und doch dabei so solid, wie es ein Himmelsstrich erfordert, unter dem die Flüsse über vier Monate einfrieren. Da nicht bloß der Domberg, an den sich die Stadt anlehnt, von einer Parkanlage bedeckt ist, sondern auch in allen neueren Straßen die Häuser in Gärten stehen, macht die ganze Stadt einen sehr freundlichen Eindruck, der durch die Sauberkeit der Straßen noch gehoben wird.

Den Stolz der Stadt bildet der Domberg — gewöhnlich nur Dom genannt — mit der großen zweitürmigen Kirche, die die Belagerung und Plünderung unter Iwan dem Vierten überstanden hat, aber im Jahre 1598 bei einem Johannis-

feuer in Brand geriet. Die traurigen Zeitverhältnisse erlaubten damals eine Wiederherstellung des Daches nicht, und der fünfstöckige Einbau in den Chor zur Aufstellung der reichen Universitätsbibliothek, der im letzten Jahrhundert vorgenommen worden ist, beinträchtigt natürlich den romantischen Reiz der Ruine. Die nahegelegene Bischofsburg und die Befestigungen sind bis auf den letzten Rest verschwunden, aber geblieben ist der hübsche Ausblick auf die weite Ebene, die einst von hier beherrscht wurde, geblieben ist der unvergängliche Ruhm der Universität und, trotz der Russifizierung, deren Bedeutung als geistiger Mittelpunkt des Deutschtums in den Ostseeprovinzen.

Das deutsche Studentenleben in Dorpat — die Balten sagen übrigens Dörpt — hat manches, was es von dem auf unseren Hochschulen unterscheidet. Seit alter Zeit gibt es drei deutsche Verbindungen, die der Kurländer, Livländer und Estländer, zu denen später noch die Fraternitas Rigensis und die Neobaltia kam. Die vier erstgenannten entsprechen mehr den mittelalterlichen Landsmannschaften oder „Zungen" in Padua, Bologna oder Prag oder den heutigen Verbindungen in Upsala als irgendeiner Form unserer Korporationen; daß sie ihre Häuser „Quartiere" nennen, paßt ganz zu den mittelalterlichen Erinnerungen. Ihren Grundsätzen nach sind die Dorpater Korporationen am ehesten zu vergleichen mit der alten deutschen Burschenschaft, die keine Bestimmungsmensur kannte und mehr auf die Vertretung ihrer Ideale als auf die Form der Satisfaktion und des Fechtens hielt. Die Verbindungen der Kurländer, Livländer und Estländer sind tatsächlich heute noch der Mittelpunkt der studierenden Jugend der Provinzen, nach denen sie sich nennen. Diese drei Provinzen führten noch vor kurzem wenigstens in geistiger Beziehung fast ein Sonderleben, genau wie die einzelnen Bundesstaaten des Deutschen Reichs, ein Sonderleben, das hier wie dort begründet und zum Teil entschuldigt ist durch ihre verschiedene Entstehung und politische Geschichte. Den Mikrokosmus der baltischen Welt stellt oder stellte nun das Verbindungswesen in Dorpat vor: neben dem Gefühl und der Betätigung der Zusammengehörigkeit doch auch soviel kleinliche Eifersucht und Reibungen, wie sie etwa Baden, Württemberg und Bayern heute noch fertig bringen. Die Folge des alle treffenden Druckes der Russifizierung weckte die Einsicht in das Überlebte derartiger Stammes-Reservatnörgeleien und vererbter Verbindungshäckeleien. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Wille zur Einheit kam schön zum Ausdruck bei dem hundertjährigen Stiftungsfest der Kurländer im Jahre 1908, das unter großem Zustrom aus allen drei Provinzen mit unglaublicher Begeisterung gefeiert wurde. Dieses studentische Fest war das erste große Fest der baltischen Deutschen seit der Revolution.

Eine weitere Nachtfahrt brachte mich in der Frühe des 11. August nach Reval. Diese Stadt macht mit seinem ungebrochenen Mauerring, mit seinen zwanzig trutzigen Wehrtürmen und den großen Kirchen von der Landseite her einen äußerst stattlichen Eindruck. Schöner noch ist der Anblick von der Seeseite. Wenn man von dem Steilrand des gegenüberliegenden Ufers der Revaler

Bucht hinüberfieht, stellt sich die Stadt im Hintergrund ihrer kleinen Bucht und umgeben von den Strandvororten äußerst malerisch dar. Hinter dem Hafen und der schmalen Strandterrasse baut sich der altertümliche Kern der Stadt auf steilem Klippenrand, dem „Klint", kühn und gewaltig auf wie eine Landschaft von Böcklin. Geradezu märchenhaft aber ist das Bild vom hohen Meer, wenn von geheimnisvollem Dunstschleier umflossen der Burghügel und die schlanken Kirchtürme in der Ferne aus den Wellen auftauchen.

Auf diesem Hügel stand einst die estnische Burg Lindonissa, die 1219 von den Dänen zerstört wurde. Der Bischof Albert von Riga hatte, von Süden vordringend, bereits die Hälfte des Landes der Esten unterworfen, als diese die Russen zuhilfe riefen. Der Bischof anderseits bewog den König von Dänemark Waldemar den Zweiten zu einem Kreuzzug gegen die Esten, in dem dieser die nördliche Hälfte des Estenlandes unter die dänische Herrschaft brachte. Dieser dänische Besitz ging erst 1347 und zwar durch Kauf in die Hände des Deutschordens über. Auf der Stelle des eroberten Lindonissa bauten die Dänen die Burg Reval, und an deren Abhang landeinwärts entstand sehr rasch eine Stadt, die bald Bischofssitz wurde und schon 1245 von dem Dänenkönig Stadtrecht, das Lübische Recht, verliehen bekam. Die Bevölkerung der Stadt ergänzte sich in zunehmendem Maß aus Deutschen wie auch die ritterschaftlichen Vasallen in den umliegenden Landschaften. Trotzdem mußte erst ein verheerender Aufstand der Esten vorausgehen, ehe Stadt und Ritterschaft sich entschlossen, aus der „milden", das heißt schwachen Herrschaft des entfernten Dänenfürsten in die des Ordens überzugehen, nachdem dieser die Esten aufs Haupt geschlagen hatte.

Die bauliche Verbindung der Handelsstadt am Fuß des Burgbergs, der hier wie in Dorpat Dom heißt, mit der Oberstadt auf dem Hügel hat den alten Baumeistern eine Fülle von Aufgaben gestellt, die sie vielfach in höchst malerischer Weise gelöst haben.

Die gotische Zeit baute neben mehreren kleinen zwei großartige Kirchen. Die eine davon, die Olaikirche, besitzt den höchsten Turm Rußlands, dessen schlanke Pyramide unter Kaiser Nikolaus dem Ersten vom Blitz zerstört, aber unter Beihilfe des Kaisers wieder in der alten Gestalt aufgeführt wurde, während die Turmspitzen fast aller baltischen Kirchen im Laufe der Zeit in anderen Stilarten ersetzt wurden. Einen solchen Aufbau aus der Barockzeit, schön mit Kupfer verkleidet, trägt der alte Turm des Doms, und in noch gefälligeren Formen zeigen ihn die beiden minaretschlanken, achteckigen Türme, die im siebzehnten Jahrhundert an das gotische Rathaus und an die gotische Ratskapelle angelehnt wurden.

Auf dem uralten Herrschersitz steht jetzt noch das ehemalige bischöfliche Schloß mit einem kühnen Turm, dem „Langen Hermann". Eine breite, stille Straße, besetzt mit den Häusern des estländischen deutschen Adels, führt nach dem kleinen Dom, der im Schatten seiner Linden beinahe verschwindet. Er birgt eine Fülle von Grabmälern, welche die Geschichte der Stadt erzählen: an den Wänden ritterschaft-

liche Wappen aus alter und neuerer Zeit, im Chor an bevorzugter Stelle die liegenden Steinfiguren schwedischer Kommandanten und ihrer Gemahlinnen; das Schiff der Kirche birgt ein Werk Canovas, das Ehrenmal eines aus Schottland gebürtigen Admirals, das die dankbare Kaiserin Katharina die Zweite errichten ließ. Darüber hängen vergilbte Trophäen von der Seeschlacht bei Tschahme (1770); ferner liegt hier Krusenstern, dessen Weltumsegelung sein Gefährte Chamisso beschrieben hat. Auch ein unstäter Kriegsmann aus Böhmen hat hier seine letzte Ruhe gefunden: Mathias Thurn, „die Fackel und das Heerhorn" des Dreißigjährigen Krieges. In der Nähe der Domkirche steht das große Ritterschaftshaus und die Domschule. Sie ist eine der ältesten gelehrten Schulen diesseits der Alpen und seit 1906 wieder als deutsches Gymnasium eröffnet, nachdem sie im Jahre 1892 ihre Tore geschlossen hatte, weil sie mit der russischen Unterrichtssprache den russischen Geist nicht einziehen lassen wollte.

Auf einer Abflachung des Domhügels steht in wirklich prächtiger Lage auf einem großen freigelegten Platz die russische Kathedrale. In keiner der anderen Städte ist es gelungen, die Signatur der neuen Zeit, den Stempel des russischen Cäsaropapismus, dem alten Stadtbild in einer so nicht zu übersehenden Deutlichkeit aufzudrücken. Die Kathedrale ist zweifellos in ihrer Art ein sehr eleganter Bau, aber an dieser Stelle wirkt sie, vom künstlerischen Standpunkt aus, wie eine Faust aufs Auge, denn die ganze nähere Umgebung, ja die ganze Stadt innerhalb des Mauerrings hat ihr fein zusammengestimmtes Bild bewahrt, wie es im Lauf einer ununterbrochenen Bauüberlieferung von Jahrhunderten organisch entstanden ist. Die Stadt ist wiederholt, aber stets vergeblich, belagert worden. Auch der reformatorische Bildersturm ist hier glimpflich abgelaufen, so daß Reval nicht bloß seine Befestigung und seine alten Gebäude, sondern auch einen großen Teil seiner Kunstschätze bis auf den heutigen Tag bewahrt hat und jedem Besucher als ein Kleinod der Heimatkunst in Erinnerung bleiben muß.

Sehr viel Ähnlichkeit mit Reval hat nach Lage, Entstehung und Geschichte die nördlichste der Städte des alten Ordenslandes, das schlachtenberühmte Narwa. Auch dieser Ort hat an Türmen, Mauern und Häusern seinen deutsch-altertümlichen Charakter gut bewahrt. Es ist dies um so mehr zu verwundern, als die ehemalige Grenzstadt schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf Jahrzehnte unter russischer Botmäßigkeit stand und von Peter dem Großen, der sie den Schweden im Sturm entrissen hatte, von Estland getrennt und mit dem eigentlichen Rußland vereinigt wurde.

Wie anheimelnd Riga, Reval und selbst Narwa aussehen, fühlt man erst recht, wenn man sie verlassen hat. Ich gestehe offen, daß ich vor meiner Reise geneigt war, die Berichte von dem deutschen Charakter dieser Städte, die ich gelesen hatte, für veraltet zu halten, und ich habe es recht gut verstanden, als einmal ein Vollblutrusse in Deutschland zu mir sagte: „Reval war die erste deutsche Stadt, die ich sah".

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte. Vor zweieinhalb Jahren, nach Gründung der Gesellschaft, sprach ihr Begründer und erster Vorsitzender, Universitätsprofessor Dr. Gustav Kossinna, vor der kleinen aber auserlesenen Schar der Teilnehmer an der ersten Versammlung die mutigen Worte: „Setzen wir die Vorgeschichte in den Sattel! Reiten wird sie schon können!" Und die Hoffnung hat den kühnen Vorkämpfer nicht zuschanden werden lassen. Die Gesellschaft zählt jetzt gegen vierhundert Mitglieder aus allen Teilen Deutschlands, aus Österreich-Ungarn, der Schweiz, Dänemark, Schweden, Belgien und Frankreich, und hat in ihrem Organ, der Zeitschrift Mannus, deren dritter Jahrgang vor kurzem begonnen ist, eine Sammelstelle für die Arbeiten aller Vorgeschichtsforscher geschaffen.

Schon längst hat die wissenschaftliche Vorgeschichtsforschung aus den Banden der sie umklammernden Naturwissenschaft auf der einen Seite, der Geschichtswissenschaft auf der anderen herausgestrebt. Aber es hat lange und erbitterte Kämpfe gekostet, bis die Gründung vollzogen werden konnte. Das Interesse war wohl da, wie sich aus der Mitgliederliste entnehmen läßt, auch bei einer großen Anzahl von Laien; aber es fehlte die geeignete Persönlichkeit und andere Vereinigungen standen dem Plane direkt feindlich gegenüber. Auf friedlichem Wege schien die Sache lange Zeit nicht zu machen zu sein; so mußte denn erst eine kampfbereite Schar gewonnen werden; die fand sich in den Schülern des ersten Inhabers eines deutschen Lehrstuhles der Vorgeschichte, Prof. Dr. Kossinna in Berlin. Ihm und seinem wissenschaftlich und agitatorisch gleich beanlagten Schüler Dr. Hans Hahne in Hannover ist die Gründung der Gesellschaft dann endlich im Januar 1909 gelungen. Wie notwendig die Bildung einer eigenen Organisation war, ist jetzt trotz mancher Anfeindungen allgemein anerkannt. Wenn die prähistorische Wissenschaft selbständig werden sollte, mußte sie auch eine selbständige Zeitschrift besitzen, schon aus praktischen Gründen, damit die Arbeiten nicht in allen möglichen Zeitschriften, die teils anderen Interessen dienten, Unterschlupf zu suchen brauchten. Es soll also vor allem eine Vereinigung gebildet werden, um die sich die schon bestehenden örtlichen Vereine, Institute usw. unbeschadet ihrer besonderen Bestrebungen scharen können. „Die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte will die Ergebnisse der Einzelarbeit auf allen wissenschaftlichen Gebieten, soweit sie der Förderung der europäisch-vorderasiatischen Vorgeschichtswissenschaft dienen, zusammenfassen." Mit der Gründung der Gesellschaft ist nur der erste, äußerlich wohl wichtigste Schritt getan. Der innere Ausbau, die Heranziehung aller geeigneten Kräfte erfordert aber noch beständig eine Riesenarbeit und eine oft peinliche Abwehr dilettantischer Mitarbeiterschaft. Denn die ganze Vorgeschichtsforschung ist ja, wie das auch bei der Volkskunde der Fall war, jahrhundertelang von begeisterten Laien betrieben worden, die nur zu leicht geneigt waren, aus geringem örtlichen Material die weitgehendsten Schlüsse zu ziehen. So sehr erwünscht die Mitarbeit jedes „findigen" Laien ist und so wenig eine Wissenschaft ihrer entraten kann, für die jeder Bodenfund bedeutsam ist, so unerwünscht ist die laienhafte Mitarbeit bei der Deutung der Funde. Das ist ja ein Hauptgrund, weswegen die Vorgeschichtsforschung solange um ihre Anerkennung als Wissenschaft hat kämpfen müssen. Oft haben sich allerdings die offiziellen Vertreter der Wissenschaft ebenso als Laien gezeigt wie die ohne wissenschaftliches Rüstzeug, aber mit glücklichem Spaten ausgestatteten Graber. Alles, was irgendwie zur Aufhellung der

Anfänge europäischer Kultur führen kann, möge gesammelt und nach der Fundstelle mit peinlichster Genauigkeit beschrieben werden; die Ausdeutung der Funde aber muß denen überlassen werden, die das ganze Material in großem Zusammenhang überschauen können. Kossinna hält da ein strenges Regiment; es ist sehr spaßhaft zu sehen, wie er seine Mitarbeiter, wenn sie nicht bei der Stange bleiben, gelegentlich beim Ohrchen nimmt und auf den rechten Weg zu bringen sucht. Das mag für manchen Forscher, der auf anderen Gebieten seine volle Selbständigkeit schon bewiesen hat, recht hart sein, aber bei einer jungen, von Feinden umlauerten Wissenschaft ist Selbstzucht die beste Waffe.

Die bisherigen Ergebnisse der prähistorischen Forschung haben die ältere Auffassung von dem Sitze und den Wanderungen der Indogermanen ja geradezu auf den Kopf gestellt. Noch heute lernt die Jugend auf den Schulen, daß die Griechen und wohl auch die Germanen von Asien hereingewandert seien, obwohl heute kein Vorgeschichtler mehr daran zweifelt, daß Nordwesteuropa der Ausgangspunkt der Nordindogermanen gewesen ist und daß die Germanen als die Vertreter des ältesten und edelsten Indogermanentypus zu gelten haben. Wieviel begeisternder ist diese Geschichtsauffassung für unsere Jugend als die ewig wiederholte Schilderung der barbarischen Germanen und die Vergötterung der Griechen, deren edelste Vertreter doch sichtlich den gleichen Nordindogermanentypus tragen wie die Germanen! Die Gesellschaft für Vorgeschichte wird sicher das Ihrige dazu beitragen, die Auffassung von einer frühen Einflußrichtung: Nordwest-Südost zu befestigen und in Umlauf zu bringen, damit dem Volke und der Jugend diese Wahrheit nicht länger vorenthalten bleibt. Wenn auch die Forschung sich nicht von nationalen Interessen leiten lassen darf — Kossinna verlegt ja übrigens den Ausgangspunkt der Indogermanen nach Nordfrankreich —, so haben wir doch allen Grund, das Volksbewußtsein nach den Ergebnissen, die für die Germanen günstig gewesen sind, durch Verbreitung dieser Ergebnisse zu erfreuen und zu kräftigen; und deshalb gebührt der Gesellschaft für Vorgeschichte das Interesse der weitesten Kreise. Fritz Tychow-Einbeck

Tagesfragen

Biologie und Politik. In den „Grenzboten" (70. Jahrgang, Nr. 17) nennt Prof. Dr. Holle die Politik eine Kunst von dem Notwendigen das Mögliche zu verwirklichen. Wenn diese Bestimmung richtig ist, so findet das Mögliche in den gegebenen Tatsachen seine Begrenzung, während das Notwendige aus dem Reich des Ideals stammt, denn Notwendigkeit kann in diesem Zusammenhang nichts anderes bedeuten als eine Forderung, und wir müßten keine Menschen sein, wenn wir sie nicht mit einem idealen Inhalt erfüllen wollten. Mit Recht bemerkt Holle, daß bei den so mannigfachen verschlungenen Zusammenhängen unseres Kulturlebens die Entscheidung über die Möglichkeiten und den besseren Weg zu ihrer Verwirklichung nach bester Überzeugung der einzelnen verschieden ausfallen muß, und wir müssen hinzufügen, daß auch die erkannte Notwendigkeit als ideale Forderung nicht für jedermann die gleiche ist. Wird die Bestimmung der Politik als angewandte Biologie angenommen, wie Holle es tut, so ist jene Notwendigkeit in der Erhaltung des Lebens gegeben, denn die Biologie kennt nichts anderes als die Tatsache des Lebens und verzichtet als Naturwissenschaft auf jedwede Wertsetzung, und einer Politik, die nichts anderes sein will als angewandte Biologie, kann nur das, was der Erhaltung des Lebens dient, als Wert gelten.

Ist die Erhaltung des Lebens wirklich das Endziel aller Politik? Gleicht die Politik nicht vielmehr einem Baume, der aus dem Boden des Naturgeschehens die Kraft saugt, um in seiner Krone die ganze Fülle der Kulturgüter zur harmonischen Entfaltung zu bringen? Natur und Kultur ist zweierlei. Die Kultur schafft der Mensch, indem er Werte setzt, und weil er wertet, läßt er sich in das Naturgeschehen nicht restlos einordnen. Der Mensch als Naturwesen und der Mensch als Schöpfer und Träger der Kultur — das sind die Enden eines Bogens, die die Politik zusammenhalten muß, damit der Pfeil menschlichen Strebens gen Himmel steige.

Eine Politik, der die Biologie die Richtung gibt, betrachtet den Menschen allzu einseitig als Naturwesen. Wenn sie behauptet, daß

über dem Abstraktum „Kultur" ihr konkreter Träger, der Mensch, vergessen werde, so rückt für sie über dem greifbar Körperlichen das Ungreifbare und Unwägbare der Geisteswelt allzusehr in den Hintergrund. Wer wollte die ungeheure Bedeutung der Erkenntnisse der biologischen Wissenschaften für den praktischen Politiker leugnen, wer die ideale Forderung, daß den mit den wertvolleren Rasseneigenschaften ausgestatteten Individuen die Möglichkeit der Erhaltung und vor allem der Fortpflanzung gesichert werden müsse, nicht anerkennen? Holle hat es aber vermieden, die Anwendung der biologischen Betrachtung auf den praktischen Einzelfall zu machen — wenn er dies getan hätte, so hätte er gesehen, daß die Fülle der Erscheinungen des menschlichen Lebens sich unter dem Gesichtswinkel der Biologie nicht erfassen, geschweige denn sich von ihr die Bahnen vorschreiben lassen kann. Entscheidet im Naturleben immer nur das Wohl der Art und hat das Individuum nur Wert als Träger oder mindestens Förderer artgemäßer Vererbungstendenzen, so können wir — im Gegensatz zu Holle — daraus nur den Schluß ziehen, daß die Natur nimmermehr alleinige Lehrmeisterin der Menschheit sein kann, denn der Mensch ist, wie kein anderes Geschöpf der Natur, auch Persönlichkeit und als solche Selbstzweck. Im Hinblick hierauf erscheint die Bestimmung der Politik als angewandte Biologie zu eng, und besser dünkt es uns, sie als angewandte Soziologie zu kennzeichnen, sofern die Soziologie den Menschen als ein wertsetzendes, psychophysisches Wesen erkennt, dessen Geistesleben zwar an das materielle Sein gebunden, aber nach ihm eigentümlichen Gesetzen wirkt. An der Macht des Geistigen, das seine eigenen Wege geht, findet die praktische Durchführung biologischer Erkenntnisse oft genug ihre Schranken. So geht es auch der „guten Heiratspolitik", der Holle das Wort redet. Der Mensch ist nun mal kein Zuchtvieh und die Ehe nicht nur Paarung. Wer den Schlußteil des Holleschen Aufsatzes liest, wird die Wahrheit erkennen, daß die Konsequenzen eines Standpunktes seine Schwäche offenbaren.

Wie die Welt mehr ist als die Summe der materiellen Vorgänge, so ist die Frau mehr als ein natürlicher Brutapparat, sie ist ein Mensch und gleich dem Manne der Schnittpunkt tausendfacher sozialer Beziehungen. Das schwierige soziale Problem, das durch das Schlagwort „Frauenbewegung" mehr verdeckt als gekennzeichnet wird, kann hier nicht aufgerollt werden; aber um der Gefahr zu begegnen, mit der ein einseitiges oder mißverständliches Urteil eine ernste Sache zu bedrohen vermag, muß gegen einige Ausführungen Holles, wenn auch nur in aller Kürze, Einspruch erhoben werden. Da heißt es zunächst, daß die „Frauenbewegung" die negative Auslese der Tüchtigen fördert, indem sie die erwerbstätigen Frauen von der Fortpflanzung fernhält. Auf welche Erfahrungen gründet sich diese Behauptung? Überblickt man das Heer der Fabrikarbeiterinnen, Konfektioneusen, Buchhalterinnen, Stenographistinnen, Bibliothekarinnen usw., so wird sich die Zahl derjenigen, welche lediglich aus Begeisterung für ihre Berufstätigkeit den Verzicht auf Liebe oder Ehe auf sich nehmen, als verschwindend gering erweisen. Die Gefahr wittert man denn wohl auch mehr bei den sogenannten „Intellektuellen". Ob wirklich mit Recht? Wer die Augen offen hält, wird mehr sehen, als die beste Statistik der Welt ihm beweisen kann. Tatsache ist, daß Tausende von Frauen trotz — um mit Frenssen zu sprechen — der „heißen Not" dank einer geeigneten Berufswahl ihr inneres Gleichgewicht bewahren konnten. Wenn aber geistige Betätigung nicht etwa die durchaus erwünschte Beherrschung, sondern, wie vielfach behauptet wird, mit physiologischer Notwendigkeit eine Verkümmerung der „Instinkte" nach sich zöge, so müßten ja die zahllosen geistig arbeitenden Männer gegen weibliche Reize längst völlig immun sein. Gewiß ist es wünschenswert, die wirtschaftlichen Verhältnisse so zu gestalten, daß die Männer möglichst vielen Frauen die Last des Berufs von den Schultern nehmen könnten, aber dieses Ziel schwebt in nebelhafter Ferne, und das lebendige Individuum fordert sein Recht. Es ist sicher falsche Politik, aus Begeisterung für die Zukunft des Menschengeschlechts der lebendigen Gegenwart ihr Daseinsrecht wenn nicht zu rauben, so doch zu verkümmern, indem man die Frau, welche aus Not in den Kampf ums Brot gedrängt wird, durch

Drücken der Löhne und unwürdige Behandlung entnervt. Feindseligkeit gegen die erwerbende Frau ist erfahrungsgemäß die Folge jener idealen Gesinnung, die das Weib retten will und die Weiber vernichtet. Und wenn die doch unleugbar mit einem Menschenhirn begabte Frau nach Klarheit ringt, wo ihr die ganze Fülle der Lebenserscheinungen in den Ereignissen des Tages, in der Natur, in Kunst, Wissenschaft, Literatur oder Religion entgegentritt, wenn sie, ein unleugbar auf Reaktion eingerichtetes Wesen, unter heißem Mühen schafft, ist es da weise Politik, von einem „Sichauslebenwollen" der Frau zu reden, das zum Glück darin ein biologisches Korrektiv hat, daß die Trägerinnen solcher Rassenanlagen von der Fortpflanzung ausgeschlossen bleiben und der „weiblichen" Frau, die nur Gebärerin sein will, das Feld räumen? Bedarf es wirklich einer „geistigen Unterwerfung unter die Frauenherrschaft", um den großen Kulturwert des geistig voll entfalteten weiblichen Menschen zu erkennen? Was heißt überhaupt „Frauenherrschaft", und welches Volk ging an ihr zugrunde? Wo Weiber zugrunde richten, da tun sie es als „weibliche" Weiber. Dr. M. Kelchner-Berlin

Zu den vorstehenden Ausführungen sei mir kurz die Bemerkung gestattet, daß es allerdings schwer ist, von der bisher üblichen, die „Kultur" allein als Ziel setzenden Auffassung der Geschichte und Politik zur biologischen Auffassung umzudenken. Gerade die neueren Forschungen haben immer mehr hohe alte Kulturen kennen gelehrt, die zugrunde gegangen sind, ohne daß spätere auf ihnen fortgebaut hätten. Die Kulturarbeit hat vielmehr, abgesehen von einzelnen geretteten Überlieferungen, im wesentlichen wieder von vorn anfangen müssen, weil die jene alten Kulturen tragenden Rassenkräfte mit zugrunde gegangen sind. Kelchner fragt: „Ist die Erhaltung des Lebens wirklich das Endziel aller Politik?" Daß es nicht die Erhaltung des Einzellebens ist, habe ich wohl deutlich genug ausgesprochen; aber die Erhaltung der Art, das heißt für unsere deutsche Politik die Erhaltung unseres Volkstums in seiner arischen Grundzusammensetzung ohne schädliche oder minderwertige Beimischungen und Sichdurchsetzen gegenüber anderen Völkern und Rassen in der Tat! Es handelt sich für uns darum, wollen wir weiter unsere rassisch besten Volksbestandteile rücksichtslos dem Ideal der „Kultur" opfern, um diese hinterher minderwertigen Rassen zu überlassen und in deren Hand selber zugrunde gehen lassen? Oder wollen wir versuchen, uns zu behaupten, bis die Arierdämmerung unaufhaltsam hereinbricht?

Nur wenn wir die Warnungen der Biologie beachten, werden wir uns noch halten können, und zwar nur unter Mithilfe der Frau, durchaus nicht als eines „Brutapparates", sondern als einer bewußten, gleichwertigen Mitarbeiterin des Mannes für die Zukunft unseres Volkstums, wenn sie wieder inne geworden ist, wie Max v. Gruber sagt, „daß sie, scheinbar machtlos und einflußlos, wie sie ist, doch den stärksten Einfluß übt; daß die Mutter ihren Söhnen eine stärkere Wehr, ein höheres Gut und eine sicherere Anweisung auf Glück ins Leben mitzugeben vermag, als alle Männer und Männerkünste zusammengenommen". Denn nicht was der einzelne für sich erreicht und schafft, das wertet für die Geschichte, sondern was er der Erhaltung und Behauptung seines Volkes leistet. Die Persönlichkeit als „Selbstzweck", wie Kelchner will, wäre das Ende unseres Volkes. — Wenn er übrigens sagt, daß die Zahl derjenigen Frauen, „welche lediglich aus Begeisterung für ihre Berufstätigkeit den Verzicht auf Liebe und Ehe auf sich nehmen, verschwindend gering" ist, so spricht er damit ja gerade meine Meinung aus und bestätigt damit meine Behauptung, daß die Frauenbewegung die negative Auslese der Tüchtigen fördert, indem sie diese von der Fortpflanzung fernhält. Das zeigen die nüchternen Zahlen der Statistik, nach der bei weiblichen Angestellten im Bureau, Kontor oder Laden, also den Tüchtigeren ihres Standes, sechs bis sieben Wochenbetten auf 1000 Gebärfähige kommen gegen 43 im Mittel. Bei höheren Berufen, die den Frauen zugänglich gemacht werden, bedarf es wohl keiner Statistik.

Dr. H. G. Holle-Bremerhaven

Reichsspiegel

(Vom 9. bis 14. Mai)

Innere Politik

Duellunfug — Versagen der Berliner Presse — Die Kardinalfrage — Wie ist das Duell Richthofen-Gaffron zustande gekommen? — Offizierstand und allgemeines Recht — Unzureichender Schutz vor Beleidigungen — Elsaß-lothringische Verfassung

Alle politischen und sonstigen Sensationen wurden am Donnerstag nachmittag schrill durch die Nachricht von einem Duell mit tödlichem Ausgang in der Jungfernheide übertönt. Freitag wurde ein zweites Duell aus Oels gemeldet, über dessen Ursache keine einwandfreien Nachrichten an die Öffentlichkeit gedrungen sind; es scheint eine sogenannte „betrunkene" Geschichte gewesen zu sein. Bei dem Berliner Waffengange ist das Aufregende und Entsetzliche in dem Umstande zu finden, daß hier durch die Kugel Vorkommnisse gesühnt werden sollten, die bereits länger als achtzehn Monate zurückliegen und die die ordentlichen Gerichte ebenso beschäftigt hatten wie den zuständigen Ehrenrat. Die Sache schien längst begraben. Und nun doch das Duell und über dem frischen Grabe des Gefallenen ein Streit und Gezänk, als sei die Angelegenheit erst gestern aufgetaucht! Die Berliner Presse hat mit wenigen Ausnahmen den Fall nicht mit dem nötigen Ernst behandelt, hat auch kritiklos ihr einseitig zugehendes Material veröffentlicht, obwohl ein ordentliches Verfahren schwebt. Ein bekannter Publizist hat sich sogar zu dem Ausruf hinreißen lassen, der Unrechte sei gefallen! Abgesehen von der Roheit dieser Bemerkung wirft sie auch ein eigentümliches Licht auf die Zuverlässigkeit des Herrn. Denn auch nur eine oberflächliche Durchsicht des über den Fall Richthofen-Gaffron in der Presse veröffentlichten Materials würde ihm gezeigt haben, daß die Auffassungen über die Schuldfrage recht weit auseinandergehen. Zudem schwebt gerade über diesen Punkt das ordentliche Gerichtsverfahren. Dessen Ergebnis hätte aber ruhig abgewartet werden können, und zwar um so mehr, als im vorliegenden Falle die Persönlichkeiten der beiden Duellanten doch nur eine höchst nebensächliche Rolle spielen. Wer sind sie? Ein Ritter vom Turf und ein unerfahrener, leichtsinniger Leutnant! Viel wichtiger und für die fernere Handhabung des Duellwesens vielleicht von der größten Bedeutung sind die prinzipiellen Verhältnisse, die das Duell trotz allem möglich machen konnten. Wie ist das Duell zustande gekommen? Das ist die Kardinalfrage, die seitens der Presse und des Parlaments solange gestellt und untersucht werden sollte, bis Kriegsminister und Staatsanwaltschaft sich einwandfrei geäußert haben. Was bedeuten denn die Sprüche eines Ehrengerichts und zweier ordentlichen Gerichte, wenn es dem Staatsbürger, gleichgültig ob dem uniformierten oder dem Träger des bürgerlichen Gewandes, schließlich doch nur möglich wird, seine Stellung in der Gesellschaft mit der Pistole in der Hand zu wahren?!

Wie ist es zu dem Duell gekommen? Das ist die beunruhigende und Freunde von Zucht und Sitte quälende Frage. Ein neuer unvorhergesehener

oder von irgendeiner Seite provozierter Zusammenstoß hat zwischen den Gegnern nicht stattgefunden. Herr v. Gaffron wurde auf den Sportplätzen infolge seines früheren Verhaltens gemieden und hatte auch sonst keine Gelegenheit mehr, mit dem jungen Richthofen gesellschaftlich zusammenzukommen. Ebensowenig sollte man glauben, daß brieflich eine Beleidigung zustande gekommen wäre; denn welch ein Grund hätte wohl den Offizier veranlassen können, nach den bekannten Vorgängen in Briefwechsel mit seinem Gegner zu treten oder auch nur einen von jener Seite an ihn gerichteten Brief in Empfang zu nehmen. Auch die Beleidigung durch Vermittlung eines Dritten, die im Bereich der Möglichkeit läge, ist von der Hand zu weisen, da anderenfalls der Offizier von seiner Waffe Gebrauch gemacht haben müßte und die Öffentlichkeit davon erfahren hätte. Von seiten des Offiziers oder seiner Brüder sind, davon darf man überzeugt sein, keinerlei Schritte unternommen worden, um ein Duell herbeizuführen; denn der beste Beweis für seine vollständigste Rehabilitierung liegt in der Tatsache der Einberufung zur Waffenübung bei seinem alten Regiment. Somit lag für Richthofen auch gar keine Veranlassung vor, seinen unterlegenen Prozeßgegner mit der Pistole zu verfolgen.

Nach diesen Überlegungen bleiben eigentlich nur zwei Möglichkeiten für das Zustandekommen des Duells: Herr v. Gaffron hat, sobald er von Richthofens Anwesenheit in Berlin hörte, diesem durch einen einwandfreien Vertreter seine Forderung übersandt. Dann wäre der Verlauf folgender gewesen: Richthofen hätte die Forderung prinzipiell angenommen, aber deren Austrag von einem Beschluß des Ehrenrats abhängig gemacht; alsdann hätte er dem Vorsitzenden des Ehrenrats seines Regiments Mitteilung von dem Eingang der Forderung gemacht, der den Ehrenrat schleunigst zusammentreten ließ. War dieser immerhin kavaliermäßige Weg gewählt, dann lag es nach den Bestimmungen in der Hand des Ehrenrats, ob er sich für oder gegen die Durchführung des Duells aussprach. Freilich liegt hier ein Umstand vor, der die Entscheidung des Ehrenrats erschweren mußte. Herr v. Gaffron, der lediglich Sportsmann war, unterstand keinem Ehrengerichte. Seine gesellschaftliche und dadurch auch geschäftliche Stellung war aber durch den Verlauf des früheren Prozesses derart unangenehm geworden, daß er danach trachten mußte, sie mit kavaliermäßigen Mitteln ins Gleichgewicht zu bringen. Ein Duell mit Richthofen schien der einzig mögliche Weg. Sollte das Offizierehrengericht ihm den Weg abschneiden? Ich meine, daß der Ehrenrat in diesem Falle das Duell nicht nur nicht gestatten, sondern im Gegenteil verbieten mußte, weil Gaffron sich in einem früheren Augenblick außerhalb des Ehrenkodex gestellt hatte. Es handelte sich nicht um einen neuen Streitfall, sondern um einen Gesinnungswechsel.

Doch ist noch ein letzter Weg möglich, auf dem das Duell hätte zustande kommen können. Herr v. Gaffron hat während aller Stadien seines Streites mit Richthofen durch sein Auftreten erkennen lassen, daß ihm Berater, denen

der Ehrenkodex in Fleisch und Blut übergegangen wäre, nicht zur Seite gestanden haben. Und da läßt sich die Möglichkeit nicht von der Hand weisen, daß er auch zuletzt einen Weg gewählt hat, der häufig von Zivilpersonen betreten wird, die einen Offizier unmöglich machen wollen: einen Brief an den Regimentskommandeur, einen Brief voll Anklagen, Drohungen und Beleidigungen, einen Brief, in dem es heißt, „ich werde den Leutnant, gleichgültig ob in Zivil oder in Uniform, öffentlich so behandeln, wie es mir nach allen Vorgängen notwendig erscheint". Solche und ähnliche Briefe sind schon dagewesen. Der gesunde, vorurteilsfreie Menschenverstand würde sich sagen, der Brief gehöre dem Staatsanwalt. Bei einem Offizierehrenrat aber spricht die Erwägung mit, ob die Übergabe eines solchen Briefes an die Staatsanwaltschaft das Ansehen des Regiments nicht mehr schädige als das Duell. Gerade in diesem Punkte aber herrschen im Offizierkorps noch die wunderlichsten Vorstellungen und Ansichten. Man sieht das Gesetz und öffentliche Recht geradezu als dem Offizierstande schädliche Einrichtungen an, denen sich kein Offizier, geschweige denn ein ganzes Offizierkorps anvertrauen dürfe.

Freilich sind daran unsere Offiziere nicht ganz allein schuld. Der innere Grund für solche Auffassungen liegt in dem gänzlich unzureichenden Schutz des deutschen Staatsbürgers vor Beleidigungen und Erpressungen aller Art, wenn er mehr zu verlieren hat als Geld und dessen Wert. Zu einer Erörterung über alle diese Fragen muß das Duell Richthofen-Gaffron Veranlassung geben. Darum sollten Presse und Parlament ihr Hauptaugenmerk nicht auf die wenig beneidenswerten Opfer des Duells — denn auch der Überlebende bleibt ein Opfer — richten, sondern auf das Ergebnis der schwebenden Untersuchung in der von mir angedeuteten Richtung. An den Herrn Kriegsminister aber und die Staatsanwaltschaft sei die Bitte gerichtet, den Weg, auf dem das Duell trotz allem zustande gekommen ist, einwandfrei klarzulegen. So, wie die Angelegenheit der Öffentlichkeit bekannt ist, erscheint sie wie ein Mißbrauch und wie grober Unfug. Sie wird deshalb den prinzipiellen Duellgegnern guten Anlaß zu neuen Vorstößen geben. Mehr noch sind aber die an der einwandfreien Aufklärung des Falles in aller Öffentlichkeit interessiert, die bei der einmal vorhandenen kläglichen Gesetzgebung für die Beibehaltung des Duells als eine ultima ratio eintreten zu müssen glauben und die sich diese Waffe für den Fall einer äußersten Not rein erhalten wollen. Sie in erster Linie sind berufen, dafür zu sorgen, daß das Duell in ungeschickten Händen nicht zum Schlachtmesser oder zum Werkzeuge mittelalterlichen Faustrechts herabgewürdigt werde.

Durch die Presse geht besonders laut die alte Klage über die Unfähigkeit der Regierungsvertreter, Beschlüsse des Bundesrats wie der Regierung überhaupt zur Durchführung zu bringen oder überhaupt wirklich führend aufzutreten. Den letzten Anlaß hierzu bietet der eigenartige Ausgang der Kommissionsverhandlungen über die elsaß-lothringische Verfassungsfrage. Ein neues Hornberger Schießen! Mit Stimmengleichheit bei einigen Stimmenthaltungen

ist das Gesetz in vierter (!) Lesung gefallen. Leider ist damit das Schicksal des Gesetzes noch nicht besiegelt, denn es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß das Plenum des Reichstages anders beschließen wird. In Regierungskreisen hofft man jedenfalls immer noch auf ein Gelingen der Reform. Deshalb steht die Frage auch offen, ob die weiteren Verhandlungen nicht so lange vertagt werden, bis Freiherr v. Hertling wieder die Leitung des Zentrums übernimmt. Es wird angenommen, diesem klugen und gewandten Parteiführer müsse es wieder gelingen, die auseinanderstrebenden Kräfte des Zentrums zu vereinigen; man steht bei der Regierung auf dem Standpunkte, die letzte Abstimmung der Kommission sei ein Zufallsergebnis. Angesichts des Verlaufs der letzten Verhandlungen scheint mir eine solche Auffassung doch recht gesucht. Wie bekannt, wurde in der Kommission eine in gemischtsprachlichem Lande unbedingt erforderliche Sicherstellung der deutschen Sprache als der herrschenden gefordert. Der Regierungsentwurf war bezeichnenderweise daran vorbeigegangen. Der entsprechende Antrag von freikonservativer Seite wollte verhindern, daß in Elsaß-Lothringen ähnliche Verhältnisse mit Bezug auf die französische Sprache entstünden, wie sie bezüglich der polnischen in der Ostmark bestehen. Das elsaß-lothringische Zentrum hat dagegen ein lebhaftes Interesse daran, mit Hilfe der Verquickung von Religion und Muttersprache die Massen in seine Hand zu bekommen. Durch die Ablehnung des freikonservativen Antrags hat das Zentrum diese Absicht nur unterstrichen. Nach Ablehnung des Sprachenparagraphs ist denn auch der Zeitpunkt eingetreten, wo die nationalliberale Partei der Regierung die Gefolgschaft aufsagen mußte, wollte sie ihren guten Ruf als nationale Partei nicht aufs Spiel setzen. Die Regierungspartei setzt sich gegenwärtig in dieser nationalen Frage zusammen aus: Sozialdemokraten, Polen und Zentrum!

G. Cl.

Bank und Geld

Der Deutsche Handelstag und seine Bedeutung — Ein deutscher Erdöltrust — Die Petroleuminteressen der Deutschen Bank — Monopol und Konsum — Kursrückgänge an der Börse — Situation der Industrie

Der Deutsche Handelstag ist in Heidelberg zusammengetreten, um an der Stätte, wo er vor genau fünfzig Jahren gegründet wurde, mit seiner diesjährigen Tagung die Feier seines Jubiläums zu verbinden. In der Tat ein bedeutsamer Gedenktag, bedeutsam nicht nur durch die Erinnerung an die umfangreiche und wichtige Tätigkeit, welche diese Vertretung des deutschen Kaufmannsstandes entfaltet hat, sondern in noch höherem Grade durch den freudigen Stolz, den sie und mit ihr das deutsche Volk empfinden muß, wenn man die heutige wirtschaftliche Entwicklung unseres Vaterlandes mit den Zuständen vor einem halben Jahrhundert vergleicht! Damals in den Zeiten der tiefsten Zerrissenheit Deutschlands entstand der Deutsche Handelstag als ein Kind der Not: es galt, die schwersten Schäden der Kleinstaaterei auf wirtschaftlichem Gebiete zu beseitigen; gab es doch weder ein deutsches Handelsrecht, noch eine Münzeinheit,

noch ein gleiches Maß- und Gewichtssystem! Deutschland war noch ein rein agrarischer Staat ohne nennenswerte Industrie, ohne entwickelten Bergbau, ohne Ausfuhrhandel. Man muß sich diese Tatsachen vergegenwärtigen, um das richtige Augenmaß für die ungeheure Umwälzung zu finden, die sich seitdem in Deutschland vollzogen hat. Fünfzig Jahre bedeuten in der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes nur eine verschwindend kleine Spanne Zeit — und doch hat dieselbe ausgereicht, unser Volk auf eine vollständig andere politische, wirtschaftliche und finanzielle Basis zu stellen, unser Land zu einem Industriestaat ersten Ranges umzuwandeln und es zu befähigen, dem weltbeherrschenden Albion den Rang streitig zu machen. Ein solcher Umschwung ist ohne Beispiel in der Weltgeschichte; ist es verwunderlich, wenn er sich nicht ohne Erschütterungen und Kämpfe nach innen wie nach außen vollzieht? Der scharfe Gegensatz der landwirtschaftlichen Interessen zu den Ansprüchen von Handel und Industrie, welcher unser wirtschaftliches und politisches Leben beherrscht, nicht minder das Wachstum und die Macht der Sozialdemokratie finden in ihm ihre Erklärung. Aus der Einsicht in diese Zusammenhänge erwächst uns aber die Gewißheit, daß heute scheinbar unversöhnbare Interessengegensätze mit der Zeit einen Ausgleich finden werden. Es ist die Pflicht aller einsichtigen Wirtschaftspolitiker, auf dieses für die Wohlfahrt des Ganzen unerläßliche Ziel hinzuarbeiten, so wenig dankbar eine solche Aufgabe für den Augenblick auch sein mag. Auch der Deutsche Handelstag, der heute alle zur Vertretung von Handel und Industrie berufenen Körperschaften umfaßt, ist von dem mächtigen Zwiespalt der Interessen nicht immer unberührt geblieben: als unsere Wirtschaftspolitik zum Schutzzoll überging, traten die Ostseeplätze aus; als den industriellen Schutzzöllen in den achtziger Jahren die Erhöhung der Getreidezölle folgte, ahmten wichtige Handelskammern des Binnenlandes, wie Thorn, Nürnberg, Bielefeld, dieses Beispiel nach. Doch obwohl damals der Präsident Adalbert Delbrück angesichts dieser Fahnenflucht seinen Rücktritt nehmen wollte, gelang es, den Handelstag zusammenzuhalten und die abtrünnigen Mitglieder wiederzugewinnen. Außerordentlich umfangreich und vielseitig ist die Tätigkeit, welche der Handelstag unter Präsidenten von der Bedeutung eines David, Hansemann, Delbrück, Frentzel auf dem gesamten Gebiet der wirtschaftlichen Gesetzgebung geleistet hat. Freilich darf eines nicht verschwiegen werden: das Schwergewicht seiner Gutachten ist im Laufe der Jahre kleiner, sein Einfluß auf die Gesetzgebung auch in tiefgreifenden Fragen geringer geworden. Die Proteste des Handelstags in Sachen der Reichssteuergesetze in den neunziger Jahren, des Börsengesetzes, der Reichsfinanzreform sind ungehört verhallt. Unzweifelhaft liegt der Grund für diese Erscheinung darin, daß die politischen Parteien in wachsendem Maße Interessenvertretungen geworden sind und in wirtschaftlichen Fragen nach bestimmten Programmpunkten entscheiden, ohne sich durch die Stellungnahme einer freien Körperschaft, mag sie noch so viel Sachkunde in sich vereinen, im mindesten beeinflussen zu lassen. Im ersten Jahrzehnt

des neuen Reiches lag dies anders; glücklicherweise konnte daher die Gesetzgebung die so überaus wichtigen Grundlagen für die spätere wirtschaftliche Entwicklung, unsere Währung, die Münzverfassung, das Banknotenwesen im Einklang mit den Anschauungen des Handelstags ausgestalten. Hat er aber auch einen Teil seines Einflusses verloren, so ist seine Bedeutung im ganzen doch nicht geringer geworden. Unter der Devise „Förderung des Gesamtwohls durch Pflege der engeren Berufsinteressen" wird daher der Deutsche Handelstag auch in Zukunft eine segensreiche Wirksamkeit für die Entwicklung des deutschen Vaterlandes entfalten können.

Ein deutscher Erdöltrust gelangt durch die großzügigen Projekte zur Entstehung, welche die Deutsche Tiefbohrgesellschaft soeben zur Ausführung bringt. Die gesamte deutsche Erdölindustrie, sowohl die hannöverische als die elsässische, wird in Zukunft in der Hand der genannten Gesellschaft vereinigt sein. Die Mittel, mit denen dieses Ziel erreicht wird, sind recht kompliziert: Fusionen, Liquidationen und Neugründungen laufen nebeneinander her, so daß es dem Fernstehenden schwer fällt, sich in dem Konglomerat von Beteiligungen und Untergesellschaften zurechtzufinden. In der Hauptsache läuft die Transaktion darauf hinaus, daß die hannöverischen Ölinteressen der Tiefbohrgesellschaft, welche bisher in den Vereinigten Norddeutschen Mineralölwerken zusammengefaßt waren, auf die Deutsche Mineralölindustrie A. G. übergehen. Letztere zahlt dafür 4 Millionen in eigenen Aktien, die ihr zu diesem Behuf (eine neuartige und sehr eigentümliche Art gleichzeitiger Kapitalsreduktion und -erhöhung) von ihren Aktionären zur Verfügung gestellt werden. Zugleich erwirbt die Tiefbohrgesellschaft von dem übrigen Aktienkapital so viel, daß sie über die Majorität verfügt. Die Mittel bringt sie auf durch Neuausgabe eigener Aktien, die ein bedeutendes Agio besitzen (Kurs etwa 370 Prozent). Das Interessante ist nun, daß die Deutsche Mineralölindustrie A. G., welche in Zukunft also der Kontrolle der Tiefbohrgesellschaft unterstehen wird, ein Unternehmen ist, welches von der Deutschen Petroleum-Aktiengesellschaft in Gemeinschaft mit dem Schaaffhausenschen Bankverein und der Internationalen Bohrgesellschaft gegründet worden ist. Hier kreuzen sich die Fäden, die zu den Interessen eines anderen großen Öltrustes hinüberführen, nämlich zu den Petroleumunternehmungen der Deutschen Bank. Denn die Deutsche Petroleum-Aktiengesellschaft ist eine finanzielle Trustgesellschaft, welche von der Deutschen Bank gegründet worden ist, um die großen Beteiligungen der Bank insbesondere an der rumänischen Petroleumindustrie zu übernehmen. Hier handelt es sich um ein noch weit verwickelteres Schachtelsystem an Beteiligungs-, Kontroll- und Finanzierungsgesellschaften. Die Deutsche Bank hatte in Gemeinschaft mit dem Wiener Bankverein Interesse an einer rumänischen Petroleumgesellschaft, der Steaua Romana, genommen. Schon die Vorgeschichte dieser Beteiligung ist interessant durch das Einschieben besonderer Gründungsgesellschaften, der Ungarischen Bank für Industrie und Handel und der Internationalen Petroleum-

gesellschaft. Diese traten ursprünglich als die Gründer und Geldgeber für die Steaua auf, mußten aber schließlich liquidieren, und die Deutsche Bank stellte sich nun offiziell an die Spitze der rumänischen Unternehmungen, wie man wissen will, im Einverständnis mit der Reichsregierung und mit der ausgesprochenen Absicht, den Kampf gegen das Monopol der Standard Oil Company aufzunehmen und durchzuführen. Nachdem sie also, wie erwähnt, ihre Beteiligung zunächst an die Deutsche Petroleum-Aktiengesellschaft abgeschoben hatte, verband sie sich erst mit englischen und dann mit russischen Interessenten, dem Nobel-Konzern und der Rothschildgruppe. In Gemeinschaft mit diesen wurden nun zahlreiche Verkaufsgesellschaften in den einzelnen Ländern, in Deutschland, England, Dänemark, Holland, der Schweiz gegründet. Die deutsche Verkaufsgesellschaft, welche die bisher bestandenen besonderen Gesellschaften der russischen Interessenten in sich aufnahm, war die Deutsche Petroleumverkaufsgesellschaft m. b. H. Ebenso schlossen sich in England die bestehenden englischen, deutschen und russischen Verkaufsgesellschaften zu einer einheitlichen Firma zusammen, und die Krönung des ganzen Gebäudes bildete dann die Verschmelzung dieser englischen und der deutschen Verkaufsgesellschaft zu der Europäischen Petroleum Union Gesellschaft m. b. H., der auch die Verkaufsgesellschaften der übrigen Länder beitraten, und die also eine monopolistische Kontrollgesellschaft größten Stiles darstellt. Indessen der ursprüngliche Zweck der so weit angelegten Organisation, nämlich der Kampf gegen das Monopol der Standard Oil, wurde jetzt, nachdem der Zusammenschluß gelungen war, plötzlich fallen gelassen. Man fand, daß es bequemer und einträglicher war, jetzt das Fell des Bären zu teilen, und verständigte sich mit der Standard, indem man die deutsche Verkaufsgesellschaft unter die Leitung der Standard Oil stellte, angeblich durch einen Vertrag, der bis 1921 läuft. Auf diese Weise ist also die Monopolstellung der bedeutendsten Ölproduzenten zu einer dauernden und unanfechtbaren geworden. Den Schaden trägt natürlich der Konsum, der sich die Preise widerstandslos diktieren lassen muß. Die neue oben besprochene Zusammenfassung der deutschen Ölproduzenten schließt sich, wie man sieht, als ein neues Glied an diese Kette. Denn durch das Bindeglied der Deutschen Petroleum-Aktiengesellschaft steht der neue Trust in engsten Beziehungen zu den Beherrschern des Marktes. Er wird nicht säumen, diesen Vorteil auszunutzen — mit welchem Erfolg, wird man wohl an den Dividenden der Deutschen Tiefbohrgesellschaft sehen, die schon bis jetzt mitunter 20 Prozent betragen haben.

Die allgemeine Situation an der Börse hat sich im Laufe der letzten Wochen entschieden verschlechtert. Den Anstoß zu erheblichen Kursrückgängen gaben politische Beklemmungen. Die Börse wurde plötzlich nervös, als die Marokkofrage täglich diskutiert und sogar zum Gegenstand offiziöser Erklärungen gemacht wurde. Man würde aber fehlgehen, wenn man hierin den wahren Grund der mißmutigen Stimmung sehen würde. Dieser liegt vielmehr auf wirtschaftlichem Gebiet. Die Börse verhehlt sich nicht, daß der Aufschwung, den

sie so bereitwillig eskomptiert hat, sich einstweilen nicht eingestellt hat, und daß die Aussichten von Tag zu Tag düsterer werden. Namentlich ist die Situation der Eisenindustrie in Amerika außerordentlich bedenklich; der Stahltrust arbeitet nur mehr mit etwa 60 pCt. seiner Produktionsfähigkeit, die Berichte des „Iron age" lauten trostlos, und dementsprechend ist auch die New-Yorker Börse einer Stagnation verfallen, die kaum mehr überboten werden kann. Bei uns sieht es im Grunde genommen in der Industrie kaum besser aus. Zwar die Produktionsziffern für Roheisen und Kohle steigen von Monat zu Monat — aber der Absatz? Das Kohlensyndikat hat seine Umlage auf nicht weniger als 12 pCt. erhöht, zum lebhaftesten Unmut der reinen Zechen, die die Syndikatslasten allmählich unerschwinglich finden. Und alles dies nur, um die vom Syndikat befolgte Politik der Auslandsverkäufe aufrecht erhalten zu können. Man kann es den reinen Zechen nicht verdenken, wenn sie sich sträuben, diese ungeheuren Opfer, die auf 50 bis 60 Millionen für das Jahr veranschlagt werden können, in Zukunft weiter zu tragen, während die gemischten Betriebe von dieser Steuer frei bleiben. Immer lauter ertönen die Stimmen derer, welche einer Erneuerung des Syndikats auf dieser Grundlage widersprechen. Die Auffassung der Industriellen spiegelt sich deutlich in der Kursbewegung der Kohlenkuxe wieder. Namentlich die sogenannten schweren Kuxe, die sich in den Händen der Großindustiellen selbst befinden, sind rapid zurückgegangen. So ist das höchst bewertete Papier, der Kux „Graf Bismarck", um nicht weniger als 18000 Mark im Preise gewichen, und bei den übrigen Zechen liegen ähnliche Einbußen vor. Schon zeigen sich auch Ermäßigungen der Ausbeute, und wenn eine Gewerkschaft („Unser Fritz") eine seit vollen acht Jahren gezahlte Quartalsausbeute von 350 um 100 Mark herabsetzen muß, so wird man hierin eine Erscheinung finden müssen, die zu denken gibt. Das Publikum ist indessen einstweilen noch guten Mutes; es hält die zu hohen Kursen gekauften Werte fest und läßt sich durch die Preisrückgänge in seiner Hoffnung auf neue Konjunkturgewinne nicht beirren. Kein Zweifel aber kann darüber bestehen, daß große Posten auf Kredit gekaufter Wertpapiere sich in schwachen Händen befinden. Es ist daher sehr leicht möglich, daß wir schon in allernächster Zeit heftige Erschütterungen der Börse erleben werden. Setzt aber erst ein allgemeiner Liquidationsprozeß ein, so wird mancher den bisherigen Optimismus büßen müssen.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den litterarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 und 1/2 4—1/2 6 Uhr. — Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Freirechtsbewegung

Von Amtsrichter Dr. Ernst Sontag-Kattowitz O.-S.

Martin Luther hat in seinen Tischreden einmal gesagt: „Aber ihr Juristen werdet auch einen Luther nötig haben wie die Theologen!" Seit dieser Prophezeiung sind Jahrhunderte vergangen, ohne daß es den Anschein gewonnen hätte, als werde die Rechtsentwicklung Luther recht geben. Im Gegenteil, die von Savigny begründete historische Rechtsschule hat die juristische Wissenschaft in ihrem Festhalten an der starren, überkommenen Pandektologie, in dem Richten nach römischem Recht, so wie es Glossatoren und Postglossatoren verstanden oder mißverstanden haben, bestärkt. Wohl stand im Kampf gegen die historische Schule eine so glänzende Persönlichkeit wie Rudolf Ihering auf und schleuderte in seinem „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" die vernichtenden Pfeile seines Spottes gegen die juristischen Zöpfe des Doktrinarismus und einer weltfremden Begriffsjurisprudenz, wohl wies er in seinem „Zweck im Recht" bereits auf die praktischen Aufgaben und Interessen, denen das Recht zu dienen habe, hin. Allein noch verhallte seine Stimme im Streite. Zwar traten Franz Adickes, O. Bähr, Bekker, Kohler u. a. in seine Fußstapfen; allein von der großen Masse der Theoretiker wie Praktiker blieben diese Anfänge einer Bewegung unbeachtet. Einen größeren Erfolg hatte sie zunächst in Frankreich mit dem großzügigen Buche Genys „Methode d'Interprétation" (Paris 1899). Es folgten in Österreich Eugen Ehrlich 1903 mit seiner bedeutenden Schrift über „Freie Rechtsfindung und freie Rechtswissenschaft", in Deutschland Stammler, Stampe und vor allem 1906 Gnaeus Flavius (hinter welchem Pseudonym sich Dr. Kantorowicz in Freiburg i. B. birgt) mit seinem viel diskutierten Buche „Der Kampf um die Rechtswissenschaft". War bis dahin die Bewegung in den Kreisen der Theoretiker geblieben, so riß alle Praktiker, soweit sie überhaupt für eine Tätigkeit über das Handwerksmäßige

ihres Rechtsberufs hinaus zu haben sind, mit fort der Feuerkopf Ernst Fuchs, Rechtsanwalt in Karlsruhe i. B., der vom Jahre 1907 ab in flammenden Anklagen der heutigen Rechtsübung ihre Rückständigkeit und ihren Scholastizismus vorhielt und besonders die Rechtsprechung des Reichsgerichts in vielen Entscheidungen einer vernichtenden Kritik unterzog. Mag er auch manchmal in seiner Kritik zu weit über das Ziel hinausschießen, so bedarf jede Bewegung, die gegen so alte und festgewurzelte Institutionen ankämpfen will, solcher allzu stürmischen Führer; das Ziel muß immer weiter gewiesen werden als nötig. Daß es so weit nicht erreicht wird, dafür werden dann schon die Lauen und Halben sorgen, die sich einer Bewegung mit ihrem steigenden Erfolge anschließen. Neben Fuchs sind dann als Rufer im Streit Bozi, früher Oberlandesgerichtsrat in Hamm, jetzt Amtsgerichtsrat in Bielefeld, Oberlandesgerichtsrat Gmelin in Stuttgart, Oberlandesgerichtsrat Deinhardt in Jena und zuletzt mit einem glänzend geschriebenen programmatischen Aufsatze in der Deutschen Juristenzeitung Oberlandesgerichtspräsident Börngen in Jena getreten. Bozi hat in tiefschürfenden philosophischen Darstellungen die Geistesverwandtschaft zwischen der Theologie und der heute noch herrschenden Auffassung von der Jurisprudenz dargestellt, ihrer beider gemeinsame Quellen bis auf Thomas von Aquino zurückgeführt, hat auf die Befreiung der Naturwissenschaften vom scholastischen Joche hingewiesen und eine Behandlung der Jurisprudenz nach Analogie der Naturwissenschaften gefordert. Deinhardt hat sich mehr den Bedürfnissen der heutigen Praxis zugewandt und in zwei fein geschriebenen Broschüren die Forderungen nach Schlichtheit und Verständlichkeit in Sprache und Ausdruck der Gesetze und Rechtssprüche, nach Vereinfachung der Form des Verfahrens in Jurisprudenz und Verwaltung erhoben. Die erst getrennt marschierenden Gruppen, die um Bozi und die Juristen in Jena, haben sich schließlich zu einer gemeinsamen Aktion vereinigt. Es ist im März dieses Jahres ein „Verein zur Förderung zeitgemäßer Rechtspflege und Verwaltung" gegründet worden, welcher den bezeichnenden Namen „Recht und Wirtschaft" angenommen hat, damit schon im Namen bekundend, daß das Recht nicht um seiner selbst willen, sondern um der Regelung der wirtschaftlichen Verhältnisse willen da sei. Die Vorsitzenden dieses Vereins sind: Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen in Jena, Reichsgerichtsrat Dr. Düringer in Leipzig und Geheimer Justizrat Professor Dr. Hellwig in Berlin. Die neue Vereinigung wendet sich in einem Aufrufe „Um das Recht der Gegenwart" nicht nur an die Juristen, sondern auch an Kaufleute und Industrielle, Parlamentarier und Volkswirte, kurz an alle die Stände, welche ein Interesse daran haben, daß unsere zurückgebliebene Rechtsentwicklung der so unendlich rasch fortgeschrittenen modernen wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland wieder nahe gebracht werde.

Fragen wir nun, was will diese Freirechtsbewegung, so sagen die Gegner, wir wollten an Stelle des Gesetzes die Willkür setzen, eingekleidet in die Schlagworte der Billigkeit, des sozialen Empfindens, der Interessenwägung u. dergl. m.

Dies ist eine völlige Verkennung unserer Bewegung. Das Gesetz soll auch für den Anhänger der Freirechtsbewegung die oberste Richtschnur der Rechtsprechung bleiben; wo das Gesetz klar ist, soll auch der künftige Richter ihm unbedingt unterworfen sein. Aber es gibt zahlreiche Fälle, in denen das Gesetz unklar ist oder völlig schweigt. Hier arbeitet die alte Schule mit der Unterstellung, daß das Gesetz lückenlos sei, und daß es nur gelte, die scheinbare Lücke durch Konstruktion auszufüllen. Zur Konstruktion aber bedient man sich entweder des Argumentes aus der Analogie oder des Argumentes aus dem Gegenteil. Ob ein Fall, für den eine gesetzliche Bestimmung fehlt, nach Analogie einer anderen gesetzlichen Bestimmung zu entscheiden sei oder aus der Tatsache, daß der Fall in der nächstliegenden Bestimmung gerade nicht geregelt ist, argumento contrario nun das Gegenteil dieser Bestimmung als Rechtsnorm gefolgert wird, das hängt davon ab, was der Richter aus dem Willen des Gesetzgebers oder aus dem Geist des Gesetzes oder aus dem Wortlaut in grammatischer und logischer Interpretation herausliest. Oft liest eine Instanz das Gegenteil von dem heraus, was die andere Instanz herausgelesen hat, und somit ist auch nach der alten Praxis den Unstimmigkeiten Tür und Tor geöffnet. Die Methode der juristischen Konstruktion führt in ihren Rechtsfolgen notwendig dazu, daß der Richter nur darauf achtet, ob er den Fall richtig konstruiert habe. Ob das Resultat, zu welchem er dabei kommt, ein brauchbares oder unbrauchbares, ob es ein der praktischen Vernunft ins Gesicht schlagendes oder nicht ist, das muß dem eingefleischten Konstruktionsjuristen gleichgültig sein. Leider haben wir auch genug Entscheidungen erlebt, welche nur konstruiert und auf die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht gesehen haben. Diese Entscheidungen sind es gerade gewesen, welche die feindselige Stimmung, die gegen den Richterstand heute leider in Deutschland weit verbreitet ist, großzogen und welche das Gerede von der Weltfremdheit der Richter in Umlauf gebracht haben. Natürlich hat es zu allen Zeiten auch eine große Anzahl von Richtern gegeben, welche sich gegen diese Konstruktions-Jurisprudenz instinktiv gesträubt und zunächst darauf gesehen haben, daß sie den Rechtsstreit wirtschaftlich brauchbar entscheiden, und sich dann erst überlegt haben, wie ist zu konstruieren, damit wir auch juristisch zu diesem vernünftigen Resultat kommen. Für solche Juristen hat Fuchs das treffende Wort „Kryptosoziologen" geprägt. Sie sind von soziologischem Geiste erfüllt, aber sie wagen unter dem Drucke der herrschenden Schule noch nicht, ihr Urteil offen mit wirtschaftlichen oder soziologischen Motiven zu begründen, sondern sie hängen ihm noch ein Mäntelchen der Konstruktion um.

Wie weit die Bindung an das Gesetz reichen muß und wo die soziologische Entscheidung beginnen darf, das hat in einer vorbildlichen Form Artikel 1 des schweizerischen Zivilgesetzbuches mit der Fassung zum Ausdruck gebracht:

„Das Gesetz findet auf alle Rechtsfragen Anwendung, für die es nach Wortlaut und Auslegung eine Bestimmung enthält.

Fehlt es an einer gesetzlichen Vorschrift, so entscheidet der Richter nach Gewohnheitsrecht und, wo ein solches nicht besteht, nach bewährter Lehre und Überlieferung.

Kann er aus keiner dieser Quellen das Recht schöpfen, so fällt er sein Urteil nach der Regel, die er als Gesetzgeber aufstellen müßte."

Um dieser letztgenannten schwierigen Aufgabe gerecht zu werden, wird der Richter allerdings Kenntnis und Verständnis der treibenden Kräfte des wirtschaftlichen Lebens, soziales Gefühl und praktisches Empfinden in größtem Maße besitzen müssen. Dies sind aber dieselben Eigenschaften, welche unser Zeitalter gerade von vergangenen Zeiten unterscheiden und auszeichnen, die Eigenschaften, welche aus dem staunenerregenden Aufschwunge, den Deutschland dank seinem Handel, seiner Technik und Industrie genommen hat, geboren worden sind. Werden diese Eigenschaften von der sella curulis aus betätigt werden, so wird mit einem Schlage auch all das Gerede von der Weltfremdheit unserer Richter verstummen. Ein Richter, der an seine Prozesse mit diesem geistigen Niveau herangehen wird, der wird auch von selbst davor bewahrt bleiben, in der Erfüllung der Formalitäten des Rechts die höchste Aufgabe des Juristen zu erblicken, der wird die Formen, die bis zu einem gewissen Grade freilich stets unentbehrlich sein werden, in die eine gebührende, nur ordnende und registrierende Stellung zurückweisen, der wird aber nicht, wie es leider heute noch Juristen gibt, glücklich sein, wenn er einen formalen Mangel entdeckt hat, Grund dessen er dann eine Klage oder einen Antrag „zurückschmettern" kann. Um das unnötige Überwuchern des Formalismus, wie er sich besonders in Handhabungen unserer Prozeßbestimmungen äußert, an einem Beispiel zu zeigen, sei auf die Bestimmungen der Zivilprozeßordnungen über Klageänderung hingewiesen. § 264 Zivilprozeßordnung bestimmt:

„Nach dem Eintreten der Rechtshängigkeit ist eine Änderung der Klage nur zugelassen, wenn der Beklagte einwilligt oder wenn nach dem Ermessen des Gerichts durch die Änderung die Verteidigung des Beklagten nicht wesentlich erschwert wird."

Welche unnötige Schererei wird heute noch vielfach mit diesem Paragraphen getrieben. Der Kläger stützt seinen Anspruch z. B. zunächst auf einen Kauf, später auf ein Darlehn, oder er hat den Anspruch zunächst für sich geltend gemacht, erhebt aber demnächst den Anspruch als Vertreter seiner Ehefrau. Sofort wird unzulässige Klageänderung vom Beklagten gerügt. Die Folge ist, daß der Kläger, da er die Klage auf das erste Fundament eben mit Aussicht auf Erfolg nicht stützen kann, sie entweder zurücknimmt oder mit ihr abgewiesen wird. Acht Tage später ist natürlich eine neue Klage gegen denselben Beklagten, gestützt auf das zweite Fundament, anhängig. Welche Geld- und Kraftvergeudung! Es kann selbstverständlich nicht verlangt werden, daß ein Beklagter unvorbereitet sich auf eine geänderte Klage einläßt; aber wenn er alsdann einen Anspruch auf Vertagung mit ausreichendem Zeitraume hätte, so könnte er sich stets im Rahmen

des ersten Prozesses auf die veränderte Klage mit seiner Verteidigung genügend einrichten. Ein modern denkender Richter wird deshalb, wo er irgend kann, verneinen, daß durch die Änderung der Klage die Verteidigung des Beklagten wesentlich erschwert werde, und eine künftige Prozeßordnung wird hoffentlich den Einwand der unzulässigen Klageänderung ganz beseitigen.

Wir sind damit zu einer zweiten Forderung der Freirechtsbewegung gekommen, daß die Gesetzgebung künftig nicht durch Schaffung von Formalien das Rechtsleben unnötig erschwere, daß sie auch in materiellen Rechten nicht zu enge und begriffsmäßige Regeln aufstelle, weil unser Leben doch so bunt und vielseitig geworden ist, daß weniger denn je alle Fälle des Lebens vom Gesetz gedeckt werden können. Wir brauchen elastische Gesetze, wie sie das französische Recht vielfach auszeichnen. Wenn es die Franzosen z. B. verstanden haben, aus einem einzigen Paragraphen ihres Code den ganzen Schutz gegen den unlauteren Wettbewerb zu entwickeln, während wir hierzu ein Gesetz mit einem Dutzend Paragraphen gebraucht haben, das auch nicht einmal für alle Fälle ausreicht, so gebührt für jenen Erfolg der Franzosen die Anerkennung ebensosehr der Elastizität ihrer Rechtsbestimmungen wie der geistigen Freiheit ihrer Richter, die es eben wagen, sich von dem Buchstaben und Wortlaut eines Paragraphen getrost zu entfernen.

Mit solchem Geiste die bereits in Amt und Würden befindlichen Juristengenerationen zu durchdringen, wird nur teilweise gelingen. Aussichtsreicher ist die Arbeit bei den erst heranzubildenden Juristen, und darum will die Freirechtsbewegung in dritter Linie Einfluß auf die Faktoren gewinnen, welche über die Ausbildung der juristischen Jugend zu bestimmen haben.

Es ist in den juristischen Fakultäten unserer Universitäten in den letzten Jahren gewiß manches besser geworden. Die Studenten werden in Seminaren zur Bearbeitung praktischer Fälle angehalten, was es zur Zeit unseres Studiums noch nicht gab; aber die praktischen Fälle werden doch teilweise von Lehrern gestellt, die nie in der Praxis gewesen sind. Da hat z. B. an einer der besuchtesten preußischen Universitäten im vorigen Semester ein Professor des bürgerlichen Rechts seinen Studenten folgenden Fall gegeben:

Ein reicher Amerikaner läßt vor den Fenstern der Zimmer, welche er in einem deutschen Hotel bewohnt, fünfzig Rosenbäume pflanzen. Als er das Hotel nach einiger Zeit verläßt, will er die Rosenbäume herausreißen und mitnehmen. Der Wirt widerspricht dem. Wer ist im Recht?

Ja, wo in aller Welt kommt es denn vor, daß ein Hotelgast Rosenbäume vor sein Hotelzimmer pflanzen läßt? Ist unser Rechtsleben wirklich so arm an brauchbaren Fällen, daß man für die Studenten auf die satio und inplantatio des corpus iuris civilis zurückgreifen muß? Wer auf solche Beispiele verfällt, dem fließen eben die unversieglichen Quellen der juristischen Praxis nicht. Sowie es unmöglich ist, daß ein noch so befähigter Mediziner nach bestandenem Staatsexamen einen Lehrstuhl für Chirurgie erhält, so muß es unmöglich werden, daß

jemand Professor der Rechtswissenschaften werden kann, der nur den Referendar und Dr. jur. gemacht hat, nicht einmal die vierjährige Ausbildung als Referendar genossen und noch weniger die befruchtende Praxis des selbständigen Arbeitens als Assessor auf sich hat wirken lassen. Es ist auch gar kein Bedürfnis vorhanden, daß junge Leute zwischen einundzwanzig und sechsundzwanzig Jahren die Lehrstühle deutscher Hochschulen besteigen.

Erreichen wir es aber einmal, daß die Lehrstühle der Jurisprudenz an Leute in dem Alter vergeben werden, in welchem der Leiter einer großen Klinik heute zur ordentlichen Professur in der Medizin berufen wird, so werden dann vielleicht ein paar dickleibige Bücher weniger geschrieben werden, aber wir werden durchweg Lehrer der juristischen Jugend haben, welche auf eine langjährige praktische Erfahrung zurückblicken, und welchen diese Praxis ganz anders die Augen für die Zwecke der Rechtsgebilde, für wirtschaftliche und soziale Bedeutung des Rechts geöffnet haben wird, als es die graue Theorie allein vermag. Das ist aber die Forderung der Freirechtschule, daß die Studenten nicht bloß durch den Rechtsunterricht in die Zustände der Vergangenheit eingeführt werden, daß sie das geltende Recht nicht bloß inhaltlich kennen lernen, sondern daß die Universitäten bereits an das praktische Leben anknüpfen und den Sinn für Recht und Gerechtigkeit wecken dort, wo bisher nur Kenntnisse vom Recht gesammelt worden sind.

Neben das Studium des Rechts muß als gleich wichtiges und im Examen zu prüfendes Fach die Volkswirtschaftslehre treten. Wie soll der künftige Richter Verständnis für alle Erscheinungen unseres vielseitigen wirtschaftlichen Lebens haben, wie soll er wirtschaftliche Interessenwägungen bei Lücken des Gesetzes vornehmen können, wenn er nicht dem Studium unseres Wirtschaftslebens obgelegen hat. Weitere unentbehrliche Hilfsfächer des Juristen sind: Kriminalpsychologie, Kriminalistik und Rhetorik.

Auch die bereits in der Praxis stehende Juristengeneration wird für die neuen Aufgaben, welche das veränderte Volks- und Wirtschaftsleben an die Juristen stellt, noch am ausgiebigsten gewonnen werden können, wenn man ihr Gelegenheit gibt, in Fortbildungskursen sich auf den genannten Gebieten zu unterrichten und vor allem das Recht, welches sie bisher immer nur gewohnt waren von der rein juristischen Seite zu sehen, auch in seinem Zusammenhange mit dem Wirtschaftsleben in seinen wirtschaftlichen Wirkungen kennen zu lernen. Solche Fortbildungskurse sind seit einigen Jahren bereits auf das glücklichste von der „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung" gepflegt worden; aber die Zahl derer, welche zu Berlin, Köln und Posen an diesen Kursen teilnehmen können, ist bisher noch eine zu beschränkte gewesen. Es wäre sehr erstrebenswert, wenn diese Unternehmen auf eine breitere Basis gestellt werden könnten.

All diesen Aufgaben will sich die neue Vereinigung „Recht und Wirtschaft" widmen. Es sind dies Aufgaben, nach deren Erfüllung unser Zeitalter geradezu

ruft, und darum darf man sich der festen Zuversicht hingeben, daß der Appell der Juristen, welche sich zu dieser Vereinigung zusammengetan haben, nicht ungehört verhallen wird. Und wenn der Fortschritt auch langsam und mühsam sein wird, wenn die Herrschaft des Alten, wenn Vorurteil und Beharrungsvermögen sich den neuen Forderungen wiederholt in den Weg stellen werden, so ist doch das, was die Freirechtsbewegung erstrebt, derart das Bedürfnis der Gegenwart und Zukunft, geht derart parallel mit den Fortschritten, die auf anderen Wissensgebieten bereits errungen worden sind, daß auch die Entwicklung der Jurisprudenz auf die Dauer nicht hintanzuhalten sein wird. Wir müssen und werden zu einem Rechte kommen, wie es das römische in der Zeit seiner höchsten Blüte war, ehe es dem Scholastizismus verfiel, einem Rechte, welches ist:

„Ars boni et aequi."

Die Wiederkunft Naundorffs

Von Prof. Dr. Otto Tschirch-Brandenburg a. H.

Gewisse Legenden sind unausrottbar. Geschichten, denen etwas Geheimnisvolles anhaftet, behalten allezeit ihren Reiz für die Menge, das heißt für die Allzuvielen vornehmer und niedriger Abkunft, die sich lieber ihrer Einbildungskraft überlassen, als logisch systematisch denken. Diese allgemeine Wahrheit hat sich selten so voll bewährt als bei der Naundorfflegende. Nicht nur, daß der deutsche Bettler, der im Mai 1833 in Paris ankam und sich den Sohn Ludwigs des Sechzehnten nannte, bald zahlreiche vornehme Anhänger fand und schließlich sogar am niederländischen Hofe Gläubige gewann, die dem Prätendenten einen königlichen Grabstein verschafften, nein, auch nach seinem Tode wucherte die Legende fort, liebevolle und hingebende Adepten pflegten die wunderbare Lebensgeschichte des Prätendenten fort, und wiederholt, in den fünfziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wurde die Naundorfffrage vor die französischen Gerichte gebracht, allerdings niemals mit Erfolg. Und auch seitdem ist die Beschäftigung mit diesem Problem nicht erloschen. Die Gemeinde der Naundorffisten stirbt nicht aus, sondern pflanzt sich wie eine religiöse Sekte fort und vermehrt sich wohl gar. Seit dreißig Jahren wird in Frankreich eine Zeitschrift La Légitimité herausgegeben, auf schlechtem, billigem Papier zwar, aber ein Jahrgang folgt dem anderen, und so muß es doch nicht an Gläubigen fehlen. Und daneben gibt es in Frankreich Literaten, die ihre ganze Kraft der Erhaltung und Fortbildung der Naundorfftradition widmen, so Otto Friedrichs, „der Vater

Ludwigs des Siebzehnten", wie ihn Henri Rochefort witzig genannt hat, und Henri Provins (Foulon de Vaulx). Es sind keine Vollblutfranzosen, Friedrichs ist von Geburt ein Rheinländer und Provins ein Belgier, wie denn die deutsche und die französische Schweiz sowie die niederländischen Gebiete seit jeher ihren Anteil an der Ausbildung und Fortspinnung der Naundorfflegende gehabt haben; und so konnte ein eifriger Naundorffgegner in einer Pariser Zeitung neulich seine Entrüstung darüber äußern, daß Fremde den Franzosen einen preußischen Abenteurer als Bourbonensprößling anheften wollten. Die französische Wissenschaft hat sich dem Naundorffroman allezeit gegenüber ablehnend und ignorierend verhalten, so daß die leidenschaftlichen Anhänger der Sekte ihr „eine Verschwörung des Stillschweigens" vorwerfen durften. Noch schweigsamer hat sich bisher die deutsche Wissenschaft dem Problem gegenüber gezeigt, so daß sich Belletristen, Genealogen und andere historische Dilettanten der Frage bemächtigten. Und doch hat die Angelegenheit ein großes wissenschaftliches Interesse. Das Problem, ob der unglückliche Dauphin im Kerker gestorben oder entronnen ist, und was im zweiten Falle aus ihm geworden, verdient immer wieder gründlich mit allen Waffen menschlichen Scharfsinns untersucht zu werden. Und auch die Geschichte Naundorffs reizt zur Durchforschung, gleichviel wie man über seine Echtheit denken mag. Hält man ihn für den wahren Dauphin, so erhebt sich die schwierige Aufgabe, den Zusammenhang seiner abenteuerlichen Schicksale zu erklären. Glaubt man seinen Memoiren nicht und erklärt man ihn für einen Betrüger, so ist das Problem aufzulösen, wie er so viele Gläubige finden und lange über seinen Tod hinaus die Welt in Atem halten konnte. Und in den reich fließenden Quellen der deutschen Archive und der französischen Literatur, in den Memoiren und neuerdings veröffentlichten Familienbriefen Naundorffs ist ein höchst ergiebiges Material vorhanden für eine psychologische Charakteristik dieses unruhigen und schillernden Geistes. Diese wissenschaftliche Aufgabe lockte mich schon vor Jahren, und ich schrieb 1909 einen längeren Aufsatz, in dem ich das Problem nach allen Seiten kritisch behandelte und aufzulösen suchte*). Aber während die Arbeit im Redaktionspulte einer großen Fachzeitschrift ruhte, um erst nach langer Pause das Licht der Öffentlichkeit zu erblicken, brach ein gewaltiger Sturm in den Pariser Zeitungen über die Naundorfffrage aus. Die Enkel Naundorffs forderten das französische Geburtsrecht für sich vom Senat Frankreichs zurück, und ein glühender Anhänger ihrer Sache, Boissy d'Anglas, suchte die hohe Körperschaft zu einem diesen Ansprüchen günstigen Beschlusse zu drängen. Da meine Abhandlung endlich gerade in dem Augenblick erschien, wo die Geister in Paris durch die Senatsverhandlung stark erregt waren, hat sie diesseits und jenseits des Rheins einen stärkeren Widerhall gefunden, als sonst zu erwarten gewesen wäre.

*) O. Tschirch: „Die Naundorfflegende. Darstellung und Kritik". Historische Zeitschrift, herausgegeben von Meinecke. Bd. 106, Heft 3. Der Aufsatz erscheint demnächst in einer Sonderausgabe bei Oldenbourg in München.

Aber gleichzeitig haben französische Forscher wichtige neue Beiträge zu der Frage geliefert, so daß es wohl weiteren Kreisen erwünscht ist, eine Übersicht über die von mir gewonnenen Ergebnisse wie über die weiterführenden Gesichtspunkte zu geben, die in den neuesten Äußerungen der Gegner wie der Anhänger Naundorffs hervorgetreten sind.

Zwischen der Darstellung der französischen Memoiren Naundorffs und seiner Anhänger einerseits und den deutschen Nachrichten über ihn klafft von alters her ein unüberbrückbarer Widerspruch. Der rätselhafte Fremdling, der im Mai 1833 in Paris eintraf und trotz seiner höchst unvollkommenen Kenntnis der französischen Sprache alte Diener der Bourbonen durch die von ihnen beobachtete Ähnlichkeit mit Ludwig dem Sechzehnten und durch auffallende Erinnerungen an des Dauphins Jugendzeit für sich gewann, der durch eine im ganzen würdige Lebenshaltung und geschickte Benutzung der politischen und religiösen Stimmungen in Frankreich Gläubige um sich scharte, hat die einmal ergriffene Rolle des verkannten und verfolgten Königssohns so folgerichtig bis zur letzten Lebensstunde durchgeführt, daß viele Hunderte in Frankreich und den Nachbarländern noch heute auf seine Echtheit schwören und ihn als edlen Märtyrer skrupelloser bourbonischer Hauspolitik preisen. Dem stehen Tatsachen aus Naundorffs früherem Aufenthalt in Preußen gegenüber, die auf seine Persönlichkeit ein höchst bedenkliches Licht werfen. Der Uhrmacher ist in Brandenburg 1825 wegen Falschmünzerei zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt worden, nachdem er schon vorher wegen Brandstiftung angeklagt, aber wegen Mangel an Beweisen freigesprochen worden war. Über den Münzfälschungsprozeß liegen nun so ausführliche, bisher wenig benutzte Akten vor, daß sich von hier aus eine genaue Anschauung von dem Charakter Naundorffs gewinnen und ein Rückschluß auf das Geheimnis seines späteren Lebens ziehen läßt. Nach der Ansicht der Naundorffisten ist freilich Naundorff damals aus politischen Rücksichten auf die Bourbonen unschuldig verurteilt worden; es ist durch die preußische Regierung ein Justizmord an ihm begangen worden. In Wahrheit liegt die Sache folgendermaßen: Gegen Naundorff hatten sich die Indizienbeweise, daß er falsche Taler hergestellt habe, derartig gehäuft, daß er unter Umständen daraufhin von Geschworenen heute verurteilt worden wäre. Nach den damaligen Bestimmungen konnte der Angeklagte zu einer ordentlichen Strafe nur verurteilt werden, wenn entweder ein vollständiger Beweis oder ein Geständnis vorlag. War beides nicht der Fall, so konnte auf hinreichende Verdachtsgründe und auf den Gesamteindruck der Persönlichkeit des Angeklagten hin eine sogenannte außerordentliche Strafe zuerkannt werden. Dies ist hier geschehen. Die Indizien waren zunächst belastend genug. Naundorff war in Geldnot, er hatte vorher nachweislich falsches Geld zu kaufen gesucht und wurde nun von einem anderen wegen Ausgabe falscher Münzen Verhafteten, der mit ihm in täglichem engsten Verkehr gestanden hatte, der Falschmünzerei beschuldigt. Gleich darauf stellte es sich heraus, daß er wirklich auch gleichzeitig 15 falsche Taler in eine öffentliche Kasse gezahlt hatte. Das Vor-

handensein zur Falschmünzerei geeigneter Werkzeuge im Besitze des Angeschuldigten wurde nachgewiesen, sowie daß er oft in einem verschlossenen Raume gearbeitet hatte. Hierzu kam nun das Auftreten Naundorffs im Gefängnisse. Er verriet eine überraschende Kenntnis der Gaunersprache, steckte seinen Mitangeklagten und anderen Gefangenen sehr geschickt heimlich Zettel zu, durchsägte den Boden seiner Zelle, anfangs wohl um zu entfliehen; dann aber enthüllte er seinen verblüfften Richtern diesen Umstand, der Boden sei von einem anderen Insassen früher durchsägt worden; er hätte entfliehen können, habe es aber nicht tun wollen. Nicht dadurch allein wollte er sie günstig stimmen, sondern auch, indem er ihnen seine Beihilfe bei der Aufspürung eines Geheimbundes von Brandenburger Verbrechern versprach. Während dieses Prozesses ist nun Naundorff auch zuerst mit der Behauptung seiner Herkunft aus französischem königlichen Geblüt hervorgetreten, anfangs zaghaft und mit ganz allgemeinen Angaben, die seinen späteren Aussagen widersprechen. Er kam zu diesen Bekundungen, als er sich bei den Fragen über sein Vorleben immer wieder in Widersprüche verwickelte und durch Nachforschungen an Ort und Stelle in die Enge getrieben wurde; da behauptete er schließlich seine Verwandtschaft mit dem bourbonischen Königshause und erzählte, er habe mit seinem jetzt verstorbenen Vater jahrelang in der Verbannung gelebt. Hieraus ergibt sich ohne weiteres, daß er 1825 noch nicht daran dachte, sich für den Sohn Ludwigs des Sechzehnten auszugeben, der ja 1793 hingerichtet wurde, ehe sein Sohn den Kerker verlassen hatte. Aus den Berliner Kabinettsakten läßt sich alsdann die ganz allmähliche Entwicklung der Legende verfolgen, die der Uhrmacher nach seiner Freilassung von Krossen aus fortspann. Während er später die Briefe in seinen Memoiren veröffentlichte, die er seit 1815 an die Bourbonen gerichtet habe, gab er noch 1831 in der Vorrede seiner ersten an den preußischen König eingereichten Lebensgeschichte an, er habe bis jetzt das Geheimnis seiner Geburt streng bewahrt. Man hat also die später in vollem Wortlaut abgedruckten fünf Briefe von 1815, 1816, 1819 und 1824 als dreiste Fälschungen anzusehen. Unter solchen Umständen wird man den Versuch als unnütz aufgeben, die Lebensnachrichten Naundorffs mit der wirklichen Geschichte in Einklang bringen zu wollen; es interessiert uns die Reihenfolge seiner Berichte von 1831, 1834 und 1836 nur insofern, als wir an ihnen die allmähliche Entwicklung vom rührseligen Schauerroman zu einer historischen Darstellung verfolgen können, die sich unter dem Einflusse geschichtskundiger Anhänger bemüht, die auffallendsten Verstöße gegen die geschichtliche Wahrheit zu vermeiden. Neues über das Leben des Dauphins erfährt man nicht daraus, vielmehr läßt sich aus einem Vergleich von Naundorffs Memoiren mit zeitgenössischen vor 1830 gedruckten Schriften feststellen, daß Naundorff nicht ohne Erfolg bemüht gewesen ist, sich aus diesen gedruckten Quellen historische Kenntnisse nachträglich anzueignen und durch Wissen von unbedeutenden Details zu verblüffen.

Aus einer eingehenden Betrachtung des Lebens des Prätendenten in Preußen, Frankreich, England und Holland aber ergibt sich schließlich, daß man diesem unruhigen und schillernden Geiste, der in seiner Art etwas Geniales hat, nicht gerecht wird, wenn man ihn lediglich als einen raffinierten Betrüger ansieht. Daß er ein solcher ursprünglich war, ist ja keinem Zweifel unterworfen. Aber eine große Reihe von sich wiederholenden Vorgängen und Lebensäußerungen des Uhrmachers zeigen die deutlichen Kennzeichen geistiger Abnormität, von Verfolgungswahn, Querulantenwahn, Größenwahn, religiöser Verrücktheit und Cäsarenwahn. Und damit wird man dem schließlich einförmig wirkenden Streit, ob echt und unecht, etwas entrückt, und das psychologisch-psychiatrische Interesse wird wach, das sich an diesem Problem überaus fruchtbringend betätigen kann. Es wäre sehr wichtig, das Gutachten eines medizinischen Sachverständigen über diese Frage zu vernehmen.

Während meine Schrift in den eben erwähnten letzten Ausführungen sich bemühte, über den Standpunkt einer Streitschrift hinauszukommen und rein wissenschaftliche Fragen anzuregen, entbrannte in Paris im Anfang des Jahres der Kampf um das Rätsel Naundorff von neuem in hellen Flammen und erregte auch rein politische Kreise. Schien doch eine Zeitlang die Gefahr nahe, daß der französische Senat dem Uhrmacher von Krossen zu später Anerkennung verhelfen würde. Das hätte nach der Meinung vieler ernster Franzosen der Welt ein zugleich lächerliches und beschämendes Schauspiel gegeben, und so traten in der Pariser Presse den Verfechtern der Naundorffpartei, die den vom Senator Boissy d'Anglas unterstützten Antrag der Naundorfferben auf Zuerkennung des französischen Heimatsrechts empfahlen, angesehene Vertreter der Wissenschaft gegenüber, und diese literarische Bewegung ist nicht ohne Frucht für die Lösung des Problems gewesen. Boissy d'Anglas begleitete den Bericht der Senatskommission mit einer gedruckten Denkschrift (Rapport au sénat), von der man erwarten durfte, daß die Naundorffisten darin ihre besten Waffen glänzen lassen würden. Aber der Inhalt ist recht dürftig und vielfach geradezu naiv, so wenn Boissy d'Anglas als ernsthaften Beweisgrund anführt, daß Naundorff in England seine Kinder auf den Namen Bourbon hat taufen lassen. Auch die Parteilichkeit, mit der die Senatskommission den zwei bekanntesten Verfechtern der Naundorffansprüche Foulon de Vaulx (Henri Provins) und Otto Friedrichs breitesten Raum der Beweisführung gewährte, während man dem Gegner Ernest Daudet in der Kommission einen solchen Empfang bereitete, als wenn er für alles Unglück des Dauphins persönlich verantwortlich wäre, erregte die Geister und rief lebhafte Erörterungen hervor. Besonders eingehend und beweiskräftig sind die Artikel Lenotres (Gosselin) im Temps*), der den Rapport Boissys einer vernichtenden Kritik unterzieht. Naturgemäß bietet er für die Zeit des Auftretens Naundorffs in Frankreich uns Deutschen manches Neue. Er prüft die

*) La Question Louis XVII devant le Sénat. Temps 15., 22. und 28. März 1911.

Familienbriefe, die O. Friedrichs herausgegeben und als rührende Beweisstücke einer moralischen Identität Naundorffs mit dem Dauphin Ludwig bezeichnet hat, kritisch und zeigt, daß sie keine Spur von großartigen und ergreifenden Erinnerungen eines Königssohnes, sondern nur mystische Prahlereien und die naive Freude des Uhrmachers über die kostbaren Geld- und Schmuckgeschenke verraten, die er seinen Verwandten schicken kann. Anweisungen zur Täuschung der Steuerbehörde und selbst der französischen Freunde stimmen sehr bedenklich, und verräterisch klingt es, wenn er seinen Kindern empfiehlt, den 27. März, den Geburtstag Ludwigs des Siebzehnten, als seinen Ehrentag zu feiern und die ahnungslose Mutter damit zu überraschen — woraus sich ergibt, daß Johanna Einert, die Frau des Uhrmachers, bisher keine Ahnung von dem fürstlichen Geburtstage ihres Gatten hatte.

Eine große Rolle in den Büchern der Naundorffianer spielen die sogenannten Wiedererkennungen ihres Helden durch alte Diener Ludwigs des Sechzehnten. Auf wen machte es nicht Eindruck, wenn wir hören, daß die Wiegefrau des Dauphins, Frau v. Rambaud, um ihm eine Falle zu stellen, ihn fragte, ob er sich erinnere, ein kleines mitgebrachtes blaues Kleid in den Tuilerien getragen zu haben, und er sogleich darauf antwortete, er erinnere sich an das Kleid, aber er habe es nur in Versailles, und zwar nur einmal getragen, weil es ihm zu eng gewesen sei! Und Frau v. Rambaud ist nur eine von vielen, die in Naundorff Ludwig den Siebzehnten wiedererkannten. Aber man wird an dem Wert dieser Rekognitionen sogleich irre, wenn man erfährt, daß Naundorffs wichtigster Nebenbuhler, der Pseudobaron von Richemont, eine weit größere Zahl auffallender Zeugnisse für sich anführen konnte und eine gleiche Zahl vornehmer Legitimisten um sich sammelte. Ganz wie Naundorff verblüffte er durch die Siegesgewißheit seines Auftretens, suchte gerade die zweifelnden Zeugen auf, um sie zu gewinnen, und in der Tat schworen alte Lehrer und Spielgefährten des Dauphins auf ihn, und selbst Frau v. Rambaud wurde irre, als sie Richemont nach Naundorff kennen lernte und rief verwirrt, nur der Himmel könne zwischen diesem und jenem Ludwig entscheiden. Man sieht daraus, von wie zweifelhaftem Werte solche nach vielen Jahren erfolgenden Wiedererkennungen sind, und wird sich hüten, ihnen eine entscheidende Geltung beizumessen.

Ebenso hat man von der körperlichen Ähnlichkeit Naundorffs und seiner Nachkommen mit den Bourbonen allzuviel Lärm gemacht. Abgesehen davon, daß allen falschen Dauphins der Bourbonische Familientypus und die geheimnisvollen Male zugeschrieben wurden, haben neuere Untersuchungen sachverständiger Künstler und Anatomen gezeigt, daß die Gesichtsbildung, Farbe der Haare, Form der Nase und der Mundpartie bei Naundorff keineswegs mit der des jungen Ludwig übereinstimmten und daß gefällige Porträtisten in ihren Bildern die Ähnlichkeit, von ihrer Parteimeinung verleitet, übertrieben haben.

Den wichtigsten Beitrag zur Lösung des Rätsels Naundorff aber hat Georges de Manteyer geliefert, ein Pariser Gelehrter, der in den letzten Jahren

viel Zeit, Mühe und Geld daran gewendet hat, um an den deutschen Naundorff-Stätten allen erreichbaren Spuren nachzugehen, und der im kritischen Moment unmittelbar vor der Entscheidung des französischen Senats im Journal des Débats einen Artikel veröffentlicht hat, der die wahre Abkunft Naundorffs zu entschleiern sucht*).

Indem er die Familienverhältnisse Naundorffs betrachtet und seine Aussagen darüber und über seine Ankunft in Berlin zugrunde legt, findet er in unscheinbaren Kirchenbuchnotizen den Weg zu seinen Aufstellungen. Wie der Prätendent in seinen Memoiren berichtet, verdankt er auf seiner Flucht den ungehinderten Eintritt in Berlin 1810 einem Passe, den ihm ein hilfreicher Berliner Kaufmann Naundorff leiht, der selbst auch ohne Ausweis durch die Tore kommen konnte. Auf der Polizei, wo er sich vorschriftsmäßig vorstellen mußte, entdeckte man, daß die Personenbeschreibung im Paß mit seinem Aussehen nicht übereinstimmte, gab sich aber zufrieden, als er angab, er sei der Tuchmacher Karl Wilhelm Naundorff aus Weimar. Allerdings beruht diese Geschichte nur auf Naundorffs späterer Angabe, ist also keineswegs ohne weiteres glaubwürdig; da aber nach Manteyers Feststellungen ein Kaufmann Naundorff sich in Berlin 1810 nachweisen läßt und damals wirklich auf der Polizei Verhandlungen über Naundorff stattgefunden haben, auf die sogar noch 1835 die Ministerialakten hinwiesen, mag die Erzählung im ganzen der Wirklichkeit entsprechen.

Vierzehn Tage nach Naundorffs Ankunft in Berlin kam eine Frau, Madame Sonnfeld, zu ihm, die seitdem mit ihm lebte, später auch mit ihm nach Spandau zog und dort 1818 starb. Diese Frau, die wahrscheinlich mit Naundorff gar nicht verheiratet war, muß Manteyer den Leitfaden liefern, um die Identität des abenteuernden Uhrmachers aufzudecken. Da dieser in seinen Memoiren von 1834 erzählt, die Sonnfeld geborene Hassert sei ursprünglich die Frau eines Uhrmachers und Soldaten aus Rottweil am Neckar gewesen, dann von diesem verlassen worden und habe hierauf mit Naundorff ein Herzensverhältnis unterhalten, anderseits die Kirchenbücher von Halle ergeben, daß Christiane Hassert in Halle 1775 einundzwanzigjährig den Soldaten Sonnfeld aus Rottweil heiratet, dann von ihm verlassen wird, in den folgenden Jahren zwei uneheliche Kinder mit dem Soldaten Karl Werg zeugt, später aber 1800 den Soldaten Müller von demselben Regiment heiratet, so schließt Manteyer, Naundorff sei jener Soldat Karl Werg, dem sich Christiane Hassert ergab, nachdem sie Sonnfeld verlassen hatte. Die Angaben Naundorffs in seinen Memoiren und im Gefängnisse 1825 stimmen aber nicht völlig mit dem, was der französische Forscher aus ihnen herausliest. Da Christiane aus Halle stammt und die Berliner Polizei 1825

*) Journal des Débats, 25. März 1911. — Andere Aufsätze desselben Verfassers erschienen ebenda 3. Mai, 9. und 11. Dezember 1910, 24. und 30. Januar, 20. Februar, 2., 9., 29. und 30. März 1911. Unter ihnen ist besonders wichtig der vom 29. März 1911, der Abdrücke der Handschrift Naundorffs aus seiner deutschen und französischen Zeit enthält.

angibt, auch Naundorff sei aus Halle gebürtig, so liegt es allerdings nahe, daß das Paar sich schon dort gekannt hat. Aber gewiß ist es nicht, und Naundorff erklärt in seinen Aussagen im Gefängnisse immer wieder, er habe Christine Hassert erst in Berlin kennen gelernt und wisse nichts von ihrer Vergangenheit. Die Stelle in seinen Memoiren von 1834, wo er erzählt, Christine Hassert wäre, nachdem sie Sonnfeld verlassen, in ein Verhältnis mit Naundorff getreten, bezieht sich dem Zusammenhange nach nicht auf den Uhrmacher selbst, sondern auf jenen Berliner Kaufmann Naundorff, der ihm angeblich seinen Paß und Namen geliehen hatte und aus dessen Händen der Prätendent nach seinen Angaben auch seine Lebensgefährtin empfangen hat. Mag die Angabe richtig oder falsch sein, jedenfalls will Naundorff an jener Stelle nicht sagen, daß er selbst der unmittelbare Nachfolger Sonnfelds in der Gunst Christianens gewesen sei.

Auch daß sie noch mit einem Soldaten Müller verheiratet gewesen sei, leugnet er und meint, das beruhe wohl auf einem Mißverständnis, da ihn allerdings einmal in Spandau ein Soldat Müller besucht habe, den seine Frau gekannt habe; sie habe ihn aber als ihren Stiefbruder bezeichnet. Auch wo er von einem früheren Sohn Christiane Hasserts spricht — und Manteyer hält diesen, der schließlich wegen eines Verbrechens ins Zuchthaus kommt, für den Sohn Naundorffs, weil er ein besonderes Interesse für ihn zeigt —, sagt er, daß dessen Vorhandensein ihm erst durch ein Geständnis der Frau auf ihrem Sterbebette bekannt geworden sei. Es ist möglich, daß er mit diesen Angaben die Unwahrheit sagte. Es ist möglich, daß er die Ehe der Sonnfeld mit dem Soldaten Müller bestritt, weil diese Ehe nicht geschieden war, er also wegen Bigamie in Ungelegenheiten kommen konnte, wenn er behauptete, mit Madame Sonnfeld verheiratet zu sein und dabei von ihrer früheren Ehe wußte. Es ist sehr möglich, daß er triftige Gründe hatte, seine Vergangenheit in Halle zu verleugnen und darum nichts davon wissen wollte. Es ist aber ebenso denkbar, obwohl weniger wahrscheinlich, daß er wirklich von der ehelichen und unehelichen Vergangenheit der Frau Sonnfeld nichts wußte und auch von den Beziehungen des Soldaten Müller zu ihr nichts ahnte. Daß Naundorff irgendwo in seinen Bekenntnissen offen zugegeben hätte, er sei Soldat gewesen, habe ich in den Akten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs nicht auffinden können. Diese Dinge werden sich heute nicht mehr völlig aufklären lassen. Der Hinweis der Berliner Polizeiverwaltung, daß Naundorff aus Halle stamme, genügt noch nicht, um ihn zum vormaligen Geliebten der Hassert-Sonnfeld vor 1800 zu stempeln.

So viel ergibt sich allerdings aus den festgestellten Tatsachen von neuem, daß Naundorff sich damals durchweg in einer moralischen Atmosphäre bewegte, die auf ihn selbst ein höchst eigentümliches Licht wirft. Ein Mann, der in einer wilden Ehe mit einem Weibe lebt, das vorher zweimal verheiratet und eheverlassen war und dazwischen zwei uneheliche Kinder gehabt hat, deren Sohn sich als Vagabond herumtreibt und schließlich hinter Gefängnismauern endigt, flößt nicht ein übermäßiges Vertrauen auf bürgerliche Ehrbarkeit ein. Es ist

dieselbe Umgebung, in welcher der der Falschmünzerei Angeklagte von Brandenburg sich im Gefängnisse und im Zuchthause mit so viel Gewandtheit und Erfahrung bewegt, als wenn er immer unter Verbrechern gelebt hätte. Insofern sind die Feststellungen Manteyers nicht ohne Bedeutung, wenn ich auch nicht zu erkennen vermag, daß sie das Rätsel der Herkunft Naundorffs völlig lösen.

Aber daß wir des Erzschelms Schliche nicht bis in seine letzten Schlupfwinkel zu verfolgen vermögen, erlaubt uns doch noch nicht daran zu zweifeln, daß er ein Erzschelm war. Immer wieder freilich beteuern die Kämpen der Naundorffsache, das Geheimnis des Rätsels liege in den preußischen Archiven begraben, und Ferlet de Bourbonne hat diese Botschaft am 1. April 1911 von neuem im Pariser Matin verkündigt. Darauf hat der Generaldirektor der preußischen Archive Dr. Koser im Herrenhause feierlich erklärt, daß es keine geheimen Naundorffakten im Berliner Archive gäbe, und daß das gesamte dort vorhandene Material ja dem Forscher zur Einsicht offen liege. Dabei hat er besonders auf meine Untersuchung hingewiesen, die auf Grund des ganzen Berliner Aktenmaterials aufgebaut sei. Wie man angesichts der lückenlosen, konsequenten und in sich übereinstimmenden, nicht bloß offiziellen, sondern auch vertraulichen Äußerungen der preußischen Regierung daran zweifeln kann, daß sie Naundorff stets für einen Betrüger hielt, ist mir unverständlich. Aber es geschieht immer wieder, und der Hauptprophet der Naundorffsegende Otto Friedrichs glaubt gegenüber dem schwerwiegenden Belastungsmaterial immer noch die These verteidigen zu können, daß der Krossener Prätendent recht hat, wenn er behauptet, der Berliner Polizeipräsident Lecoq und der Staatskanzler Hardenberg hätten ihm 1811 die Beweise seiner königlichen Abkunft abgenommen und verschwinden lassen*). Weil der Minister des Innern v. Rochow 1836 darauf hinweist, daß etwa im Jahre 1810 nach Angabe der Ministerialakten bei der ehemaligen Polizeiintendantur Verhandlungen über Naundorff geführt worden seien, ist für ihn dadurch die betreffende Behauptung des Prätendenten bewiesen. Der Uhrmacher von Brandenburg hatte durch seine kriminellen Verfehlungen seit 1824 genug von sich reden gemacht, daß man im Ministerium des Innern wohl Grund hatte, eine Polizeiverhandlung aus früherer Zeit über ihn zu notieren; aber es kann auch irgendeine Eingabe des unruhigen Mannes zugrunde gelegen haben, denn Naundorff hat schon vor seinem Prätendentenspiel wiederholt die höchsten Behörden durch zudringliche Bittschriften beschäftigt. Jedenfalls gehört ein hoher Grad von Vertrauen dazu, um allen Gegengründen zum Trotz an der These von Naundorffs Redlichkeit festzuhalten. Bei Männern, die ihr ganzes Leben dem Kampfe für dieses Phantom geweiht haben, ist er nicht erstaunlich. Und

*) Otto Friedrichs, „Naundorff oder Ludwig der Siebzehnte". Der Tag, 21. April 1911. Der Verfasser wiederholt seine Ausführungen unter dem Titel: Der Schlüssel der Naundorffaffäre in der „Oktavkorrespondenz", ohne weitere Gründe hinzuzufügen. Vgl. Frankfurter Zeitung, 17. Mai 1911, Nr. 136 Abendblatt.

da es auch sonst allzuviele gibt, die in der Naundorfflegende eine Art politischer Religion sehen, so ist nicht zu erwarten, daß logische Gründe die Kraft dieses Mystizismus brechen werden. Genug, wenn es dem gesunden Menschenverstande gelingt, noch gerade in der Mehrheit zu bleiben. Aber die Wiederkunft Naundorffs im Jahre 1911 wird, wie die in den Jahren 1851 und 1874, noch nicht die letzte sein, und gleich einer Hydra wird die Legende, oft vernichtet, sich wieder erheben. Von großem Interesse wäre es, den Anteil der französischen Parteien an der Pflege dieses Märchens festzustellen. Denn ich bin überzeugt, daß die politischen Verhältnisse auf die Entwicklung der Legende, auf das Wachstum oder die Abnahme ihrer Anhänger, gewaltigen Einfluß geübt haben. Hierüber uns erfolgreich zu belehren vermöchte freilich wohl nur ein einheimischer gründlicher Kenner der inneren Geschichte Frankreichs.

Die britische Reichskonferenz

Von Dr. Hans Plehn-London

(Schluß)

II.

Die Reichskonferenzen haben ihre Verfassung auf der Konferenz von 1907 erhalten. Damals wurde auch der bisherige Name der „Kolonialkonferenzen" aufgegeben. Schon der neue Name deutet die Anerkennung eines höheren Status der Kolonien an. In Kanada und Australien war man des Namens einer Kolonie überdrüssig. In den letzten zehn oder fünfzehn Jahren hat sich zuerst in Kanada und etwas später in Australien ein ausgeprägtes Nationalbewußtsein entwickelt; Kanadier und Australier betrachten sich als selbständige Nationen. Jetzt werden die autonomen Kolonien, d. h. Kanada, Australien, Südafrika, Neuseeland und Neufundland, amtlich als Dominions bezeichnet. 1907 wurde vereinbart, daß die Reichskonferenzen in Zukunft Konferenzen zwischen den Regierungen des Mutterlandes und der Dominions sein sollten und nicht wie bisher Konferenzen zwischen dem englischen Kolonialsekretär und den kolonialen Ministern. Die Konferenzen bestehen aus den Premierministern des Mutterlandes und der Dominions; dem englischen Premierminister wird nur der Vorrang eines Primus inter pares zugestanden. Tatsächlich führt der englische Kolonialsekretär den Vorsitz, aber nicht aus eigenem Recht, sondern nur als Delegierter des englischen Premierministers, der der eigentliche Präsident der Versammlung ist. Zugleich wurde 1907 festgestellt, daß nur die Premierminister der Dominions und nicht

etwa auch Vertreter der Kronkolonien oder Indiens der Konferenz angehören sollten; es wurde eben der größte Wert auf die Homogenität und Gleichberechtigung der Teilnehmer gelegt.

Der Konferenz steht ein Sekretariat zur Seite. Darüber hat man lange Kämpfe geführt. Der letzte konservative Kolonialsekretär, Mr. Lyttelton, hatte kurz vor dem Sturz des Kabinetts Balfour den Vorschlag gemacht, daß zur Ergänzung der Konferenz, die ja nur alle vier Jahre für wenige Wochen zusammentritt, eine ständige Kommission mit einem permanenten Sekretariat geschaffen werden sollte, die gewissermaßen die Funktion der Konferenz dauernd übernehmen würde. Dieser Vorschlag stieß auf den Widerstand Kanadas; der kanadische Premierminister Sir Wilfried Laurier hatte konstitutionelle Bedenken, da es nicht klar war, wem das Sekretariat politisch verantwortlich sein würde. Die Konferenz von 1907 beschloß, daß ein ständiges Sekretariat für die Konferenz geschaffen würde, und die Frage der Verantwortung würde dadurch gelöst, daß es dem englischen Kolonialsekretär unterstellt wurde.

Gerade hierüber gab es große Meinungsverschiedenheiten. Vor allem bekämpfte der damalige australische Premierminister Mr. Deakin diesen Vorschlag. Er wollte das Sekretariat direkt unter den englischen Premierminister gestellt sehen. Aber Sir Henry Campbell-Bannerman lehnte ab, da er bei seinen übrigen Pflichten diese neue Verantwortung nicht übernehmen könnte. Der Standpunkt Mr. Deakins war der, daß die autonomen Kolonien von dem englischen Kolonialamt loskommen sollten; nach seiner Meinung entsprach es nicht mehr ihrer Würde, demselben Ressort unterstellt zu sein wie die Kronkolonien, und er fand darin die warme Unterstützung Dr. Jamesons, des Premierministers der Kapkolonie. Aber sie drangen damit nicht durch. Das einzige, was sie damals erreichten, war, daß das Kolonialamt eine besondere Abteilung für die Dominions einrichtete, in der allein deren Angelegenheiten, soweit diese zur Kompetenz der englischen Regierung gehören, bearbeitet werden. Für die Kronkolonien ist eine andere Abteilung eingerichtet worden. Aber mit dieser bescheidenen Anerkennung des höheren Ranges der Dominions waren nicht alle Kolonien zufrieden. Zumal Mr. Deakin hat in seiner Korrespondenz mit Downing Street seinem Standpunkt einen ziemlich schroffen Ausdruck gegeben. Er betonte von neuem, daß die Dominions von dem Kolonialamt befreit werden und daß ein besonderes Sekretariat geschaffen werden müßte, das der Reichskonferenz selbst verantwortlich wäre, und dessen Kosten nicht allein von England, sondern zum Teil auch von den Dominions aufgebracht werden sollte.

In England steht man heute dieser Idee nicht mehr so ablehnend gegenüber wie zur Zeit Sir H. Campbell-Bannermans. Es ist neuerdings vielfach die Rede davon gewesen, daß ein besonderes Staatssekretariat für „Imperial Affairs“ geschaffen werden sollte, und man glaubt, das dies neue Ministerium bald nach der Konferenz eingerichtet werden wird.

Seit der letzten Konferenz von 1907 — die wehrpolitische Konferenz von 1909 hatte nur einen subsidiären Charakter — sind einige Tatsachen zu verzeichnen, die für die Beziehungen zwischen England und den Dominions von Interesse sind. Das wichtigste Ereignis, die Begründung der kolonialen Flotten, ist bereits behandelt worden, desgleichen die Änderung in der Organisation des Kolonialamts. Eine weitere Neuerung war, daß hohe Beamte des Kolonialamts Reisen nach den Dominions unternahmen, um mehr persönliche Fühlung herzustellen, woran es früher allerdings sehr gefehlt hatte. Dann ist eine Änderung handelspolitischer Natur zu erwähnen. Die kolonialen Regierungen klagten auf der letzten Konferenz, daß England keine handelspolitischen Vertretungen in den Dominions hätte, während das Ausland dort durch seine Konsulate vertreten wäre. Man meinte, daß England der ausländischen Handelskonkurrenz in den Kolonien um so wirksamer begegnen könnte, wenn es ähnliche Vertretungen besäße. Dementsprechend hat sich die englische Regierung im Jahre 1908 entschlossen, vier „Imperial Trade Commissioners", je einen für Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika anzustellen, neben denen eine Anzahl offizieller Handelskorrespondenten fungiert. Der Tätigkeit dieser Reichshandelskommissare verdanken wir einige interessante Berichte, die in den englischen Blaubüchern veröffentlicht worden sind. Die großen Dominions ihrerseits unterhalten außer ihren Oberkommissaren (High Commissioners) in London eine Reihe von Handelskommissaren (Trade Commissioners) in verschiedenen Orten des Vereinigten Königreichs, wie auch im nichtbritischen Ausland.

Sodann hat Kanada im Jahre 1907 ein besonderes Departement für äußere Angelegenheiten eingerichtet, das aber nicht „Departement of Foreign", sondern „of External Affairs" heißt. Dieses Departement steht unter einem Unterstaatssekretär und ist mit der Führung des gesamten amtlichen Verkehrs zwischen der kanadischen Regierung und den Regierungen anderer Länder beauftragt, die sich auf die äußeren Angelegenheiten Kanadas beziehen. Dazu gehören Verhandlungen mit den anderen britischen Kolonien, und aus den englischen Blaubüchern scheint hervorzugehen, daß auch der amtliche Verkehr mit dem Mutterlande durch diesen Kanal geht. Ferner ist diesem Amt der kanadische Konsulardienst (Handelskommissare) im Auslande unterstellt. Auch der australische Commonwealth besitzt ein Ministerium der äußeren (external) Angelegenheiten.

Das offizielle Programm der jetzigen Reichskonferenz ist verhältnismäßig bescheiden. Die Vorschläge, die von der englischen Regierung ausgehen, beschränken sich ausschließlich auf untergeordnetere Punkte, die gewiß nicht unwichtig sind, aber doch keine große politische Bedeutung haben. Die größeren unter den Dominions haben ebenfalls keine Anträge von besonderer politischer Wichtigkeit gestellt. Die kanadische Regierung hat sich überhaupt aller eigenen Anträge enthalten. Es ist das kleine Neuseeland, das den Antrag auf Errichtung eines Reichsrats eingebracht hat, und an sich kommt diesem Antrag auch nur

eine akademische Bedeutung zu. Neuseeland, dessen weiße Bevölkerung noch nicht eine Million erreicht, ist diejenige autonome Kolonie, die noch am meisten in dem kolonialen Charakter verharrt und am wenigsten in der Entwicklung zu einer selbständigen Nation vorgeschritten ist. Das ist natürlich genug, denn der größte Teil der neuseeländischen Politiker ist noch selbst aus dem Vereinigten Königreich ausgewandert, während die Träger des spezifisch kanadischen und australischen Nationalbewußtseins in der zweiten oder dritten Generation in den Kolonien geboren sind.

Gleichwohl hat der neuseeländische Antrag ein besonderes Interesse erweckt. Gerade im Zusammenhang mit der Entwicklung der kolonialen Flotten hat man sich in England immer wieder gefragt, welche Folgen das für die auswärtige Politik des Reichs haben könnte. Kürzlich hat auch im Unterhause eine Debatte darüber stattgefunden, in welcher Weise eine einheitliche Reichspolitik unter einer gewissen Mitwirkung der Dominions erzielt werden könnte. Ein unionistischer Abgeordneter hatte den Antrag gestellt, daß eine Erörterung der gegenwärtigen internationalen Lage auf das Programm der Konferenz gesetzt werden sollte. Die Debatte selbst leistete indes nicht, was sie versprach. Tatsächlich haben derartige Erörterungen über die allgemeine politische Lage auf allen Konferenzen stattgefunden, wenn auch meist hinter verschlossenen Türen. Die Konferenz von 1907 ist ja bisher die erste und einzige gewesen, von der stenographische Berichte veröffentlicht worden sind; und auf dieser Konferenz sind z. B. die Verhältnisse auf den Hebriden, wo ein englisch-französisches Krondominium besteht, behandelt worden. Es bedarf offenbar der näheren Bestimmung, was man unter der „allgemeinen internationalen Lage" zu verstehen hat. Es darf als sicher gelten, daß, als auf der subsidiären Konferenz von 1909 die Flottenfrage zur Beratung kam, auch die damit zusammenhängenden politischen Dinge besprochen worden sind. Im allgemeinen aber ist das Interesse, das die Dominions etwa an der Konstellation der europäischen Mächte oder an der Mittelmeerpolitik oder den Balkanfragen haben könnten, ziemlich gering. Auch liegen diese Dinge doch so sehr außerhalb des politischen Gesichtskreises der kolonialen Regierungen, daß ihre Erörterung auf der Konferenz keinen besonderen Wert haben könnte, zumal da die Konferenzen nur alle vier Jahre stattfinden. Die Informationen, die die kolonialen Premierminister auf den Konferenzen erhielten, müßten sehr schnell veralten; und nach den Äußerungen zu schließen, die der eine oder andere Vertreter der Kolonien über europäische Fragen in der Öffentlichkeit getan hat, ist ihre Kenntnis dieser Dinge kaum so gründlich, daß eine einmalige, wenn auch gründliche Information, die nur alle vier Jahre stattfände, kaum mehr Wert haben würde als irgendein Ferienkurs, der gebildete Dilettanten nach der Universitätsstadt führt.

Zugleich werden die Kolonialminister, die sich ihrer politischen Verantwortung und ihrer konstitutionellen Prinzipien wohl bewußt sind, sich davor scheuen, daß

aus ihrer Teilnahme an der Erörterung auswärtiger Fragen der Schluß gezogen werden könnte, daß sie sich damit auf eine Unterstützung der auswärtigen Politik Englands festlegten. Ihre konstitutionelle Politik geht vielmehr darauf hinaus, keine Verantwortung zu übernehmen, wenn sich die Entscheidungen ihrer eigenen Kontrolle entziehen. Wenn englische Imperialisten zumal unionistischer Observanz von einer „Partnerschaft" der Dominions an der auswärtigen Reichspolitik sprechen, lassen sie es meist im unklaren, auf welcher verfassungsrechtlichen Grundlage diese Partnerschaft beruhen solle. Eine solche Partnerschaft bedeutete für die kolonialen Regierungen nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten, und wie sollen diese Rechte und Pflichten definiert werden?

Gegenwärtig hat man, wenn man in diesem Zusammenhang von der allgemeinen Lage spricht, weniger die europäischen als die ostasiatischen Verhältnisse im Auge. Hiermit wird die Notwendigkeit einer gemeinsamen und einheitlichen auswärtigen Reichspolitik ganz besonders begründet. Es handelt sich um das Verhältnis zu Japan. Der Bündnisvertrag zwischen England und Japan kann im Jahre 1914 gekündigt werden. Es liegen vor der Hand keine sicheren Anzeichen vor, daß auf der einen oder der anderen Seite die Absicht dazu besteht, wenn sich auch die frühere Begeisterung der Engländer für Japan, die während des ostasiatischen Krieges ihren Höhepunkt erreicht hatte, stark abgekühlt hat. Ferner haben das englisch-russische Abkommen und die Annäherung, die sich zwischen Rußland und Japan vollzogen hat, die politischen Verhältnisse in Asien wesentlich verändert, so daß man sagen könnte, daß der eigentliche Daseinsgrund des Bündnisses nicht mehr vorhanden sei. Anderseits folgt daraus aber noch keineswegs, daß man bei Japan oder England eine Neigung zur Nichterneuerung des Vertrags annehmen dürfte. Nun aber kommen die Schwierigkeiten, die aus den Beziehungen der Dominions mit Japan entstehen. Sowohl Kanada als auch Australien und Neuseeland widersetzen sich der japanischen Einwanderung. Bisher sind diese Schwierigkeiten dank dem Entgegenkommen Japans behoben worden. Werden sich diese Schwierigkeiten aber auch weiterhin beseitigen lassen? Wird nicht Japan auf dem Grundsatz der Gleichberechtigung der Einwanderung bestehen?

Daraus wird gefolgert, daß die bisherige Methode, wonach das Mutterland und die Dominions jedes für sich seine Beziehung mit Japan regelten, nicht mehr aufrecht erhalten werden könne, und daß damit der praktische Fall gegeben sei, wo eine politische Reorganisation des Reichs notwendig in Angriff genommen werden müßte. So plausibel diese Beweisführung auf den ersten Blick erscheint, so hat sie doch eine empfindliche Lücke. Die Politik Japans ist nämlich völlig mißverstanden worden. Die japanische Regierung wünscht gar nicht, die japanische Auswanderung nach Kanada, Australien oder auch nach den Vereinigten Staaten zu vermehren; sie sucht sie vielmehr nach Korea und der Südmandschurei zu lenken. Damit fällt die ganze Schlußfolgerung dieser Imperialisten zu Boden, und man kann leicht vorhersehen, daß die ostasiatischen

Verhältnisse nicht den ersehnten Anstoß zur Reichseinigung abgeben werden. Man steht also genau an demselben Punkt wie vorher. Das verfassungspolitische Problem des Imperialismus bleibt unverändert und ungelöst, und auch die jetzige Konferenz wird schwerlich den Stein der Weisen finden.

Die Zeit für einen engeren Zusammenschluß des Empire ist offenbar noch nicht gekommen. Wenn aber die englische Regierung jetzt ein neues Staatssekretariat für „Imperial affairs" einrichtet und dadurch den geschäftlichen Verkehr mit den Dominions auf eine neue Grundlage stellt und ihn vielleicht auch in neue Bahnen lenkt — denn etwas derartiges erhofft man von dem neuen Amt, das seine ganze Arbeitskraft den Angelegenheiten der Dominions und den Reichsinteressen widmen kann —, so ist das eine Reform, die die Lösung des Problems vielleicht sehr erleichtern wird, wenn die Zeit dafür reif geworden ist.

Ein Beitrag zur Erforschung der Romantik

Von Dr. Eduard Havenstein-Charlottenburg

Wer die literarhistorischen Schriften und Neuausgaben der letzten Jahre verfolgt, wird die Beobachtung machen, daß die Romantik immer mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt ist, sowohl bei Forschern als auch bei den gebildeten Lesern. Von dieser Epoche des deutschen Geisteslebens will heutzutage jeder etwas verstehen; allerdings hat jeder seine eigene Definition des Begriffes Romantik, und viele vermögen überhaupt nicht zu sagen, was sie eigentlich darunter verstehen. Teils haben sie von diesem Trank nur genippt, so daß ihnen eine ordentliche Kenntnis der Sache fehlt, teils haben sie sich an der Süßigkeit und dem Feuer des Weins berauscht, so daß sie nicht nüchtern urteilen können, teils halten sie ihn für giftig und schädlich und weisen ihn ganz zurück. Jedenfalls aber beschäftigt man sich heute mit der Romantik und sucht in irgendeiner Weise mit ihr fertig zu werden.

Das war nicht immer so, denn die Zeit, in der die Romantik lebte, war eine Epoche der starken Tendenzen und starken Persönlichkeiten, es war Sturmzeit, in der sich nur tief gewurzelte Bäume mit starken Stämmen und kräftigen Zweigen unversehrt erhalten konnten, während manche liebliche Blume übersehen oder unbarmherzig geknickt wurde. Im politisch-sozialen Leben waren es die französische Revolution und die Unternehmungen Napoleons, die das ganze Europa auf lange Zeit hin in Atem hielten; im geistigen Leben Deutschlands waren es vor allem die alten und ewig neuen Fragen der Weltanschauung und Lebensführung, welche die Gemüter beschäftigten. Männer wie Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, Stein und Hardenberg waren die führenden und herrschenden Geister, sämtlich großzügige und in sich geschlossene Persönlichkeiten, für die Wirken und

Schaffen Leben bedeutete, zum Teil mit einem irgendwie praktischen Programm, an dessen Durchführung sie mit aller Macht und Einseitigkeit arbeiteten. Schwächere, mehr reflektierende und betrachtende Naturen konnten dabei naturgemäß nicht genügend zur Geltung kommen. Es bedurfte gesunder Sinne, einer sicheren Hand und eines festen Schiffes, um über dies von Grund auf bewegte Meer ans Ziel zu gelangen.

So ist es begreiflich, daß die Stimme der Romantiker bei dem lauten Posaunen- und Trompetengeschmetter vielfach ganz überhört wurde. Man wollte Leistungen sehen, Resultate, etwas Festes, an das man sich halten konnte, Systeme, in denen man sich fest verkapseln konnte; doch was die Romantiker gaben, war nichts Festes und nichts Fertiges. Es blieb Problem und Fragment. Man glaubte damals noch an die Existenz einer absoluten Wahrheit und an die Möglichkeit, durch Philosophie in ihren Besitz zu gelangen; im Denken ist die wahre und wirkliche Welt gegeben, die Gesetze des Denkens sind die Gesetze der Welt, alles läßt sich mit logischer Notwendigkeit aus einem ableiten, und die Wahrheit hat der gefunden, der vom richtigen Punkt ausgeht und mit eiserner Konsequenz Schlüsse zieht.

Es ist für ein Kind des Jahrhunderts der Naturwissenschaften und Technik ein dornenvoller Pfad, sich auf die Höhe der Abstraktion eines Fichte oder Hegel in den luftleeren Raum zu begeben. Jedoch die Anstrengung bleibt nicht ohne Lohn: daß es möglich war, die unerschöpfliche Fülle des Lebens in ein Schema zu bringen und die Welt mit all ihrer Mannigfaltigkeit aus blutleeren Begriffen zu explizieren, ist ein Beweis für die erstaunliche Kraft des Menschengeistes und wird von jedem liebevollen Beobachter als Triumph des Geistes empfunden. Allerdings trennt uns ein Abgrund von dieser Art Philosophie. Die erstaunlichen Fortschritte und Leistungen der Naturwissenschaften sind auch für die Geisteswissenschaften nicht ohne starke Einwirkung geblieben. Auch in den Geisteswissenschaften wird zurzeit die Mahnung laut, den Blick nicht in den blauen Himmel zu richten, sondern sich zunächst einmal energisch zur Erde zu wenden und das Nächstliegende aufmerksam zu betrachten. Alle ernsten Philosophen sind sich darin einig, daß ohne Kenntnis der modernen Physik und Naturwissenschaft kein eigenes und erfolgreiches Arbeiten in der Philosophie möglich ist. Wir wissen heute, daß der Mensch nicht ohne jeden Zusammenhang mit den niedrigeren Naturwesen ist, daß er vielmehr nur der vorläufige Endpunkt einer kontinuierlichen Reihe ist und daß die Entwicklung voraussichtlich auch über ihn hinausführen wird. Dadurch ist ein ganz anderes Weltgefühl herrschend geworden, und der Kredit der Ich-Philosophie und des Solipsismus ist äußerst gering, und das stolze Hochgefühl, im Besitze der Wahrheit zu sein, hat einem ernsten Wahrheitsstreben Platz gemacht. Wir wissen, daß der Geist und Sinn der Welt nicht eindeutig und in einem System zu fangen ist. Die anfangs vielleicht niederdrückende, aber deshalb nicht weniger wahre Tatsache von der Relativität aller Erkenntnis ist der modernen Philosophie in Fleisch und Blut übergegangen. Damit ist aber nicht etwa gesagt, daß die Welt keinen Sinn hat und daß jedes philosophische System wertlos ist. Philosophische Systeme hat es gegeben, solange die Menschenwelt existiert, und wird es auch weiter geben. Der denkende Mensch wird es sich nicht nehmen lassen, das Ganze als Einheit zu sehen; ja das Philosophieren ist im letzten Grunde vielleicht

nichts anderes als Einheitsstreben. Der Trieb zur Metaphysik ist zweifellos in der psychischen Konstitution des Menschen begründet und ist wohl am besten biologisch zu verstehen aus der Notwendigkeit, im Kampfe des Lebens möglichst gut gerüstet zu sein. „Es gilt, die Einheit zu gewinnen, deren der Geist gegenüber der unermeßlichen Vielheit des Bunten, Zerrissenen, Unversöhnten der Welt bedarf." Daß es so ist, scheint die psychologische Tatsache zu beweisen, daß die Erreichung dieses Zieles von einem starken Lustgefühl begleitet ist, während das Fehlen einer einheitlichen Weltanschauung Unlust verursacht, und bekanntlich verknüpft die Natur in ihrer Zweckmäßigkeit im allgemeinen das Lebenfördernde mit Lust, das Unzuträgliche mit Unlust. Doch wie man das auch erklären mag, in jedem Fall hat die Metaphysik ihr gutes Recht, nur daß ihr das Kriterium der objektiven Wahrheit abgesprochen werden muß. Damit wird ihr nichts Wesentliches genommen. Auch ohne dieses Merkmal leistet sie das, was sie leisten soll, in vollem Maße; wenn sie auch nicht allgemein gültige Wahrheit ist, so ist sie doch Wahrheit in einem anderen Sinne. Georg Simmel hat diese Gedanken mit erstaunlicher Tiefe und lichtvollster Klarheit entwickelt. In einem anspruchslosen Bändchen der Sammlung Göschen, betitelt: „Die Hauptprobleme der Philosophie", untersucht er im ersten Kapitel den Wahrheitswert der einzelnen philosophischen Systeme und spricht dabei Anschauungen aus, die zwar schon lange in der Luft lagen, aber bisher noch nicht den adäquaten gedankenmäßigen Ausdruck gefunden hatten.

Das Buch wirkt wie eine Befreiung und gibt besonders für die Erfassung und Beurteilung der Romantik neues Rüstzeug in die Hand. Die großen philosophischen Systeme, so meint Simmel, sind Wahrheit, soweit sie der Ausdruck eines spezifischen Weltgefühls sind; ein System „drückt das Tiefste und Letzte einer persönlichen Attitüde zur Welt in der Sprache eines Weltbildes aus". — „Philosophie ist ein Temperament, gesehen durch ein Weltbild." Ein System ist aber nicht etwa bloß der Ausdruck einer vereinzelten, eng umgrenzten Individualität, sondern es repräsentiert einen Typus. „Nur dadurch, daß nicht die vom Objekt her festzustellende Wahrheit der Behauptungen hier das letzte Wertkriterium ist, sondern das typische Sein, das in diesen Behauptungen lebt und sich offenbart — nur dadurch wird begreiflich, daß gewisse Geister noch heute in Sokrates und Plato, in Thomas von Aquino und Giordano Bruno, in Spinoza und Leibniz die Entscheidungen und Erlösungen für ihr Verhältnis zur Welt finden." Darin spricht sich ein wahrhaft objektiver und modern wissenschaftlicher Geist aus: wie im Leben der Natur, so gibt es auch im geistigen Leben große Klassen und Kategorien, auch hier herrscht Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen.

Was dadurch für das Verständnis der Romantik, vor allem der romantischen Philosophie, gewonnen wird, liegt auf der Hand. Erst solange man unbewußt oder bewußt den Wert einer Philosophie nicht mehr nach ihrer Geschlossenheit und dem von ihr vermittelten Quantum objektiver Wahrheit, sondern danach bemißt, inwieweit sie ein typisches Sein, eine charakteristische psychische Konstitution ausdrückt, erst seit dieser Zeit wird die Stimme der Romantiker gebührend gehört, und erst seit dieser Zeit kann die Romantik ein Gegenstand allgemeineren Interesses und objektiver Würdigung werden. Und erst seitdem man weiß, daß das, was die Anhänger eines Systems verbindet, nicht objektive Gründe der Einsicht,

sondern eine Gemeinsamkeit des Weltgefühls ist, kann die mehr oder weniger große Übereinstimmung der Romantiker sicher festgestellt und richtig verstanden werden.

Denn das Interesse hat gewissermaßen seine Richtung oder seinen Gegenstand gewechselt. Während in früheren Zeiten — entsprechend der Annahme, daß eine objektive Wahrheit erreichbar sei — vorwiegend über die objektive Richtigkeit und Unrichtigkeit der Anschauungen, ganz abgesehen von ihren Urhebern, diskutiert wurde, ist es jetzt vorwiegend der Mensch, auf den sich das allgemeine Interesse richtet, und auch seine Anschauungen sind vor allem insoweit interessant, wie sie Ausdruck einer menschlichen Eigenart sind. Die wissenschaftliche Philosophie der Gegenwart ist sich der Grenzen des Erkennens zu deutlich bewußt, als daß sie noch an das Wahngebilde einer objektiven Wahrheit glauben könnte; und so hat sie sich denn auf Gebiete zurückgezogen, wo sie festen Boden unter den Füßen hat. In der früheren Philosophie war z. B. die empirische Psychologie als unphilosophisch verachtet; selbst der kritische Kant, der doch so modern ist, will von der Anthropologie nichts wissen und weist sie als methodisch unbrauchbar zurück. Transzendental war damals das Zauberwort, das auf allen Fahnen stand und das Heer der Philosophen zu Heldenfahrten in dunkle und unbetretene Länder begeisterte. Wenn Psychologie getrieben wurde, war sie durchaus rational, d. h. sie entwickelte nach logischen Gesetzen aus einem als richtig vorausgesetzten Begriff der Seele das ganze differenzierte Geistesleben. Der damaligen Anschauung erschien die Seele etwa wie ein Träger von drei Lichtquellen, deren Strahlen nach verschiedenen Richtungen auseinandergehen und sich niemals zu gemeinsamer Wirkung vereinigen. Das Denken, Fühlen und Wollen sah man als drei praktisch getrennte Seelenkräfte an, deren jede ihr eigenes Wirkungsfeld hat. So glaubte man auch, das Denken eines Menschen ganz aus sich erklären zu können, ohne auf die anderen psychischen Kräfte zurückzugehen. Heute dagegen ist die Meinung eine durchaus andere: die Seele ist kein metaphysisches Substrat; das Denken, Fühlen und Wollen sind nicht in Wirklichkeit, sondern nur zum Zwecke der besseren Betrachtung getrennt; in jedem psychischen Faktum sind alle drei wirksam; aber das Grundereignis im psychischen Leben und gewissermaßen die Mutter der anderen Tätigkeiten ist das Gefühl.

Daß das Gefühl beim Wollen in Gestalt der Triebfeder die entscheidende Rolle spielt, ist ohne weiteres klar. Daß es dagegen auch das Denken beherrscht, liegt nicht so auf der Hand und bedarf der Reflexion: Denken an sich existiert nicht, es gibt immer nur ein Denken von Gegenständen. Aber nicht jeder Gegenstand reizt mich zum Denken, mancher läßt mich gleichgültig, mancher erregt geradezu Unlust in mir, und nur eine begrenzte Zahl von Gegenständen ist von einem Lustgefühl begleitet. Und nur den denke ich, nur für den habe ich Interesse. Mag der Gegenstand auch noch so abstrakt sein, er muß gefühlsbetont sein, um von mir gedacht zu werden. Also macht sich bereits in der Wahl des Arbeitsgebiets das Gefühl deutlich bemerkbar.

Solange sich nun wirkliche Gegenstände der Außenwelt als Objekte und Menschen mit gesunden Sinnen als Subjekte gegenüberstehen, wird das Gefühl den Akt des Denkens selbst nicht weiter beeinflussen, da „die Gegenstände ihr eigenes Recht geltend machen" und bestimmte Forderungen stellen, die ich an-

erkennen muß, wenn ich mich überhaupt ihnen zuwende (Lipps „Leitfaden der Psychologie"). Wir stehen dabei alle in gleicher Weise unter dem Zwange der Logik der Tatsachen. In bezug auf diese Gegenstände wird sich also allgemeine Übereinstimmung herausbilden, und auf diesem Grunde kann sich dann auch eine allgemein gültige Terminologie entwickeln. Sobald es sich aber um letzte und tiefste Fragen, um Lebens- und Weltanschauung handelt, werden Gegenstände gedacht, die nicht mehr sinnlich faßbar sind, nicht mehr allen Menschen in gleicher Weise gegenüberstehen und nicht mehr unüberhörbare Forderungen an unser Denken stellen; sie sind vielmehr durchaus Kinder des Wünschens und Wollens. Wenn wir sie denken, stehen wir nicht unter einem äußeren, in den Tatsachen liegenden, sondern unter einem inneren Zwang, einer bestimmten Beschaffenheit unserer eigensten Natur. Diese Erlebnisse sind bei jedem Menschen verschieden, je nachdem die drei Grundfunktionen des psychischen Lebens in ihnen verteilt sind. Von allgemeiner Übereinstimmung kann dabei nicht entfernt in dem Maße die Rede sein, wie bei den oben erwähnten Objekten; und so gibt es für diese Dinge auch keine allgemein anerkannte Terminologie. Worte und Begriffe sind überhaupt für die letzten und tiefsten Gefühlserlebnisse kein adäquater Ausdruck.

Der Forscher, der die Welt- und Lebensanschauungen eines Philosophen untersucht, darf also nicht jeden Begriff, den er bei ihm findet, in einem von vornherein bestimmten Sinn verstehen, sondern muß sich zunächst einmal in seine Persönlichkeit hineinversenken und die Welt unter demselben Gesichtswinkel zu sehen versuchen, und erst dann kann er die an sich unbestimmten Begriffe mit lebendigem Inhalt erfüllen. Um so unerläßlicher ist dieses Verfahren bei den Naturen, die innerlich kompliziert sind, bei denen das Streben geringe Konstanz zeigt und beständig die Richtung wechselt.

Solche Menschen aber sind die Romantiker. Es gibt keinen Gegenstand, der für einen Romantiker nicht gefühlsbetont sein könnte. Während die von einem Lustgefühl begleiteten Gegenstände bei anderen Menschen gewöhnlich in einer Richtung und auf einem mehr oder weniger eng begrenzten Gebiet liegen, kann sich der Romantiker für alles begeistern. Sein Gefühl springt in einer völlig unberechenbaren Zickzackbahn von einem Gegenstand zum anderen. Diese erstaunliche Elastizität des Gefühls ist in einer Beziehung eine Stärke, insofern sie alles verstehen lehrt, anderseits aber ist durch sie einer gefährlichen Seuche Tor und Tür geöffnet: der Selbsttäuschung. Weil sie jeden Gegenstand, jede Individualität verstehen und gefühlsmäßig nachahmen können, glauben sie dann auch dem Nachempfundenen wirklich zu gleichen. So konnten sich z. B. die Romantiker durchaus in die grandiose Einheitlichkeit, Einseitigkeit und Kraft der Natur Fichtes hinein versenken und verstanden es wohl, Fichtisch zu empfinden und Fichtisch zu reden. Wenn sie deshalb aber glaubten, Geist von Fichtes Geist zu sein, so ist das für den, der die Zerrissenheit, Sprunghaftigkeit und Uneinheitlichkeit der romantischen Psyche kennt, ein leicht zu entdeckender Irrtum. Allerdings muß man sich, um das zu durchschauen, die Mühe gemacht haben, den Charakter und die eigentümliche Individualität der Romantiker eingehend zu studieren*).

*) Eine Untersuchung über den Einfluß Fichtes auf die älteren Romantiker wird in der nächsten Zeit in den Grenzboten veröffentlicht werden. Die Schriftltg.

Wie will man sich sonst in der Fülle der widersprechendsten Äußerungen zurechtfinden? Bei Novalis z. B. finden sich die verschiedensten philosophischen Standpunkte vertreten: einmal schwört er auf den Kritizismus Kants, dann wieder geht er mit dem Fichteschen Idealismus, ein anderes Mal steht er auf dem Standpunkt Schellings, darauf läßt er alle von Jakob Böhme verdrängt werden, und endlich entwickelt er den magischen Idealismus. Was ist denn nun seine Weltanschauung? Ist sie etwa ein Gemisch aus ihnen allen? Ist er Fichte-Anhänger, Kantianer oder Mystiker? Die Vertreter der synthetischen Literaturwissenschaft, deren Meister Oskar Walzel ist, machen sich die Sache bequem. Ihre Methode kann mit einem gewissen Recht die Plus- oder Minusmethode genannt werden; sie verfahren nämlich im Grunde nach dem Prinzip der Majorität. Wenn z. B. irgendeine Behauptung sich bei einem Romantiker zehnmal findet, ihr Gegenteil nur fünfmal, so ist die erstere seine wahre Ansicht gewesen; denn für sie bleibt nach dem Subtraktionsverfahren ein Rest von fünf Punkten. Die Frage, in welchem Sinne denn die Romantiker gewisse Termini (Vernunft, Sinn, das Absolute, Geist, Transzendental usw.) gebrauchen und ob sie denn das Gleiche darunter verstanden wie die großen Systematiker ihrer Zeit, und ob denn etwa Friedrich Schlegel und Novalis dem Begriff transzendental denselben Inhalt gaben, wird zur Vorsicht gar nicht gestellt. So ist natürlich alles in bester Ordnung, und so gelangt Oskar Walzel z. B., gestützt auf Friedrich Schlegel, zu dem seltsamen Resultat, daß der Romantiker der Vernunftmensch im Sinne Kants sei. Und das nennt sich synthetische Methode! Wer dagegen durch genaue psychologische Analyse des einzelnen Romantikers ein Prinzip zu gewinnen sucht, nach dem er Echtes von Unechtem, Augenblicksmeinungen und bloß eingebildete und anempfundene Anschauungen von wirklich eigener Überzeugung trennen kann, und erst, wenn diese Arbeit für alle zu vergleichenden Romantiker geleistet ist, mit der Synthese und der Aufzeigung von Gemeinsamkeiten beginnt, der übertreibt die Bedeutung der Individualität und ist bloßer Analytiker, d. h. minderwertiger Literarhistoriker. Man kann nur von Herzen wünschen, daß diese minderwertige Methode aller aufgeblähten Synthese möglichst bald den Garaus macht!

Der Maßstab nun, an dem alle Anschauungen der Romantiker zur Feststellung ihrer Echtheit gemessen werden müssen, ist ohne allzu große Schwierigkeit aus dem zu gewinnen, was an Tatsachen überliefert ist, ferner aus dem Zustand der Manuskripte und aus den Kunstwerken des betreffenden Romantikers nach Form und Inhalt.

Da es sich zum weitaus größten Teil um Personen handelt, die der Vergangenheit angehören, ist ja eine eigene Beobachtung nicht möglich, und auch Selbsturteile und Urteile von Zeitgenossen sind nur mit Vorsicht zu benutzen, da sie immer stark von Gefühlen beeinflußt sind. Man hält sich also am besten an die bloßen Tatsachen, die wirklichen Erlebnisse, kurz, den ganzen Lebensgang des Beurteilten. Man hat es gerade so zu machen wie im alltäglichen Leben: wenn eine neue Persönlichkeit in unseren Gesichtskreis tritt, so bilden wir uns unser endgültiges Urteil über sie nicht nur aus dem, was wir von anderen über sie erfahren, auch nicht nur aus dem, was wir mündlich oder schriftlich von ihr selbst hören, sondern vor allem aus der Betrachtung ihrer Handlungen, Arbeiten und Leistungen; denn nur in Taten offenbart sich die Gesinnung mit einiger Zuverlässigkeit.

Die zweite wichtige Erkenntnisquelle der Individualität ist der Zustand der Manuskripte. Wer die Möglichkeit hat, den handschriftlichen Nachlaß eines Dichters zu durchstöbern, kann den Dichter sozusagen in seinem Studierzimmer beobachten und bei der Arbeit belauschen; er sieht die Ordnung auf dem Schreibtisch, kann das tägliche Arbeitspensum feststellen und danach die Dauer und Intensität der Arbeit beurteilen. Auch aus der Handschrift läßt sich manches Charakteristische entnehmen.

Für die Untersuchung der Frage, inwieweit sich aus der Form und dem Inhalt eines Kunstwerks Schlüsse auf die Individualität des Verfassers ziehen lassen, fehlt mir der Raum. Daß sich aber tatsächlich viel aus ihnen gewinnen läßt, wird jeder bestätigen, der sich mit solchen Dingen beschäftigt hat.

Zum Schluß sei noch einmal darauf hingewiesen, wie nötig es ist, die Ergebnisse und Resultate der modernen Psychologie und Erkenntnistheorie in der Literaturforschung, vor allem beim Studium der Romantik, anzuwenden. Erst wenn das folgerichtig geschehen ist, wird die Romantik restlos verstanden und gewürdigt werden können, und dann wird es deutlich werden, daß der romantische Mensch ein Typus mit einer typischen Weltanschauung ist.

Indelebilis

Von Adolf Petrenz

Wem die Götter einmal am Tag der Gnade zeigten den Stern
der Inbrunst,
Siehe, den sprachen sie selig. Er lacht ihrer Herrschaft.
Nie mehr stürzen sie ihn, wie sehr sie auch möchten, in ewiges
Leiden,
Und selbst der Schmerz wird ihm in Silber kredenzt.
Stob der Stern auch in Nacht nach flüchtigem Glanze,
Seine schimmernde Bahn leuchtet ein Leben lang nach.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Über die ersten beiden Bände von **Guglielmo Ferreros „Größe und Niedergang Roms"** (die deutsche Übersetzung von Ernst Kapff erscheint bei Julius Hoffmann in Stuttgart) ist im zweiten Bande des Jahrgangs 1908 der Grenzboten, S. 71 ff., ausführlich berichtet worden; den folgenden drei Bänden wurden im ersten Bande des Jahrgangs 1909, S. 434, und im vierten Bande desselben Jahrgangs, S. 479, kurze Notizen gewidmet. Dem Verhältnis des Volumens der ersten Bände zur Länge der behandelten Zeit nach durfte man vermuten, der Verfasser würde uns in den angekündigten sechs Bänden bis zum Untergange des weströmischen Reiches führen, allein der im vorigen Jahre erschienene sechste Band schließt mit dem Tode des Augustus; die an Gibbon erinnernde zweite Hälfte des Titels erscheint also nicht gerechtfertigt. Wie Ferrero als Geschichtsforscher von seinen Fachgenossen eingeschätzt werden mag, weiß ich nicht, als Geschichtsschreiber ist er ein Meister: die leitenden Personen, das Volk und seine Zustände läßt er in warmer Lebensfülle vor unseren Augen erstehen, und jedes seiner handlichen Bändchen ist eine angenehme Nachtischlektüre. Sehr gründlich werden die wirtschaftlichen Verhältnisse und Zustände jedes Zeitabschnitts behandelt, was ja heute, wo nicht bloß jeder Historiker, sondern jeder Mensch mit ökonomischen Augen sehen gelernt hat, viel leichter ist als in Mommsens oder gar in Gibbons Zeit; von den deutschen Forschern hat in dieser Beziehung besonders Ludwig Friedländer dem Italiener vorgearbeitet. Wir sehen im vorliegenden Bande das romanisierte Gallien sich zu einem abendländischen Ägypten, zu einer Geldquelle für den Staat entwickeln und Exportindustrien hervortreiben. Wir sehen in Italien einen großenteils aus Veteranen und Leuten gallischer, auch orientalischer Abkunft bestehenden neuen Bauern- und Handwerkerstand gedeihen und aus diesem eine Bourgeoisie der Emporkömmlinge herauswachsen, welcher der hergebrachte Name „Ritterstand" verblieb. Wir sehen auf diese Weise Italien nun endlich wieder von seiner eigenen Arbeit leben, nicht mehr vom Raube der Provinzen, der freilich zur Begründung des neuen Mittelstandes mitgeholfen hat. Als Augustus einen Veteranen, bei dem er zu Gaste war, nach der Geschichte des Soldaten fragte, der für seinen frevelhaften Angriff auf die Bildsäule der Göttin Anaktis mit Blindheit bestraft worden sein soll, antwortete der Mann mit verschmitztem Lächeln: „Du verspeisest ein Stück von der Lende der Göttin." Er hatte den Goldklumpen, den er, ohne zu erblinden, von der Statue losgehauen, vortrefflich angewendet. Wir werden über die Ursachen unterrichtet, die in Oberitalien einen tüchtigen Bauernstand ermöglichten, Unteritalien in der auf Latifundien betriebenen Weidewirtschaft stecken bleiben ließen. „Man gab sich damals hinsichtlich der wirtschaftlichen Möglichkeiten in Süditalien nicht den naiven Illusionen hin, in denen sich die Italiener des zwanzigsten Jahrhunderts ergehen." Und wir verstehen ganz leicht, wie der neue Mittelstand „mit seinem feisten Behagen", bei seiner geringen Bildung dem Einfluß orientalischer Sklaven und Freigelassener unterliegend, sehr bald „das Gefühl für die politische Idee verlor, die der unpersönlichen Hoheit des republikanischen Regiments mit dem Senat an der Spitze zugrunde lag, und mehr und mehr in den Bann der Person des Prinzips geriet",

dem sich der kleine Mann wie der Bourgeois für den Frieden und die Ordnung, in der jedes Gewerbe gedieh, zu Dank verpflichtet fühlte. Soweit die Angehörigen dieser neuen Klassen Nichtitaliker waren, haben sie ja dieses Gefühl überhaupt niemals gekannt. Für den ganzen Orient verstand sich die Auffassung des mächtigsten Mannes als eines monarchischen Autokraten von vornherein von selbst. Im Westen aber ist der Kaiserkult, wenigstens anfangs, weder hündischer Servilismus noch abergläubischer Götzendienst, sondern die dem Altertum natürliche Form der Anerkennung der Verdienste des Augustus gewesen, der Popularität, deren er sich zu erfreuen hatte. Ihm selbst lag diese Auffassung seiner Stellung sehr fern, wie Ferrero bei vielen Gelegenheiten nachweist. Nur gezwungen durch das Verhalten des verkommenen Senats, dessen Mitglieder nicht einmal durch Strafgesetze zum Besuch der Sitzungen gebracht werden konnten, hat Augustus eine Regierungsfunktion nach der andern auf sich genommen und jede als eine so schwere Last empfunden, daß er in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Gedanken umging, sich durch den Hungertod der Qual zu entziehen. „Während er nur mit gekreuzten Armen hätte zusehen brauchen, wie der Zersetzungsprozeß innerhalb der Aristokratie und des Senats seinen ungestörten Fortgang nahm, um schließlich von selbst mit seiner Familie zur leitenden Stelle emporgehoben zu werden, wo ihm Rom, Italien und das Reich zu Füßen lagen, scheute er im Gegenteil keine Anstrengungen und tat das Äußerste, um der Aristokratie neues Leben einzuhauchen und den Niedergang des Senats aufzuhalten, also gerade die zu stärken, die, wie dies stets der Fall, das hauptsächlichste Hindernis für die Begründung einer Monarchie waren." Diese seine Bemühungen hatten keinen Erfolg, aber der Staat ist deswegen nicht zugrunde gegangen. Die materiellen Interessen von Millionen Menschen, denen der Staat vollkommen gleichgültig war und die keinerlei politisches Ziel verfolgten, kein Verständnis für Politik hatten, regenerierten den Staat, den die Aristokratie im Stich gelassen hatte, auf neuer Grundlage durch das Netz wirtschaftlicher Beziehungen, das sie um die Länder dieses großen, das ganze Mittelmeer einschließenden Freihandelsgebiets woben. Diesen Prozeß hat Augustus so wenig wie irgendein anderer Politiker bemerkt und absichtlich gefördert, aber bei allen sonstigen Mißerfolgen seiner persönlichen Politik, meint unser Autor, hätten doch zwei Elemente dieser Politik sich lebenskräftig erwiesen: das gallogermanische und das republikanische. Die Fürsorge für Gallien, dessen Schutz auch der Hauptbeweggrund für die Expeditionen ins Innere Germaniens war, hatten dieses Land zu einer Stütze des Kaisertums gemacht, die Rom noch auf drei Jahrhunderte die Herrschaft sicherte; und die republikanische Vorstellung, die — im Gegensatz zur orientalischen, den Staat als Eigentum einer Dynastie auffassenden — den Staat als ein unteilbares Ganzes, als eine res publica, als die Angelegenheit der Gesamtheit betrachtet, habe die Orientalisierung Italiens aufgehalten. Am ersten dieser Elemente hätte noch seine weltgeschichtliche Bedeutung hervorgehoben werden können: daß es das romanisierte Gallien gewesen ist, welches durch das Frankenreich, genauer gesagt durch die Wirtschaftsverfassung des fränkischen Großguts, den Germanen die antike Kultur übermittelt hat. Die Darstellung des zweiten aber bedarf für weniger unterrichtete Leser nach zwei Seiten hin einer Ergänzung. Erstens muß Republik hier nicht im technischen Sinne als republikanische Verfassung, sondern im wörtlichen Sinne von res publica verstanden werden, der den badischen Bauer, welcher 1848 die Republik mit dem Großherzog an der Spitze forderte, klüger erscheinen läßt als die Hochgebildeten, die ihn verspotteten. Und zweitens darf man die Germanen, deren Fürsten ebenfalls einige Jahrhunderte hindurch ihre Gebiete als Privatbesitz, als große Gutsherrschaften behandelt haben, nicht auf eine Stufe stellen mit den Orientalen oder Byzantinern. Die Staaten der Germanen haben nur deswegen die feudale Gestalt angenommen, weil sie nicht gleich denen der Gräkolatiner aus Stadtbürgerschaften, sondern bei der anfänglich geringen Zahl und Bedeutung der Städte aus Großgutsherrschaften hervorgegangen sind. Wie weit die Germanen von jener orientalischen Knechtseligkeit entfernt

waren, die auch dort, wo, wie in Babylon, der Staat sich auf städtischer Grundlage erhob, willig einem Despoten gehorchte, beweist die Tatsache, daß allüberall, wo immer auf germanischem oder germano-latinischem Boden eine Stadt entstand oder eine Bauernschaft von dem Prozeß der Feudalisierung verschont blieb, die res publica als selbstverständlich galt und meistens auch die Verfassung annahm, die wir heute republikanisch nennen, auf die aber für größere Staaten weislich verzichtet wird, weil sie da technisch schwer durchführbar ist und entweder in Anarchie oder in verkappten Zäsarismus ausartet, wenn nicht, wie in Rom, bis zum letzten punischen Kriege und in England bis in die neueste Zeit, eine übermächtige und staatsfluge Aristokratie regiert.

Wichtige Partien des Buches sind die, in denen gezeigt wird, daß die wirtschaftliche und politische Erneuerung des Weltreichs ein dem heutigen ähnlicher Verstädterungsprozeß war, der den Keim des Verderbens in sich barg, und zugleich ein Prozeß der Intellektualisierung und Sittenfäulnis, ein Volksselbstmord durch Indolenz, Genußsucht und Intellektualismus, den Ovid verkörpert und durch seine Dichtungen, besonders durch seinen „Führer für Ehebrecher und solche, die es werden wollen", nach Kräften fördert. Als das Haupt der Puritaner, die erfolglose Anstrengungen machten, dem Verderben zu steuern, wird uns Tiberius vorgestellt, dem nichts fehlte als die Liebenswürdigkeit seines ebenfalls sittenreinen Bruders Drusus. Schade, daß das Werk vor seinem Regierungsantritt abbricht; bekämen wir eine vollständige Biographie, so würden wir wohl eine glänzende Rettung erleben. Oder haben wir doch noch eine Fortsetzung zu hoffen? Seite 335 schreibt Ferrero: „Wir werden sehen, wie die Zäsaren hierin [in der Hätschelung des Pöbels durch panem et circenses] vorangehen." Aber ein ausdrückliches Versprechen fehlt, und das Sachregister zu den sechs Bänden, das diesem letzten beigegeben ist, scheint den Abschluß zu verkünden. Als besonders interessant seien noch hervorgehoben: die Darstellung der Bemühungen des Augustus um eine Finanzreform (so oft die Staatsfinanzen oder Provinzen Not litten, spendete Augustus ein paar Dutzend Millionen aus seinem Privatvermögen; die lex caducaria, die eine gesetzliche Proskription gescholten wurde, war das vom Justizrat Bamberger in den Grenzboten empfohlene Erbrecht des Reiches, an dem ich nur das eine nicht begreifen kann, daß die verbündeten Regierungen und die Parteien nicht mit beiden Händen danach greifen); die Einzelheiten aus der Geschichte Palästinas und Herodes des Großen; endlich was über die Schlacht im Teutoburger Walde, die vor zwei Jahren eine ganze Literatur hervorgerufen hat, — nicht gesagt wird. Während Ferrero die übrigen Feldzüge in Germanien sehr ausführlich erzählt, fertigt er den unglücklichen des Varus ganz kurz ab; er hält die Schlacht im Teutoburger Walde nicht für eine jener Entscheidungsschlachten, die dem Lauf der Weltgeschichte eine andere Wendung gegeben haben. Carl Jentsch-Neiße

Kulturgeschichte (Selbstanzeige)

R. Frhr. v. Lichtenberg. Einflüsse der ägäischen Kultur auf Ägypten und Palästina. Mit 54 Abbildungen. Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. 16. Jahrgang. Heft 2. Leipzig. Hinrichs. 1911. Preis M. 4,—.

Ein alter Spruch lautet: Ex oriente lux. Wer hätte aber gedacht, daß dieser Spruch wahr bleiben und dennoch sich inhaltlich in sein gerades Gegenteil verdrehen könnte? Während man nämlich früher der Ansicht war, daß alle Kultur bei den alten Völkern des Orients entstanden und von dort aus den europäischen Stämmen mitgeteilt worden sei, ergeben die neuesten Forschungen immer deutlicher, daß die europäischen Arier seit unvordenklichen Zeiten die eigentlichen Kulturbildner waren, und von ihnen aus die Kultur in den Orient und weiterhin ausstrahlte. Ein gut Teil dieser Erkenntnis wurde durch die orientalistischen Forschungen geboten, so daß der Spruch auch in diesem Sinne Geltung behält.

Derartige arisch-europäische Kultureinflüsse auf orientalische Gebiete suchte ich in dem genannten Buche nachzuweisen. Schon früh im dritten vorchristlichen Jahrtausend drangen mitteleuropäische Völker in die Balkanhalbinsel ein und brachten europäisches Kulturgut mit. Hier entwickelten sie nicht nur ihre Kultur zu hoher Blüte, sondern übten bald auch starke

Einflüsse auf die Völker anderer Rasse um das östliche Becken des Mittelmeeres aus. Diese Einflüsse zu erkennen, stehen uns drei Arten von Quellen zur Verfügung. Die literarische Überlieferung belehrt uns in dreifacher Weise, und zwar in den ägyptischen Hieroglyphenschriften, ferner im Alten Testamente in hebräischer Sprache, und in den Amarna-Tafeln in babylonischer Keilschrift, die zweite Art der Quellen sind die ägyptischen, fremde Völker darstellenden Wandgemälde, und die dritte Gruppe wird von den zahlreichen in ägyptischen Gräbern und bei den Ausgrabungen in Palästina gefundenen Stücken ägäischen Kulturgutes gebildet.

Aus den literarischen Quellen geht hervor, daß die arischen Ägäer schon seit dem zweiten Jahrtausend vor Christo in regem Handelsverkehr mit Ägypten standen und dazu zwei Wege benutzt wurden, der eine von Kreta, der andere von Cypern nach Ägypten. Bereits Thutmosis der Dritte (Mitte des zweiten Jahrtausends) ließ sich, wie aus einer seiner Inschriften deutlich hervorgeht, von den Kefi, — so wurden die Ägäer von den Ägyptern genannt, — hölzerne Säulen für seine Bauten bringen, während er sonstiges Bauholz aus dem Libanon bezog. Im übrigen ist von Gesandtschaften und Handelsbeziehungen in den Inschriften die Rede, wobei einige Stellen in den Amarnabriefen schon auf eine Art von Völkerrecht schließen lassen. Im dreizehnten und zwölften Jahrhundert trat eine Unterbrechung dieser Beziehungen ein durch Kriege, die die Pharaonen gegen mancherlei Völker führen mußten, unter denen schon manche bekannte griechische Stämme, die Jonier, Achäer und andere genannt werden.

Aus den bildlichen Quellen, als ägyptischen Grabgemälden mit Darstellungen von Gesandtschaften und Schlachtenbildern an Tempelwänden, ist die Tracht genau zu erkennen, die ganz mit ägäischen Darstellungen von Kreta, Mykenä usw. übereinstimmt. In den Kriegsbildern Ramses des Dritten kommen in Bild und Schrift oft die Pulasata vor, die schon lange den Philistern der Bibel gleichgesetzt wurden. Die Gleichartigkeit ihres Kopfschmuckes mit einem in der kretischen Bilderschrift vorkommenden Schriftzeichen läßt nun auch diese Pulasata-Philister als Ägäer erkennen, und sprachwissenschaftliche sowie kulturgeschichtliche Gründe ließen mich den weiteren Schluß ziehen, daß die Philister auch gleich den von den Griechen oft genannten Pelasgern seien.

Wie stark die ägäische Kunst auf Ägypten wirkte, zeigt das Eindringen der Spirale, die als uralter Bestand des arisch-europäischen Formenschatzes nachzuweisen ist, der ägyptischen Kunst lange fremd war und gleichzeitig mit sicher ägäischen Vasen schon um 2000 v. Chr. ihren Einzug in Ägypten hält, um 1500 in der Deckenmalerei der thebanischen Gräber reiche Verwendung findet und auch die Formen des ägyptischen Säulenkapitells nachdrücklich beeinflußte; wie auch sonst in den Zeiten der achtzehnten Dynastie in Nachahmung ägäischer Bildwerke eine Lebhaftigkeit in der Darstellung von Tieren bemerkbar wird, die ganz von der steifen Stilisierung sonstiger ägyptischer Kunstwerke absticht. Grabfunde, besonders an unägyptischen Vasen in ägyptischen Gräbern, die entschieden und sicher nach Mykenä, Kreta und Cypern weisen, und die auch zeitlich mit den oben erwähnten Erscheinungen übereinstimmen, beweisen, daß ägäische Kolonien schon mindestens seit 2000 v. Chr. zahlreich in Ägypten waren, wie anderseits solche ägäische Keramik auch in Palästina an den Orten zutage kam, die durch die Berichte des Alten Testaments als Philisterstädte anzusprechen sind.

So vereinigen sich alle drei Arten von Quellen zu dem unabweislichen Schlusse, daß schon seit den ältesten erkennbaren Zeiten mit Hilfe der ägäischen Kultur eine starke arisch-europäische Beeinflussung sowohl auf die Kultur Ägyptens als Palästinas stattfand; und diese Einflüsse an dem gesamten zur Verfügung stehenden reichen Material wissenschaftlich nachzuweisen, ist der Zweck meines Buches.

Prof. Dr. R. Frhr. v. Lichtenberg-Berlin

Jagd und Sport

Oberländer: „Der Lehrprinz". Zweite verbesserte Auflage. Neudamm, J. Neumann. Preis M. 10.—.

„Lehrprinz" hieß in den alten weidgerechten Zeiten der jagdliche Erzieher junger Jäger. Deshalb hat Oberländer seinem Buch diesen Titel gegeben, denn ein Lehrbuch für angehende Jäger soll es sein. Und ein solches war dringend nötig in unserer Zeit,

in der Eitelkeit und Sportwut, verbunden mit steigendem Wohlstand, die Zahl der sogenannten „Jäger" in beängstigender Weise steigen ließ zum Schaden der weidgerechten Jagdausübung und des Wildstandes.

Die bekannten älteren Werke, so lesenswert vor allen „D. aus dem Winkel" und „Diezel" immer noch sind, genügten nicht mehr, weil auch in der Neubearbeitung den Verhältnissen der Jetztzeit zu wenig Rechnung getragen wird und weil in ihnen vieles fehlte, was der heutige Weidmann, vor allem der Jagdherr oder der es werden will, wissen muß. So wurde der „Lehrprinz" denn auch vor etwa acht Jahren beim Erscheinen der ersten Auflage allenthalben in der Jägerwelt mit Freuden begrüßt; die vorliegende zweite Auflage, die verbessert, erweitert und doch bedeutend billiger ist, wird es gewiß nicht minder sein. Wer Oberländer aus seinen früheren Werken kennt — und welcher Weidmann kennt ihn nicht —, der wird das Buch mit Spannung in die Hand nehmen, denn was er zu hören bekommt, ist ja der Niederschlag einer jahrelangen Jägerpraxis.

Hohe Anforderungen stellt Oberländer an den werdenden Jäger. Nur wer von Jugend auf mit Liebe zur Natur, Beobachtungsgabe, Selbstbeherrschung, einem kräftigen Körper und vor allem mit irdischen Gütern reich gesegnet ist, soll sich dem Weidwerk zuwenden. Eine kurze Inhaltsangabe gibt am besten einen Einblick in das umfangreiche Stoffgebiet des Buches. Der erste Abschnitt ist der Erziehung des jungen Weidmanns gewidmet, er enthält einen Grundriß der Geschichte des deutschen Jagdwesens, Grundzüge des deutschen Jagdrechts und der Jagdzoologie sowie die deutsche Weidmannssprache. Als Vorbereitung des Jägers für die Praxis behandelt der zweite Abschnitt das ganze Gebiet des Schießwesens, der Schießkunst und der Jagdausrüstung. Es folgen dann Kapitel über die Erwerbung eines Reviers, über das Verhältnis des Revierinhabers zu etwaigen Jagdteilhabern und Grenznachbarn, über das Jagdschutzpersonal und die Gastschützen. Besonders ausführlich ist die Wildhege behandelt; die Kapitel über Wildschaden und Wildererunwesen beschließen diesen Abschnitt. Der letzte endlich schildert die verschiedenen Jagdarten sowie die Raubzeugvertilgung und Wildnutzung. Über den ständigen Begleiter des Jägers, den Jagdhund, ist in dem Buche nichts enthalten; Oberländer verweist hierfür den Leser auf sein ausgezeichnetes früheres Werk: „Dressur und Führung des Gebrauchshundes". Alle die angeführten Gebiete sind knapp und doch im wesentlichen erschöpfend geschildert; der Hauptvorzug des Buches besteht darin, daß nur dasjenige dem jungen Jäger zur Nachahmung oder Anschaffung empfohlen wird, was Oberländer im Laufe seiner langen Jägerpraxis als richtig oder gut erprobt hat.

Mag auch mancher Weidmann den Kopf schütteln, wenn er liest, daß die Patrone, die er führt, oder eine Konstruktion, über die er Lobenswertes etwa in Berichten der Versuchsanstalt gelesen, von Oberländer als Spielerei abgetan wird — im Grunde hat Oberländer recht, denn dem jungen Weidmann, für den er schreibt, sollen möglichst alle Enttäuschungen erspart werden, und da ist der beste Ratschlag: nur nicht auf alle neuen Erfindungen hereinfallen! Davor warnt der Verfasser denn auch in seiner temperamentvollen Art. Gerade diese kernige Sprache, die immer den Nagel auf den Kopf trifft — wenn es auch mal ein Nagel ist, der's weniger verdient hat —, macht das Buch zu einer fesselnden Lektüre für jedermann, ganz abgesehen von dem reichen Gewinn, den der angehende Weidmann aus dem „Lehrprinzen" ziehen wird. F. M.

Kunstgeschichte

Berthold Haendcke: Kunstanalysen. Zweite Auflage. Braunschweig, George Westermann.

Prof. Haendckes Buch „Kunstanalysen" ist keine „Kunstgeschichte" im üblichen Sinne, es will nicht „in erster Linie kunstgeschichtliche Kenntnisse übermitteln, sondern nur bei loser historischer Verbindung der einzelnen Kunstwerke künstlerische Fragen im engeren Wortsinne sachlich erörtern". Darum wendet es sich an kunstliebende Laien, denen so häufig trotz umfangreichen kunstgeschichtlichen Wissens das richtige Verständnis für die Absichten des Künstlers fehlt. Der Königsberger Gelehrte will unsere Kenntnisse also weniger erweitern als vertiefen. Beginnend mit dem altchrist

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

lichen Kirchenbau, verfolgt Haendcke die drei Künste Architektur, Malerei und Plastik bis in unsere Zeit, indem er aus jeder Epoche ein charakteristisches Kunstwerk herausgreift und analysiert. Welchem Zweck dient das Bauwerk? Welche Absichten hatte der bildende Künstler, und wie weit und mit welchen Mitteln sind diese erreicht? Diese Hauptfragen stellt der Verfasser an jedes Kunstwerk und beantwortet sie, indem er so weit wie nötig die Fäden, die von einer Epoche zur nächsten hinüberleiten, verfolgt und dadurch den kunstgeschichtlichen Zusammenhang wahrt.

So lernen wir, das Kunstwerk richtig zu betrachten und uns zu eigen zu machen; wir leben uns in die einzelnen Epochen der Kunstgeschichte ein, ohne unser Gehirn mit Namen und Zahlen zu belasten, die dem genießenden Laien von nebensächlicher Bedeutung sind. Durch die ins Tiefe gehende Betrachtungsweise Haendckes, die jedes einzelne Kunstwerk als Glied in der Kette fortlaufender Kunstentwicklung ansieht und die den Leser dazu führt, einheitliche Kunstbestrebungen auch in weit auseinander liegenden Zeiten zu erkennen, gewinnt das Buch eine hervorragende erzieherische Bedeutung. Haendcke bewahrt uns vor dem Spezialistentum, das beim kunstliebenden Laien besonders gefährlich ist, weil es sich meist in einer Abneigung gegen alles außerhalb der Spezialität Liegende äußert. Haendcke steht der Kunst unserer Zeit mit richtigem Verständnis gegenüber; er zeigt uns, wie Probleme, die von Liebermann oder Manet aufgestellt wurden, schon Lionardo da Vinci und Grünewald beschäftigten; und wie treffend er die moderne Plastik beurteilt, beweist seine Analyse des Ledererschen Bismarck-Denkmals in Hamburg, in der er zum Schlusse sagt: „Eine in diesem Falle angemessene Beschränkung des naturwahren Details beherrscht das Werk. Hugo Lederers Bismarck ist kein Bismarck schlechthin, sondern die Verkörperung der sich vertrauenden Kraft des Deutschen und seines deutschen Vaterlandes. Das Denkmal steht also derjenigen Richtung der modernen deutschen Kunst nahe, die nicht mehr allein das schlicht Gesehene schildern will, sondern die den Stoff nur als Mittel zur künstlerischen Darstellung von allgemeinen Ideen betrachtet."

Die „Kunstanalysen" vermitteln uns, obgleich sie kein Kunstgeschichtsbuch im Sinne der Wissenschaft sind, den Pulsschlag in der Kunst aller Zeiten, durch den wir ihre Lebensäußerung zu erfassen lernen, ohne dessen Kenntnis aber wir nie in ein persönliches Verhältnis zur Kunst treten können — trotz aller Kunstgeschichte. M.

Volkswirtschaft

Überlandzentralen. In Nr. 47 des Jahrgangs 1910 der Grenzboten hat Herr Regierungs- und Gewerberat Lesser sich mit dem in der Überschrift genannten Gegenstand beschäftigt und dabei im besonderen die agrarischen Überlandzentralen berührt. Der Aufsatz ist mir mit starker Verspätung zu Gesichte gekommen; es scheint mir aber, daß auch heute noch zu einigen Punkten Bemerkungen angebracht sind.

Herr Lesser sagt: „Die Bewegung für die Überlandzentralen geht von den Elektrizitätsfirmen aus, die Beschäftigung suchen." Und an einer anderen Stelle: „In irgendeiner Gegend taucht der Wunsch auf, elektrischen Strom zur Verfügung zu haben. Geht man den Spuren nach, so findet man regelmäßig den Akquisitionsingenieur einer Elektrizitätsfirma." Das ist nach meiner Erfahrung nicht allgemein richtig. Die erste agrarische Überlandzentrale, von der überhaupt die Rede war, wurde im Jahre 1896 von einem Gutsbesitzer des Werratales angeregt; die Anregung kam an mich, als Direktor von Siemens u. Halske, und ich habe schon damals darauf hingewiesen, daß ein derartiges Unternehmen nur nach sorgfältigster Prüfung aller Einzelheiten in die Wege geleitet werden könne. Die Anregung kam nicht zur Ausführung, übrigens weniger meiner Kritik wegen, als weil der Betreffende bei seinen benachbarten Standesgenossen nicht genügende Sympathie fand. Der Zug, daß manche Landwirte glaubten, durch Einführung der Elektrizität in ihre Betriebe seien goldene Berge zu gewinnen, machte sich schon damals bemerklich. Auch jetzt existiert dieser Glaube noch an einer nicht geringen Zahl von Stellen, und die Elektrizitätsfirmen haben sich verschiedentlich veranlaßt gesehen, ihn zu bekämpfen. Ich selbst habe öffentlich in der 37. Versammlung des Deutschen

Landwirtschaftsrates vom Februar 1909 vor übertriebenen Hoffnungen gewarnt; ich bin sogar damals von einigen Zuhörern dahin mißverstanden worden, als ob ich speziell vor Überlandzentralen mit Wasserkraft gewarnt hätte, während ich tatsächlich nur erklärt habe, man dürfe an die Ausführung einer derartigen Anlage nur herantreten, wenn alle Bedingungen der Erzeugung und des Verbrauches von erfahrenen Fachmännern auf das genaueste durchgerechnet seien. Körperschaften, welche die erforderliche Übersicht besitzen, haben dann auch in der letzten Zeit Überlandzentralen angelegt, die alle Aussicht auf gutes Gedeihen bieten, und das, ohne von den Elektrizitätsfirmen in Bewegung gesetzt zu sein. Einige Beispiele, die mir gerade zur Hand sind, werden genügen, um das darzutun: Die Zentrale Auricher Wiesmoor ist von der Regierung gegründet. Die rührige Landwirtschaftskammer Halle entwirft Überlandzentralen, bildet Genossenschaften und hat die Firmen erst aufgefordert, Akquisition in den einzelnen Ortschaften zu treiben, nachdem diese allgemeinen Schritte erledigt waren, so z. B. in den Kreisen Saalkreis-Bitterfeld; ähnlich Liebenwerda im Königreich Sachsen. Die Provinz Pommern hat zur planmäßigen Versorgung der Provinz 4 Millionen bewilligt, hat einen erfahrenen Mann als Oberingenieur der Provinz angestellt, hat die Überlandzentrale Belgard A. G. bereits gegründet, geht an die Errichtung einer zweiten Überlandzentrale in Stettin und will noch zwei weitere Überlandzentralen folgen lassen. Die Landwirtschaftskammer Hannover schickt sich an, ihrem Beispiel zu folgen, und die Provinzen Ost- und Westpreußen planen ähnliches. In all diesen Fällen werden die Elektrizitätsfirmen erst nachträglich zur Mitwirkung eingeladen. Es mag richtig sein, daß der einzelne Akquisitionsingenieur hier und da auch auf Gründungen lossteuert, deren Ausführung sich nicht empfiehlt, aber über ihm steht die Zentralverwaltung seiner Firma, und diese berichtigt ihren Vertreter, wenn er schlechte oder zweifelhafte Gründungspläne vorlegt. In der ersten Periode des Zentralenaufschwunges, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, sind wohl tatsächlich Mißgriffe vorgekommen, aber die Erfahrungen, welche damals gemacht wurden, haben ihre Frucht getragen. Die Anstellung elektrotechnischer Berater bei Provinzen und Staatsregierungen hat in der letzten Zeit stark zugenommen.

Herr Lesser hält die Annahmen, auf Grund deren das Leitungsnetz einer Zentrale geplant wird, für völlig phantastisch und meint, wenn jemand eine unverbindliche Angabe über seinen voraussichtlichen Stromverbrauch macht, so sei damit wenig erreicht, „denn eine bindende Zusage, nun fünf oder gar zehn Jahre lang jährlich soundso viel Kilowattstunden abnehmen oder bezahlen zu wollen, ist doch nicht zu erreichen". Daß die meisten Leute sich von vornherein nicht gern binden, ist richtig, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die Verbrauchsschätzungen auf Grund von unverbindlichen Zusagen hinreichend genau, nicht selten sogar überraschend genau sind. Von hundert Klienten, die bei der vorläufigen Befragung unverbindlich die Stromabnahme in Aussicht stellen, springen, wenn der verbindliche Bestellschein an sie gelangt, etwa dreißig bis vierzig ab, dafür treten aber neue Klienten in ungefähr gleicher Anzahl zu, so daß die ursprünglich geschätzte Abnehmerzahl meist nahe erreicht, in vielen Fällen um ein geringes überschritten wird.

Herr Lesser beklagt, daß die Zentralen vielfach zu groß angelegt werden. Die Hoeltjesche Statistik über siebenundzwanzig Zentralen, deren er sich bedient, ist an sich für die Beurteilung von Überlandverhältnissen wenig geeignet. Sie ist angelegt mit dem speziellen Zweck, den Wärmeverbrauch verschiedener Maschinen für die Kilowattstunde festzustellen. Herr Hoeltje hat deswegen einerseits auch Hotelzentralen und ähnliche in seine Statistik aufgenommen und anderseits eine Reihe von sehr kleinen Zentralen berücksichtigt, die mit großen Überlandzentralen gar nicht verglichen werden können. Auch muß man wissen, wie derartige kleine Zentralen manchmal zustande kommen und wie wenig sie als Maßstab für die heutige Entwicklung des elektrischen Unternehmungswesens dienen können. Ich kenne eine Hochspannungszentrale, bei welcher der Mann die Maschine und seine Ehefrau das Schaltbrett bedient.

Bei Zentralen, die auf großen Umfang berechnet sind, besteht in der Tat die Neigung,

von vornherein große Maschinen anzuwenden. Die Erfahrung, daß eine mit guter Fundierung angelegte Anstalt in der Regel bald zu klein ist, trägt allerdings zu dieser Tendenz bei; im übrigen aber wirkt dafür weniger der Optimismus oder die Furcht vor landläufigen Redensarten, als die Erwägung, daß zu klein angelegte Zentralen nachher meist kostspieliger werden als nötig wäre. Um Reserve zu haben, muß man die Arbeit des Werkes auf mehrere Maschinen verteilen. Will man also klein anfangen, so muß man auch mit kleinen Maschineneinheiten arbeiten, und die verbrauchen erheblich mehr Brennmaterial für die gleiche Leistung als die großen. Man nimmt also die Möglichkeit, daß die Zentrale zu Anfang nicht voll beschäftigt ist, mit Bewußtsein in den Kauf, um nicht später entweder einen teureren Betrieb zu haben oder die ursprünglichen kleinen Maschinen um des billigen Betriebes willen durch große ersetzen zu müssen.

Was Herr Lesser Seite 365 über die Wasserkräfte sagt, das ist durchaus richtig, und ich habe, wie oben gesagt, dem preußischen Landwirtschaftsrat schon ganz ähnliche Auskünfte gegeben. Gegen den Torf verhält er sich, wie mir scheint, doch zu skeptisch; die Leute, welche mit diesem Material üble Erfahrungen gemacht haben, sind hauptsächlich solche, die sich mit der Aufgabe befaßten, aus dem Torf ein höherwertiges Brennmaterial herzustellen; aber selbst diesen möchte ich auf die Dauer kein ungünstiges Prognostikon stellen; die Aufgabe, welche sie verfolgen, ist schwierig, dürfte aber mit zunehmenden Erfahrungen und Hilfsmitteln nicht unlösbar sein.

Prof. Dr. E. Budde-Berlin,
Direktor der A. G. Siemens u. Halske

Zwischen den von mir in Nummer 47 von 1910 vertretenen Ansichten und denen des Herrn Dr. Budde sind die Abweichungen nicht so groß, wie dieser anzunehmen scheint. Soweit solche überhaupt vorhanden sind, erklären sie sich zur Genüge daraus, daß mein erst im November erschienener Aufsatz bereits im August geschrieben ist, und zwar in Gumbinnen, ehe ich die Verhältnisse in Pommern, auf die Herr Dr. Budde — wohl in der Annahme, daß sie mir besonders nahe lägen — verwiesen hat, kennen gelernt hatte. Inzwischen habe ich manches dazu gelernt und ist die Entwicklung — übrigens in der von mir bereits angedeuteten Richtung — derart eilig fortgeschritten, daß ich nicht anstehe, zu bekennen, daß man nicht „regelmäßig", wie ich gesagt hatte, den Akquisitionsingenieur einer Elektrizitätsfirma als den Urheber der Bewegung findet, sondern daß diese auch nicht selten und in immer steigendem Maße aus den beteiligten Kreisen der Bevölkerung hervorgeht. Was ich über den bedenklichen Mangel an unabhängigen Sachverständigen auf dem Gebiete der Elektrizitätsunternehmungen und die Bestrebungen, diesen Mangel zu beseitigen, gesagt habe, ist von Herrn Dr. Budde teils nicht bestritten, teils geradezu bekräftigt worden. Auch was ich über die Unsicherheit der Unterlagen für den Entwurf der Leitungsnetze gesagt habe, wird bestätigt. Denn wenn 30 bis 40 Prozent der ursprünglich ins Auge gefaßten Klienten abspringen, so mag der Verlust für die Gesamtbelastung des Werkes durch Hinzukommen anderer ausgeglichen werden können, das Netz aber wird, weil die Verbrauchsstellen nunmehr anders liegen, nicht mehr richtig dimensioniert sein. Übrigens mag auch dieser Übelstand mit steigender Erkenntnis der Bedürfnisse der einzelnen Bevölkerungskreise mehr und mehr schwinden.

Daß die Hoeltjesche Statistik auf Überlandzentralen nur mit Vorsicht angewendet werden darf, gebe ich ebenfalls zu, aber — ein Schelm gibt mehr, als er hat — vorläufig ist mir noch nichts Besseres bekannt.

Meine Ansichten über den Torf kann ich hier aus Mangel an Raum nicht ausführen und begründen. Wen diese Sonderfrage interessiert, der findet sie von mir in dem Aufsatze „Irrtümer in der Brenntorfindustrie" in Heft 22 des Jahrgangs 1909 der Mitteilungen des Vereins zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reiche behandelt.

Regierungs- und Gewerberat Lesser-Köslin

Reichsspiegel

(Vom 15. bis 21. Mai)

Innere Politik

Das Verfassungsgesetz für Elsaß-Lothringen — Delbrück und die Sozialdemokratie — Staatserhaltende Sozialdemokratie — Die Reichsversicherungsordnung

In fünfter (!) Lesung hat die Kommission des Reichstags das Verfassungsgesetz für Elsaß-Lothringen ebenso angenommen wie vorher das Wahlgesetz. Geschehen Freitag, den 19. Mai, nach langwierigen Vorverhandlungen. Über die Tragweite der neuen Gesetze selbst wollen wir uns an dieser Stelle erst wieder äußern, wenn die Entscheidung auch im Plenum gefallen sein wird. Mit absoluter Sicherheit darf auf eine unveränderte Annahme der Gesetze durch das Plenum noch nicht gerechnet werden, wenn auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür spricht.

Wenn das Gesetz noch zustande kommen sollte, so darf sich der Herr Reichskanzler dafür in erster Linie bei dem Staatssekretär des Innern, Herrn Dr. Delbrück, bedanken. Besonders während der jüngsten Besprechungen hat Delbrück eine Schnelligkeit in der Auffassung und ein staatsmännisches Geschick bewiesen, das ihn sichtbarlich aus dem herrschenden politischen Nebel emporgehoben hat. Abgesehen von kleineren Erfolgen, die er der Kommission abgerungen hat, darf man sein Hauptverdienst darin erkennen, daß es ihm gelang, die Sozialdemokratie zur praktischen Mitarbeit an dem Gesetz zu bewegen. Das Gelingen zeugt von einer tieferen Kenntnis der Bedeutung des vierten Standes für den deutschen Nationalstaat, als wie es z. B. in der agrarischen Deutschen Tageszeitung herrscht. Ich meine, da nun das Gesetz überhaupt zustande kommen soll, ist es für das Reich besser, daß die Führer der breiten Massen neben den Vertretern des nationalen Bürgertums mit hinter dem Gesetz stehen, als wenn die Mehrheit aus Französlingen und Ultramontanen bestünde. Wir können viel eher von der Sozialdemokratie erwarten, daß sie reichsdeutsch-staatsbürgerlich denkt, als von Zentrumsabgeordneten, die jenseits der Berge den Angelpunkt ihrer staatlichen Interessen suchen. Der vierte Stand wird gerade dadurch, daß er sich auf den Boden einer rein materialistischen Weltanschauung stellt, gezwungen, das Reichsganze im Auge zu behalten und für dessen Gesamtwohl einzutreten. Denn für ihn ist eben das Reich das Werkzeug zur Erkämpfung besserer Lebensbedingungen. Utopien, die darauf ausgehen, dies Werkzeug unbrauchbar zu machen, die dahin streben, an die Stelle des mächtigen Einheitsstaates eine schwächliche Föderation zu setzen, spuken wohl noch in den Köpfen der Theoretiker, nicht aber im Hirn der politischen Führer des vierten Standes. Dabei unterschätze ich die demagogische Ausnutzung von Schlagworten durchaus nicht. Es wird auch im konservativen Lager in der Hitze des Gefechts manche Wendung gebraucht, für die kein konservativer Mann eintreten möchte, der Anspruch darauf erhebt, politisch ernst genommen zu werden.

Im übrigen haben wir auch schon praktische Beweise für die Möglichkeit des Vorhandenseins einer „staaterhaltenden" Sozialdemokratie. In Österreich könnte die Sozialdemokratie das staaterhaltende Element gegenüber den Nationalitäten bilden, wenn nicht ihr am besten organisierter Teil, die Deutschen, eben national wäre und dadurch häufig genug im Gegensatz zu den polnischen und tschechischen Genossen stünde. Aber es machen sich bereits Anzeichen bemerkbar, die auch von der Wiener Regierung geschickt gefördert werden, aus denen auf einen engeren Zusammenschluß der Sozialdemokraten aller Nationalitäten gefolgert werden darf. Die Verkehrs- und Sozialpolitik würde dadurch innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle durchaus an Stetigkeit gewinnen. In Deutschland wiederum sind wir in den beiden genannten und vielen anderen Fragen der inneren Politik den Nachbarländern so weit voraus, daß ein Verzicht auf den Genuß des Vorsprungs durch Anschluß an andere Staaten gleichbedeutend wäre mit erheblicher Verschlechterung der Lage der Massen. Wir haben somit auch von den reichsländischen Sozialdemokraten eine Stärkung der zentrifugalen Kräfte nicht nur nicht zu befürchten, sondern sehen in ihnen Bundesgenossen im Kampf gegen den Ultramontanismus und gegen die Französlinge. Freuen wir uns dieses Fortschritts, denn er ist zugleich ein Schritt auf dem Wege zur Versöhnung bedauerlicher Gegensätze, die das Leben der ganzen Nation vergiften.

Neben solchen Feststellungen dürfen wir naturgemäß nicht vergessen, daß die sozialdemokratische Partei, wie sie heute einmal ist, die geschworene Feindin unserer bürgerlichen Gesellschaftsordnung ist, und da zwingt uns der Selbsterhaltungstrieb, die Partei überall dort rücksichtslos zu bekämpfen, wo sie sich von dieser gefährlichen Seite zeigt. Wie der Verlauf der Verhandlungen über die Reichsversicherungsordnung beweist, stehen die Regierung und die bürgerlichen Parteien über diesen Punkt auch in erfreulicher Einmütigkeit zusammen. Nur die Fortschrittliche Volkspartei ist nicht bei der Stange geblieben. Im Kampf um den Einfluß in den Krankenkassen hat sie sich auf die Seite der Sozialdemokratie gestellt. Diese Bundesgenossenschaft dürfte indessen ohne Belang bleiben, denn die Mehrheit des Reichstags arbeitet unbeirrt durch die Herausforderungen der Sozialdemokratie das umfangreiche Gesetz in zweiter Lesung durch, so daß es wohl noch vor Pfingsten wird verabschiedet werden können. Auch an diesem Werk der Gesetzgebung hat der Staatssekretär Delbrück ein erhebliches Maß von Verdiensten. Besonders ist es ihm gelungen, weit übers Ziel hinausschießende Forderungen der Unternehmer zurückzudrängen, also den sozialen Charakter des Gesetzes unangetastet zu lassen. Das Bild im Reichstage hat sich somit erfreulicher gestaltet, als es noch vor Ostern zu erwarten war. Ob sich hieraus schon Hoffnungen für eine Beruhigung im Lande herleiten lassen? Es gibt Optimisten, die solches für möglich halten, — aber viele Tatsachen sprechen dagegen.

G. Cl.

Kolonialfragen

Ostafrikanische Verkehrspolitik — Reform der Eingeborenenbesteuerung — Zentralbahn und Kongostaat — Belgische „Reformen" im Kongostaat — Spaltung im südwestafrikanischen Farmerbund — Farmerbund und Bund der Landwirte

Unsere ostafrikanische Verkehrspolitik ist augenblicklich auf einem toten Punkt angelangt. Die Zentralbahn erreicht in nächster Zeit Tabora und die Nordbahn den Kilimandjaro. Normalerweise müßte man sich nun über den Weiterbau der beiden Linien klar sein, die natürlich nicht in der Mitte des Landes endigen dürfen, sondern das wichtigste Wirtschaftsgebiet der Kolonie, das Gebiet der großen zentralafrikanischen Seen, erreichen müssen.

Hinsichtlich der Zentralbahn scheint man sich, nach der Stellungnahme des Reichstages und allerlei amtlichen Auslassungen zu schließen, zum Weiterbau nach Udjidji am Tanganjikasee entschlossen zu haben. Aber das ist offensichtlich mit zitterndem Herzen geschehen. Wenn man die wirtschaftliche Wirkung der beiden Linien vergleicht, so müßte man eigentlich, um möglichst große Erfolge zu erzielen, zuerst an den Ausbau der Nordbahn denken, denn sie hat dem von ihr durchquerten Gebiet einen bedeutenden Aufschwung gebracht, während die Zentralbahn bis jetzt gar nichts geleistet hat. Aber so dürfen wir leider im vorliegenden Falle nicht denken. Die Nordbahn wird, auch wenn sie vorläufig am Kilimandjaro stehen bleibt, dem Lande nützen. Die Zentralbahn bis Tabora aber ist ein Torso, der sich in alle Ewigkeit weder direkt noch indirekt rentieren würde, weil sie eben auf zwei Drittel ihres Verlaufs menschenarme, wenig oder gar nicht entwicklungsfähige Steppenlandschaften durchzieht. Von den Wunderdingen, die uns Dernburg seinerzeit über die Wirkung der Zentralbahn erzählte, konnte daher nichts eintreffen. Eingeweihte haben dies damals vergeblich prophezeit, Dernburg hat seinen Willen durchgesetzt, und die Suppe, die er uns eingebrockt hat, gilt es jetzt auszuessen. Den maßgebenden Leuten wird der Kopf warm, wenn sie an die Verzinsung der Anleihen denken, welche die Kolonie in den nächsten Jahren selbst aufzubringen hat. Das Gebiet der Zentralbahn wird dazu vorläufig so gut wie nichts beitragen können. Die vorwiegend unter dem Druck der öffentlichen Meinung zustande gekommene Nordbahn dagegen wird die Situation retten helfen. So liegen die Verhältnisse augenblicklich. Und es bleibt der Regierung vorläufig kein anderer Ausweg, als ihr Heil im Anziehen der Steuerschraube bei den Eingeborenen zu suchen. Wir haben an dieser Stelle seit Jahren immer wieder eine Reform der Eingeborenenbesteuerung empfohlen, und zwar die Umwandlung der im wesentlichen veralteten Hüttensteuer in die ergiebigere und gerechtere Kopfsteuer. Zu einer solchen Reform hat sich die Regierung jetzt entschlossen, und dieser Schritt ist geeignet, ihr die Sorgen der Anleihenverzinsung bis zu einem gewissen Grade abzunehmen, ohne jedoch an der Tatsache etwas zu ändern, daß die Verkehrsentwicklung der Kolonie in absehbarer Zeit ein langsameres Tempo annehmen dürfte, als man vom Zustandekommen der Zentralbahn seinerzeit irrtümlich erwartete.

Wie es Herr Dernburg seinem Nachfolger überlassen hat, die Folgen seiner Eisenbahnpolitik zu tragen, so wird der kommende Reichstag versuchen müssen, die Folgen der Nachgiebigkeit des zu Ende gehenden nach Möglichkeit wieder gutzumachen. Einstweilen hat der gegenwärtige Reichstag wenigstens insoweit die Folgerungen gezogen, als er seine Zustimmung zu den Vorarbeiten der Strecke Tabora—Udjidji erteilt hat. Erst jenseits Tabora beginnt der eigentliche Wirkungsbereich der Zentralbahn, und die volle Wirkung der Bahn kann erst eintreten, wenn diese den Tanganjikasee erreicht hat, der in seiner langgestreckten Form geradezu einer zweiten Küstenlinie gleichkommt und der Bahn mit der Zeit bedeutende Zufuhren sichert.

Man verstehe uns nicht falsch: auch wir werden Freude und Stolz empfinden, wenn — voraussichtlich als erste — eine deutsche Überlandbahn das große Binnenmeer erreicht hat, und wir unterschätzen keineswegs die große moralische Wirkung dieser Leistung. Aber wir sind nach wie vor der seit Jahren von uns und den meisten Sachkennern vertretenen Ansicht, daß es besser gewesen wäre, zuerst die Linien zu bauen, deren wirtschaftliche Wirkung mit ihrem Fortschreiten einigermaßen gleichen Schritt gehalten hätte. Die große Zentralbahn wäre uns nicht davongelaufen und ihre Verwirklichung für uns eine um so reinere Freude gewesen, je mehr uns die wirtschaftlichen Erfolge rentabler Linien die Sorge um die Verzinsung der großen Anleihen abgenommen hätten. Von der finanziellen Erstarkung der Kolonie hängt gerade jetzt, wo wir einem noch unsicheren Reichstag entgegengehen, sehr viel für ihre Entwicklung ab. Es ist zu bedenken, daß der neue Reichstag vielleicht für den weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes wenig Meinung haben wird, wenn durch die Zentralbahn die Finanzen der Kolonie sich wieder verschlechtern.

Die beispiellosen Erfolge der Nordbahn, welche ihrem Hafenplatz Tanga in den letzten Jahren eine Verdreifachung des Außenhandels gebracht haben, sind namentlich durch die europäische Siedelungsarbeit im Bereich dieser Bahn zustande gekommen, während an der Zentralbahn die von Dernburg in den glühendsten Farben gemalte Mitarbeit der Schwarzen natürlich ausgeblieben ist. Dies ist ein Fingerzeig dafür, woher die Kolonie ihr Heil zu erwarten hat: nicht von der selbständigen Eingeborenenproduktion, sondern hauptsächlich von der europäischen Besiedelung und Plantagenwirtschaft. Und darum wird es notwendig sein, bei der weiteren Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes die gesunden Hochländer südlich von der Zentralbahn und am Nyassa nicht zu vergessen. Es wird leider unter den geschilderten Umständen voraussichtlich lange dauern, bis an einen großzügigen Ausbau gedacht werden kann, darauf scheint uns die Zurückhaltung hinzudeuten, mit der Staatssekretär von Lindequist der Eisenbahnfrage gegenübersteht. Man hat ja nicht von ihm erwartet, daß er jetzt sofort mit einer großen Eisenbahnvorlage hervortreten würde, aber er hätte wenigstens noch die kleine, für die Besiedelung wichtige Strecke vom Kilimandjaro nach dem Meruberg mit dem alten Reichstag zustande bringen können, schon nach dem Grundsatz

der vor einigen Wochen im amtlichen Kolonialblatt in bezug auf den Weiterbau der Zentralbahn propagiert wurde, aber ebensogut für die Nordbahn gilt: „Es bedeutet natürlich bei einer so umfangreichen Bauausführung eine wesentliche Ersparnis, wenn die einmal an Ort und Stelle befindliche Bauverwaltung mit ihrer gesamten Einrichtung an Baugeräten und Maschinen, mit ihrem Stabe von weißen Beamten und Arbeitern nicht erst aufgelöst und zurückgezogen wird, um später erneut auf eine so weite Entfernung entsandt zu werden." Denn wenn die Nordbahn auch den Viktoriasee erst in späteren Jahren erreichen dürfte, so wird sie doch wahrscheinlich wenigstens bis zum Natronsee, gegen 200 km nordwestlich vom Kilimandjaro, schon in nächster Zeit fortgeführt werden, weil die dortigen Salzlager einen lohnenden Abbau versprechen und das dazwischen liegende Gebiet zur extensiven Weidewirtschaft in der Art der südafrikanischen sehr geeignet erscheint.

Gerade von diesem Stück Nordbahn können wir uns eine ganze Menge versprechen und halten es daher für ganz verfehlt, wenn man jetzt von manchen Seiten mit phantastischen Perspektiven die Zentralbahn gegen die Nordbahn auszuspielen versucht. Wie uns Dernburg Wunderdinge von dem Fleiß des Negers erzählte, der nur auf die Zentralbahn warte, um sie massenhaft mit seinen Produkten zu belasten, so sind jetzt wieder manche Zeitungen voll von Schilderungen, die uns glauben machen wollen, daß jenseits des Tanganjikasees, namentlich im minenreichen Katangagebiet, die Belgier darauf lauern, daß die deutsche Zentralbahn ihr Land erschließe. Da und dort werden Berechnungen aufgemacht, die zeigen, daß der Weg nach dem Osten des Kongostaats über die deutsche Zentralbahn um soundso viele Kilometer und soundso viele Reisetage kürzer sei. Und darauf wird die Behauptung gegründet, daß der Verkehr aus jenen Gebieten naturnotwendig unserer Zentralbahn zufließen müsse. Auf diesem kindlich geraden Weg lassen sich nun verkehrspolitische Fragen nicht lösen, namentlich wenn verschiedenartige nationalwirtschaftliche Interessen dabei mitspielen. Ja, wenn die Belgier wirklich auf uns warten würden und gewillt wären, die formell offene Tür des Kongostaates uns auch wirklich weit aufzumachen. Aber die denken nicht daran, sondern in Brüssel macht man sich, wie wir versichern können, über derartige Phantasien deutscher Reisender lustig. Dort, nicht in Katanga, liegt die Entscheidung für die kongolesische Verkehrs- und Wirtschaftspolitik. Im letzten Herbst hat der Schreiber dieses Gelegenheit gehabt, in der Tägl. Rundschau einige Dokumente zu veröffentlichen, die bewiesen, in welch raffinierter Weise am Kongo durch Geheimerlasse und für uns harmlos aussehende Sonderbestimmungen die „Reformen" des Kolonialministers Renkin paralysiert und umgangen werden. Die Tendenz der belgischen Politik geht, wie uns ein den belgischen Kolonialfinanzkreisen sehr nahestehender Herr versichert hat, nach wie vor dahin, am Kongo unter sich zu bleiben. Nach wie vor haben einige große Gesellschaften, voran die Kassaigesellschaft, an der der belgische Staat stark beteiligt ist, am Kongo den maßgebenden Einfluß, und den

Prozeß zwischen dem Staat und der Kassaigesellschaft hält dieser Gewährsmann einfach für ein Verschleierungsmanöver. Ausschlaggebend für die Verkehrspolitik der Belgier ist der Umstand, daß sowohl der Staat wie die Kassaigesellschaft erheblich an der Kongoschiffahrt interessiert sind und alles daransetzen werden, den gesamten Verkehr der Kongokolonie auf den Strom und seine Nebenflüsse zu konzentrieren. Es fällt den Belgiern nicht im Traume ein, z. B. das Gebiet der Katangaminen durch eine Eisenbahn mit dem Tanganjikasee zu verbinden und damit an unsere Zentralbahn anzuschließen. Im Gegenteil, das neulich vom Kolonialminister der belgischen Kammer empfohlene kongolesische Eisenbahnprogramm läßt denjenigen, der wirtschaftsgeographisches Verständnis hat, deutlich das obenerwähnte Bestreben erkennen. Eine direkte Verbindung der Minengebiete mit dem Tanganjikasee wird vorsichtig vermieden, und Eisenbahnen an den See werden nur insoweit gebaut, als sie notwendig sind, um das Stromsystem des Kongo als Verkehrsstraße mit der langen Küstenlinie des Sees in Zusammenhang zu bringen und damit an dem Verkehr der Tanganjikaländer teilnehmen zu lassen. Soweit in dem Programm Linien vorgesehen sind, welche die Grenze der Kongokolonie überschreiten, sind sie entweder nicht ernsthaft konkurrenzfähig mit den belgischen kombinierten Wegen nach der Küste, oder sie sollen vorläufig den guten Willen der Belgier markieren, aber in absehbarer Zeit nicht verwirklicht werden. Aber auch gesetzt den Fall, der belgische Staat wollte wirklich fremde Verkehrslinien an dem Außenhandel der Kongokolonie unparteiisch teilnehmen lassen, so steht die Konkurrenzfähigkeit unserer Zentralbahn mit dem Kongo-Schiffahrtswege immer noch sehr in Frage. Der östliche (deutsche) Weg nach der Küste wäre kaum kürzer als der Kongoweg, auch auf unserer Seite wären verschiedene Umladungen nötig; dazu käme der erheblich weitere Seeweg nach Europa mit den nicht geringen Suezkanalgebühren. Außerdem ist der Weg durch die Kongokolonie nach der Westküste, da vorwiegend Wasserweg, billiger und die Flußschiffahrt hinsichtlich der Tarifierung beweglicher, während der tarifpolitische Spielraum der Zentralbahn in Rücksicht auf ihre bedeutenden toten Strecken sehr begrenzt wäre. Die Berechnung der Konkurrenzfähigkeit nach der Kilometerzahl und den Reisetagen ist also ziemlich müßig, sie spielt höchstens für den wenig ins Gewicht fallenden Personenverkehr eine Rolle. Jedenfalls wäre denjenigen Reichstagsabgeordneten, die auf Grund solcher Berechnungen für die Beschleunigung der Zentralbahn ins Horn gestoßen haben, zu empfehlen, daß sie sich die Situation noch einmal nüchtern überlegen, ehe sie wieder falsche Hoffnungen erwecken. Man darf nicht alles, was irgendwo gedruckt steht, als bare Münze nehmen. Es wird also gut sein, wenn wir beim Weiterbau der Zentralbahn den Verkehr mit dem kongolesischen Teil des Tanganjikagebietes nicht allzu hoch in Rechnung stellen, sondern lieber darauf sinnen, wie der Wirkungsbereich der Zentralbahn im eigenen Lande ausgedehnt werden kann. Die Belgier sind ein Handelsvolk par excellence, das nicht darauf wartet, bis wir seine Kolonie erschließen, sondern seine

Geschäfte selbst machen will. Großafrikanische Ideen auf verkehrspolitischem Gebiet sind unserer Ansicht nach verfrüht. Zunächst gilt es für die Kolonialvölker, ihre eigenen Kolonien richtig zu erschließen. Ist dies geschehen und sind die Verkehrswege voll beschäftigt, so kommt der großafrikanische Verkehr von selbst. Item: Uns sollte die Erschließung und Besiedelung unserer Kolonie zunächst näher liegen als der imaginäre Kongoverkehr!

Die Spaltung im südwestafrikanischen Farmerbund, von der neulich eine Kabelmeldung kurz berichtete, ist für denjenigen, der den Gang der Dinge in Südwest auf Grund der drüben erscheinenden Zeitungen verfolgt hat, nicht überraschend gekommen. Die Mißhelligkeiten zwischen der Bundesleitung und einer Anzahl angesehener Mitglieder hatte allmählich Formen angenommen, daß eine Kraftprobe der beiden Parteien unvermeidlich war. Es liegt uns nun fern, daraus, daß die Partei des bisherigen Vorsitzenden Erdmann unterlegen ist, ohne weiteres zu folgern, daß auf seiner Seite allein die Schuld an dem offenen Krach liege. Erdmann gebührt zweifellos ein gut Teil des Verdienstes für die Organisation der südwestafrikanischen Farmer. Aber es gibt doch zu denken, daß auf dem Farmertag sich von den dreizehn Delegierten der einzelnen Farmervereine zehn von ihm abwandten und den Bund mit einem anderen Vorsitzenden neu konstituierten, während nur drei Vereine bei ihm blieben.

Die Leitung des Bundes durch Herrn Erdmann hatte einen stark diktatorischen Charakter, und da es unter den Mitgliedern auch noch andere Persönlichkeiten mit Erfahrung, Organisationstalent und — harten Köpfen gibt, so konnten Meinungsverschiedenheiten nicht ausbleiben. Doch das alles hätte sich ausgleichen lassen, wenn sich nicht mit der steigenden Entwicklung der Kolonie und der Organisation ihrer Berufsstände Keime von Konflikten zwischen der heimischen und kolonialen Wirtschaftspolitik gezeigt hätten. Das Rückgrat von Südwest bildet die Farmwirtschaft, die mächtigste wirtschaftliche Organisation der Kolonie ist der Farmerbund. Es lag durchaus nahe, wenn dieser bei den heimischen Organisationen der Landwirtschaft, namentlich dem Bund der Landwirte, Verständnis für seine Bedürfnisse voraussetzte und von ihnen Unterstützung auf politischem Gebiet erhoffte. Die Annäherung des Farmerbundes an den Bund der Landwirte schien also ein erstrebenswertes Ziel und wurde von dem Vorsitzenden des Farmerbundes, Erdmann, eifrig betrieben. Darin lag eine Gedankenlosigkeit, wie die südwestafrikanischen Farmer bald merken sollten. Im Bund der Landwirte hatte man für das wohl vorwiegend altruistische Gefühl, das die Südwestafrikaner zu ihnen trieb, wenig Sinn und fragte sich nüchtern, ob der heimischen Landwirtschaft aus der kolonialen nicht vielleicht eine Konkurrenz erwachsen könnte. Eines Tages — es war im Januar 1910 — wurde dieser Besorgnis im Organ des Bundes der Landwirte, der Deutschen Tageszeitung, unverblümt Ausdruck gegeben, als Dernburg von der Notwendigkeit des Fleischexports für die südwestafrikanischen Farmen gesprochen hatte. Von diesem Zeitpunkte an datiert die erste Opposition im Farmerbund gegen die

von der Bundesleitung unter Erdmann verfolgte Politik. Und als während der letzten Landwirtschaftswoche in Berlin im Februar dieses Jahres im Anschluß an einen Vortrag des Geheimrats Wohlsmann über koloniale Landwirtschaft der Vorsitzende des Bundes der Landwirte eine Resolution durchsetzte, in welcher den Kolonien zur Pflicht gemacht wurde, im wesentlichen nur solche Produkte zu liefern, welche die deutsche Landwirtschaft zu liefern nicht in der Lage sei, da gingen den Farmern in Südwest die Augen darüber auf, daß ihre Interessenvertretung beim Bund der Landwirte doch nicht ganz in den richtigen Händen ist. Daran kann auch die kräftige Fürsprache nichts ändern, welche der Bund der Landwirte der Kolonie in wichtigen Momenten hat zuteil werden lassen. Denn in dem Augenblick, wo die Kolonie daran geht, Fleisch auszuführen, hat sie mit der Gegnerschaft der heimischen Agrarier zu rechnen. Und die Kolonie muß Fleisch exportieren; sie würde ihre wichtigste Lebensader unterbinden, wenn sie darauf verzichten wollte.

Die Mehrheit des Farmerbundes hat übrigens ganze Arbeit gemacht und den alten Freund der Südwestafrikaner, Dr. Rudolf Rohrbach, dem die Kolonie so unendlich viel verdankt, erneut zu ihrem Vertrauensmann gewählt. Die Bundesleitung hatte ihn jüngst schnöde preisgegeben, weil er dem Bund der Landwirte als Freund Naumanns verdächtig war. Nun ist es durchaus verständlich, wenn man auf konservativer Seite zu verhindern sucht, daß eine linksstehende Persönlichkeit irgendwelchen politischen Einfluß gewinnt, aber den Südwestafrikanern kann das doch ganz gleichgültig sein. Für sie ist die Hauptsache, daß sie sachgemäß in der Heimat vertreten werden.

Wie die Dinge in Südwest sich nun entwickeln, läßt sich noch nicht übersehen, dazu müssen erst nähere Nachrichten abgewartet werden. So viel aber ist sicher, daß die Kolonie sich unmöglich den heimischen agrarischen Interessen unterordnen kann. Wir glauben auch kaum, daß der Bund der Landwirte auf einem so kurzsichtigen Standpunkt beharren wird. Man könnte ebensogut Hamburg verbieten, Schiffahrt zu treiben, wie Südwest, Vieh zu züchten. Es gibt eben Erscheinungen im Wirtschaftsleben der Nationen, mit denen sich das einzelne Glied des Wirtschaftskörpers abfinden muß, und das ist z. B. der teilweise Wettbewerb der Kolonien mit dem Mutterland im Wirtschaftsleben eines Kolonialstaates.

Rudolf Wagner

Bank und Geld

Die Auflösung der Standard Oil Company und die New-Yorker Börse — Amerikanische Trusts und ihre Mißbräuche — Die Verhandlungen des Kalisyndikats mit den Amerikanern — Kaliwerk Aschersleben — Der Fiskus im Kohlensyndikat — Hildesheimer Bank

Gleichsam über Nacht hat die New-Yorker Börse, über deren traurige Verfassung hier jüngst berichtet werden mußte, ihre Elastizität wiedergefunden; mit den Kursen schnellten die Umsatzziffern an einem einzigen Tage wieder auf Millionenhöhe. Was war der Grund zu so freudiger Erregung? Für den

Außenstehenden erscheint es unbegreiflich: just die Verwirklichung der großen Sorge, unter deren Druck die Börsenleute seit Monaten gestanden haben! Der Spruch des Bundesobergerichts in den Trustprozessen ist gefallen, und er lautet zuungunsten der Standard Oil Company, des Rockefellerschen Riesentrustes. Die gewaltige Kapitalzusammenballung, welche diesen Namen trägt, ist als ein ungesetzliches Unternehmen der Auflösung verfallen und muß binnen sechs Monaten liquidieren. Das war es gerade, was die Börse fürchtete: das Bundesgericht könnte das erstinstanzliche Urteil beseitigen und der Regierung in ihrem Feldzug gegen die Trusts, dieser so populären Hinterlassenschaft Roosevelts, zu einem Siege verhelfen, vor dessen Folgen den wirtschaftlichen Machthabern bange werden müßte. Und als nun das Befürchtete eingetreten, feiert die Börse das Ereignis wie eine gewonnene Schlacht, nicht anders, als habe das Bundesgericht dem Geschäftsgebaren der Rockefeller und Konsorten sein Placet erteilt.

Und doch ist das Verhalten der Börse von ihrem Standpunkt aus weniger widersinnig, als es den Anschein hat; sie betrachtet den Erfolg der Regierung als einen Pyrrhussieg und bringt mit triumphierender Gewißheit die Überzeugung zum Ausdruck, daß mit solchen Waffen die proteusartige Geschicklichkeit der Kapitalmagnaten nicht zu besiegen ist. Sollte man ihr in dieser Auffassung unrecht geben? Ist doch die nämliche Standard Oil Company schon einmal im Jahre 1892 durch Richterspruch der Auflösung verfallen gewesen! Sie trat in aller Ruhe in Liquidation und wußte die Durchführung derselben so lange zu verzögern, bis ein vielbesprochenes Gesetz des Staates New Jersey ihr wie allen anderen Kontrollgesellschaften einen neuen Unterschlupf bot. Denn dieser Bundesstaat gestattete 1899 die Errichtung von Gesellschaften, die nur den Zweck haben, die Effekten anderer im Besitz zu haben, wofern sie nur ein Bureau in New Jersey unterhalten. Die Folge war, daß zahllose Gesellschaften dort sich registrieren ließen, ohne größere geschäftliche Aufwendungen als die Anschaffung eines Firmenschildes zu machen. Zu diesen gehörte also auch die Standard Oil, die jetzt zum zweiten Male von dem Schicksal der gewaltsamen Auflösung betroffen wird. Herr Rockefeller wird darüber nicht seinen Gleichmut verlieren. Die Durchführung des Urteils wird seiner Schöpfung das Lebenslicht nicht ausblasen. Denn ein Gebilde wie das der Standard Oil läßt sich überhaupt nicht durch einen Federzug in seine ursprünglichen Bestandteile auflösen. Die Verflechtung und organisatorische Zusammenfassung der Interessen von Hunderten von Gesellschaften zu einem kapitalkräftigen, mit absolutem Monopol der Produktion und des Vertriebes ausgestatteten Unternehmen besitzt eine solche Tragkraft, daß die Beseitigung der obersten Spitze dieser Organisation keinen Schaden tut. Das gilt ebensowohl von der Standard Oil, als von den anderen großen Trustgesellschaften, gegen die sich die Gegnerschaft der Regierung und man darf sagen der Allgemeinheit richtet: dem Tabak-, dem Mehl-, dem Fleischtrust, der Amalgamated Company und unzähligen anderen.

Man darf nicht vergessen, daß der Grundgedanke dieser kapitalistischen Zusammenfassungen an sich ein gesunder ist, nämlich der erleichterter Kapitalbeschaffung zum Zwecke möglichst großer technischer Vollendung und Wirtschaftlichkeit in der Produktion sowohl als im Vertriebe. Diese für die moderne Volkswirtschaft so außerordentlich charakteristischen Gebilde bedeuten zweifellos von diesem Gesichtspunkte aus einen wirtschaftlichen Fortschritt und stellen eine neue, höhere Stufe der Gütererzeugung dar. Sie sind auch keineswegs notwendigerweise mit den Mißbräuchen verbunden, welche den Namen der Trusts in einen so üblen Ruf gebracht haben. Bei den amerikanischen Trustgesellschaften treten freilich die schlechten Seiten: Mißbrauch der wirtschaftlichen Übermacht zum Schaden der Konkurrenz und der Verbraucher, politische Korruption, Überkapitalisation, Börsenspekulation derart in den Vordergrund, daß das Urteil über ihre Wirksamkeit vernichtend ausfallen muß. Dies gilt von keiner dieser Organisationen mehr als von der Standard Oil, die aus kleinen Anfängen sich zum kapitalgewaltigsten Unternehmen, freilich mit Hilfe der verwerflichsten Mittel, unter Hintansetzung aller kaufmännischen Moral, emporgeschwungen hat und heute nicht nur als unumschränkter Herrscher der Welt auf dem Petroleummarkt gebietet, sondern ebenso Eisenbahnen, Banken, industrielle und Versicherungsgesellschaften sich untertan gemacht hat und durch die Vielfältigkeit ihrer Interessen und ihre ungeheuren Geldmittel die Börse nach ihrem Willen zu leiten vermag. Die Standard Oil verfügt über ein eigenes Kapital von über 200 Millionen Dollar; die Interessen von mehr als hundertfünfzig Einzelgesellschaften sind in ihr zusammengefaßt. Ihre Entwicklungsgeschichte bietet ein trübes Bild; die rücksichtslose Vernichtung der Konkurrenten, unter Zuhilfenahme betrügerischer Mittel namentlich geheimer Vorzugsvereinbarungen mit den Eisenbahnen (Praktiken, die ihr seinerzeit die vielbesprochene, aber wieder aufgehobene Geldstrafe von 29 Millionen Dollar eintrugen), Übervorteilung des Publikums bei der Unterbringung von Wertpapieren, gewissenlose Beeinflussung der Börse durch Herbeiführung von Kurssteigerungen oder plötzlichen Zusammenbrüchen, stellen die hauptsächlichsten Züge in demselben dar. Der finanzielle Erfolg war aber glänzend: die Gesellschaft hat seit dem Jahre 1882 nicht weniger als 900 Millionen Dollar Reingewinn erzielt, und Rockefeller darf sich mit Recht als den reichsten Mann der Welt bezeichnen. Die amerikanische Regierung hat gewiß die Sympathien aller redlich Denkenden auf ihrer Seite, wenn sie versucht, so ungeheuerlichen Mißbräuchen zu steuern. Leider aber ist durch die politische Macht der Trusts ihr Vorgehen gehemmt. Hat doch selbst Roosevelt vor dieser kapitulieren müssen. Vor allem aber sind auch die gewählten Mittel falsch. Nicht das ist die Aufgabe, durch zwecklose Verbotsgesetze diese Organisationen zu beseitigen, sondern deren lebensfähigen Kern unter Entfernung der Auswüchse weiter zu entwickeln. Hierzu wäre aber eine grundlegende Änderung in der wirtschaftlichen Gesetzgebung der Vereinigten Staaten vonnöten. Ein gutes Aktiengesetz nach dem Muster des deutschen, eine Reform des Geldwesens

durch Schaffung einer zentralen Notenbank, strenge Vorschriften über die Geldanlage der Versicherungsgesellschaften, deren Bestände heute den Finanzmagnaten nur allzu bereitwillig zur Verfügung stehen, und letzten Endes eine Abkehr von dem extremen Schutzzollsystem, unter dessen Schutz allein sich die Monopolmacht der Trusts zu solcher Höhe entwickeln konnte.

Die Verhandlungen des Kalisyndikats mit den amerikanischen Verbrauchern, über welche wir jüngst berichtet haben, sind zu einem vorläufigen Abschluß gediehen. Man hat sich über die Preisfrage und die den Amerikanern zu gewährenden Rabatte geeinigt. Dabei ist bemerkenswert, daß die Amerikaner Preise zugestanden haben, die für sie ungünstiger sind als die, welche sie bei den früheren Verhandlungen in New York zurückgewiesen haben. Offenbar hat also das Kalisyndikat in den Rabatten, über deren Höhe Ziffern einstweilen nicht bekannt sind, erhebliche Opfer gebracht. Mit diesen Vereinbarungen ist nun aber keineswegs der Kalikonflikt beseitigt. Man wird sich erinnern, daß der Schwerpunkt in der Frage liegt, wie die langlaufenden Verträge der amerikanischen Abnehmer mit den Kaliwerken Sollstedt und Aschersleben zu behandeln und unter welchen Bedingungen sie vom Kalisyndikat zu übernehmen seien. Von diesen Verträgen ist nun einstweilen nicht die Rede gewesen. Die Absprachen betreffen Lieferungsbedingungen, welche ohne Rücksicht auf die bestehenden Vertragsverpflichtungen festgesetzt worden sind. An den Verhandlungen hat die International Agricultural Corporation, der sogenannte Schmidtmann-Trust, welcher das Kaliwerk Sollstedt besitzt, überhaupt nicht teilgenommen. Nun verlautet, die Amerikaner wollten die vielbesprochenen Verträge anfechten, obwohl sie in der Zwischenzeit, also nach Erlaß des Kaligesetzes, die Option auf die Lieferung für die Jahr 1911 bis 1916 ausgeübt haben. Die Kaliwerke Aschersleben wollen in gleicher Weise an den Richter behufs Durchführung ihrer Ansprüche appellieren. Einstweilen steht also eine Lösung der Schwierigkeiten noch in weiter Ferne. Der Jahresabschluß der Kaliwerke Aschersleben, der in diesen Tagen veröffentlicht worden ist, läßt deutlich die Größe dieser Schwierigkeiten erkennen. Denn es zeigt sich, daß durch die außersyndikatlichen Verkäufe das Werk erhebliche Vorteile erzielt hat. Der Ertrag des Kaligeschäftes hat sich um $^3/_4$ Millionen gesteigert, der Reingewinn ist gegen das Vorjahr derart gewachsen, daß die Gesellschaft imstande ist, nicht nur die Dividende um 1 Prozent zu erhöhen, sondern volle zwei Millionen für Neuanlagen zurückzustellen und den Vortrag um 200000 Mark zu erhöhen. Die Aktionäre können also an sich mit der Geschäftsführung der Verwaltung vom Standpunkt der Gewinnerzielung nur zufrieden sein, und man begreift, daß die Aufgabe so großer geschäftlicher Vorteile nur gegen Entschädigungen zugestanden werden kann, die für das Kalisyndikat große Opfer bedeuten würden. Offenbar ist die Verwaltung von Aschersleben hinsichtlich der Bradley-Verträge ihrer Sache sehr sicher, da sie die Dividendenerhöhung ohne Rücksicht auf die Frage vorschlägt, ob sie nicht schließlich die Über-

kontingentsabgabe doch noch wird zahlen müssen. Es ist indessen nach Lage der Sache durchaus unwahrscheinlich, daß als letzte Instanz die Gerichte in der Streitfrage entscheiden werden. Ohne Beseitigung der Verträge hätte die in so mühseligen Verhandlungen hergestellte Einigung des Kalisyndikats mit den Amerikanern kaum praktischen Wert. Wenn also das Interesse der Gesamtindustrie die Aufhebung der Verträge gebieterisch fordert, so muß sich ein Weg finden lassen, der den Ansprüchen beider Teile gerecht wird.

Die preußische Regierung hat dem Drängen der Syndikatsfreunde nachgegeben und im Abgeordnetenhaus erklärt, daß der Fiskus bereit ist, dem Anschluß an das Kohlensyndikat näherzutreten, sofern nur die Wahrung der allgemeinen Interessen dadurch nicht gefährdet werde. Dieser Vorbehalt ist eigentlich ein selbstverständlicher, und man wird ihn, da der Minister im übrigen die Verdienste des Syndikats um den Bergbau ausdrücklich anerkannt hat, kaum dahin auslegen dürfen, daß eine Änderung in der Preispolitik des Syndikates Voraussetzung des Anschlusses sein müsse. Diese Stellungnahme des Fiskus ist für die Verlängerung des Syndikats von ausschlaggebender Bedeutung. Wenn der Staat als Teilnehmer am Kohlensyndikat auftritt, muß auch die schwierige Frage der Behandlung der Hüttenzechen sich regeln lassen. Denn der Staat ist in einer ähnlichen Lage wie die letzteren: er ist in starkem Maß Selbstverbraucher und muß wie die Hüttenzechen es ablehnen, seinen Kohlenbedarf für die Eisenbahnen der Umlagepflicht zu unterstellen. Trotzdem daher der Gegensatz zwischen reinen Kohlenzechen und gemischten Betrieben in letzter Zeit an Schärfe gewonnen hat, wie aus den jüngst abgegebenen Erklärungen der Zeche Constantin einerseits und der Gewerkschaft Deutscher Kaiser anderseits hervorgeht, wird das Eintreten des Fiskus einen Ausgleich der widerstrebenden Interessen erleichtern. Die westfälische Kohlenindustrie darf aufatmen, eine schwere Sorge ist von ihr genommen. Man wird wohl bald hören, wie diese veränderte Situation die Haltung der Werke beeinflußt.

In Hildesheim haben die hier bereits früher erwähnten Zahlungsschwierigkeiten der Firma J. Pistorius nachträglich zu einem Ansturm auf die Kassen der Hildesheimer Bank geführt. Das gut fundierte Institut, welches dem Geschäftskreis der Deutschen Bank angehört, hat sich seiner ohne Schwierigkeiten erwehren können, nachdem Kardinal Kopp und die genannte Großbank die Rückendeckung übernommen hatten. Solche Vorkommnisse rücken die Gefahren auf das deutlichste vor Augen, die mit dem Betrieb des Depositengeschäftes verbunden sind. Gerüchte der unbegründetsten Art, durch irgendeinen Zufall enstanden und blitzschnell in das Ungeheure vergrößert, erzeugen in wenigen Stunden eine solche Panik in den Kreisen der Einleger, daß auch eine gut geleitete Bank dem entfesselten Ansturm ohne fremde Hilfe nicht die Spitze bieten kann. Steht ein solches Institut im Rahmen eines größeren Konzerns, so ist die Unterstützung freilich sofort zur Hand, und es gelingt, wie im vor-

liegenden Fall, die Gefahr zu bewältigen. Ist es aber auf sich allein angewiesen und muß die Hilfe anderer erst im kritischen Augenblicke erbitten, dann wird es ihm nur dann möglich sein, der schwierigen Situation Herr zu werden, wenn sein Kredit so hoch steht, daß ein Eingreifen Dritter ganz unbedenklich erscheint. Immer wieder muß daher die Frage erörtert werden, ob die Anlage der Depositengelder durch unsere Banken den Anforderungen hinsichtlich der Liquidität entspricht. Nicht ganz unberechtigte Zweifel hierüber hat die Wahrnehmung erweckt, daß mit dem Anwachsen der Depositeneinlagen die Ansprüche an die Reichsbank an den Quartalsterminen eine ständige und bedenkliche Steigerung erfahren haben, ein Beweis dafür, daß die Banken nur, um den laufenden Quartalsbedarf zu decken, im Übermaß auf den Diskontkredit der Reichsbank zurückgreifen müssen. Der Reichsbankpräsident hat sich hierüber sehr offen ausgesprochen: discite moniti! Spectator

Bücherliste

Schmid, Dr. Ferdinand: Finanzreform in Österreich. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung. M. 4.—.

Stange, Carl: Christentum und moderne Weltanschauung. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Kirsch, Alfred: Deutsche Kirchengeschichte für Schule und Haus. Leipzig, Ernst Wiegandt.

Ludwig Ganghofers Gesammelte Schriften. Dritte Serie. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 1.50.

Hellpach, Willy: Das Pathologische in der modernen Kunst. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbibliothek. M. 1.—.

Fleischmann, Dr. Max: Wörterbuch des Deutschen Staats- und Verwaltungsrechts. 9. Lieferung. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.—.

Weygandt, Prof. Dr. Wilhelm: Abnorme Charaktere in der dramatischen Literatur. Hamburg, Leopold Voß. M. 2.50.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 und 1/2 4—1/2 6 Uhr. — Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

441. **Prediger**, Westpr., bald (2450 M.).
442. **Pfarrer**, Sachsen, bald.
443. **Hilfsprediger**, (3000 M.), Rheinld.
444. **Pfarrer**, 1. 10., Oderbruch.
453. **Hauslehrer**, erf., f. 10j. Knab., Mecklenburg.
454. **Pfarrer**, bald, Westpr.
473. **Bürgermeister** (4800 M.), bald, Schlesien.
474. **Bürgermeister** (6400 M.), bald, Rhld.
475. **Bürgermeister** (4200 M.), 1. 7., Sachsen.

B. Für Damen.

394. **Erzieherin**, ev., jg., mus., gepr., 1. 6., Sachsen.
448. **Erzieherin** (mus.), 25—40 Jahr, f. 2 Mädchen, 15 u. 16 J., Rußland.
449. **Erzieherin**, 1. resp. 15. 8., Mecklbg.
450. **Erzieherin**, gepr., mus. (im Ausland gew.), 1. 8.
456. **Erzieherin**, 1. resp. 15. 8., f. 11jähr. Knaben, Mecklbg.
457. **Erzieherin** (Schweizerin bevorzugt), f. 14jähr. Mädch. (perf. Engl. u. Frz.), Pommern.
458. **Erzieherin**, 1. 7., f. 15jähr. Mädch. (mus., ev., erf.), Hannover.
459. **Erzieherin**, 1. 7., f. 2 Mädch. (Mus.), Pommern.
461. **Erzieherin**, ev., mus., gepr., 1. 8., Ostpr.
463. **Lehrerin**, erf., ev., 1. 8., Hannover.
469. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 7., Nm.
470. **Erzieherin**, erf. in Sprach., Schlesien.
471. **Erzieherin**, ev., gepr, 1. 7., Schlesien.
472. **Erzieherin**, erf., ält., f. 5 Kind., Rhld.

Stellengesuche.

Die ersten 3 Zeilen kosten 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Leutnant a. D. mit tadelloser Vergangenheit sucht Stellung als **Erzieher** bezw. **Leiter** einer Erziehungsanstalt. Entsprechende Vorbildung vorhanden. Offerten unter T. H. 639 an die Grenzboten, Berlin SW. 11.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Arbeiterschutzgesetzgebung

Von Regierungs- und Gewerberat Fritz Lesser-Köslin

Die Südwestliche Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller und der Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der Saarindustrie haben als Heft 13 der Südwestdeutschen Flugschriften einen wütenden Angriff auf die Zentralstelle für Volkswohlfahrt veröffentlicht. Das Flugblatt soll aus der Feder des Generalsekretärs der Vereine, Dr. Alexander Tille, der es auch neben den beiden Vorsitzenden unterzeichnet hat, stammen. Es wirft der Zentralstelle vor, daß sie ihre fast ausschließlich aus Beiträgen aus industriellen Kreisen stammenden Einnahmen zu einer die Lebensinteressen der deutschen Industrie schädigenden bodenkommunistischen und klassenmoralistischen Propaganda benutze, und daß sie förmliche Fachleute heranbilde, die aus dem Jammern über das Elend der Wirtschaftsunfähigen eine Berufsaufgabe und aus der Erhebung immer neuer Forderungen, welche durch keine Wirtschaftsleistung gedeckt sind, einen Sport mache, daß sie aus Klassensentimentalität sich über alles Wirtschaftliche hinwegsetze und ähnliches mehr.

Es würde zu weit führen, wollte ich prüfen, inwieweit diese Vorwürfe berechtigt sind, ich erwähne den Vorgang nur, weil er mir ein Zeichen der Zeit zu sein scheint. Wer als Erwachsener die Entwicklung unserer sozialen Gesetzgebung miterlebt hat, muß das Gefühl bekommen, daß sich in der öffentlichen Meinung eine Wendung vorbereitet. Als man vor noch nicht dreißig Jahren an die Aufgabe, unser Volk gegen die ihm von der industriellen Entwicklung drohenden Schäden zu schützen, heranging, hatte man als warnendes Beispiel England vor Augen. Deutsche Geschichtswerke aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts schildern bereits mit lebhaften Farben die Nachteile, die die Industrie neben dem bis dahin unbekannten Reichtum über jenes Land gebracht

hat, die Verödung des flachen Landes, das Massenelend in den Städten, kurz alles, was in den siebziger Jahren — allerdings in weit geringerem Maße — auch bei uns sich zu zeigen begann. Trotz einiger Warnungen vor dem „Sprung ins Dunkle“ war man daher im allgemeinen bereit, auf eine Gesetzgebung zum Schutze der wirtschaftlich Schwachen einzugehen. Im Jahre 1884 wurde mit dem Unfallversicherungsgesetz die Arbeiterversicherungsgesetzgebung eingeleitet, im Jahre 1891 begann die Weiterentwicklung der in der Gewerbeordnung bereits vorhandenen Keime zu einer Arbeiterschutzgesetzgebung. Als dann nach einigen Jahren die vorhergesagten üblen Folgen nicht hervortraten, vergaß man ganz, daß die Wirkungen so tief einschneidender Gesetze erst nach längerem Bestehen voll erkannt werden können, und es brach eine alles mit sich reißende sozialpolitische Begeisterung herein; die Warner verstummten fast ganz. Seit einigen Jahren ist das ganz allmählich anders geworden. Die Nächstbeteiligten — die Arbeitgeber — begannen zuerst leise, dann immer lauter über die von ihnen für die Arbeiterversicherung geforderten Geldopfer, über die Invaliditätsklebereien, die Krankenkassenbeiträge und besonders über die bei vielen Berufsgenossenschaften mit großer Schnelligkeit steigenden Unfalllasten zu klagen, sich gegen weitere Verschärfungen der Schutzgesetzgebung, Verkürzung der Arbeitszeiten und ähnliches zu wehren. Im ganzen ist man noch vorsichtig. Es vergeht zwar keine Tagung von Arbeitgeberverbänden ohne eine Resolution gegen die Sozialpolitik im ganzen oder gegen einzelne Maßnahmen, aber man hält sich doch noch sehr zurück, und im Reichstage glaubt jeder Redner, der etwas gegen einzelne sozialpolitische Maßregeln einzuwenden hat, vorher seine Arbeiterfreundlichkeit beteuern zu müssen. Aber der Ton wird doch allmählich lebhafter, und die eingangs erwähnte Kundgebung kann an Grobheit vielleicht, an Schärfe kaum noch überboten werden.

Es scheint hiernach an der Zeit zu sein, zu fragen: Sind wir mit unserer Sozialpolitik noch auf dem rechten Wege?

Leider muß ich das Thema von vornherein stark einschränken. Die eine Hälfte des Gegenstandes, die Arbeiterversicherung, wird sich im Rahmen eines kurzen Aufsatzes kaum behandeln lassen; außer den eigentlichen versicherungstechnischen und Organisationsfragen ist noch so viel anderes — ich erinnere nur an die Frage der Erziehung der Versicherten zu pflichtgemäßem Handeln, an die Beeinflussung großer Berufsstände, wie der Ärzte — zu berücksichtigen, daß zu seiner Besprechung weder der Raum noch meine Sachkunde ausreicht. Außerdem ist die Gefahr, daß die Gesetzgebung über das Ziel hinausschieße, hier weniger dringend. Der Mensch pflegt zwar mit großer Seelenruhe zuzusehen, wenn andere Geld bezahlen müssen, hat aber volles Verständnis dafür, wenn diese sich dagegen wehren. Anders ist es mit dem Arbeiterschutze. Vor noch nicht langer Zeit war jeder Arbeitgeber, der sich das Recht, über die von ihm bezahlten Arbeitskräfte frei zu verfügen, nicht noch weiter schmälern lassen wollte, ein Ausbeuter, jeder, der ihm zu Hilfe kam, ein Scharfmacher. Von den

Schwierigkeiten, die mancher Arbeitgeber hat, um seinen Betrieb den Arbeiterschutzbestimmungen anzupassen, von der angestrengten Aufmerksamkeit, die erforderlich ist, um Verstöße gegen die Vorschriften zu verhindern, einer Aufmerksamkeit, die oft einen erheblichen Teil der Arbeitskraft des Betriebsleitenden aufzehrt, von den Kosten, die nicht selten durch die Erschwerung der Dispositionen entstehen, hat der Fernstehende keine Ahnung. Die finanzielle Bedeutung der Verbote, bei gewissen Arbeiten jugendliche und weibliche Arbeiter zu beschäftigen, der Abkürzung der Arbeitszeiten, die den Betrieben zugunsten der Arbeiter auferlegt wird, ist meistens sehr schwer festzustellen. Zugunsten der Arbeiter? Ja, so wird es von den Gesetzgebern aufgefaßt. Seltsam, daß die Arbeiter selbst so oft nichts von den Wohltaten wissen wollen! Die Empörung von einigen zwanzig Arbeiterinnen, die ich vor etwa zwölf Jahren abends um 9 Uhr aus ihrer Fabrik herausbrachte, wird mir unvergeßlich bleiben. Denn es geschah in einer Stadt, in der die gesamte Arbeiterschaft zur Sozialdemokratie strengster Observanz schwur. Später sind mir Klagen aus Arbeiterkreisen über gesetzliche Bestimmungen, die der Arbeiterin ihre wirtschaftliche Lage erschweren, häufiger entgegengetreten. Nun, wegen einiger Härten braucht ein Gesetz noch nicht schlecht zu sein, und nichts liegt mir ferner, als den Segen, den unsere Arbeiterschutzgesetzgebung dem Volke gebracht hat, leugnen zu wollen; aber — ist es nicht Zeit, mit weiteren Verschärfungen des Gesetzes aufzuhören?

Vor etwa zwei Jahren hörte ich eine sehr hochstehende, in der Sozialpolitik führende Persönlichkeit sagen: Mit unserer Arbeiterschutzgesetzgebung ist es noch lange nicht zu Ende; die Sache geht noch immer weiter. Die Äußerung fiel in einem Kreise sozialpolitischer Fachmänner — etwas abseits von der Debatte. Es ergab sich keine Gelegenheit, etwas darauf zu erwidern, aber in mir regte sich der Widerspruch. Ich sagte mir: Germania hat gewisse Verletzungen, die gefährlich werden könnten, deshalb hat man ihr die Arbeiterschutzgebung als Verband ums Bein gelegt. Nun ist sie zwar eine große Dame, aber doch auch eine fleißige Arbeiterin, die die Hände nicht in den Schoß legen darf, die sich tummeln muß, um ihre zahlreiche Kinderschar zu versorgen. Jeder Verband aber ist bei der Arbeit hinderlich — deshalb ja nicht mehr, als nötig ist! Der Arbeiterschutz hat eine natürliche Grenze. Die ist erreicht, wenn die Schäden, gegen die er sich richtet, soweit es überhaupt möglich ist, beseitigt oder eingedämmt sind — und sie darf nicht überschritten werden, wenn nicht neue Schäden entstehen sollen.

Es scheint, als ständen wir an dieser Grenze. Blicken wir zurück: Vor mehr als zwanzig Jahren hörten wir aus Allerhöchstem Munde, daß ein Reich, das auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes allein vorgehen wollte, ohne daß seine Konkurrenten dasselbe täten, seine Wettbewerbfähigkeit auf dem Weltmarkte gefährden würde. Darauf wurde eine internationale Konferenz nach Berlin berufen, die über die Anfänge von Vorberatungen nicht hinauskam. Deutschland ging allein vor. Das war weder falsch noch widersprach es der kaiserlichen Kundgebung. Nach-

dem sich gezeigt hatte, daß die internationale Vereinbarung nur langsam vorwärts komme, mußte bewiesen werden, daß Deutschland bereit sei, Opfer zu bringen, und daß die Sache ginge. Das war auch so lange ungefährlich, als man sich darauf beschränkte, schädliche Auswüchse der industriellen Entwicklung zu beseitigen: Wenn man die Arbeitszeit weiblicher und jugendlicher Arbeiter von einem gesundheitsschädlichen Übermaß auf ein vernünftiges Maß vermindert, so wird man an Leistung nichts verlieren, weil die Leistungsfähigkeit dieser Arbeiter bald steigen wird; ja, einige Jahre später, wenn die in ihrer Jugend besser behandelten Arbeiter herangewachsen sind, und wiederum einige Jahre später, wenn die Kinder der besser geschonten Arbeiterinnen heranzuwachsen beginnen, kann sogar ein Vorteil für die Volkswirtschaft herausspringen. Das ist aber nur so lange der Fall, als das mit Rücksicht auf die körperliche Entwicklung der Jugendlichen und die Gesundheit erwachsener Arbeiter zulässige Höchstmaß an Arbeitszeit nicht unterschritten wird. Eine weitergehende Herabminderung der Arbeitszeit kann für das Familienleben, für die geistige und sittliche Entwicklung des Volkes ein Vorteil sein; mit dieser Herabminderung aber überschreiten wir die Scheide, von der an die Wasser nicht mehr in den Strom des Nationalvermögens, sondern in das Tal der Volkswohlfahrt fließen. Da ist wohl die Frage berechtigt: Ist Germania so weit, daß sie es sich etwas bequemer machen kann? daß sie die Einwicklung nicht auf die erkrankten Glieder zu beschränken braucht, sondern die Binden auch da anwenden darf, wo sie lediglich das Behagen erhöhen? Mancher wird geneigt sein, diese Frage zu verneinen. Mancher wird auch sagen: Wenn sich die Arbeiter selbst eine kürzere Arbeitszeit erringen — gut. Dann ist die Gewähr gegeben, daß dieser Vorteil nicht mit schädlichen Lohneinbußen erkauft wird, und es spricht eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Gewerbe und damit die Volkswirtschaft die neue Belastung vertragen kann. Die gesetzlich erzwungenen Abkürzungen der Arbeitszeit sind dagegen gar nicht selten mit einer Mindereinnahme für die Arbeiter verbunden, weil der Industriezweig, in dem sie Beschäftigung gefunden haben, an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen ist.

Leider muß ich mir versagen, den Entwicklungsgang unserer Arbeiterschutzgesetzgebung oder auch nur ihren augenblicklichen Stand darzulegen. So viel Papier, wie dazu auch bei gedrängtester Darstellung nötig wäre, würde mir der Verleger, so viel Zeit und Geduld der Leser nicht zur Verfügung stellen. Darum sei nur so viel gesagt: das Gesetz greift sehr tief in die verschiedenartigsten Verhältnisse ein. Die Folge davon ist eine große Mannigfaltigkeit der Bestimmungen, die die Übersicht und die Durchführung erschwert. Man wollte zunächst nur die größeren, fabrikmäßigen Betriebe unter das Gesetz stellen, es gelang aber nicht, eine scharfe Abgrenzung dafür zu finden. Infolgedessen ergab sich ein Gebiet zweifelhaften Rechtes, auf dem der Kampf, ob die Betriebe als Fabriken unter die Schutzbestimmungen fallen oder als Werkstätten davon freibleiben sollten, hin und her tobte. Die Ausdehnung der Vorschriften auf nichtfabrikmäßige

Werkstätten mit Kraftmaschinen im Jahre 1900 brachte einige Ruhe, vermehrte aber die Mannigfaltigkeit der Vorschriften, weil bei dieser Gelegenheit eine große Zahl von Ausnahmen bewilligt werden mußte. Das Jahr 1906 brachte dann endlich die erste internationale Vereinbarung (die Berner Konvention), die aber nicht vollständig war — sie umfaßt nur die westeuropäischen Staaten und einen Teil ihrer Kolonien; Rußland und ganz Amerika, Asien und Australien haben ihren Beitritt nicht erklärt —, die nur auf die Arbeitszeit der Arbeiterinnen sich bezieht und für Betriebe mit mehr als zehn Arbeitern gilt. Die Vereinbarung machte eine Änderung des deutschen Gesetzes erforderlich, die am 1. Januar 1910 in Kraft trat und wesentliche Verschärfungen sowohl gegen die früheren, wie gegen die Bestimmungen der Berner Konvention brachte. — Aus den „mehr als zehn" wurden unter anderem „mindestens zehn Arbeiter". Deutschland ist also den übrigen Vertragstaaten wieder ein ganzes Stück voraus. Die beiden letzten Jahrzehnte sind mithin angefüllt mit Maßregeln, die teils Verschärfung der Vorschriften, teils ihre Ausdehnung auf immer mehr und immer unbedeutendere Betriebe bedeuteten.

Wohin soll die Reise nun weiter gehen? Wer die Debatten im Reichstage, in Parteiversammlungen, in Kongressen verfolgt hat, wer die Fachpresse vom Schlage der Sozialen Praxis, die Besprechungen der Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten in der Arbeiterpresse gelesen hat, kann über die Richtung nicht im Zweifel sein. Der Handwerks- und Gewerbekammertag in Stuttgart im September 1910 hat sich schon gegen die weitere Ausdehnung der sogenannten Fabrikgesetzgebung auf die kleineren Motorbetriebe wehren zu müssen geglaubt. Hier und da taucht schon der Vorschlag der Unterstellung der Hausindustrie und Heimarbeit unter die Gewerbeaufsicht auf. Was man sich darunter vorstellen soll, ist mir dunkel. Nebenher geht die Forderung einer intensiveren Revisionstätigkeit, die ebenso wie die anderen eine Vermehrung des Personals und schließlich aus finanziellen Gründen seine Ergänzung aus weniger anspruchsvollen Bevölkerungskreisen zur Folge haben muß. Damit wäre dann die Einstellung von Arbeitern in diesen Dienst ermöglicht. Es fehlt dann noch die Wahl dieser Beamten durch die Arbeiter. Wenn bis dahin der Fabrikparlamentarismus noch nicht weit genug gediehen sein sollte, so wird sich ein Übergang finden, etwa die Präsentation durch die Krankenkassen oder die Gewerbegerichtsbeisitzer. Damit wäre dann das Volkstribunat fertig, der erste Schritt zur Verwirklichung des Traumes jeder Demokratie, der bürgerlichen wie der sozialen, die Wählbarkeit der Staatsbeamten nach amerikanischem Muster, die jedem Schmock oder Thersites ein zusammenklappbares, jederzeit gebrauchsfertiges Zepterchen in die Tasche steckt. Die Verwirklichung dieser Bestrebungen steht noch in weitem Felde; aber will man es überhaupt erst zu einem Kampfe darum kommen lassen?

Von der Konkurrenz des Auslandes scheint unsere Industrie einstweilen noch nicht allzu viel zu fürchten zu haben. Ein bündiger Beweis läßt sich zwar

dafür nicht führen, weil wir nicht wissen können, wie wir dastehen würden, wenn die ganze Arbeiterschutzgesetzgebung unterblieben wäre. Der in der Geschichte geradezu einzig dastehende Aufschwung der ganzen Volkswirtschaft seit Erringung der nationalen Einigkeit spricht jedoch dafür, daß diese Gesetze nicht geschadet haben. Zwei Symptome geben aber doch zu denken: die Landflucht und die Sachsengängerei der Ausländer. Die Landflucht ist nicht aus der Arbeiterschutzgesetzgebung entstanden, aber sie wird gelegentlich dadurch verstärkt. Der Junge, der bei dem ländlichen Handwerker nicht unterkommt, weil dieser nicht darauf verzichten kann, seine Arbeiter zu jeder ihm zweckmäßig erscheinenden Zeit zu verwenden, sucht sich eine Lehrstelle in der Stadt. Das Mädchen, das von dem Meiereibesitzer nicht eingestellt wird, weil es nicht vor 6 Uhr früh arbeiten darf, geht in die Fabrik. In noch näherer Beziehung zur Arbeiterschutzgesetzgebung steht die Verwendung ausländischer Arbeiter. Es wird beklagt, daß Landwirtschaft und Industrie genötigt sind, Polen, Ruthenen und Italiener ins Land zu ziehen, und dabei hindern wir nicht nur unsere jungen Leute und Frauen, sondern mittelbar auch die mit ihnen zusammen in demselben Betriebe arbeitenden Männer an einer vollen Entfaltung ihrer Leistungsfähigkeit. Ja, noch mehr! Unsere Sozialfanatiker, die jede Stunde Arbeit, die sie anderen „ersparen", als eine Errungenschaft buchen, haben einen großen Teil unserer Arbeiter glücklich wieder zu der alten Barbarenansicht bekehrt, daß Arbeit schände. Nur die Form ist neu: Arbeit ist gesundheitsschädlich und menschenunwürdig. Lest die Arbeiterblätter; aus jeder Zeile spricht die Überzeugung: dadurch, daß wir körperlich arbeiten, bringen wir der Volksgemeinschaft ein solches Opfer, daß es mit Geld überhaupt nicht zu bezahlen ist. Ihnen sekundieren die Frauenrechtler, die in einem Atem von der Gleichwertigkeit und der besonderen Schutzbedürftigkeit der Frau reden, die Weichlinge, die selbst nicht vor 9 Uhr aus den Federn kommen und deshalb den Arbeiter bedauern, der um 6 Uhr in der Fabrik sein muß, die selbst jeden Luftzug fürchten und deshalb den Maurer bewundern, der in Wind und Wetter auf dem Gerüst steht. Ist es da ein Wunder, wenn die Arbeiter zu der Meinung kommen, daß sie eigentlich doch höllische Kerle wären, weil sie nicht auch von Löschpapier sind? Die Armee der landfremden Arbeiter könnte um Tausende vermindert werden, wenn unsere Arbeiter nicht zu ihrem eigenen Schaden durch solche Wahnvorstellungen gehindert würden, sich einen etwas größeren Anteil an der vorhandenen Arbeitsgelegenheit zu sichern.

Der alte Satz, daß Angebot und Nachfrage, wie für jede andere Ware, so auch für die Arbeitsleistung den Preis bestimmen, ist nur bedingt richtig, und der Zusatz, daß durch Zurückhalten des Angebots oder absichtliche Minderleistung der Preis gesteigert werden könne, ist oft geradezu falsch. Die von der Weltwirtschaft geforderte Arbeit wird irgendwo und irgendwie geleistet. Ist die einheimische Arbeiterschaft nicht imstande oder nicht willens, die auf ein Land entfallende Arbeit zu leisten, so werden entweder fremde Arbeiter eingeführt

oder die Arbeitsgelegenheit wandert ins Ausland. Für das erste bietet die Masseneinwanderung — hauptsächlich slawischer und italienischer Arbeiter in Deutschland, Frankreich und Amerika — ein Beispiel, das zweite sehen wir in mehrfacher Wiederkehr in England, am bezeichnendsten wohl im englischen Glasmachergewerbe, das von der trade-union der Arbeiter durch Beschränkung der Zahl der Lehrlinge und Verhinderung des Zuzugs völlig vernichtet ist, so daß diese Fabrikation nach Frankreich und Deutschland übergesiedelt ist, während in London und Edinburg Hunderttausende nach Arbeit und Brot die Hände ringen.

Solche Erwägungen sind auch unseren Arbeitern nicht mehr ganz fremd. Den Nutzen der Versicherungsgesetze haben sie begriffen; die Leute, die ihre Quittungskarten verlieren, sind selten geworden, und bei Unfall oder Krankheit wissen die Versicherten ihren Vorteil wohl wahrzunehmen. Die Arbeiterschutzgesetzgebung aber ist ihnen höchst gleichgültig, die ganze Sache zum Gähnen langweilig. Die unmittelbar Betroffenen aber fühlen nur die Nachteile. Soll etwa der hart um das Brot seiner Kinder ringende Vater vergnügt sein, wenn seine Frau, die verdienen helfen muß, am Sonnabend mit 1,50 Mark weniger nach Hause kommt, weil sie fünf Stunden weniger hat arbeiten dürfen? Oder der Bruder, der seine verwitwete Schwester unterstützen muß, weil sie aus der Fabrik heraus mußte und sich nun kümmerlich ihr Brot als Zeitungsausträgerin verdient, wobei sie sich unter steter Furcht, bestraft zu werden, von ihren Kindern helfen läßt? Es ist gar nicht so unmöglich, daß wir über kurz oder lang eine sozialprotestlerische Arbeiterschaft uns gegenüber haben, die erklärt: Der Freiheitsbeschränkungen sind wir nun satt. Wir sind manns genug, unsere Sache selbst in die Hand zu nehmen und unsere Arbeitsbedingungen so zu regeln, wie wir für richtig halten. Was dann? Dann wird die Woge weichherziger Gefühlspolitik ins Meer zurückfluten und möglicherweise manches mitnehmen, was wert wäre, erhalten zu werden.

Um Mißdeutungen zu begegnen, wiederhole ich: Nicht gegen die Arbeiterschutzgesetzgebung überhaupt richten sich meine Worte, auch nicht gegen das, was bisher zu ihrer Durchführung geschehen ist. Von einigen Verirrungen und kleinen Fehlern abgesehen, bin ich vollkommen einverstanden. Aber es muß einmal Halt gemacht werden, und dazu scheint mir der richtige Zeitpunkt gekommen zu sein. Irgendwie erhebliche Mißstände größeren Umfanges können nicht mehr vorkommen, nachdem die Arbeitszeiten der jugendlichen Arbeiter auf zehn, die der weiblichen in Betrieben mit mindestens zehn Arbeitern ebenfalls auf zehn, in kleineren Motorbetrieben auf elf Stunden täglich ermäßigt worden sind und die ganze Bevölkerung sich daran gewöhnt hat, daß auch in kleinen Betrieben ohne Motor und solchen, für die Ausnahmen bewilligt sind, die Beschäftigung nicht wesentlich länger dauert und daß in den anderen Betrieben die Männer auch nicht länger arbeiten. Das sind doch keine gesundheitsgefährlichen Arbeitszeiten mehr, wenn nur die Art der Arbeit der Leistungsfähigkeit des Individuums ent-

spricht. Dafür, daß das der Fall ist, läßt sich natürlich nicht allgemein sorgen; soweit es möglich ist, ist es durch Sondervorschriften für einzelne Gewerbe geschehen. Das Weitere können wir ruhig der Selbsthilfe der Arbeiterschaft überlassen; nur, wo die versagt, ist polizeilicher Zwang angebracht. Beliebt macht man sich nirgends damit, nicht einmal bei denen, denen man nützen will. Ne quid nimis!

Alte Beziehungen zwischen dem Indien des Ostens und Europa

Von Dr. Emil Carthaus-Wilmersdorf

onnig geradezu hat es mich angemutet, wenn ich auf meinen Wanderungen im Hochgebirge der malaiischen Inseln über der Zone der immergrünen Eichen, Kastanien, Podocarpeen und anderen stolzen Waldbäume, welche in einer Höhe von 1500 bis 2000 Meter einen hervorragenden Anteil an der Zusammensetzung des Urwaldes nehmen, an dessen Rande sowie auf Grasflächen und an Wegen blaue Veilchen und Glockenblumen, vielblättrige Maiblumen, Heidelbeerarten wie auch noch manche andere zierliche nordische Pflanzengestalt zwischen echt tropischen Gewächsformen hervorlugen sah. Wie Grüße aus der Heimat im fernen Nordlande erschienen sie mir. Von ähnlichen Empfindungen wurde ich befangen, wenn ich, als ich schon gründlicher mit Land und Leuten im indischen Inselmeere bekannt geworden war, oft ganz unvermutet in Religion, Sprache, Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen der Eilandsbewohner auf unverkennbare Spuren indogermanischen Kultureinflusses stieß. Auge und Geist müssen zuerst durch vielfache Umschau und emsiges Studium daran gewöhnt sein, diese im Laufe vieler Jahrhunderte zuweilen beinahe gänzlich verwischten Spuren uralten arischen Kultureinflusses wieder aufzufinden; denn das „Andre Zeiten andre Sitten" gilt ganz besonders für jene ausgedehnte Inselwelt, welche heute das niederländische Indien bildet. Mehr als tausend Jahre haben unsere arischen Urvettern, die hochintelligenten, fleißigen und energischen Hindus, einen weitgehenden Einfluß auf die Kultur des letzteren ausgeübt. Dann bahnte sich mit seinem grenzenlosen Fanatismus der Islam, repräsentiert durch die Araber, seinen Weg bis zu den entferntesten dieser malaiischen Inseln und tief bis in ihr Inneres hinein. Diesen semitischen Missionaren folgten, sich hier und da zu Herren der gottgesegneten Inselländer machend, sodann die Portugiesen, seltsames Christentum unter ihrer Gier nach Gold hervorkehrend, und nach ihnen

machten sich schlaue Holländer im Archipel breit, Gott Mammon allein huldigend und mehr durch das stets befolgte „divide et impera“, als durch Gewaltakte die Herrschaft über jenen an köstlichen und goldenen Naturgaben so reichen Winkel der Welt an sich bringend. Die eine wie die andere von diesen Nationen hat nun mehr oder weniger tiefe Spuren in dem Völkerleben der Malaienländer hinterlassen, umgekehrt aber hat auch nicht eine von ihnen, bei der namentlich in früherer Zeit sehr tiefstehenden Kulturstufe der letzteren, malaiische Sitten, Gewohnheiten, Einrichtungen oder Kulturerrungenschaften dabei übernommen. Abgesehen von wahrem oder auch erheucheltem religiösen Bekehrungseifer erschienen den Indiafahrern von einst bis jetzt die Eingeborenen auf jenen fernen Eilanden eigentlich nur mehr als Kuriosa und nebenbei auch zweibeinige Arbeitsmaschinen zum Gewinnen und Einsammeln von wertvollen Naturerzeugnissen, wie das ein holländischer Schriftsteller treffend gerade von seinen kolonisierenden Landsleuten dort im Oriente sagt. Nur die alten Hindus, die einzigen wirklichen Kolonisatoren im Archipel, machten hiervon eine glänzende Ausnahme. Aber auch sie haben ganz ohne Frage aus dem Vollen von all den wunderbaren Naturgaben geschöpft, von welchen der indische Archipel solange eine wahre Schatzkammer gewesen ist, von der Goldinsel Suwarna dvipa oder Sumatra im Westen an bis zu den Spezerei- oder Gewürzinseln, den Molukken, im Osten.

Wie früh einzelne Handelswaren ihren Weg direkt oder indirekt aus dem kontinentalen Indien nach unserem Erdteil gefunden haben, dürfte unter anderem schon der Umstand beweisen, daß in den Homerischen Gesängen, also etwa 1000 Jahre v. Chr., das zur Bronzedarstellung nötige Zinn mit einem dem Sanskritworte Kastira verwandten Namen, Kassiteros, belegt wird. Auch das Wort Elephas für Elfenbein, das in die altgriechische Sprache bereits sehr früh aufgenommen erscheint, könnte man in gleichem Sinne deuten; denn es dürfte sich aus dem arabischen eleph herleiten, nämlich aus el und dem Sanskritworte ibha, welches den domestizierten Elefanten bezeichnet.

Auch ein Haustier will ich hier nennen, das aus einer wilden Form hervorgegangen ist, die nur das kontinentale Indien und die malaiischen Inseln bewohnt haben und schon sehr frühzeitig nach Europa übergebracht sein muß. Es ist dieses unser von dem Gallus bankiwa abstammendes Haushuhn. Den alten Syriern galt der Haushahn als Symbol des Sonnengottes und in den Gesängen des Pindar (518 bis 446 v. Chr.) werden schon Hahnenkämpfe als Volksbelustigung erwähnt. Zu Cäsars Zeit wurde der Haushahn, freilich mehr als Schaustück und Kuriosum in Käfigen, bereits in Britannien und Germanien gehalten, und als Vogel des Tor ist er auch schon gewiß sehr lange in Deutschland bekannt.

Für verschiedene Handelsprodukte ist sichtlich das alte Ägypten der Vermittler zwischen Indien und Europa gewesen, doch ist es zuweilen sehr schwer, wenn nicht überhaupt unmöglich, zu sagen, ob dieses oder jenes uralte Kulturerzeugnis, wie z. B. die Cerealie des Reis (Oryza sativa), aus Indien nach

Ägypten gekommen oder ob das alte Wunderland der Pyramiden mit seiner vieltausendjährigen Kultur nicht schon sehr frühzeitig umgekehrt Kulturprodukte an Indien abgegeben hat. Überaus alt müssen die Handelsbeziehungen zwischen diesen beiden uralten Kulturländern schon sein; um dieses nur an einem Handelsobjekte zu zeigen, bezogen die Ägypter bereits 1700 Jahre v. Chr. indisches Sandelholz auf dem Wege durch das Rote Meer.

Verband also auf der einen Seite sehr früher Handelsverkehr das kontinentale Indien mit den Ländern Europas, so muß auf der anderen Seite auch schon ein sehr alter Güteraustausch zwischen Vorderindien und den malaiischen Inseln bis nach den Molukken hin bestanden haben, von dem uns urkundlich verbürgten Handel zwischen diesen Eilanden und dem Reiche der Mitte mit seiner Jahrtausende umspannenden Kultur gar nicht zu reden. Es ist gewiß sehr interessant, daß die Gewürznelke oder der Nelkenpfeffer den Eingeborenen des malaiischen Archipels bis nach Neu-Guinea hin nur auf Timor, den Uliasser-Inseln und einigen kleinen Inseln unter einem der Sprache der Eingeborenen wirklich eigenen Namen, nämlich „gomode" und „pulawa", bekannt geblieben ist, sonst aber überall unter einem chinesischen Namen oder einem solchen der zu dem Dravida-Sprachstamme gehörenden Sprache der Telingas*). Tjenkeh, Tjenkih ist nämlich der in Niederländisch-Indien am meisten gebrauchte Name für den Nelkenpfeffer, ein fraglos chinesisches Wort, das, wie schon Crawfurd angibt, so viel wie „wohlriechende Nägel" bedeutet (Tkeng-hia). Das zweite im Archipel für das so geschätzte Gewürz vielfach gebrauchte Wort ist Buah lawang, d. i. Lawang-Frucht, dem Telingaworte lawanga, d. i. wohlriechend, entlehnt. Man sieht es — erst durch die mit den malaiischen Inseln, resp. den Molukken, sehr früh Handel treibenden Chinesen und Telingaleute lernten die Eingeborenen den Nelkenpfeffer mehr schätzen, ein Gewürz, welches sie selbst auch heute noch als Zusatz zu ihren Speisen sozusagen verschmähen.

Die Telingaleute oder Orang Kéling müssen von der Malabarküste aus schon sehr frühzeitig Handel mit den Sundainseln betrieben haben und haben sie, wie uns unter anderem auch die vergleichende Linguistik zeigt, einen weitgehenden Einfluß auf die Kulturentwicklung von deren Bewohnern ausgeübt. Telingaleute müssen es, das verraten schon die verschiedenen Benennungen für den Reis bei dessen Kultur und Verwendung im malaiischen Haushalte, gewesen sein, welche die Völker des indischen Archipels zuerst mit dem Ackerbau, durch die Reiskultur, bekannt machten, wobei sich mit Hilfe der vergleichenden Sprachforschung deutlich genug erkennen läßt, daß diese Angehörigen des Dravida-

*) Die Völker des großen, heute noch nach vielen Millionen zählenden Dravidastammes auf der vorderindischen Halbinsel sind in ihrer Sprache und Kultur sichtlich stark durch in sehr früher Zeit von Nordwesten her eindringende Indogermanen, die alten Hindus, beeinflußt worden, namentlich die zu jenem Stamme gehörenden Tamilen und Telinga- oder, besser gesagt, Trilingaleute, im malaiischen Archipel von alters her bekannt unter dem Namen der Orang Kéling, also Leute, Menschen von Kéling, einem ausgedehnten Landstriche an der Ostküste und mehr im Innern der vorderindischen Halbinsel.

stammes selbst früher jene Kultur von unseren arischen Urvettern, den Hindus, übernommen haben. Bis auf unsere Tage reicht sogar der Handelsverkehr der Orang Këling mit den Orang Malaiu (Malaien) und durch ihn sind letztere so manchen herrlichen Kulturgeschenkes vom asiatischen Kontinente her teilhaftig geworden. Ich erwähne nur den Rohrzucker, den Indigo, den Pfeffer, sowie die köstlichen Früchte der Mangas und Djambus, welche alle den Malaien unter Telinga- resp. Sanskrit- und Hindunamen bekannt geworden und geblieben sind. Auch dravidische Tamilen haben zweifellos den Völkern der Malaienländer verschiedene Kulturgeschenke zugeführt, so z. B. das Pferd (malaiisch Kuda, tamilisch Kudirai; abgeleitet von kudi = springen).

Wenden wir uns nun wieder den Verbindungen zu, welche zwischen den Ländern Europas und dem kontinentalen Indien schon sehr früh bestanden haben müssen, so ist, soweit mir bekannt, Hecataeus von Milet (549 bis 486 v. Chr.) der erste Schriftsteller, der deutlich von Indien redet. Das Wissen des länderkundigen Herodot (geb. 484 v. Chr.) reicht in Beziehung auf Indien nicht weiter als bis zum Indusflusse und auch der Arzt Ctesias, welcher eine Zeitlang in Persien verbrachte (gegen 400 v. Chr.), weiß uns noch wenig über Indien zu berichten, wiewohl er schon von den indischen Affen und Papageien, Farbstoffen und anderen industriellen Produkten erzählt. Das Indien, welches östlich vom Indus gelegen ist, wurde den Nationen Europas eigentlich erst durch den kühnen Heereszug des großen Alexander, welcher, den genannten Fluß abfahrend, im Juli des Jahres 325 am Indischen Ozeane anlangte und dann den Rückzug durch Belutschistan, das alte Gedrosien, antrat, bekannt. Von dem, was Gefährten Alexanders über Indien zu erzählen wußten, haben dann namentlich Strabo, Plinius und Arrian geschöpft, und besonders auch war es, gegen Ende des dritten Jahrhunderts vor Christi, Megastenes, welcher als Gesandter an einem Fürstenhofe im Herzen von Bengalen Gelegenheit gehabt hatte, genaue Untersuchungen über Land und Volk von Indien anzustellen, der als Auctorität in indischen Dingen ausgenutzt wurde. Auf der anderen Seite aber drang der Ruf der Waffentaten des großen Sohnes des Westens, Alexander, vom kontinentalen Indien bis weit nach Siam und den malaiischen Inseln in der so vielfach ausgeschmückten Iskandersage. In nicht geringer Eitelkeit leiteten selbst malaiische Fürsten auf Sumatra, wo sich die Herkunft ihrer Familie in dem Dunkel der Vorzeit verlor, ihre Urahnen von ihm, dem in Sage und Lied so gefeierten Alexander, ab.

Es ist, als ob sich mit dem Zuge des großen Makedoniers die Handelsstraße zwischen Indien und den Ländern von Europa mehr geöffnet hätte, bis sie später der lange Zeit ganz Kleinasien und das nördliche Afrika beherrschende Islam wieder mehr und mehr veröden ließ, ja gänzlich abschloß*). Wie viele Erzeugnisse

*) So berichtet uns Strabo (17. 1), einige Jahrzehnte vor unserer Zeitrechnung: „In früherer Zeit wagten sich kaum zwanzig Schiffe aus dem Arabischen Meerbusen (im Roten Meere) heraus, wogegen jetzt große Flotten nach Indien und bis ans äußerste Ende von

des fernen Ostens oder Südostens, in dem das Land „India" in der Meinung von Griechen, Römern und später auch in der von Germanen und Romanen als ein wahres Dorado erschien, tauchen nicht in den ersten Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt unter den Handelsartikeln auf europäischen Märkten auf! Ja, wollte ich frank und frei nach meinem Dafürhalten wegreden und wäre nicht „religiöses Lied, wie politisch Lied, ein häßlich Lied", dann würde ich auch zu zeigen versuchen, wie alte indische Brahmanenweisheit, buddhistische Anschauungen und Religionsgebräuche sich im Christentum, seinen Lehren und religiösen Zeremonien widerspiegeln. Ich will hier aber lieber einiges über diejenigen Erzeugnisse von Indien und aus dem südöstlich von ihm liegenden Inselmeere sagen, welche in dem besagten Zeitraume den Völkern Europas, vor allen den Römern und Griechen, mehr bekannt wurden.

In erster Linie waren es indische Spezereien oder Gewürze, jene gewiß schon sehr alten Stimulantia für opulent lebende Menschen bei ihren vielleicht allzu reichlichen Mahlzeiten, welche besonders in dem üppig lebenden Rom der Kaiserzeit ein sehr begehrter Handelsartikel wurden. So spricht Plinius (12. 7. 14) selbst seine Verwunderung darüber aus, daß sich der schwarze Pfeffer in Rom, wo das Pfund zu seiner Zeit bis fast 10 Mark kostete, so beliebt gemacht habe. Schon Theophrast (371 bis 286 v. Chr.) kennt sowohl den gewöhnlichen schwarzen Pfeffer (Piper nigrum L.) als den Paprika- oder spanischen Pfeffer (Capsicum annuum L.). Und auch in späterer Zeit blieb der Pfeffer ein sehr gesuchtes Gewürz. So forderte der Gotenkönig Alarich im Jahre 408 n. Chr. von der Stadt Rom als Schatzung 3000 Pfund Pfeffer.

Nun könnte man vielleicht geneigt sein, zu glauben, daß der schwarze Pfeffer, welcher auf die Märkte von Rom und Griechenland kam, schon von den malaiischen Inseln, auf denen, da er dort am üppigsten gedeiht, heute der meiste Pfeffer produziert wird, ausgeführt worden sei; weil indessen auf diesen Eilanden der Pfeffer nicht wildwachsend angetroffen wird, wohl aber in den Wäldern von Malabar, und außerdem eigentlich allein ein Sanskritwort (Maritja) im indischen Archipel als Benennung des Pfeffers dient, so ist man zu der Annahme gezwungen, daß es gerade die Hindus waren, welche auf der einen Seite Europa im Altertum und bis in das Mittelalter hinein mit Pfeffer versahen, auf der anderen Seite ihn aber zuerst in sein heutiges Hauptproduktionsgebiet einführten*).

Äthiopien segeln. Sie bringen die teuersten Waren nach Ägypten, von wo sie wieder nach anderen Ländern ausgeführt werden. In Alexandrien ist die Hauptniederlage für jene Waren, denn die Lage dieser Stadt ist für den Handel sehr günstig."

*) Mit Rücksicht auf die hier besprochene Annahme ist es gewiß interessant, daß die Völker des kontinentalen südlichen Indiens bis nach Siam hin und die des malaiischen Inselmeeres den Pfeffer mit einem Sanskritworte benennen, die Perser und Araber aber schon mit Namen wie Fulful (arabisch), Filfil (arabisch und persisch), welche den europäischen Benennungen des Pfeffers, wie piper, pepper, pipere usw., zugrunde liegen. Übrigens werden verschiedene Pfefferarten auch in Hindustan und Bengalen Pilpil und Pilpul genannt.

Ein anderes Gewürz, der Nelken- oder Nagelpfeffer (Caryophyllus aromaticus L.), ist aber zweifellos schon sehr früh durch Zwischenhandel von den Molukken, seinem einzigen früheren Wachstumsgebiete, nach dem alten Rom gekommen; denn mag auch vielleicht unter dem „garyophyllum" des Plinius dieses feine Gewürz nicht zu verstehen sein, so wissen wir doch z. B., daß der Kaiser Konstantin schon um das Jahr 315 n. Chr. herum Nelkenpfeffer an den Bischof Sylvester sandte. Cosmas (6. Jahrh.) erwähnt, daß der Nelkenpfeffer aus China und Ceylon stamme.

Auch noch verschiedene andere indische Gewürze kamen schon frühzeitig nach Griechenland und Rom, wie z. B. der Zimt (von Cinnamomum zeilanicum L.), welchen schon Herodot (3.111) und Aristoteles (Hist. an. 9.14.2.) erwähnen, sodann die Zimtcassie (von Cinnamomum aromaticum L.), bereits von Plinius (12. 19. 43) näher besprochen, ferner das von den ostindischen Inseln stammende Cardamom, welches bereits Dioscorides (etwa 70 n. Chr.) und Plinius bekannt war.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier Näheres von all den einzelnen Handelswaren anführen, in deren Form die Völker Europas mit „Indiens goldenstem Segen" schon früh bekannt wurden. Selbst wohlriechende Hölzer waren darunter: Adlerholz (Agallochon) und Sandelholz.

Nur über eines unserer schönsten Haustiere, das Alexander der Große in Indien kennen lernte, nämlich den Pfau, möchte ich hier noch einige Worte sagen. Der Stammvater desselben, Pavo cristatus, bewohnt Ostindien und Ceylon. Der Hauspfau, von dem schon die Schriftsteller des klassischen Altertums, von Aristoteles (geb. 384 v. Chr.) angefangen, so manches zu erzählen wissen, war zu Perikles' Zeit in Athen noch so selten, daß die Leute aus weiter Ferne kamen, um ein Pfauenpaar zu sehen, welches ein Bürger von Athen besaß. Zu Ciceros Zeit kam der Pfau zuerst auf die Tafel und mußte der farbenprächtige Vogel dann weitgehender römischer Üppigkeit dienen. Um das zu beleuchten, will ich nur an jene große Schüssel erinnern, welche der Kaiser Vitellius den „Schild der Minerva" nannte und die er bei einem seinem Bruder zu Ehren gegebenen Schmause herumreichen ließ. Sie war bedeckt mit untereinander gemischten Lebern vom Papageifisch (Scarus creticus), Gehirn von Fasanen und Pfauen, nebst Zungen von Flamingos mit Milch von Muränen.

Man kann es sich wohl denken, daß, solange die aus allen ihren Provinzen, dem größten Teile der damals in Europa bekannten Welt, mit Gold und Reichtümern überschwemmte Roma unbestritten als Herrin der ganzen terra cognita regierte und ihr zur Entfaltung von Komfort und Luxus keine Summe überhaupt zu hoch erschien, erstaunlich hohe Preise für indische Produkte den Handel Europas mit dem Süden von Asien selbst auf damals höchst gefahrvollen Wegen rege erhielten. Da aber brausten die gewaltigen Wogen der Völkerwanderung in Europa heran, und immer von neuem wieder sich heranwälzend, begruben sie das gewaltige Römerreich mit allen seinen Schätzen.

Kraftstrotzende Barbaren verschleuderten Roms Berge von Silber und Gold in alle Winkel der Welt hinein, und verschwunden waren die raffinierten Patrizier, die sich — koste es, was es wolle — nach Indiens Schätzen umsahen. Wie schon gesagt wurde, kam dann auch der im großen und ganzen kulturfeindliche Islam mit all seinem Fanatismus auf und brachte den Handel zwischen Europa und Indien eine Zeitlang so ziemlich zum Verschwinden. Indien sank für den Okzident wieder mehr zu einer terra incognita zurück, indessen, wie in der Stille christlicher europäischer Klöster ein guter Teil Griechen- und Römerweisheit, Wissen des klassischen Altertums überhaupt, in eine neuere, der Wissenschaft und den Musen mehr holde Zeit hinübergerettet wurde, so waren und blieben auch selbst unter den phantastisch und daneben allzu kraß realistisch angelegten Muselmännern doch geniale, wißbegierige Leute eifrig tätig, den Schleier mehr und mehr zu lüften, welcher über dem Dorado Indien lag, ja für Europa bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein und noch länger darüber liegen geblieben ist. Unter diesen verdienstvollen gelehrten Orientalen leuchtet einer besonders hervor, nämlich Alberuni, welcher um das Jahr 1030 sein Buch Indika, d. i. „Indisches", schrieb. Prof. Ed. Sachau*) sagt über dieses sehr treffend: „Indien und Arabien scheinen sich in dem Werke Alberunis zu berühren, die indisch-brahminische Gedankenwelt und die semitisch-muslimische einander zu durchdringen und auch die historischen Verhältnisse, welche die beiden Völker einander nahegebracht, die einem muslimischen Gelehrten die Veranlassung bieten konnten, unter ständigem Waffenlärm viele Jahre seines Lebens dem Studium Indiens zu widmen und die Ergebnisse desselben in extenso seinen Glaubensgenossen vorzulegen."

Überraschend, vor allem auch durch den liberalen Geist, welcher daraus atmet, ist, was Alberuni auf den ersten Seiten seiner Indika sagt, daß nämlich alle Berichte über die Religionen und Doktrinen der Indier (Hindus) unzuverlässig seien, mit Ausnahme von denen des Abû-al'abbâs Alêrânshahrî, von dem er dann mitteilt, daß er selbst an keine der bestehenden Religionen geglaubt habe, sondern nur an die, welche er sich selbst gebildet habe. Dieser Mann, sagt Alberuni weiter, habe einen sehr guten Bericht ebensowohl über die Glaubenslehren der Juden und Christen als über den Inhalt der Thora und Bibel gegeben. Ausgezeichnet sei derselbe auch über die Religion der Manichäer unterrichtet gewesen, indessen, wenn er auf die Lehren der Hindus und Buddhisten zu sprechen komme, dann treffe er häufig nicht den Nagel auf den Kopf.

Helle Geister haben also auch zu Alberunis Zeit, wo der Islam vom Zentrum des heutigen Afghanistan aus einen zweiten, entschieden erfolgreichen Anstoß auf die indische Welt gemacht hatte, tief im Innern des asiatischen Kontinentes, nicht beengt durch religiöse Einseitigkeit, hehre Wissenschaft hochgehalten und wenn auch wohl von ihrer Mitwelt größtenteils nur wenig gewürdigt,

*) Ed. Sachau: „Indo-arabische Studien", in den Verhandlungen der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1888 enthalten.

doch Großes geleistet. Mir ist der Inhalt von Alberunis Indika darum so hochinteressant, weil ich aus so mancher darin gemachten Mitteilung deutlich ersehe, wie weitgehend die Hindukultur so, wie sie schon vor ungefähr neunhundert Jahren war, durch kolonisierende Telingaleute, Tamilen oder Hindus selbst, nach den malaiischen Inseln übertragen, hier auf das Volksleben eingewirkt hat. Wenn man da aus Alberunis Angaben ersieht, wie sich so manche Züge in dem Glauben und Denken der alten Hindus, ihren Sitten und Gewohnheiten, den Malaien des Archipels, besonders auf Java und Sumatra, so tief eingeprägt haben, daß sie heute, nach Jahrhunderten und trotz des Eindringens des Islams, noch deutlich und oft unverändert als altindische zu erkennen sind, so spricht das meiner Ansicht nach gerade so deutlich für die Macht und Herrlichkeit, welche unsere arischen Urvettern dereinst im malaiischen Archipel besessen resp. zur Schau getragen haben, wie die selbst nach ihrem Verfalle so imponierenden Monumentalbauten, die man an nicht wenigen Stellen auf Java zu Gesichte bekommt. (Schier ein Jahrtausend ist über das Gemäuer verschiedener dieser Tempelbauten dahingezogen.) Beides zusammengenommen legt uns aber auch den Gedanken nahe, daß nicht nur eine sehr alte, sondern auch eine recht rege Verbindung zwischen den malaiischen Inseln bis nach den Gewürzinseln, den Molukken, hin und dem kontinentalen Indien und, durch dieses vermittelt, auch, wenngleich viel schwächer hervortretend, zwischen jenen und den damaligen Kulturländern Europas bestanden haben muß.

Immer wieder drängt sich mir der Gedanke auf, daß unter den Malaien namentlich die Javanen bezw. ihre Fürsten, in deren Adern ja so viel Hindublut floß und zum Teil heute noch fließt, dieses und jenes aus dem Kulturleben des europäischen Mittelalters durch Vermittlung von Indien bezw. Arabien übernommen haben, so z. B. im höfischen Leben die Turniere, wie sie ein holländischer Gesandter gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts am Hofe des Fürsten von Matâram in Mitteljava noch in großartigem Maßstabe abhalten sah. Haben doch selbst Münzen aus dem ehemaligen Deutschen Reiche schon vor mehr als einem halben Jahrtausend bis nach Java ihren Weg gefunden. Ich selbst sah eine solche im Osten der Insel in dem Städtchen Blitar bei dem dortigen Oberhäuptling (Regenten), der dieselbe natürlich nicht kannte und mir versicherte, daß sie unter einem sogenannten „Redjo", d. i. einem altindischen Götterbilde, das gewiß fünfhundert Jahre alt war, mehr als ein Meter tief in vulkanischem Tuffe in der Landschaft Lodoyo gefunden sei mit noch verschiedenen anderen ähnlichen zusammen *).

*) Es ist wirklich erstaunlich, wie viele verschiedene Münzen, aus allen möglichen Ländern herrührend, man gelegentlich in abgelegenen Teilen des indischen Archipels zu Gesichte bekommt. So zeigte mir ein Häuptling in Bondowoso (Residentschaft Besuki auf Java) ein Hunderte von Grammen wiegendes, halbkugelförmiges Gußstück von gediegenem Silber, denjenigen völlig gleich, welche mir vor einigen Jahren ein kühner deutscher Reiter, Oberleutnant Bode, nach seiner Durchquerung des asiatischen Kontinentes „on horse back", als im zentralasiatischen Gebirge gebräuchliches Geld zeigte.

Um darzutun, daß bereits in den frühesten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung christlicher Einfluß, wenn auch vielleicht nur schwach sich geltend machend, von dem ewigen Rom bis nach Indien gereicht hat, erinnere ich nur an die sogenannten Thomaschristen, welche durch ihre zahlreichen Kirchen längs der Küste im Süden des Dekkan die Portugiesen bei ihrer ersten Eroberung um das Jahr 1600 herum in Erstaunen setzten. Eigentlich hat sie bei einer starken Population (an 200000) erst im Jahre 1806 C. Buchanan im Gebiete von Travancore wieder entdeckt. Diese syrisch-persische Christengemeinde auf der Küste von Malabar leitet ihren Ursprung von dem Apostel Thomas ab, wenngleich wir die ersten bestimmten Spuren von ihr nicht früher als um die Mitte des sechsten Jahrhunderts bei Cosmas Indopleustes finden. Doch sagt schon Gregor von Nazianz in den letzten Zeiten des vierten Jahrhunderts (Orat. 25), daß Thomas in Indien das Evangelium verkündet habe. Hin und wieder werden auch wohl, schon vor der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, kühne europäische Reisende bis nach dem tiefsten Asien, selbst bis über Indien hinaus, durchgedrungen sein. Nur weil er in genuesischer Gefangenschaft dazu wohl mehr Muße fand als ihm lieb war, um seine Reiseabenteuer einem Genossen zu diktieren, ist uns Kunde geworden von dem vielleicht größten und kühnsten Weltreisenden aller Zeiten, dem Venetianer Marco Polo, welcher zwischen 1254 und 1324 lebte. Noch ein Jüngling, durchquerte er zu Pferde ganz Asien bis nach China hin. Im Jahre 1271 sehen wir ihn am Himalaya, dann 1275 zum Pamirplateau hinaufsteigen und hierauf in der Wüste Gobi. Später sehen wir ihn als politischen Agenten von Kublai Khan in Tibet und Südkambodscha. Dann führte ihn ein Auftrag seines kaiserlichen Herrn über Sumatra, Ceylon nach dem kontinentalen Indien und Persien. Erst im Jahre 1295 kehrte dieser seltsame Mann nach einer Abwesenheit von vierundzwanzig Jahren in sein Vaterland zurück.

Ich glaube diese meine Mitteilungen über alte Beziehungen zwischen dem Indien des Ostens und Europa nicht besser beschließen zu können, als wenn ich diese letzteren an der Hand der Geschichte eines Kulturerzeugnisses zeige, welches heute in der ganzen zivilisierten Welt ein geradezu unentbehrliches Genußmittel geworden ist, das im europäischen Mittelalter aber noch mehr als ein kostbarer Luxusartikel und nebenbei als Heilmittel galt und dessen erste Herstellung für den Markt wir im Westen des Indus in Curistan zu suchen haben. Es ist dieses wichtige Fabrikat der Rohrzucker, dessen Hauptproduktionsgebiet heute nicht mehr in dem kontinentalen Indien, sondern auf den malaiischen Inseln, auf Java, liegt, von wo aus von ihm über eine Million Tons jährlich auf den Weltmarkt kommen.

Die erste Sage von einer süßen indischen Rohrart scheint mit dem Zuge des großen Alexander aus dem fernen Osten nach Europa gekommen zu sein. Da ist es interessant, daß Theophrast (371 bis 286 n. Chr.), der Schüler des Aristoteles, in seiner Historia plantarum noch nicht von einer Zuckergrasart

in Indien spricht, wohl aber später in einem Fragmente, worin er sagt, daß sich auch eine dritte Art Honig im Rohre finde. Einige, zum Teil nicht ganz deutliche Stellen über Zuckerrohr finden sich auch bei Seneca (Epist. 84), Strabo (15. 1), Dioscorides (De mat. med. 2. 104), Plinius (12. 8. 17), bei Galenus (De simpl. med. 7. 9) und anderen Schriftstellern des Altertums. Sehr viel besagend sind nun die Benennungen, unter denen das Zuckerrohr und der Rohrzucker in den verschiedenen Teilen der alten Welt bekannt geworden sind:

Ikshu (Ikshura, auch Ikshava) ist nach Bopp der Hauptausdruck für Zuckerrohr*). Dieser Name für das Rohr selbst blieb nun sozusagen einheimisch; denn nicht nur die Sprachen des Okzidents, sondern auch die des fernsten Orients haben dafür eigene Worte gebildet (Tabu, tebu malaiisch und javanisch, tipsh siamesisch, und so auch andere an tabu anklingende Wörter bis zu den Philippinen und den Inseln des Stillen Ozeans hin, welche sämtlich soviel wie Rohr bedeuten, während der hochjavanische Ausdruck rosan soviel wie gegliedertes Rohr bezeichnet). Das Sanskritwort Sarkara resp. Sakkara aber ist, wie H. Ritter mit einem gewissen Rechte sagt, welthistorisch geworden, ist auf den ganzen Westen der Erde übergegangen**). Wohlbemerkt wird mit diesem Sanskritnamen nun aber nicht das Zuckerrohr, sondern das aus ihm hergestellte fertige Produkt des Zuckers, also die viel leichter zu transportierende dauerhafte und viel wertvollere Handelsware, bezeichnet. Von dem kontinentalen Indien nach Südosten hin haben sich nun ganz andere Benennungen für dieses süße Produkt verbreitet, welche dem gura oder gul des Sanskrit entlehnt sind. Dieses letztere selbst ist vielleicht wieder bengalischen Ursprungs und kam mit der Handelsware des Zuckers zu allen Völkern des indischen Inselmeeres, wobei es eine Verbiegung in gula erfuhr. Im Zusammenhange hiermit ist es gewiß bemerkenswert, daß wir die Heranziehung, die Kultivierung des Zuckerrohrs aus einer wilden Art des Gramineengeschlechtes Saccharum, das durch so riesenhafte Wuchergrasformen auch im malaiischen Archipel repräsentiert erscheint, gerade im Gebiete von Bengalen zu suchen haben. Roxburgh führt in seiner bekannten „Flora Indica“ elf wilde Saccharumarten an, und von diesen sind nicht weniger als zehn in

*) Nach H. Ritter, dessen Mitteilungen (in den Philologischen und historischen Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften 1839) ich hier größtenteils gefolgt bin, klingt dieses Sanskritwort ganz inselartig sozusagen in den Molukken, in der alten Hindukolonie auf Ternate in dem Worte Uga wieder, wofür dort auch Ak und Kushiar gebraucht wird. Es scheint mir das bezeichnend für die uralten Handelsverbindungen, welche zwischen den Gewürzinseln und Kontinentalindien bestanden haben. Uoh heißt der Zucker auch in der Sprache von Hindustan, Uk und Ik in der von Bengalen.

**) Sarkara (von sri = zerteilen) bezeichnet soviel wie Zerstückeltes, Brocken, Gries. Es klingt wieder in dem Sukkar der Araber, dem Shakar der Perser, Schachera der Armenier, Sheker der Türken, Ssachar der Russen, Cukier (spr. Zukier) der Polen, Cukorus der Litauer, Tsukur der Ungarn, Acucar der Spanier, dem Zucchero der Italiener, dem Sucre der Franzosen, dem Sugar der Briten, wie auch unserem deutschen „Zucker“. Selbst die früheren Namen Shiker bei Mongolen, Schakara bei Tibetanern beweisen, wie Ritter sagt, eine frühe Tradition dieses Produkts von Westen und Südwesten her.

Bengalen, wie es scheint, einheimisch*). Seit ältester Zeit ist dieser Teil von Indien auch schon als Gur, d. i. das „Zuckerland", bekannt, mit seiner alten Hauptstadt Gur im Süden von Radjamahal, deren Ruinen uns durch Buchanan Hamilton bekannt geworden sind. Auch sagt Marco Polo, daß (um das Jahr 1300 n. Chr.) Rohrzucker schon ein Hauptprodukt des Landes von Bengalen war.

Als ein zweites, sehr altes Zentrum der Rohrzuckerindustrie, dessen Entstehung sich gar wohl durch den lebhaften Handelsverkehr zwischen Bengalen und dem Persischen Meerbusen erklären läßt, ist nun merkwürdigerweise ein Landstrich westlich des Indus anzusehen, nämlich Curistan. Hier lag am Kuranflusse Ahwaz, die zweite blühende und reiche Zuckerstadt, das alte Susiana. Von dort aus begann, wenn nicht schon im achten, dann doch zu Ende des neunten Jahrhunderts, die Ausfuhr von Rohrzucker namentlich nach dem Norden und Nordwesten, von dort kam er als Sakkara, als Saccharum in den Handel. Meiner Ansicht nach liegt nun ein gewisser Hinweis auf die lebhaften Handelsbeziehungen zwischen dem persischen Golf bezw. Vorderindien und der schon früh unter der Hinduherrschaft auf hoher Kulturstufe stehenden Insel Java (die wohl damals einen großen Teil des Handels von und nach den Molukken, den Gewürzinseln, an sich gezogen hatte) darin, daß sich in der javanischen Sprache das Wort kara (zweifellos entstanden aus sakkara) eingebürgert und erhalten hat, wo doch sonst gula das allgemeine malaiische Wort für Zucker ist.

Kân-tsché heißt (nach dem Kuang-yu-ki-Manuskripte) das Zuckerrohr in Fokian und in Südchina. Diese Benennung, wahrscheinlich übernommen direkt aus der Heimat der Zuckerrohrkultur (charakterisiert durch die vielen gänzlich verschiedenen Namen für die dort eben heimische Kulturpflanze), ist nun, wie das sanskritische Sakkara auf den Westen, auf den Nordosten durch ganz China und Japan übertragen, wie H. Ritter sagt.

Darin dürfte dieser treffliche, gründliche Forscher aber doch wohl irren, wenn er es für Zufall hält, daß die vornehme, höfische Sprache der Javanen das Wort Kandis oder Gandis, Gendis für Rohrzucker hat. Ich möchte glauben, daß dieses Wort entweder von dem nach Bopp und Wilson ebenfalls echten Sanskritworte für Rohrzucker Khanda herrührt oder daß es chinesischen Ursprungs ist. Ist das erstere der Fall, dann ist das Wort unter vielen anderen mit bezeichnend für den weitgehenden Einfluß, welchen Sanskrit sprechende Brahmanen dereinst auf die Kultur von Java ausgeübt haben; ist die letzte Annahme aber die richtige, dann würde dadurch bestätigt, was bereits Rumphius, der „indische Plinius", sagt, daß schon zu seiner Zeit „chinesische Zuckersieder und zwar seit langem ihr Gewerbe auf Java betrieben".

*) Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man Saccharum spontaneum, welches sich in seiner Verbreitung mit der des S. officinarum, wenigstens nach Osten hin, deckt und welches, wie ich hörte, auf Java mit letztgenannter Art Hybriden geliefert hat, als die Stammform des Zuckerrohrs ansieht.

In der Geschichte der Zuckerrohrkultur und der ältesten Zuckerrohrindustrie spiegelt sich also bei aufmerksamer Betrachtung, namentlich auch vom Standpunkte der vergleichenden Linguistik aus, ein recht interessantes Stück uralter Kulturgeschichte des fernen Ostens wieder; man ersieht daraus zugleich aber auch, daß doch die Beziehungen dieses letzteren zu unserem alten Europa viel lebhafter waren als man bisher annahm, selbst zu der Zeit, wo der rücksichtslos jeden Kafir oder Ungläubigen von sich abstoßende Islam das nördliche Kafiristan von dem südlichen, Europa von Indien, möglichst fernhielt.

Hüben wie drüben wohnen Indogermanen, und ich möchte wissen, ob einmal eine Zeit kommen wird, wo in den südlichen Ariern mit ihrer großen Kulturvergangenheit das Gefühl uralter Stammverwandtschaft mit den nördlichen Indogermanen, Germanen, Romanen und Slawen wieder aufleben wird! Vielleicht zwingt einmal eine Zeit der schweren Not bei dem Umsichgreifen und Vordringen der mongolischen Rasse die Tausende von Jahren getrennten Indogermanen im Norden und Süden, sich ihrer schon aus grauer Vorzeit herleitenden Verwandtschaft wieder inne zu werden, um der arischen Rasse für immer unbestritten die Weltherrschaft zu sichern. Ob diese Zeit einst kommen wird? — Nach dem, was ich im fernen Osten gesehen uud beobachtet habe, mehr als ein Jahrzehnt in Berührung mit indolenten Malaien, immer regen, nimmer trägen, genügsamen, allen klimatischen Einflüssen trotzenden Chinesen, sowie den Epigonen altadeliger Hindus und ihren modernen, klugen, handelsgewandten Vettern, Orang Keling noch heute im malaiischen Archipel, wie wohl schon vor tausend Jahren, genannt, möchte ich glauben, jene Zeit wird kommen, mag auch inzwischen noch viel Wasser den heiligen Ganges hinunterfließen.

Das Rote Kreuz, seine Entstehung und völkerrechtliche Entwicklung

Von V. v. Strantz-Berlin

Das den humanitären Bestrebungen unserer Zeit in beredter Weise Betätigung gebende Rote Kreuz stellt den Zusammenschluß aller durch das Band der Menschlichkeit und der Nächstenliebe verbundenen Völker dar.

Angesichts der zunehmenden Furchtbarkeit des modernen Krieges und seiner Kampf- und Zerstörungsmittel bleibt jetzt keine Nation den Leiden der anderen gegenüber teilnahmlose Zuschauerin, und selbst die weiten Entfernungen von einem Weltteil zum anderen vermögen nicht der Hilfsbereitschaft

des freiwilligen Beistandes eine Fessel anzulegen. Überall ist man dank den gesitteten und milden Anschauungen der Gegenwart der Meinung, wie es nicht nur Kriegsbrauch, sondern auch Kriegsrecht ist, in dem verwundeten und kampfunfähigen Soldaten einen hilflosen Menschen zu erblicken, gleichviel welcher Nation derselbe angehört.

Bei der Betrachtung der großartigen Schöpfung auf dem Gebiet humanitärer Vereinstätigkeit, die das Rote Kreuz jetzt darstellt, gebührt es sich in erster Linie der beiden unlängst aus dem Leben geschiedenen Männer zu gedenken, die als die Begründer dieser heut die ganze zivilisierte Welt beherrschenden Einrichtung anzusehen sind. Es waren dies der im August 1910 dahingeschiedene Genfer Patrizier Gustav Moynier und sein im Oktober 1910 gestorbener Landsmann und Gesinnungsgenosse Henry Dunant. Beide begründeten im Jahre 1864 die Genfer Konvention, die als Hauptgrundsatz hinstellte, daß die Krieger von zwei einander bekämpfenden Heeren nach ihrer Verwundung nicht mehr Feinde, sondern nur noch kranke, hilflose Menschen sind, denen aus Gründen der Menschlichkeit Hilfe zuteil werden müsse.

Diesem Grundgedanken entsprachen die einzelnen Bestimmungen des gedachten völkerrechtlichen Vertrages von 1864, der aber durch die Wahrnehmungen und Erfahrungen, welche die großen Kriege von 1866 und 1870/71 an die Hand gaben, im Laufe der Zeit manchen Wandel erfuhren.

Wie schon bei den Beratungen im Jahre 1864, bot die Frage, wie weit die Humanität im neueren Kriege einen Anspruch auf Berücksichtigung hat, große Schwierigkeiten, denn die wahre Menschenfreundlichkeit liegt in der schnellen Beendigung des Krieges. Wenn aber anderseits der Krieg für notwendig und unvermeidlich anerkannt worden ist, so liegt darin, daß ihm derjenige Spielraum, diejenige Bewegungsfreiheit gelassen werden muß, die seine Natur, sein Wesen, sein Zweck erfordern. Diese Natur ist aber die der Gewaltsamkeit, die der äußersten Anstrengung und damit des unbeschränkten Waltenlassens und Waltenlassenmüssens der vollen Kraft des letzten Mittels. Es gilt im Kriege um die Existenz des Vaterlandes und aller höchsten Lebensgüter. Es liegt deshalb in der Natur des Krieges die rücksichtsloseste Kraftentfaltung und die Unmöglichkeit, ihm Fesseln anzulegen, die er unweigerlich sprengen würde. Diese Gewaltsamkeit und Fesselloſigkeit ist demnach notwendig und berechtigt wie der Krieg selbst. Denn sie ist der Krieg und ihr muß die Humanität weichen.

Diese Erwägungen führten zum weiteren Ausbau und zu zeitgemäßen Umgestaltungen, sowie zur Vervollständigung und Vervollkommnung der dem Roten Kreuz dienstbaren Hilfsmittel auf einer Reihe von Kongressen, die 1884 zu Genf, 1887 zu Karlsruhe, 1892 zu Rom, 1897 zu Wien, 1902 zu Petersburg, 1907 zu London stattfanden.

Diesen vom Geist werktätiger Menschenliebe und vom Streben nach gerechten völkerrechtlichen Abkommen erfüllten Versammlungen folgten die Reformvorschläge

hervorragender Mediziner, Staatsrechtslehrer und Humanisten. Ihnen boten die Kämpfe in Serbien 1895, in Griechenland, in China 1899, in Transvaal 1900, in der Mandschurei und in Südwestafrika 1904 bis 1906 reichlichen Stoff für die Vorschläge, mit denen sie in der Presse, in der Literatur, im Vereinswesen hervortraten und die öffentliche Meinung für bessere Hilfsleistungen auf dem Schlachtfelde und für die Versorgung und einheitliche Behandlung der Kriegsgefangenen zu interessieren suchten. Diese Anregungen fielen auf einen um so fruchtbareren Boden, als an den vorstehend genannten Kämpfen die Vertreter der verschiedensten Gesellschaften des Roten Kreuzes Anteil genommen und sich als Helfer in den Dienst der internationalen Hilfstätigkeit gestellt hatten.

Solche Bewegung zugunsten der Humanität gab dem Schweizer Bundesrat im Jahre 1906 Veranlassung, den Signatärstaaten der ursprünglichen, inzwischen aber veralteten Konvention eine Durchsicht und Verbesserung der nicht mehr lebensfähigen Bestimmungen aus früheren Zeiten vorzuschlagen und zu diesem Zweck Vertreter dieser Staaten zu einer Beratung nach Genf einzuladen, die im Juni 1906 stattfand. Aus den Beratungen der Teilnehmer ging dann ein vollständig neues Werk hervor, das den Bedürfnissen des Tages Rechnung trägt und die unklaren, lückenhaften und schwankenden Satzungen des alten Vertrages teils ganz beseitigt, teils ergänzt, vervollständigt und verdeutlicht.

Den Boden für die Beratungen gab eine Verständigung über die Frage, inwieweit der Humanität im Kriege ein Feld eingeräumt werden dürfe. Man einigte sich über diese Frage in der Anerkennung des Grundsatzes, daß von Ansprüchen der Humanität im Kriege nur so weit die Rede sein könne, als Natur und Zweck des Kampfes dies gestatten, d. h. jede Einrichtung für Menschenwohl muß sich der Kriegführung anschließen, jedes im Dienst der Humanität arbeitende Organ muß sich der Kriegführung unterordnen. Anderseits muß, soweit das Vorrecht des Krieges es gestattet, die Humanität zugelassen werden. Alle unnötigen Beschränkungen der Humanität, die von den Zwecken des Krieges nicht gefordert werden, fallen unbedingt fort, denn Recht wie Nutzen der Menschenfreundlichkeit sind so groß, so segensreich, daß sie zugelassen werden müssen, soweit es irgend angeht.

Ebenso wie über diese Sache herrschte auch darüber erfreulicherweise Übereinstimmung der Anschauungen, daß das rauhe Kriegsrecht diesseits der gezogenen Grenze noch Raum läßt für das Walten der Nächstenliebe. Als falsch, weil im Widerspruch zur Moral unseres Zeitalters stehend, wurde die Forderung angesehen, daß jede Berücksichtigung der Humanität mit den Zwecken des Krieges unvereinbar sei, und dabei hervorgehoben, wie es den Grundbegriffen des modernen Völkerrechts entspreche, daß auch die entschiedenste Anerkennung der Unbeschränktheit der Kriegszwecke ein völliges Zurücktreten der Humanität durchaus nicht erfordere.

Dem in diesem Geist gehaltenen neuen Abkommen entspricht der Vertrag des Jahres 1906, an dessen Spitze der Grundsatz gestellt ist, daß fortan der

Sieger für alle in seine Hände fallenden Kranken und Verwundeten ohne Unterschied der Nationalität zu sorgen hat. Dabei steht es beiden kämpfenden Heeren frei, nach einer Schlacht in Verhandlungen einzutreten über den Austausch der Verwundeten, die Heimsendung der transportfähigen oder geheilten Kranken, die die Gegner nicht als Kriegsgefangene zurückhalten wollen, und über die Abgabe kampfunfähiger Krieger an einen neutralen Staat zur besseren Versorgung derselben.

Der neue Vertrag legt ferner dem die Wahlstatt behauptenden Heere die Pflicht auf, Maßregeln zu treffen, um die Toten und Verwundeten des Kampfplatzes gegen Plünderung und Gewalttat zu schützen, und ferner vor der Bestattung oder Verbrennung der Toten deren sorgfältige Besichtigung anzuordnen, um zu verhüten, daß Bewußtlose oder Erstarrte lebendig begraben werden. Außerdem wurde festgesetzt, daß sich die Kriegführenden gegenseitig über die Aufnahme Kranker oder Verletzter in die Spitäler, sowie über die Todesfälle auf dem laufenden erhalten, damit ihren Angehörigen Nachricht gegeben werden kann. Alle diese Bestimmungen sind als ein Ausfluß der unserer Zeit entsprechenden Menschenwürde des Kriegerstandes aufgefaßt worden.

Von großer Bedeutung und demselben Sinne entsprechend ist der neue Paragraph, daß das Sanitätspersonal unter allen Umständen geschützt ist, während es früher nur so lange als neutral galt, als es seine Tätigkeit ausübte und als Leidende von ihm zu versorgen waren.

Eine ganz namhafte Verbesserung ist ferner die vom deutschen Roten Kreuz erwirkte Ausdehnung des Schutzes der Neutralität auf die Mitglieder der offiziell anerkannten freiwilligen Krankenpflege. Als Vorbedingung dabei gilt, daß sich die letztere in allen Teilen der Oberleitung des militärischen Sanitätsdienstes unterstellt. Über diese wichtige Bestimmung ist durch Artikel 10 des neuen Vertrages angeordnet worden:

Die Vertragsstaaten sind verpflichtet, sich gegenseitig die Namen der Vereine und Körperschaften mitzuteilen, die sie im Kriege zur Unterstützung des militärischen Sanitätsdienstes zu verwenden gedenken. Will eine anerkannte und legitimierte Gesellschaft eines neutralen Staates einem kriegführenden Heere mit ihrem Personal und ihrem Sanitätsmaterial Hilfe leisten, so muß sie vorher hierzu sowohl von ihrer eigenen Regierung als von dem betreffenden kriegführenden Staat offiziell ermächtigt werden.

Vergleicht man weiter die Abmachungen des Jahres 1906 mit denjenigen des Jahres 1864, so können ferner als Vervollkommnungen der Neuzeit nachstehende Punkte gelten:

1. Die Rückgabe des Privateigentums der gefallenen Offiziere und Soldaten,
2. die gegenseitige Achtung vor den Schutzwachen und Bedeckungsmannschaften der Sanitätsanstalten beider Parteien,
3. die Zulassung der freiwilligen Helfer seitens einer neutralen Macht,
4. die Belassung der Waffen, Pferde, Ausrüstung des zugehörigen Sanitätspersonals,

5. der Erlaß von Bestimmungen über die Behandlung der Lazarett-Eisenbahnzüge, die, wenn sie in feindliche Gewalt fallen, zwar vom Gegner zurückgehalten, aber dann zur Pflege der Verwundeten und Kranken der anderen Partei verwendet werden müssen, während das zugehörige Sanitätspersonal zurückgesandt wird,
6. die Anordnung von Strafgesetzen gegen mißbräuchliche Verwendung der Abzeichen des Roten Kreuzes.

Das in Genf 1906 vollendete Reformwerk hat dann ein Jahr später auf dem Friedenskongreß im Haag eine nochmalige Ergänzung dahin erfahren, daß das Los der kranken und verwundeten Gefangenen zum Gegenstand besonderer Fürsorge gemacht wurde. Es handelte sich dabei um die Benachrichtigung der Familien derselben von dem Zustand und der Verfassung, in welche diese geraten. Mit Hilfe von besonders eingerichteten Bureaus auf beiden Seiten der Kriegführenden soll künftighin eine Korrespondenz über die Identität und die Schicksale der Kriegsgefangenen geführt und ein Nachrichtenwesen eingeführt werden.

In Zukunft werden nunmehr die Gesellschaften vom Roten Kreuz durch Vermittlung des internationalen Komitees in Genf, als der Zentralstelle für die Vertretung der Interessen desselben, gegenseitig den Gefangenen ihren Schutz und ihre Hilfe angedeihen lassen; dasselbe gilt von dem Personal der freiwilligen Krankenpflege.

Auch an anderer Stelle hat der Haager Kongreß dazu beigetragen, dem großen Humanitätswerk von Genf weitere Ausdehnung und Ergänzung zu geben, indem er die Konvention von 1864 auf den Krieg zur See übertrug. Schon auf den früheren Versammlungen war dieser Gedanke wiederholt angeregt worden, ohne daß es zu einer endgültigen Regelung kam. Kraft der Haager Beschlüsse ist nunmehr ein völkerrechtliches Abkommen dahin zustande gekommen, daß schon im Frieden eine Anzahl von Schiffen in den Häfen und Plätzen der Seestaaten zum Hilfsdienst im Kriege bereit gehalten werden soll, daß ferner Spitalschiffe, die von neutralen, offiziell anerkannten Hilfsgesellschaften oder Vereinen vom Roten Kreuz ausgerüstet und zu Hilfszwecken abgeordnet sind, die Ermächtigung haben, Verwundete und Kranke an Bord zu nehmen, wenn der neutrale Staat seine Hilfeleistung den beiden kriegführenden Mächten vorher angezeigt hat.

Wie ihre Vorgängerinnen, so haben auch die Konventionen von 1906 zu Genf und von 1907 im Haag ihre Satzungen auf die Gebote werktätiger Menschenliebe gestützt und ein Werk geschaffen, das unserem Jahrhundert zur Ehre und der Menschheit zum Segen gereichen wird.

Bei dem Tode der beiden Männer, die das Werk begründet und an seinem Ausbau wie an seiner Vertiefung mitgearbeitet und es zu einer die ganze zivilisierte Welt umfassenden Einrichtung erhoben haben, liegt es nahe, derselben in Dankbarkeit und Pietät zu gedenken und ihr Gedächtnis als Förderer des Zusammenschlusses aller durch das Band der Nächstenliebe verbundenen Völker zu ehren.

Möge dieses Werk von neuem die Überzeugung bekräftigen, daß das dem Wohle der Menschheit dienende Rote Kreuz im weißen Felde das Wahrzeichen einer sittlichen Idee, das Banner einer moralischen Macht ist, welches da, wo es erscheint, die heilige Flamme der Menschenliebe entfacht und so gleichzeitig zu einem Träger und Verbreiter einer auf Veredlung der Menschen gerichteten Kultur wird.

Dies alles ist durch die Genfer Konvention als allgemeine, ein für allemal geltende Rechtsregel aufgerichtet worden, so daß seine Beachtung im Kriege nicht mehr von dem guten Willen der Kriegführenden abhängt und demnach nicht unbeachtet gelassen werden kann. Sie ist deshalb, namentlich mit den Verbesserungen und Ergänzungen, die sie in neuerer Zeit erfahren, ein völkerrechtliches Gesetz, durch das ein wichtiger Fortschritt des internationalen Völkerrechts und damit der Kultur überhaupt errungen worden ist, und bildet ein alle gesitteten Völker umschlingendes Band humanitärer Weltanschauung.

Legende vom Wacholderhügel

Von Bernhard Flemes-Hameln a. d. Weser

Die Kriegsfurie raste im Lande, lange Jahre schon. Aus Städten und Dörfern machte sie Fackeln, die ihre Greueltaten beleuchteten. Die Pest fraß an den Leibern, die Wüstheit an den Seelen der Menschen. Ihr aber war das Geheul der mißhandelten und entarteten Menschheit ein lieblicher Gesang. Und wo sie noch ein Wesen fand, das in den großen Notschrei der Welt nicht einstimmte, da zwickte sie es so lange, bis seine Schmerzschreie erschollen oder es sich wie ein Hund an ihre blutigen Sohlen heftete und mitraste.

Als der große Krieg begann, dachte der Bischof an sein Filialklösterlein, das oben auf der Hochebene lag, sechs Stunden durch dicken Wald und immer bergauf, bergab. Er schickte einen Boten hin: wer lieber in die schirmenden Arme des Mutterklosters zurückkehren möge, der sei willkommen, denn bis da oben hin reiche des Bischofs Hand nimmer, und keiner solle hernach klagen, daß er, der den Seinen immer ein gütiger Vater gewesen sei, sie nicht nach Kräften geschützt habe. Da brachen sie alle um Mitternacht auf. Vier Stunden wanderten sie, bis es vor ihnen über den weichen Moosboden schwappte und durch die düsteren Fichten von Helmen und Harnischen blitzte. Ein Reiterzug brach durch den Wald, voran ein großer, bärtiger Mann auf einem mächtigen schwarzen Roß. Der hatte ein nacktes Mägdelein vor sich auf dem Pferde. Ihr Blondhaar flammte über die Eisenrüstung des Reiters. Die frommen Brüder kannten sie wohl, denn sie war die Tochter von Klosterleuten. Zwei andere schleppten Frauen vor sich auf den

Gäulen. Die Weiber waren nur mit dem Hemde bekleidet, ihre Gesichter waren kalkig, und ihre Augen griffen mit schreckensstarren Krallen um sich.

Die Brüder drückten sich hinter die Fichtenstämme, und der Atem stand still in ihnen. Der Reiterzug blitzte vorüber, und nur ein fernes Rossewiehern, ein brutaler Lachton erinnerte an die Wirklichkeit des Geschauten. Doch als sie in die Nähe des Weilers kamen, der dem Kloster gehörte, da roch es brenzlig. Und bald sahen sie Flammen lodern.

„Schnell, schnell!" drängte der Prior.

Aber je weiter sie nach unten kamen, desto lebhafter ward der Wald. Und bald wurden sie durch streifende Landsknechte in zwei Haufen geteilt. Der eine hastete mit dem Prior ins Tal, dem Orte entgegen, wo des Bischofs Reiter warten wollten, um die frommen Brüder sicher ins Mutterkloster zu geleiten, der andere hingegen kauerte in einer Tannendickung und mußte da lange verharren. Als es endlich ruhiger wurde, meinte Rupert, der Klosterjäger: „Ich geh wieder hinauf. Da oben sind wir sicherer als zwischen dieser Viehcherbande." Er warf seine Armbrust über die Schulter, faßte seinen Jagdspieß fest und stieg, ohne sich umzuschauen, mit großen Schritten berghinan. Die anderen sahen sich beklommen an, nickten gedankenschwer und folgten ihm. Und als sie wieder oben waren, ging die Unruhe aus ihren Augen, und sie atmeten erleichtert auf.

Es waren ihrer sechs Brüder und der Pater Reinhold. Der war ein gelehrter Herr und hielt sich nach wie vor den größten Teil des Tages in der Bibliothek auf, trotzdem er ein junger und kräftiger Mann war. Gleichgültig taten die anderen ihre Arbeit. Unten aber qualmten und schrien die Länder. Es schien kein Aufhören zu sein, doch drang zu ihnen kein Laut des Krieges empor. Die Wälder waren zu dick, und der schmale Pfad, der zum Kloster führte, verwuchs bald. In der Nähe ragte eine Felsenkanzel. Hier standen die sieben mitunter des Abends und sahen, wie in den Tälern die Feuer glommen. Der Bischof ließ nichts von sich hören. Die Zurückgebliebenen wußten nicht, was aus den anderen geworden war. Als die Jahre vergingen, dachten sie weniger daran, wuchsen immer mehr aus ihren Klostergewohnheiten heraus und in Wald, Feld und Garten hinein. Rupert ging auf die Jagd, und die Ackerer Heino und Göde bestellten mit ihren Kühen die Äcker, die um das Kloster lagen und ein leidliches Brotkorn hergaben, das wohl für alle langte. Lüder sorgte für seinen Garten, und der blöde Severin und der lustige Rudi arbeiteten in Küche und Keller. Nach dem Abendessen saßen sie auf den Bänken im Garten. Das hätten nun die schönsten Stunden sein können, aber es waren die schlimmsten. Denn der Geist, den die Tagesarbeit frei gab, verlor sich in den Gedanken von der Zwecklosigkeit und Verlorenheit ihres Daseins. Die Erbauungen, die der Pater Reinhold hielt, waren Hilfeschreie aus geistiger Not und Einsamkeit. In den ersten Jahren ging es noch. Als aber des Harrens und Hoffens kein Ende ward, wurde es schlimmer und immer schlimmer. Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit schlichen ins Kloster und richteten sich wohnlich ein, und der Stumpfsinn baute an seinem Throne. Es war nicht abzusehen, wie das noch enden wolle.

Eines Abends, als der Mond silbern über die Fichtenwipfel kam, saßen sie im Garten, ihrer vier. Rupert und Göde paßten im Walde auf einen Hirsch. Reinhold war in der Bibliothek, die nach Westen lag, und starrte in den grün-

lichen Himmel, der einer schönen Abendglut gefolgt war. Rudi hatte seine Flöte gespielt. Aber es waren traurige Melodien, die lustigen wollten ihm nicht mehr von den Lippen. Traurig war das Flötenspiel, aber die Stille hinterdrein war noch trauriger, und Rudis tiefe Seufzer machten sie nicht anders.

„Ja, ja!“ meinte Heino, der ein Schweiger war.

„Wer hätte das vor fünf Jahren gedacht, daß wir heute so hier oben sitzen würden!“ sagte Lüder, der Gärtner.

„Morgen jährt es sich zum fünften Male,“ bemerkte Rudi. „War das eine Aufregung damals, als des Bischofs Botschaft kam! Der Pater Vinzenz vergaß, seine Locken zu salben, und der Prior wollte in der Aufregung die schwere Truhe mit dem Klosterschatz allein schleppen!“

„Hernach mußte jeder der Patres seine Taschen füllen. Reinhold hat die ganze Tasche voll Edelgestein wieder heim gebracht.“

„Hat er. Es liegt alles in der Truhe. Was sollen wir mit dem Zeug? Am liebsten möchte man auf und davon!“

„Wie weit denkst du denn zu kommen? Rupert hat vor wenigen Tagen eine längere Streife talwärts gemacht. In den Walddörfern und Weilern ist nichts Lebendiges. Aber auf der Straße ganz unten hat er Leute vorbeiziehen sehen, die haben bloße Leiber gehabt und sich mit Geißeln gepeinigt. Als aber des Weges zwei Planwagen gekommen, sind sie wie der Wind drüber her gewesen. In den Wagen war Wein. Rupert hat ihr Gejohl hernach im Walde gehört, als er bei den drei Fichten war, wo der Windbruch den Hang kahl gemacht hat. Und brenzeln tut's immer noch. Mir ist mitunter, ich röch's hier oben.“

„Freilich, unters Gesindel möcht' ich auch nicht gern geraten.“

„Ja, ja!“ sagte Heino, erhob sich und ging zu Bette.

Severin hatte mit offenem Munde zugehört. Als Heino sich erhob, trottete er hinterdrein. Lüder und Rudi saßen allein. Der Mond stieg höher, und der Giebelschatten der Ostwand lag scharf im hellen Garten. Fledermäuse flogen lautlos. Der Goldlack roch süß von den Beeten herüber. Im Forste schrien die Eulen.

„Ob der Bischof gar nicht an uns denkt?“ fragte Rudi. „Wer weiß, ob er noch lebt.“

Da hörte man Stimmen auf der gegenüberliegenden Berghalde. Die beiden lugten hinüber und sahen, wie sich im Mondenschein etwas bewegte.

„Rupert und Göde kommen,“ sagte Rudi, „laß sehen, was sie erbeutet haben.“

Vor der Gartenmauer traf er die beiden.

„Uff!“ sagte Göde und schmiß den Hirsch auf die Erde.

„Was prickt dich der Haber, daß du 'n allein tragen willst“, brummte Rupert.

„Ihrer zwei trag' ich!“ rühmte Göde, hob die breiten Schultern und lachte.

„Erzähle“, sagte Rudi, als sie im Garten saßen.

„Na, der Hirsch — da ist nicht viel zu erzählen. Sind ja so viele da, daß ihr nicht dagegen an fressen könnt — aber —“

„Ja —“, lachte Göde kurz und pfiffig.

„Aber —? Sonst noch was?“

„Wir haben was gehört im Busche“, begann Rupert bedächtig.

„Und gesehen!“ fiel Göde ein und hieb klatschend die Hand auf den Schenkel. „Ob es eine der weißen Frauen war?“

„Weiß war's — und von 'ner Frau war's auch was, aber es huschte in die Haselbüsche und weg war's."

„Was ihr wohl gesehen habt!" lachte Rudi spöttisch, aber ihm war nicht ganz geheuer.

Rupert zuckte nur mit den Schultern, und Göde lachte vielsagend. Da kam keiner mehr drauf zurück. Bald lagen alle schlafend, und Gödes Atemzüge rasselten wie eine große Holzsäge.

Im Bibliothekzimmer war Reinhold noch wach. Er hatte den Ölkrüsel nicht angezündet, sondern schritt im Dunkel auf und nieder. Die Dielen knackten leise.

„Das ist nun Leben, dieser trübe, verlorene Teich," murmelte er, nur hin und wieder einen Gedanken laut werden lassend. „Drunten zerfleischen sich die Völker. Alles edle Leben muß dabei vergehen. Gott! Gott! Und wir müssen untätig alles Menschliche untergehen sehen? Schon sitzen wir bis an die Schultern in dem üblen Teiche. Sollen wir geduldig warten, bis uns das Wasser zum Munde hereinläuft? Steh mir bei, du großer Gott, hilf, daß die quälenden Gedanken meiner nicht Herr werden!"

Er sank vor einem Kruzifix nieder und stöhnte laut. Kühl strich der Nachthauch herein, wie eine Fledermaus, die sich still an den Balken hängt. Draußen erhob sich plötzlich lautes Eulengeschrei. Er stand müde auf, trat ans Fenster und schaute gegen den Wald.

Da — seine Augen wurden scharf — was bewegte sich weiß vor dem dunklen Fichtensaume? War es ein Nebel? Es kam näher, vorsichtig schreitend, stand wie lauschend — schritt wieder weiter. War es ein menschliches Wesen? Wie es schien, ein Weib?

Da stand es still, strich seitwärts an der Gartenmauer entlang und verschwand hinter der Hausecke.

Reinhold griff an die Stirn, zu wissen, ob er wache oder träume. War das eine Erscheinung? Hatte sie Gott gesandt, oder gar der Böse? Er schlug ein Kreuz und lauschte atemlos. Nichts regte sich. Da faßte er sich ein Herz und ging durch den Kreuzgang und das Hauptportal ins Freie. Die Nacht lag still um Haus und Garten und atmete kaum. Am Walde schalt ein Reh. Reinhold ging — halb träumend — in seine Zelle.

* * *

Am anderen Morgen war Lüder in seinem Garten beschäftigt. Nur die Gemüsefelder waren in einiger Ordnung. Was an Blumen zu sehen war, wucherte wild und bunt durcheinander, wanderte in der Erde weiter und besamte sich selber. Lüder stach Spargel. Da flog aus dem Wildrosenbusch an der Mauer das Drosselpärchen, das dort nistete, mit erschreckten Zwitschertönen auf. Der Bruder Gärtner schaute auf. Da hörte er den hellen Klang einer Mädchenstimme, und was er nun auf der Mauer zu sehen bekam, ließ ihm seine Spargel aus der Hand poltern. Ein Mädchen hockte da, blondhaarig, blaß und verhärmt, mit Augen wie zwei winzige Maihimmel. Sie trug ein Gewand, das ehemals reich gewesen, nun aber zerschlissen und durch Brandflecken verunziert war. Ein paar sanfte, fragende Worte sprach sie in einer Sprache, die er nicht verstand. Eines aber wußte er gleich, nämlich, daß ihnen von diesem verängstigten Geschöpfe keine Gefahr drohte. So trat er näher herzu.

„Wer bist du, und was willst du von mir?“

Die Antwort blieb ihm unverständlich, und er zog verlegen die Schultern hoch. Da zeigte ihm die Fremde die Brandflecken in ihrem Gewande. Im Feuer war sie gewesen, sicher also aus einem Hause, das die Horden da unten angezündet hatten. Aber wie kam sie hierher? Hatte sie den Weg durch die Wälder im Zufall gefunden?

Indes er sie noch wie ein Wunder anstarrte, sprang die Fremde in den Garten herein. Lüder erschrak. Nie zuvor war ein weibliches Wesen innerhalb der Klostermauern gesehen worden. Und nun schritt sie unbekümmert auf ihn zu und wies fragend gegen das Haus. Er winkte der Fremden, ihm zu folgen und führte sie zum Pater Reinhold.

„Hochwürden — dies Weib ist eben zu mir in den Garten gesprungen.“

Er erzählte, daß sie eine fremde Sprache rede.

„Hinaus doch — hinweg mit ihr — sie darf nicht über unsere Schwelle!“ rief Pater Reinhold und wehrte mit beiden Händen ab.

Lüder wies nach der Tür. Aber da sah die Fremde beide mit einem unendlich traurigen Blick an, und eine helle Träne perlte über ihre Wangen und fiel in den Staub des Korridors. Da lag sie wie eine blinkende Perle, so daß Lüder die Hand recken und sie aufheben wollte. Doch er schämte sich und wurde verlegen. Die Fremde stand jetzt im Rahmen der offenen Tür.

„Oder — was meinst du, Lüder?“ fragte Reinhold unsicher.

„Hochwürden —“

Im selben Augenblick kam Rudi von den Wirtschaftsgebäuden eilig über den Hof.

„Zum Donnerwetter, Lüder, wo bleiben die —“ Spargel wollte er sagen. Aber sein fragender Mund blieb offenstehen, und mit lautem Krach zerschellte die irdene Schale, die er trug, auf den Steinfliesen. Lüder klärte ihn mit wenigen Worten auf. Rudi nahm die Sache von der praktischen Seite.

„Das gibt Hilfe für die Küche“, äußerte er leise zu den beiden.

„Die Ordensregel gebietet, daß kein Weib zu uns herein darf“, sagte Reinhold, und sein Ton ward wieder strenger.

Die Fremde merkte, daß über sie beraten wurde. Sie ging still aus dem Hause und ließ sich draußen auf einer Bank nieder. Rudi legte sich warm für sie ins Zeug. Der Pater wurde nachdenklich und meinte, man wolle warten, bis zu Mittag die anderen alle versammelt wären. Darauf ging er in seine Zelle und Lüder wieder in den Garten. Rudi aber winkte der Fremden, daß sie ihm nach der Küche folge, und bot ihr Milch und Brot. Als Severin mit dem Milcheimer aus dem Stalle kam und sie sah, kicherte er vergnügt und winkte ihr zu, als sei sie schon immer bei ihnen gewesen.

Indes nahte die Mittagsstunde. Die Brüder kamen nacheinander und setzten sich an den langen Holztisch, der unter der Kastanie gerade vor dem Küchenfenster stand. Rudi hatte der Fremden bedeutet, sie solle sich einstweilen still in der Küche halten, und versprach sich einen Hauptspaß von den Gesichtern der anderen. Da trat Pater Reinhold herzu und forderte alle auf, ihm ins Cönakel zu folgen. Sie machten erstaunte Gesichter und stolperten schwerfällig hinter ihm drein durch den Kreuzgang. Und dann saßen alle um den eichenen Tisch und äugten den Pater an, was nun kommen möchte.

„Ich fordere den Bruder Gärtner auf, zu berichten, was er weiß", begann Reinhold, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte.

Lüder erzählte.

„Und nun", fuhr Reinhold fort, „frage ich euch: Was beginnen wir mit ihr? Ich wollte sie fortweisen, aber ihre Hilflosigkeit dauerte mich. Hinwiederum verbietet die Regel unseres Ordens, daß wir sie bei uns behalten. Äußert euch nun darüber."

Sie rückten unruhig auf ihren Stühlen. Keiner mochte den Mund auftun. Da meinte Rudi harmlos: „Heino, so sag' doch mal was dazu."

„Ja, ja, ja!" sagte Heino und kraute sich hinter den Ohren. Es war ein schwieriger Fall, der es wohl rechtfertigte, den gewohnten beiden Jas noch ein drittes hinzuzufügen.

„Mußt mit deiner Rede Maß und Ziel halten!" lachte Rudi.

„Mich deucht, die Sache ist zu ernst, um seinen Spaß damit zu haben," mißbilligte Lüder. „Das arme Weib ist draußen und bangt sich. Im Kloster ist sie nun mal. Wer möchte sie zurückjagen ins Elend da unten? Außerdem könnte sie uns leicht verraten. Schon des Klosters wegen müßten wir sie bei uns behalten."

„Weibervolk!" knurrte Rupert grimmig.

„So tu' ich den Vorschlag, daß sie vor uns erscheine. Es muß doch jeder wissen, um welche Frau es sich handelt. Drin ist sie mal, wie Lüder schon sagte; was tut's, wenn sie auch noch ins Cönakel kommt!"

Sie waren außer Reinhold und Rupert der Meinung, daß sie kommen solle. Rudi erhob sich und kam bald mit ihr zurück. Und da stand sie nun, und der Blauglanz ihrer Augen leuchtete in das dämmerige Zimmer. Es wurde ganz still. Rupert sah vor sich nieder, und Reinhold musterte unruhig die Brüder. Die Fremde hatte ihr Alleinsein gut genützt, ihr Gewand gesäubert und das dicke rotblonde Geflecht ihrer Haare geordnet.

Wie schön sie ist! dachte der Pater und wehrte sich vergebens gegen diesen Gedanken.

Heino starrte sie wie eine Erscheinung an. Rupert fuhr sich durch den langen grauen Bart, der an ihm hing wie die Flechte an der Waldfichte, und wußte nicht, wohin er mit seinen Augen sollte. Göde aber schlug sich mit der flachen Hand auf die Oberschenkel, daß das Gewölbe erdröhnte und die Fremde erschreckt zusammenfuhr. Rudi sah alle nacheinander triumphierend an, besonders den Pater Reinhold, dem eine hohe Glut das sonst blasse Gesicht deckte.

„Also was dünket euch?" fragte er.

„Soll bleiben — was, Rupert?" dröhnte Göde.

„Wer dafür ist, daß sie bleibt, erhebe sich", sprach der Pater.

Als er sah, wie alle aufstanden, blieb er sitzen.

„So bleibe sie bei uns. Lüder, sorge, daß sie gut untergebracht werde!"

Damit stand er rasch auf und verließ das Cönakel, ließ sich auch am gemeinsamen Mittagsmahl der Brüder nicht sehen. Die Fremde aber nahm unbefangen daran teil, erhob sich jedoch bald und trat in die Küche, wo man sie mit Geschirr wirtschaften hörte.

Rupert atmete auf, als sie fort war, denn Rudi hatte sie neben ihn gesetzt. Göde und Heino waren froh, daß sie nun ihre langen Glieder wieder zu lassen wußten.

Sie machten ausgiebigen Gebrauch davon. Lüder und Heino gingen darauf in den Oberstock, um ein Zimmer für sie herzurichten.

* * *

Zwei Wochen war die Fremde da, und im Kloster war es ganz anders geworden.

Als Lüder sie in ihr Zimmer brachte, das er mit Heino gewissenhaft gesäubert hatte, war sie auf Zehenspitzen und die Kleider raffend hinter ihm drein gegangen, um den Staub der Korridore nicht aufzuwirbeln. Lüder kam zurück, kriegte Severin und Heino auf, und mit Besen und sehr viel Wasser begann eine gründliche Säuberung. Die Fremde wollte helfen, aber Lüder wehrte entschieden ab. Eines Morgens kam Rudi in seine Küche und machte große Augen, wie alles darin glänzte und blitzte. Fortan sorgte er, daß es immer so war. Im Garten erschien die Fremde und ordnete ein paar Blumenbeete. Da ging Lüder an die anderen Beete. In den Zimmern standen Blumen in Töpfen und Gläsern. Tische und Bänke wurden unter ihrer Anleitung anders gestellt. Die Fenster mußten ihre Spinnwebvorhänge missen und blänkerten im Morgen- und Abendlicht. Schäden an Mauern und Holz wurden ausgebessert. Lüder und die Fremde waren überall.

Sehr unbequem waren den Brüdern anfangs die gemeinsamen Mahlzeiten, von denen sich der Pater seit der Anwesenheit der Fremden fernhielt. Die alten Klosterbären, besonders Rupert, Göde, Heino und Severin, hatten wenig Manieren, und die wenigen taugten nicht gerade viel. Rupert lernte einsehen, daß man wohl allein im grünen Walde nach einem Vesper über den Daumen weg rülpsen dürfe, nicht aber bei Tische, wenn ein schönes, feines Weib zugegen war. Heino schnäuzte sich in Gegenwart der Fremden nicht mehr mit der Faust, und Göde gab seinem breiten Lachen einen milderen Ton, hieb sich auch nicht mehr mit der flachen Hand den Schenkel, weil die Fremde jedesmal erschreckt aufflog.

So wurde bald alles der Schönen, Feinen untertan, die mit jedem Tage schöner und strahlender wurde. Aus dem Zeugvorrat des Klosters vernähte sie braunen Kuttenstoff und weißes Linnen zu einem schönen, neuen Gewande. Als sie damit zum ersten Male erschien, sperrte Severin den Mund so weit auf, daß Rudi ihm zurief: „Severin, Severin, gleich werf' ich dir wieder einen Brummer ins Refektorium!" und der Blöde den Mund hörbar schloß. Aber die Fremde sah mißbilligend auf Rudi, und da schlugen ihm die Flammen in den Kopf.

Einer schien von dem allen nichts zu merken, das war der Pater Reinhold. Daß er sich in der Nacht aus der Zeugkammer eine neue Kutte und neue Sandalen geholt hatte, war natürlich nur geschehen, weil die alte Gewandung zerschlissen war. Auch war es selbstverständlich, daß er einsehen mußte, wie Spinnengewebe seine Bücher nicht sonderlich zierte und daß es ihnen nichts schade, wenn man sie, bevor man in ihnen las, aus dem Fenster ausstäube. So stand er eines Mittags in tiefen Gedanken, als sich die Tür öffnete und die Fremde, strahlend wie der Junitag, über die Schwelle trat. Sie leuchtete ihn mit ihren Augen an und machte eine Bewegung, die er richtig dahin deutete, daß er mit ihr zum Essen kommen solle. Reinhold war aus gutem ritterlichen Hause. Und in einer chevaleresken Anwandlung, in seiner plötzlichen Verwirrung und unter

dem Eindruck ihrer Schönheit wie unter einem Zwange stehend, bot er ihr den Arm und schritt verwirrt neben ihr an den Tisch. Da saßen alle schweigend und hatten erstaunte Augen. Sie warteten auf das Tischgebet, das der Pater zu sprechen pflegte. Aber dem saß das Herz in der Kehle. Da betete Lüder, um das Warten zu enden. Seitdem erschien der Pater Reinhold wieder regelmäßig bei Tische.

Als der erste Ansturm der Umwälzung verweht war und die Brüder sich in dem Neuen wohlzufühlen begannen, saßen Behagen und Freude unter ihnen, wenn sie sich nach der Abendmahlzeit im Garten zusammenfanden. Reinhold fehlte dabei. Aber das war auch früher so gewesen. Rudis Flöte klang in den stillen Abend hinaus, daß der alte Rupert leise den Takt trampelte und den Kopf dazu hin und her wiegte. Und Göde kam, alter Gewohnheit treu, in Versuchung, vor Vergnügen auf die Schenkel zu klatschen, besann sich aber rechtzeitig und stoppte den Niederdruck der mächtigen Pranke mit einem leisen, von unterdrücktem Lachen begleiteten Selbstdrohen. Und Severin sperrte den Mund auf, ohne fürchten zu müssen, daß ihm ein Brummer oder Käfer hineinflog. Der Blöde war der einzige, der sich in seinem Äußeren gleich blieb, nur in seinen Augen saß ein anbetender Glanz, wenn er die Fremde sah. Im übrigen hatte Rudi genügende Zielscheiben für seine Späße an der Art, wie Göde bei Tisch mit Messer und Gabel umging und wie Heino die Forellen aß, die er im Bache fing. Oder er neckte Rupert wegen der Ordnung seines mächtigen Haupthaares und Lüder mit seinen Blumentöpfen.

Seltsam war es, daß die Fremde nicht verstand, deutsche Wörter nachzusprechen. Oder wollte sie es nicht? Sie sprach fremde, klingende Laute, die Reinhold, der doch in den Sprachen Bescheid wußte, nicht kannte. Ebenso seltsam war es aber auch, daß die Brüder den Klang ihrer Sprachlaute bald zu deuten wußten. Nie gelang es ihnen jedoch, ein besonderes Wort aufzufangen und zu verdeutschen. Wenn die Brüder von ihr sprachen, gebrauchten sie den Namen, den Reinhold ihr gegeben hatte, der sie Aliena nannte. Auf diesen Namen hörte sie auch, wenn man sie rief, obschon es zweifelhaft erschien, daß sie seine Bedeutung kannte.

(Schluß folgt.)

Claude Tillier

Von Prof. Dr. Richard M. Meyer-Berlin

Zu den liebenswürdigsten Eigenheiten des deutschen Gelehrtentums gehört der Eifer, mit dem seine Vertreter sich gerade auch in fremde Individualitäten zu vertiefen lieben. Und es sind nicht nur die leuchtenden Heroengestalten eines Dante, Shakespeare, Molière, denen liebevolle Hingabe zuteil wird — gerade auch Männer von zweitem und drittem Rang finden warmherzige Interpreten, wenn sie unseren Großen nahetreten oder das Herz unserer Besten erobern

konnten. So hat Martin Schubart Entdeckungsreisen in die Heimat des Goethischen „Königsleutnants“, des Grafen Thoranc (vorher nannten wir ihn Thorane!) gemacht; so ist Max Cornicelius in jene stillen kleinen Städtchen gezogen, in denen der Schulmeister und Journalist Claude Tillier sein äußerlich so einfaches und innerlich so erregtes Leben zugebracht hat. Das stattliche Werk freilich, daß jetzt vor uns liegt („Claude Tillier“, von Max Cornicelius; Halle 1910, Verlag von Max Niemeyer), ist viel mehr geworden als nur eine Biographie dieses „Lehnklassikers“, der den in Frankreich vergessenen und in Deutschland so gern gelesenen Roman „Mon oncle Benjamin“ als einziges Erbe hinterließ: es ist ein Sittenbild aus dem Frankreich des Juste-Milieu und zugleich ein Ausschnitt aus der Literaturgeschichte des europäischen Journalismus in jenem Moment, da er sich von der Schriftstellerei löste, um eine eigene Weltmacht zu werden.

Claude Tillier ist 1801 in dem kleinen Städtchen Clamecy geboren; er hat als Soldat in Spanien gedient und lebte seit 1827 in seiner Geburtsstadt, wo er eine Schule leitete und seit 1840 in Flugschriften eine lebhafte agitatorische Tätigkeit entfaltete und von 1841 an eine kleine Zeitung redigierte, die ihn in Prozesse verwickelte. 1844 ist er gestorben. Er war verheiratet und hatte zwei Töchter; seine Kindheit war von Armut bedrückt und seine reifen Jahre von knappen Verhältnissen bedrängt. Außerhalb seines Departements wußte man kaum etwas von ihm; und nach seinem Tode wurde er auch in der engsten Heimat vergessen, bis gleichzeitig mit einem wackeren Gymnasialprofessor in Nevers, Gerin, Professor Cornicelius den Propheten in seinem Vaterlande wieder erweckte.

Denn bei uns hatte er ein ganz anderes Schicksal. Ludwig Pfau, eine echt schwäbische Poetennatur, streitlustiger und prozeßbereiter politischer Oppositionsmann wie Claude Tillier, hatte 1865 den Roman „Mon oncle Benjamin“ in die Hände bekommen, der 1843 erschienen war. Er hat ihn kongenial verdeutscht und eine nicht fehlerlose, aber von werbender Kraft erfüllte Vorrede beigesteuert. Das Buch ward ein Liebling anspruchsvollerer deutscher Leser. „Herman Grimm nannte Claude Tillier den größten französischen Humoristen“ — was freilich wohl doch Maître Rabelais bleiben wird. „Gottfried Keller fand in ihm ein volles Behagen, und Mommsen las ihn in der nur noch schwer zu erlangenden französischen Ausgabe der Werke, die er besaß.“ Ich möchte noch hinzufügen, daß auch Ludwig Bamberger, der feine Kenner französischer und deutscher Literatur, ihn besonders liebte. Und daß die demokratische Tendenz nicht allein seinen Reiz ausmachte — die freilich Pfau wohl zuerst für Tillier erobert hat —, beweisen eben diese Namen, der Herman Grimms vor allem.

Was ist „Mein Onkel Benjamin“? Die Blüte eines tapferen, aber engen Lebens voll aufrichtiger Liebe zu den Ärmsten und voll ebenso aufrichtigen Hasses für die wirklichen oder vermeintlichen Bedrücker, ein Roman, der aus dem Pamphlet erwachsen und zu einem kleinen Epos gediehen ist, das zweite und höhere Leben des Schulmeisters und Journalisten von Clamecy.

Claude Tillier gehört jener Generation an, deren Seele ganz erfüllt war von der ungeheueren Enttäuschung der Restaurationszeit. Wir kennen dies Elend; es hat die Talente des jungen Deutschlands schief wachsen lassen und einen Gutzkow oder Börne, einen Wolfgang Menzel und Heinrich Heine nicht zu so geraden, schlanken Charakteren werden lassen wie Uhland oder Kerner, Rückert oder noch

Immermann es werden durften. In Deutschland war die unendliche Misere des engherzigen Polizeistaats noch viel drückender; aber dafür hatte man auch die Verwöhnung langer Ruhmesjahre nicht, wie die Franzosen, erlebt. Wenn Ranke 1870 zu Thiers sagte, die Deutschen führten Krieg gegen den Geist Ludwigs des Vierzehnten, so hatten alle Regierungen Frankreichs nach 1815 gegen den Geist Napoleons zu kämpfen. Ob Demokraten oder Imperialisten, ob Kriegsfreunde oder Friedensverehrer — den Namen des großen Diktators riefen sie alle auf und konnten sie gegen die Kleinlichkeit der zelotischen Bourbons und der philiströsen Orleans mit gleichem Rechte anrufen. Ästheten wie Stendhal, Klassizisten wie Courier, Naturalisten wie Béranger, alle flüchteten sie in die Erinnerung an die mächtige Zeit, da Frankreich der Welt gebot und „jeder Tag ein Epos" war.

Dieser Hintergrund einer pathetischen Sehnsucht unterscheidet die politische Opposition Frankreichs von der Deutschlands. Wir hatten uns seit Jahrhunderten von politischer oder kultureller, ästhetischer oder wissenschaftlicher Weltmachtstellung so weit entfernt, daß die leidenschaftlichsten Hoffnungen der deutschen Patrioten bescheiden geworden waren. Wagte ein Uhland auch eine Zeit zu erhoffen, da sein freies Vaterland auf jedes Königs Tisch greifen durfte, oder ein Freiligrath oder ein Heinzen Zukunftsflotten aufzubauen — an eine Vormachtstellung des Vaterlandes dachte niemand. Die aber hatte Frankreich noch in lebendigster Erinnerung; es besaß doch einmal, was so köstlich ist. — Dieser unaufhörlich wiederholte Vergleich macht die Kritik so bitter. Jeder General nicht nur, jeder Minister, ja jeder Präfekt soll den napoleonischen Marschallsstab in der Tasche tragen. Eine ungeheuere Kampflust herrscht; aber sie richtet sich nun gegen die, die vermeintlich der Glorie Frankreichs im Wege stehen. So entsteht der rhetorische Glanz jener berühmten Parlamente, die nicht an Bedeutung, aber an Zahl großer Rednernamen es mit unserer Paulskirche aufnehmen können. Aber das mündliche Wort genügt nicht, ist auch manchem versagt; so erwächst neben der Rednertribüne in der Deputiertenkammer überall im Lande die des Pamphlets. Paul Louis Courier ist der Meister, voll schneidender Ironie, selbst von Goethe bewundert. Cormenin, dem Cornicelius nicht gerecht wird, vereint mit scharfem Spott wirksames Pathos. Gutmütiger wird der Humor Bastiats, volltönender die Begeisterung des La Mennais. Alle aber teilen sie die Kunst der klaren und wirkungsvollen Darstellung, die ihre Wirkung eben vor allem aus dem Vergleich einer kleinlichen Gegenwart mit einer in der Erinnerung noch vergrößerten Vergangenheit holt.

In den Strom dieser Entwicklung reihen sich Claude Tilliers Flugschriften ein. Neben dem nie übersehenen Einfluß Couriers hebt Cornicelius noch mit besonderem Nachdruck den Cormenins hervor. Doch aber glaube ich, hätte er auch die Eigenart des Pamphletisten von Clamecy stärker herausheben sollen. Tillier ist unter den Schriftstellern, die ihre Zeitgenossen vom „Baumstumpf" her apostrophieren, vor allem der „kleine Mann": kein Gelehrter von großem Ruf wie Courier, kein gefeierter Politiker wie Cormenin, kein einflußreiches Parteihaupt wie La Mennais oder Bastiat. Man wird ruhig zugeben dürfen, daß sein besonderer Haß auf den Parlamentspräsidenten des Bürgerkönigtums, Dupin, auch von hier seine Nahrung nimmt. In der unmittelbaren Nachbarschaft seiner eigenen Heimat hatte die Wiege des Advokaten Dupin gestanden, den die vorteilhafte Beschränktheit einer kurzsichtigen Begabung und einer schlauen Weltkenntnis zu einem der angesehensten

Politiker unter Ludwig Philipp gemacht hatten. Dupin hatte den Platz, den Claude Tillier sich gewünscht hätte, nicht um persönlicher Vorteile und Ehren willen, sondern um seiner Sache dienen zu können. Wer aber hörte seine Rufe? Dieser Ingrimm des Redners ohne Publikum spricht mit, wie bei dem heimlichen Pamphletisten Varnhagen v. Ense; denn auch in der deutschen Flugschrift vor 1848 sind die sozialen Nuancen nicht zu verkennen, die etwa die prachtvollen „Bürgerbriefe" des großen Industriellen Harkort von den juristisch-logischen Deduktionen des kleinbürgerlichen Arztes Johann Jakoby unterscheiden. — Die Enge des Wirkungskreises gibt aber den Pamphleten Claude Tilliers auch anderseits etwas Anheimelndes, Heimatsstimmung, Erdgeruch, Anschaulichkeit der nächsten Verhältnisse, was sich bei Courier noch am ehesten, aber auch bei ihm nicht so kräftig und „erlebt" findet. Das eigene Leid des von der Kirche bedrückten Schulmeisters, der Grimm des Kleinbürgers über die gewissenlosen Spekulanten der Plutokratie, aber auch über die zu milde Bestrafung der ihn bedrohenden Diebe und Vagabunden, der Zorn des Aufklärers, den überall nur die Frömmelei einer neu auftauchenden Orthodoxie umgibt, all das hebt seine Flugschriften gelegentlich zu der dramatischen Anschaulichkeit, um derentwillen Voltaire den Begründer der Pamphletliteratur in Frankreich pries: „Ja, seine ‚Mémoires' sollte Beaumarchais auf die Bühne bringen!"

Und wie nun Goethes „Clavigo" diesen Wunsch des Alten von Ferney, ohne ihn zu kennen, verwirklicht hat, so hebt Claude Tillier die Anschaulichkeit, die Echtheit des Erlebnisses, die Poesie seiner Pamphlete heraus und bildet so mit Familienerinnerungen und Heimatstraditionen (die Cornicelius sorgsam herausgefunden hat) sein Meisterwerk.

„Mein Onkel Benjamin" ist ein Pamphlet in Romanform, so gut wie die Romane von Jeremias Gotthelf das sind, aber freilich mit entgegengesetzter Tendenz. Es ist eine Darstellung des herzensguten und fröhlichen, tapferen und demokratischen Kleinbürgertums im Nivernais, dem alten Herzogtum, dessen Fürstenschloß noch nahe bei Clamecy in Nevers steht, jetzt mit einer Büste Claude Tilliers (und einer anderen eines schlecht dichtenden Handwerkermeisters) geschmückt. Es ist ein ins Kleine, Gemütliche, Wahrscheinliche gezogener „Gargantua", in dem des Verfassers wirklicher Großonkel der trink- und scherzfrohe Riese ist und mit den Krautjunkern und — Gerichtsdienern zu kämpfen hat wie der Held des Rabelais mit allerlei anderem Gewürm. Es ist eine Pantagrueliade, der nicht die Glocken von Notre-Dame zu Paris läuten, sondern die des alten Doms, in dem jetzt Claude Tilliers zweiter (und von ihm viel ungerechter behandelter) Hauptfeind, der Bischof Dufètre, predigt. Aber wiederum: das Kleine, Gemütliche, Provinzielle gibt dem Epos von Benjamin Rathèry und seinen beiden Begegnungen mit dem Herrn v. Trümmerbrück (de Pont-Cassé) auch wieder Vorzüge vor dem kolossalen Vorbild, durch dessen Enthüllung wir Claude Tillier sonst zerdrücken könnten, wie er die Minister Ludwig Philipps durch die Erinnerung an Napoleons Marschälle zermalmen möchte. — Alles ist verkleinert, aber alles ist da: Trinkerfreude und Zynismus, politisch aufklärerische Opposition und Freude an den heimischen Sitten, Spiel mit dem Wort und anschauliche Charakteristik. Und wenn Rabelais uns doch leicht zu wild und wüst wird, empfinden wir bei Tillier eine versöhnende Herzenswärme neben all seinem Groll. Benjamin Rathèry, seine prächtige Schwester und Doktor Minxit stehen neben dem Dorfjunker und seinem kriecherischen Leibarzt wie Bräsig

Frau Nüßler und Hawermann neben Pomuchelskopp, David und Slus'uhr. Die lockere Komposition, zum Teil durch das erste Erscheinen im Feuilleton und die rasche Umarbeitung verursacht, stört uns weniger als die Franzosen — wir haben sie Fritz Reuter auch nie nachgetragen; und daß bei aller Derbheit jegliche Lüsternheit fehlt, empfinden wir zwar als eine Verschiedenheit von den Romanen Diderots, an den man für Claude Tillier allzu oft erinnert hat —, aber eben nicht als eine, die stört.

Claude Tillier hat noch einen zweiten Roman geschrieben, der ebenfalls ins Deutsche übersetzt worden ist: „Belleplante et Cornelius", die Geschichte von zwei Brüdern, einem geistreichen Träumer und einem habgierigen Bourgeois, Claude Tillier und Dupin — wie er wenigstens sie auffaßte. Eine liebliche Frauengestalt und der gesunde Realismus der Gesamtschilderung haben diesen Roman von einem Luftschiff-Erfinder selbst heut nicht vor der Vergessenheit retten können. In dies Milieu der phantastischen Hoffnungen und praktischen Enttäuschungen führt doch ein anderer Liebling deutscher Leser lebensvoller und abwechselungsreicher ein: der Halbdeutsche Henry Murger mit seiner „Vie de Bohème".

Für uns bleibt Claude Tillier der „Meister des Onkel Benjamin". Die prächtigen Dialoge — schon in den Pamphleten Glanzstücke —, die gut holländischen Trinkgelage, die unvergleichliche Dramatisierung einer ebenso internationalen als unaussprechlichen Redensart; vor allem aber diese Charaktere mit ihrer rein menschlichen Mischung von Gut und Böse, und Benjamin Rathéry vor allem, dessen eine Seele sich gewaltsam vom Duft hebt, während die andere in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen hält — sie tun es uns an. In ihnen fühlen wir Blut von unserem Blute, nicht weil wir Deutsche die Gemütlichkeit gepachtet hätten und deshalb den französischen Chauvinisten einen halben Deutschen nennen dürften, sondern weil überall so das einfache, gesunde Kleinbürgertum lebt, lacht, weint — und in seiner Mitte Idealisten hegt, von denen es mit zorniger Liebe betrachtet wird und die es verwundert beiseite schiebt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien und Briefwechsel

Klaus Groth war schon fast ein Vierziger, als er im Hause seines „Kieler Badefreundes", des „Ohms" Louis Köster, Doris Finke, seine spätere Frau, kennen lernte. Sieben Wochen lebten sie in Düsternbrook bei Kiel unter einem Dach und waren den ganzen Tag zusammen, wie Groth selbst mit wenigen, zurückhaltenden Worten in seinen „Lebenserinnerungen" erzählt. Wie innig und tief die Liebe des Dichters war, zeigten die Gedichte an seine Frau, die der Zögernde erst 1893 im vierten Band der Gesamtausgabe seiner Werke veröffentlichte; die **Briefe Klaus Groths an seine Braut,** die wir der Sorgfalt Hermann Krumms nun auch in Buchform verdanken (Braunschweig, George Westermann. Preis M. 4.—), bestätigen, wieviel dem schon Ergrauenden diese Liebe bedeutete, die ihn mit neuem Lebensmut beseelte und trotz aller Schwierigkeiten wieder froh in die Zukunft blicken ließ. Aufgeregt setzen die Briefe ein, sie zeigen die tiefe Erschütterung des Dichters, die auch der Wechsel der Anrede verrät; er nennt die Geliebte bald Du, bald Sie. Der ernste Mann wird weich, vor Tränen in den Augen kann er kaum schreiben. Er glaubte nicht mehr ans Glück. „Nun hat Deine Liebe mich beschlichen, wie der Frühling die Erde." Auch später, nachdem er ruhiger geworden, klingt immer wieder durch, wie sehr ihn seine Liebe beseligt. In diesen lyrischen Bekenntnissen, die Wärme, Innigkeit und Wahrheit in seltenem Maß aufzeigen, liegt ein nicht geringer Reiz des Buches. Mit schrankenloser Offenheit und staunenswerter Ausführlichkeit teilt er sich der Geliebten mit, wir lernen sein ganzes Wesen kennen, wir werden mit seiner Umgebung vertraut, mit den Menschen, die um ihn leben. Er spricht von seinen Aussichten für die Zukunft, erzählt von seinen Erfolgen als Dozent und von seinen hoffnungsvollen Bemühungen, Müllenhoffs Nachfolger an der Universität zu werden. In dieser Erwartung sah er sich schließlich doch getäuscht. Er schlägt Lektüre vor, Nibelungenlied und Walter von der Vogelweide, Schillers philosophische Schriften und dann wieder Chalybaeus' Geschichte der spekulativen Philosophie oder auch Adolf Stahrs Lessingbiographie. Man sieht, seine Frau sollte ihm auch geistig Gefährtin sein. Häufig legt er innige Gedichte bei. Gern gedenkt er der Liebe und Anerkennung, die ihm von allen Seiten zuteil wird, von hoch und niedrig. Auch von seinen dichterischen Plänen für die Zukunft spricht er, allerdings nur in unbestimmten Andeutungen. Denn als Dichter fühlt er sich, nicht als Professor; bei allem Eifer, den er auf seine akademische Tätigkeit wendet, fühlt man stets, daß ihm das Lehramt doch nur eine angesehene bürgerliche Stellung gewährleisten soll. Auf die Ausnahmestellung, die er unter Deutschlands Dichtern einnimmt, ist er stolz; er empfindet sich als einen Markstein in der Geschichte der Dichtung, was sich vielleicht am deutlichsten in der Schilderung zeigt, die er der Braut von seiner Auffassung des Dichterberufs gibt. Die naive Dichtungsweise erscheint ihm trotz Schiller als die einzig richtige. Doch auch Goethe sei noch nicht naiv im Sinne der Naturdichtung, auch er wolle sich, seine Welt, seine Weltanschauung realisiert wissen, er erstrebe etwas und wolle nicht bloß darstellen. Seitdem sei unsere Poesie nur Konfession im weiteren Sinn. „Und da steht mein Standpunkt, dort ist mein Schritt, den ich vorwärts thue, den man später als Fortschritt erkennen wird: so weit es jetzt möglich ist, lasse ich nur Objekte und Gefühle für sich reden, ich bin nicht dabei, mich erkennt man nicht, wer ich bin, sieht man nicht an meinen Gedichten, nicht ob ich jung oder alt, gelehrt oder naiv bin, nicht wie mir zu Muthe ist, als etwa im Ganzen, Großen." Das Sentimentalische sei im Hochdeutschen der Sprache als Charakter aufgeprägt, „daher eben dichtete ich plattdeutsch, hier spricht das Volk, nicht ich". Man wird die Einseitigkeit dieses Standpunktes, den Groth auch in den „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" vertritt, nicht übersehen, aber man wird auch zugeben müssen, daß in dieser Einseitigkeit ein gut Teil der Größe des Quickborndichters liegt. So zeigen uns diese Briefe den Dichter in seiner Größe wie in seiner Grenze, vor allen Dingen aber zeigen sie uns ihn als echten und wahren

Menschen; der menschliche Wert dieser Briefe ist nicht leicht hoch genug anzuschlagen.

Dr. Hans Körnchen-Wilmersdorf

Zwei Frauen haben im letzten Jahre von berufener Seite eine eingehende Würdigung empfangen, zwei Frauen, die zeitweise im Interesse der Mitwelt und Nachwelt gestanden haben, nicht um ihrer selbst, sondern um der Männer willen, denen ihre Liebe im weitestgehenden Maße gegolten hat. (**Wilhelm Bode: Charlotte von Stein. Bruno Hennig: Elisa Radziwill.** Ein Leben in Liebe und Leid. Beide im Verlag von Mittler u. Sohn, Berlin.) Wie sehr beide von jeher die Aufmerksamkeit des Historikers in Anspruch genommen haben, allein ihrer Beziehungen zu dem Fürsten und dem Dichter wegen, wie sehr sie aber auch verdienen, um ihrer selbst willen gekannt zu werden, beweisen diese beiden Bücher. Es ist so ganz verschieden, wie die Frau Oberstallmeisterin in Weimar den Dr. Goethe kennen, lieben und verlieren lernt, und wie Prinzeß Elisa aus dem harmlosen Jugendgespielen und Vetter einen Freund und Verlobten gewinnt, der einem höheren Befehle als dem seines Herzens folgend sie wieder verlassen muß. Die Beziehungen Goethes zu Christiane haben eine Entfremdung zwischen dem Dichter und seiner Freundin herbeigeführt. Mit den Jahren hat sich die Entfremdung wohl etwas gehoben, die alte Freundschaft ist nicht wieder in ihrer ganzen Lebendigkeit aufgelebt. Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., hat seiner Jugendfreundin und liebsten Lebensgefährtin Lebewohl sagen müssen. Die beiden Fürstenkinder haben sich noch oft wiedersehen müssen; von ihrer Liebe hat nie mehr die Rede sein dürfen. Eine in Aussicht stehende anderweitige Vermählung — mit dem Fürsten Schwarzenberg — hat die Prinzessin Elisa wohl zeitweise auf andere Gedanken bringen können. In der Tat aber ist ihre erste Liebe auch ihre letzte gewesen, wie das auch bei dem Anfall zu bemerken ist, der sie im Palaste des Prinzen Wilhelm, in den Gemächern seiner Gemahlin, der Prinzessin Augusta, betroffen, der sie in die Arme des Todes geführt.

Frau von Stein ist nach einem, zwar an bitterer Not und vielfachen Leiden nicht armen, im ganzen aber reichgesegneten Leben, über achtzig Jahre alt, dahingegangen. Ihr Biograph gibt uns in seinem stattlichen Buche eine Fülle von Einzelheiten, die scheinbar nur locker aneinandergereiht sind. Aber die Idee, die dem Werke zugrunde liegt, tritt doch klar zutage: Die Frau, die unserem großen Dichter lange Zeit alles und dann wieder fast nichts sein konnte, hat doch „damals in Weimar" fast drei Generationen hindurch im eigentlichen Mittelpunkte gestanden, bis sie gänzlich vollendet die Augen geschlossen hat und in den Schlaf eingegangen ist, den sie so sehr herbeisehnte.

Elisa Radziwill aber hat nach dem Fehlschlagen ihrer Liebesträume das jähe Geschick ereilt, das den meisten Gliedern ihrer herrlichen Familie beschieden ist. Diese zarte, reine Gestalt, die unter den Ihrigen wie ein Engel zu wandeln schien, ist frühe eingegangen zu ihrem Erlöser. Gerne hat sie sich den pietistischen Neigungen des ihrem Hause befreundeten Grafen Anton Stolberg hingegeben oder sich mit ihrem väterlichen Freunde Gerlach über die Vergänglichkeit alles Irdischen unterredet. Ihr starker Christenglaube hat ihr ein Scheiden von dieser Welt leicht gemacht.

Der Verlag hat beiden Werken die größte Sorgfalt und beste Ausstattung zuteil werden lassen; mehrere wenig oder gar nicht bekannte Bilder in guter Wiedergabe erhöhen den Wert der Bücher. L.

Bildende Kunst

Impressionismus. Ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit von **Werner Weisbach.** Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1910. Band I.

Seit kurzer Zeit macht sich in der Kunstwissenschaft, die in einem Chaos von Spezialistenarbeiten unterzugehen droht, die Tendenz bemerkbar, eine Tatsachenreihe nach einem bestimmten Gesichtspunkte zusammenzufassen und auf diese Weise das immer mehr anwachsende Material übersichtlich und fruchtbringend zu gruppieren. Dieser Tendenz folgend hat Weisbach das unsere Zeit so lebhaft interessierende Problem des Impressionismus herausgegriffen und dessen Erscheinung und Behandlung in alter und

junger Vergangenheit betrachtet. In der sehr richtigen Erkenntnis, daß es sich hier nicht um einen logisch feststellbaren Begriff, sondern um einen Komplex realer künstlerischer Bestrebungen handelt, sucht er nicht Annäherungen an eine apodiktisch festgesetzte höchste Form des Impressionismus auf, sondern geht dem mehr oder weniger deutlichen, vereinzelten oder vereinigten Auftauchen symptomatischer Teilprobleme nach wie: unmittelbar frappierende illusionistische Wirkung, Wiedergabe von Bewegung und momentanen Reize, denen sich Probleme des Fernbildes, des Pleinair und der Technik ein- oder unterordnen. Durch strenge Vermeidung jeglicher Dithyrambik sowie der neuerdings so beliebten und meist so problematischen, wenn nicht gar platten Entwicklungs- und Beeinflussungsspekulationen berührt dies in vornehmer Gemeinverständlichkeit abgefaßte, gut ausgestattete Buch ungemein sympathisch, doch wird sich eine ausführliche Besprechung besser an das Erscheinen des zweiten Bandes anschließen, der die Kunst Ostasiens und die Moderne seit Delacroix behandeln wird. S.

Musik

Otto Klauwell, Geschichte der Programmmusik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Der Verfasser dieser jetzt sehr zeitgemäßen Untersuchungen weist den Leser auf das Seltsame der Tatsache hin, daß er als „grundsätzlicher Gegner" sich in diesen Stoff und seine Entwicklung vertiefe. Die Untersuchungen gestalten sich denn auch zu einer Art Nachprüfung der Auffassung, die zwar die kunsthistorische Notwendigkeit der Programmmusik bestreitet, sie aber doch in bestimmten Formen und Äußerungen vollwertig gelten läßt. Mit Liszt stellt Klauwell fest, daß auch den Besten wie Haydn, Beethoven, Mendelssohn, Schumann, Spohr ein nicht geringer Anteil an diesen Bestrebungen zukomme, die seit den Zeiten der Matthias Hermann, Nicolas Gombert und Clement Jannequin besonders in Deutschland und Frankreich und erst über diese Fährte hinweg in späterer Zeit in den übrigen Kulturländern gepflegt werden. Erwähnt sei die Erläuterung eines Werkes von Gregor Jos. Werner, dem Vorgänger Haydns im Esterhazyschen Kapellmeisteramt: „Neuer und sehr curios-Musikalischer Instrumental-Kalender, Parthieenweiß mit zwei Violinen und Basso in die zwölff Jahrs-Monat eingetheilet, und nach eines jedweden Art und Eigenschafft mit Bizzarien und seltzamen Erfindungen herausgegeben".

Schumann, der Phantasiebeschwingte, der die Brücke von der romantischen zur Programmmusik schlägt, wird als Zeuge gegen programmatische Übertreibungen aufgerufen. Bei Berlioz, Liszt, Wagner und ihrer Gefolgschaft wird im einzelnen Wert und Unwert untersucht, bis bei Richard Strauß die Entscheidung fällt. Naturgemäß bietet diese Darlegung besonderes Interesse. Von dem Punkt des Straußschen Richtungswechsels, der sinfonischen Phantasie „Aus Italien", bis zur Sinfonia domestica werden die Werke aufgerollt und inhaltlich bewertet. Klauwell neigt mehr zu den in Variationenform gehaltenen Dichtungen „Eulenspiegel" und „Don Quixote" und läßt „Also sprach Zarathustra" und das „Heldenleben" nur bedingt gelten, kommt aber freilich zu dem Schluß, daß Richard Strauß diese Richtung einschlagen mußte, um seine „geniale Sonderbegabung" zum vollen Ausdruck zu bringen. Die Nachahmer weist er mit Recht zurück und stellt als Ergebnis der Untersuchungen fest, daß der eigentliche Wert aller Programmmusik darin zu suchen sei, „daß sie in ihrem notwendigen Bestreben, die Ausdrucksfähigkeit der Musik zu steigern, zu vermannigfaltigen und zu differenzieren, zur Auffindung neuer Mittel führen muß, die, in maßvoller, künstlerisch begrenzter und regulierter Verwendung, auch der absoluten musikalischen Kunst zugute kommen müssen".

Dr. W. Kleefeld-Berlin

Offizier- und Beamtenfragen

Schaffung und Heranbildung der Führer für den Krieg. Wenn wir in der anerkannten Überalterung des Offizierkorps auch noch nicht so weit gekommen sind, wie Preußen vor dem Jahre 1806, so sind doch die Beförderungsverhältnisse im letzten Jahrzehnt so schlecht geworden, daß es zweifellos an der Zeit ist, sich an die Bedingungen des

Erfolges im Kriege ernstlich wieder zu erinnern. Die Angaben in Heft 10 der Grenzboten entsprechen leider den Tatsachen. Bewaffnung und Ausbildung sind bei den großen Militärmächten allgemein auf so hoher Stufe der Vervollkommnung, daß die geringen Unterschiede in dieser Richtung für den Ausgang eines Krieges ohne entscheidende Bedeutung bleiben. Die Führung und die moralischen Größen, der kriegerische Geist, sind es, die zum Siege führen.

Ebenso wie in unserem großen Kriege 1870/71 sind durch die Siege und Niederlagen des jüngsten, des russisch-japanischen Krieges die schlagendsten Beweise dafür erbracht, daß der Geist der Führung oben und unten in erster Linie siegbringend ist, und daß mit ihm der Geist der Truppe in untrennbarer Wechselwirkung steht.

Die erste Forderung für ein kriegstüchtiges Heer muß sein: Verantwortungsmutige, selbsttätige Führer in allen Graden. So sehr die Erfahrung zunehmender Dienstjahre geeignet ist, das „Wägen" zu vertiefen und je nach der Persönlichkeit die Klarheit und Schärfe des Urteils zu heben, so wird doch anerkannt werden müssen, daß das „Wagen", der verantwortungsfreudige Mut, aus eigenster Entschließung zu handeln und Befehle von oben nicht erst abzuwarten oder nach Umständen von ihnen abzuweichen, ein besonderes Geschenk der Jugend ist.

Im menschlichen Leben gibt es Höhepunkte der Entwicklung für Verstand und Charakter, die je nach der Veranlagung des einzelnen früher oder später eintreten. Die Erfahrungen im alltäglichen Leben ebenso wie die Beobachtungen in der Geschichte der Völker haben mir die Überzeugung gegeben, daß die Höhepunkte in der Entwicklung der Charaktereigenschaften sehr viel früher erreicht werden als in der Entwicklung der Verstandeskräfte. Und nicht selten habe ich die Erfahrung machen können, daß der andauernde Kampf des Lebens mit den Jahren den Charakter mürbe macht und vor allem diejenigen Charaktereigenschaften zum Kränkeln bringt, deren der Führer im Kriege vor allen anderen bedarf: Verantwortungsmut und Entschlossenheit.

Die Tatsache, daß unsere Führer im Jahre 1870 zum großen Teil nicht wesentlich jünger waren als unsere Generale von heute, darf uns nicht davon abhalten, unserer Armee jugendliche Führer, vor allem in den mittleren Stellen, zu geben. Wir dürfen nicht vergessen, daß 1870/71 an der Spitze der Heeresleitung ein Geist stand, wie er einem Volke nur selten vom Schicksal geschenkt wird, und daß die Führer in der praktischen Schule vorhergegangener Kriege groß geworden sind. Auf die Hoffnung, daß der Zukunftskrieg an der Spitze des deutschen Heeres ebensolche genialen Männer wie 1870/71 wiederfinden wird, läßt sich nicht bauen. Die jüngsten Kriegserfahrungen im russisch-japanischen Kriege geben eine deutliche Mahnung, die Heranbildung der Führer bei der Kriegsvorbereitung in erste Linie zu stellen.

Die Altersverhältnisse der oberen Führer in den verschiedenen Feldzügen bieten besonderes Interesse. Abgesehen von Steinmetz, der im 74. Lebensjahre stand, hatten wir 1870 jugendliche Armeeführer; Kronprinz Friedrich Wilhelm war 39, Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz von Sachsen waren 42 Jahre alt. Die Korpsführer hatten im allgemeinen das 60. Lebensjahr überschritten; der bedeutendste von diesen, Goeben, zählte 54 Jahre. Die japanischen Führer im Kriege gegen Rußland waren durchschnittlich jünger als die nichtfürstlichen deutschen Führer. Das 60. Lebensjahr hatten Oyama und Nodzu um weniges überschritten; Kuroki war 60, Oku 58, Nogi 55, während der Chef des Generalstabes, Kodama, als jüngster 52 Jahre zählte. Bei dem im 56. Lebensjahre stehenden russischen Führer Kuropatkin, der in jugendlichem Alter im Kriege Beweise großer Entschlossenheit gegeben und in seiner Friedenstätigkeit sich besonders bewährt hatte, brachen unter dem Drucke der seine Fähigkeiten übersteigenden Verantwortung auch die in der Jugend bewährten Charaktereigenschaften des Wagemuts und der Entschlossenheit zusammen, freilich nach einem Jahre währenden Schlemmerleben in Petersburg. Wenn wir Vergleiche ziehen wollen, um die Bedeutung des Lebensalters für die oberen Führer eines Heeres richtig zu würdigen, dürfen wir nie vergessen, daß die glänzende Siegeslaufbahn Napoleons nicht zum wenigsten der gewaltigen Kraft und Frische der Jugend zuzuschreiben

ist, die der Führung des napoleonischen Heeres eigen waren. Von den französischen Marschällen hatte im Jahre 1806 nur Berthier das 50. Lebensjahr überschritten.

Mit dem damals 37jährigen Napoleon waren gleichaltrig Lannes, Ney und Soult; Murat zählte 39, Bernadotte 43, Massena 48, Augereau 49 Jahre; jünger als Napoleon waren Davout mit 36 und Marmont mit nur 32 Lebensjahren. Wen kann es wundernehmen, daß vor solcher weltenstürmenden Jugendkraft die bedächtige, altersschwache Führung des preußischen Heeres wie ein Kartenhaus vor dem Winde zusammenbrach!

So wenig die Feldherrneigenschaften an sich an das Lebensalter gebunden sind, so dürfen wir doch nie außer acht lassen, daß zur erfolgreichen Ausführung der kühnen Ideen eines gottbegnadeten Feldherrn zum mindesten wagemutige und selbsttätige Unterführer nötig sind, daß diese auch befähigt sein müssen, beim Versagen der obersten Heeresleitung die Operationen zu einem leidlich guten Ende zu führen. Wieviel heutzutage im Kriege auf die Selbsttätigkeit der Unterführer ankommt, beweisen unsere eigenen Kriegserfahrungen von 1866 und 1870 ebenso wie die des russisch-japanischen Krieges. Am Schlusse des ersten Teiles der deutschen Ausgabe des russischen Generalstabswerkes heißt es: „Der ganze Verlauf des Feldzuges zeigt, daß die russischen Niederlagen nicht widrigen Verhältnissen, nicht materieller und auch nur in sehr geringem Maße moralischer Überlegenheit des Gegners zuzuschreiben sind, sondern in erster Linie, man kann sagen einzig und allein, dem Mangel der Führung an Verantwortungsfreudigkeit, an frischem, kühnem Wagemut." Wo sich bei den Russen eine Spur von Selbsttätigkeit und Unternehmungsgeist zeigte, wurde sie schleunigst von oben zerstört. Dieser verhängnisvolle Einfluß der oberen Führer bis zur obersten Heeresleitung erhält eine ganz besondere Beleuchtung, wenn man sich daran erinnert, daß ein russischer Militärschriftsteller, Generalleutnant Woide, es war, der lange vor dem Kriege in einem Buche über die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870 in ausgezeichneter Weise den entscheidenden Anteil der Selbsttätigkeit der Unterführer an den deutschen Siegen nachgewiesen hat.

Alle Kriegserfahrungen stimmen darin überein, daß die erste Bedingung des Sieges in der Führung liegt, und daß mit dem Anwachsen der Heere der Selbsttätigkeit der Unterführer eine entscheidende Bedeutung zukommt. Wird dies anerkannt, so ist die logische Folge, daß die wichtigste Kriegsvorbereitung neben der Schaffung des Heeres selbst die Heranbildung solcher Führer ist, wie sie für die heutige Kriegführung mit Massenheeren nötig sind. Als hervorstechendste Eigenschaften der Führer sind nach allen modernen Kriegserfahrungen Verantwortungsfreude, Wagemut und Selbsttätigkeit anzusehen; und diese sind, besonders in langen Friedensjahren, mehr der Jugend als dem Alter eigentümlich. Nun erleben wir in solchen Zeiten die eigenartige Erscheinung, daß im Volke ebenso wie in den Parlamenten Einmütigkeit herrscht, wenn es sich darum handelt, dem Heere die neuesten Errungenschaften der Technik nutzbar zu machen, daß aber in weiten Kreisen das Verständnis für die Bedeutung der richtigen Heranbildung von Führern fehlt. Man glaubt der vaterländischen Pflicht genügt zu haben, wenn man den Offizieren im Frieden ein leidliches Auskommen gewährt, ihnen die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Vor- und Weiterbildung gibt und sie am Schlusse ihrer Laufbahn wenigstens vor den drückendsten Nahrungssorgen schützt. Damit ist für den Krieg noch wenig getan. Vor allem muß Vorsorge getroffen werden, daß bei den Führern im Kriege diejenigen Charaktereigenschaften angetroffen werden, auf denen in erster Linie die Führerleistungen beruhen, d. h. wir müssen sorgen, daß wir junge Führer schaffen und durch die Art des Friedensdienstes nicht die Charaktereigenschaften totschlagen, die wir im Kriege dringend brauchen.

Alle unsere Bestrebungen, die auf Förderung des Offizierkorps abzielen, dürfen nicht von kleinen Friedensrücksichten eingegeben oder beschränkt werden; sie müssen in erster Linie den Forderungen des Krieges Rechnung tragen. G.

Reichsspiegel

(Vom 22. bis 28. Mai)

Innere Politik

Die elsaß-lothringische Verfassungsreform unter Dach — Übergang zum parlamentarischen Regierungssystem — Ein Reichsoberhaus — Versagen der Deutschkonservativen — Sieg des Revisionismus

Nach langwierigen, oftmals unterbrochenen und wiederholt als gescheitert angesehenen Verhandlungen ist die elsaß-lothringische Verfassungsreform so weit gediehen, daß sie nur noch der Bestätigung durch den Bundesrat und der Veröffentlichung im Reichsanzeiger bedarf, um Gesetz zu werden. Die vielfach veränderte Vorlage der Regierung ist am Sonnabend, den 27. Mai, durch den Reichstag in dritter Lesung mit 211 gegen 93 Stimmen, bei 7 Stimmenthaltungen, endgültig genehmigt worden. Die in den Grenzboten vertretenen Anschauungen sind somit unterlegen, und wir sind genötigt, das bekämpfte Gesetz als Bestandteil unseres verfassungsmäßigen Daseins zu achten und anzuerkennen. Tun wir solches auch, so bleibt uns dennoch die Pflicht, der Entwicklung der neuen politischen Verhältnisse in den Reichslanden erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Doppelt groß ist diese Pflicht, weil wir uns mit der Auffassung des Herrn Reichskanzlers über die Notwendigkeit der Einbringung der entsprechenden Vorlagen in Widerspruch befinden. Es ist richtig, daß die Reichsregierung seit zehn und mehr Jahren im Reichstage nach der Verfassungsvorlage für Elsaß-Lothringen gefragt worden ist; aber es trifft nicht zu, wie Herrn v. Bethmanns Ausführungen den Anschein erwecken, als bedeutete die Aufschiebung der Reform um ein weiteres Jahr eine Gefahr für das Reich. Gewiß, die politischen Zustände am Wasgau sind wenig erquicklich. Aber gerade deshalb war die Einleitung der Aktion zu ihrer Besserung nur in einem Augenblick am Platze, in dem die Regierung sich gut vorbereitet fühlte und zielbewußt aufzutreten vermochte, nicht in einer Zeit, wo die Regierung keinen Überblick darüber haben konnte, mit wessen Hilfe sie die Reform zustande bringen mußte, das will sagen, welches Gesicht die Reform im Reichstage annehmen würde. Die nationalen Mittelparteien, die für die Reform eintraten, waren höchlich und durchaus nicht angenehm überrascht, als ihnen die Absicht des Kanzlers bekannt wurde, die Angelegenheit noch durch den alten Reichstag erledigen zu lassen, eine Arbeit, die dem neuen wohl angestanden hätte. Doch die Regierung handelte unter dem Druck der Zentrumspartei, mit der sie unter allen Umständen in Frieden leben will. Ich weiß nicht, ob der hierfür bezahlte Preis nicht doch viel zu hoch ist.

Es soll nicht darüber orakelt werden, wie die Dinge nunmehr in den Reichslanden laufen werden; ich glaube, daß, nachdem unsere im Dezember zum Ausdruck gebrachten Wünsche wegen des Wahlrechts und der Sicherstellung der deutschen Sprache Berücksichtigung gefunden haben, in den Reichslanden

selbst günstigere Verhältnisse Platz greifen werden, als sie heute bestehen. Um so zweifelhafter dürften die Rückwirkungen für die gesamte innere Reichspolitik werden. Um mich besser verständlich zu machen, sei es gestattet, ein wenig weiter auszuholen.

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die Politik des Fürsten Bülow anfänglich unbewußt, je mehr sie ihrem Ende entgegenging immer bewußter und absichtlicher den Übergang zum parlamentarischen System vorbereitete. Fürst Bülow erkannte durchaus klar, daß die Entwicklung der Nation, ihre Wirtschaft und die starke Entfaltung aller geistigen und sittlichen Werte zu diesem politischen Ziel hinstrebten, und daß keine Macht der Erde befähigt sein würde, diesem Zuge Halt zu gebieten. Als kluger Staatsmann richtete Bülow sein Bemühen auch nicht auf das Unmögliche, sondern trachtete danach, den Übergang so wenig schroff als möglich und unter Erhaltung möglichst vieler autoritativer Momente, die mit der preußisch-deutschen Tradition verknüpft sind, zu bewerkstelligen. Dazu aber gehörte die Einigkeit der bürgerlichen Parteien und, nachdem sie im Block vollzogen schien, Erwerbung des nationalen Vertrauens für diese rechts gerichtete bürgerliche Mehrheit. Das zweite Experiment und damit der ganze kühne Plan scheiterte bekanntlich an der Kurzsichtigkeit und dem Egoismus des Großgrundbesitzes, soweit er hinter Herrn v. Heydebrand steht, gelegentlich der Reichsfinanzreform. Bülow wurde als Umstürzler verdächtigt und — beseitigt. Und doch hatte dieser „Umstürzler" schon seit dem Jahre 1905 sehr weitgehende Vorarbeiten für die Einrichtung eines Reichsoberhauses getroffen, das Bildung und Besitz vor den von konservativer Seite befürchteten Schädigungen des Parlamentarismus bewahren sollte. Es besteht sogar ein bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteter Gesetzentwurf, der im geeigneten Augenblick hervorgeholt werden sollte. Wir wollen uns nicht auszumalen versuchen, was geschehen wäre, wenn etwa die kommenden Wahlen unter den Losungsworten Parlamentarismus und Oberhaus ausgefochten werden könnten. Ich glaube, daß manche Sorge von den Regierenden ebenso genommen wäre wie von den Regierten.

Es ist anders gekommen. Der Parlamentarismus gewinnt Schritt für Schritt an Boden, doch nicht vorsichtig eingeführt von einer kräftigen Regierung, sondern geschoben und vorangestoßen von den demokratischen Parteien. Die Regierung des Herrn von Bethmann hat zu dieser Entwicklung ihren Segen gegeben durch die Art des Zustandekommens der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage. Daß es nicht gern geschieht, hat der Herr Reichskanzler selbst zugegeben. Er hat auch gesagt, warum er gezwungen wurde, das Gesetz zu nehmen wie es ist: weil er von der deutschkonservativen Partei im Reichstage im Stich gelassen wurde. Es ist dem Herrn Reichskanzler durchaus zuzustimmen, wenn er sich darüber beschwert und wenn er die Konservativen dafür verantwortlich macht, daß das Gesetz nicht besser geworden. Die Deutschkonservativen haben sich die Sache leicht gemacht. Da sie das ganze Gesetz nicht haben wollten,

streikten sie einfach, es dem Zufall überlassend, was wird. Und doch bestand ihre Pflicht, nachdem sich ein Scheitern des Gesetzes als unwahrscheinlich erwies, darin, in das Gesetz so viel von ihren Ideen hineinzuarbeiten, wie nur möglich. Taten sie das, dann handelten sie patriotisch und als wahre Stützen des Staates; da sie es ablehnten zu tun, handelten sie wie verzweifelte Spieler, die Haus und Hof fahren lassen und bei denen schließlich jede Empfindung für höhere Pflichten erstirbt. Herr v. Bethmann hat leider nicht die scharfen Worte gefunden, die am Platze gewesen wären, um das Gebaren der Herren um Heydebrand zu brandmarken. Im Lande draußen urteilt man schärfer, und das Vertrauen in die konservativen Führer, das bereits durch die Vorgänge seit der Reichsfinanzreform erheblich gelitten hatte, dürfte durch die Haltung der Fraktion in der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage einen weiteren kräftigen Stoß erhalten haben.

Den Nutzen aus dieser traurigen Situation zieht die Demokratie. Während die Konservativen die bisherige Taktik der Sozialdemokraten betreiben, schwenkte die sozialdemokratische Fraktion in den Weg zur positiven Mitarbeit, und während die Konservativen höhnend von einer Morgengabe aus der Hand der Sozialdemokratie an den Kaiser sprechen, stellen die Sozialdemokraten sich in Reih und Glied mit den bürgerlichen Parteien, um im Sinne der Regierung staaterhaltende Arbeit zu leisten. Das Zusammenstimmen der Sozialdemokraten mit den bürgerlichen Parteien zugunsten eines Gesetzes, das nur sehr wenig ihrem Programm Rechnung trägt, bedeutet einen Wendepunkt in der deutschen Geschichte, bedeutet aber auch für viele Gebildete eine Erschütterung mancher traditionellen Auffassung über die Partei. Und wenn bei den nächsten Wahlen die Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten um einige dreißig zugenommen haben wird, dann darf sich die Leitung der deutschkonservativen Partei das Verdienst daran in erster Linie zuschreiben. Daß wir uns mit unserer Anerkennung der Sozialdemokratie in der besten Gesellschaft befinden, beweisen die Ausführungen der Nordd. Allg. Ztg. vom Sonntag zu den Verhandlungen über die Reichsversicherungsordnung. Das dort der Minderheit gespendete Lob ist an die Sozialdemokraten gerichtet. G. Cl.

Bank und Geld

Süddeutsche Bankenkonzentration — Übermacht der Großbanken — Der Pfälzischen Bank Aufstieg und Ende — Nachteile der Zentralisation im Bankverkehr — Ungünstiger Einfluß auf den Geldmarkt — Anspannung der Reichsbank — Mittel zur Abhilfe

Die Konzentration des Großkapitals im deutschen Bankgewerbe schreitet unaufhaltsam weiter fort. Enger und enger ziehen die großen Konzerne die Maschen des Netzes, durch welches sie das provinzielle Bankgeschäft mit ihren Interessen verknüpft haben. Es dürfte schwer fallen, heute auch nur ein Dutzend Institute von einiger Bedeutung aufzuzählen, die nicht in mehr oder weniger enger Form einer der Berliner Großbanken angegliedert und tribut-

pflichtig gemacht sind. Was außerhalb dieses Interessenkreises steht, hat so schwer um die Existenz zu kämpfen, daß die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit mehr einer Tat des Heroismus als der geschäftlichen Klugheit gleichkommt. An den vielfachen Zusammenbrüchen kleiner Provinzinstitute und Privatfirmen kann man deutlich verfolgen, wie die Geschäftspolitik der Großen allen Unternehmungen, die nicht zu ihnen gehören, den Lebensfaden unterbindet. Den Kleinen bleibt nur die Spreu der Geschäfte, riskante Kredite und unsichere Beleihungen, insbesondere gefahrdrohende Grundstücksgeschäfte, die durch den hohen Zinsgewinn einen starken Anreiz bieten. Die Folgen bleiben nicht aus: starke Verluste zwingen zum Aufsuchen neuer Gewinne in doppelt risikoreichen Unternehmungen, bis wiederholte Fehlschläge dann den ganzen Bau ins Wanken bringen. Diese Erfahrung, daß es gegen die geschäftliche Übermacht der Großen nicht gut ankämpfen ist, machen nicht etwa nur ganz wehrlose Institute. Prüft man den jüngsten Zusammenschluß der drei süddeutschen Banken Rheinische Kreditbank, Pfälzische und Süddeutsche Bank unter diesem Gesichtspunkte, so wird man leicht erkennen, daß für die Pfälzische Bank, ein Institut von 50 Millionen Kapital, das Aufgeben der Selbständigkeit nichts weiter als eine Kapitulation vor der Übermacht ihres Rivalen, der Rheinischen Kreditbank, und der hinter dieser stehenden Deutschen Bank bedeutet. Die Geschichte dieser Pfälzischen Bank ist sehr lehrreich. Hervorgegangen aus einer Kreditgenossenschaft, der Ludwigshafener Volksbank, hat sie während der neunziger Jahre, und zwar noch ehe die Konzentrationsbewegung begann, einen starken Ausdehnungsdrang bekundet. Ihr Ehrgeiz war, die beherrschende Bank für die industriereiche und und wohlhabende Südwestecke Deutschlands zu werden. Sie errichtete daher Filialen über Filialen, kaufte Bankfirmen und Kreditgenossenschaften an einer großen Zahl pfälzischer, hessischer und bayrischer Plätze und vergrößerte ihr Kapital in schneller Folge, immer mit dem Hinblick, ihrem Hauptrivalen, der Rheinischen Kreditbank, die ihr ursprünglich an Kapitalkraft und Geschäftsausdehnung nachstand, den Rang abzulaufen. In diesem Wettrennen hat aber schließlich die andere den Sieg davon getragen. Denn die Pfälzische Bank geriet in das Hintertreffen in dem Augenblick, wo die Deutsche Bank ihre mächtige Hand über die Rheinische Kreditbank ausstreckte. Die rasche, damals viel bespöttelte Ausdehnung der Pfälzischen Bank hatte dieser auch eine ganze Anzahl nicht unbedenklicher Engagements bei den übernommenen Firmen eingebracht. In ihren industriellen Unternehmungen war sie oft nicht glücklich beraten. Als daher die Krisis von 1900 eintrat, geriet die Bank in eine unerfreuliche Lage; starke Abschreibungen nötigten mit der Dividende auf die Hälfte herabzugehen. Von da ab war es mit dem Aufschwung vorbei, die Aktionäre mußten sich dauernd mit einem Gewinnerträgnis von nur 4 bis 5 Prozent begnügen, das Ausbessern der alten Schäden nahm der Bank alle Aktionskraft und führte doch nicht zu deren Beseitigung. So blieb denn keine Wahl; eine Annäherung an den Schaaffhausenschen Bankverein, die vor Jahren eingeleitet wurde, war zugleich mit der Interessen-

gemeinschaft Dresden-Schaaffhausen in die Brüche gegangen, und so mußte denn wohl oder übel der Anschluß an die ehemalige Konkurrentin gesucht werden, die mittlerweile so erstarkt war, daß sie fast über das doppelte Aktienkapital verfügte. Durch die erfolgte Vereinigung der beiden Institute, in welche die Süddeutsche Bank mit einbezogen wurde, entsteht eine Kapitalzusammenfassung von 150 Millionen Mark. Hätte man für diese Vereinigung den Weg der Fusion, der vollkommenen Verschmelzung, gewählt, so wäre ein provinziales Rieseninstitut entstanden, das selbst unter den führenden Großbanken nur von einigen übertroffen worden wäre. Eine solche Entwicklung hätte nicht im Interesse der Deutschen Bank gelegen, die darauf sehen muß, die Herrschaft in den Händen zu behalten, ohne so bedeutende Kapitalien zu investieren. Man zog daher die Bildung einer Interessengemeinschaft vor, indem man die üblen Erfahrungen, die Dresden-Schaaffhausen mit einer solchen gemacht hatten, durch weitgehende Personalunion der Leitung zu vermeiden suchte. Der schließliche Erfolg ist derselbe: der Machtbereich der Deutschen Bank erfährt eine neue ansehnliche Vergrößerung. Bedenkt man, daß die beiden jetzt vereinigten Banken über nahezu fünfzig Niederlassungen verfügen, die fast alle ursprünglich selbständige Unternehmungen und Bankgeschäfte waren, so kann man das Bedauern über diesen Entwicklungsgang nicht unterdrücken. Das Verschwinden so vieler wirtschaftlich berechtigter Einzelexistenzen ist ein beklagenswerter Nachteil, der durch die anderweiten Vorzüge einer umfassenden Organisation nicht ausgeglichen wird. Denn diese letzteren kommen nur dem Mutterinstitut und zwar auch nur mit einer gewissen Beschränkung zugute. Einheitlichkeit des Betriebs, Ersparnis an Unkosten können durch die Konzentration im Bankgewerbe nicht erzielt werden; im Gegenteil, die Unkosten wachsen, und derselbe geschäftliche Erfolg muß oft durch bedeutend höhere Aufwendung an Gehältern und sachlichen Ausgaben erkauft werden. Es bleibt also als Vorteil für das Zentralinstitut nur die Konzentration der Geschäfte, deren Gewinn direkt oder indirekt ihm zufließt, und daneben die größere Werbekraft der neuen Filialen in der Heranziehung von Depositengeldern. Dieser letztere Punkt spielt nun freilich bei der Entwicklung, die das Bankgeschäft in Deutschland genommen hat, fast allenthalben die Hauptrolle. Die Befriedigung des lokalen Kreditbedürfnisses, die Pflege von Geschäftsbeziehungen zu den Kleingewerbetreibenden und dem Mittelstand sind Aufgaben, welche die Großbank zwar infolge der Fusion zunächst notgedrungen übernehmen muß, denen sie sich aber nur höchst ungern unterzieht und die sie nur pflegt, soweit sie von dem Hauptzweck, der Aufsammlung von Depositen, gefordert werden. Während also das lokale Kreditinstitut die fremden Gelder fast ausschließlich zur Befriedigung lokaler Bedürfnisse verwandte und kein Interesse daran hatte, den Zufluß solcher Gelder über die Verwendungsmöglichkeit hinaus zu steigern, verfolgt die Großbankfiliale nach beiden Richtungen die umgekehrte Politik: die lokale Kreditgewährung wird eingeschränkt und die Heranziehung von Depositen forciert.

Diese Mittel fließen dann direkt oder indirekt dem Zentralinstitut zu und dienen ihm zur Stärkung seiner finanziellen Position. Nun ist freilich zuzugeben, daß so weitumfassende Aufgaben, wie sie die Politik der deutschen Großbanken sich gestellt und mit Erfolg gelöst hat, außergewöhnlich große Mittel erfordern, und daß daher vom Standpunkt der letzteren dies geschäftliche Gebaren richtig ist. Aber wer wollte die volkswirtschaftlichen Nachteile verkennen? Ist nicht die Kreditnot des Mittelstandes, zu deren Lösung sogar der Hansabund eine Preisaufgabe ausgeschrieben hat, eine direkte Folge dieses Geldabflusses? Werden nicht die Milliarden aufgesammelter Kapitalien zum Teil in einer Weise verwandt, die nur vom Standpunkt der Dividendenpolitik aus berechtigt erscheinen, von dem des Gemeinwohls aus aber sehr anfechtbar sind? Die übermäßige Kreditgewährung an die Großindustrie, die noch jüngst so viel erörterte Beteiligung an ausländischen Anleihen, die Begünstigung der Börsenspekulation gehören in dies Kapitel. Und von diesem Gesichtspunkt aus fällt meines Dafürhaltens auch das richtige Licht auf die periodischen Klemmen, unter denen unser Geldmarkt leidet. Wenn von Quartal zu Quartal die Ansprüche an die Reichsbank sprunghaft steigen und jetzt eine Höhe erlangt haben, wie sie nur bei krisenhaften Zuständen auf dem Geldmarkt einzutreten pflegt, obwohl doch die wirtschaftliche Lage eine im übrigen normale ist, so liegt die Erklärung für diese auffällige Erscheinung in der übermäßigen Konzentration unseres Geld- und Bankwesens. Je gewaltiger die Summen sind, die den Banken als Depositen zufließen, und je enger das Bett ist, in das dieser Strom schließlich geleitet wird, um so mehr wird eine Stockung des Zuflusses oder gar ein Abfluß auf das zentrale Sammelbecken wirken. Die Depositengelder sind ja bekanntlich keine solchen, die den Banken zur dauernden Anlage überlassen werden; die Einleger fordern sie zurück, wenn ihr eigener Wirtschaftsbedarf sie dazu nötigt. Das ist in hervorragendem Maße an den Quartalsterminen der Fall, an denen sich nach deutscher Sitte eine Menge Zahlungen zusammendrängen. Wird doch schätzungsweise der Quartalsbedarf für Hypotheken- und Zinszahlungen allein auf vierhundert Millionen beziffert! Dazu kommen die Anforderungen für Miete, für die Ernte im Herbst, für die Bestellung im Frühjahr, um nur einige der wichtigsten Posten herauszugreifen. Der größte Teil dieser Ansprüche klopft nun an die Kasse der Zentralstelle. Es ist ja die ganz natürliche Folge der Konzentration, daß die Zentralstelle, der alle überschüssigen Gelder zugeflossen sind, nun im Augenblicke des Bedarfs für alle ihre Filialen und direkt oder indirekt angeschlossenen Institute gerade zu stehen hat. Der vorhandene Druck überträgt sich also in verschärftem Maße. Nun ist die Zentralstelle aber nicht imstande, diesem Bedarf aus eigenen Mitteln zu entsprechen. Wir wollen annehmen, sie habe sehr vorsichtig disponiert und sei nach bankmäßigen Begriffen liquide. Sie wird dann wohl einen ansehnlichen Kassenbestand, lombardfähige Wertpapiere und ein großes Wechselportefeuille haben. Der Kassenbestand ist aber selbstverständlich sehr viel

niedriger als der Kassenvorrat, den die Hunderte von selbständigen Instituten im ganzen zur Verfügung haben würden, wenn das Bankwesen nicht zentralisiert wäre. Für den Fehlbetrag muß also mehr auf das Wechselportefeuille zurückgegriffen werden, das ohnehin schon den Hauptteil der Mittel zur Bestreitung des Bedarfs liefern muß. So ist es schließlich die Reichsbank, die in die Bresche tritt. Denn sie ist nach der ganzen Organisation unseres Geldwesens „die Bank der Banken", sie ist die einzige Stelle, bei der das fehlende Geld in Form von Noten gegen Diskontierung oder Verpfändung von Wechseln beschafft werden kann. Auch hier macht sich ein Nachteil der Zentralisation geltend, der in Kauf genommen werden muß, wenn man die außerordentlichen Wohltaten einer einheitlichen Notenbank nicht missen will. Die Folgen zeigen sich in einer sprunghaften Verschlechterung des Status der Reichsbank, die im letzten Frühjahrstermin über 700 Millionen Mark betragen hat und die ernstesten Besorgnisse erregen mußte. Liegt es doch im Bereich der Möglichkeit, daß bei solcher Inanspruchnahme die bare Notendeckung unter das gesetzliche Drittel sinken könnte. Das würde dann heißen: schleunige Suspendierung des Bankgesetzes oder Zwangskurs, wenn ein allgemeiner Bankerott vermieden werden soll. Wie aber einer solchen Gefahr steuern? Die Reichsbank hat es zunächst auf dem Wege einer Verschärfung der Lombardbedingungen versucht — ein Palliativ aber kein Heilmittel! Die Verfügung richtet sich nur gegen die unzweckmäßige Art, in welcher die Banken die Reichsbank in Anspruch zu nehmen pflegen. Um eine Zinsausgabe zu sparen, diskontieren sie nicht die Wechsel, sondern verpfänden sie. Da nun die Quartalsbedürfnisse sich stets nur auf wenige Tage verteilen und schon am Zweiten oder Dritten des neuen Monats ein kräftiger Rückstrom einsetzt, so ist es ihnen ein leichtes, die verpfändeten Wechsel wieder einzulösen oder, wenn die Minimalfrist für das Lombarddarlehen noch nicht abgelaufen ist, die Gelder an der Börse auszuleihen und dadurch die Zinseinbuße zu verringern. Dem will die Reichsbank entgegentreten, indem sie für Lombarddarlehen am Quartalstermin einen Zinszuschlag von zehn Tagen erhebt. Diese Zinseinbuße ist so erheblich, daß es vorteilhafter ist, Wechsel von der Lauffrist annähernd eines Monats zu diskontieren. Die Banken werden also diesen Weg der Geldbeschaffung vorziehen. In den diskontierten Wechseln erhält aber die Reichsbank wenigstens eine Notendeckung, was bei den bloß lombardierten nicht der Fall ist. Gegen eine Verminderung der baren Notendeckung kann sie sich aber auf diesem Weg nicht schützen. Es gibt überhaupt kein Mittel, die vorhandenen Ansprüche einzuschränken oder von der Reichsbank abzulenken. Es ist eine notwendige Folge der vorhandenen Zentralisation, daß sie letzten Endes die Reichsbank belasten. Aber freilich: bessern ließe sich manches, zwar nicht über Nacht oder auf dem Weg einer Verfügung, wohl aber durch eine Korrektur unserer Zahlungssitten. Die Zusammendrängung so vieler Zahlungsverpflichtungen auf die Quartalstermine ist keine Notwendigkeit. Hypotheken und Zinszahlungen könnten durch die Hypothekenbanken auf andere Termine verschoben

werden, die Auszahlung der Gehälter könnte einige Tage früher erfolgen (es handelt sich dabei um 800 Millionen Jahreszahlungen der Bundesstaaten!). Vor allem wäre aber die Bewegung und der Umsatz an barem Geld einzuschränken. Die großen Anstrengungen, die man zur Erreichung dieses Zieles vor einigen Jahren gemacht hat, sind ziemlich im Sande verlaufen. Eine Hypothekenabrechnungsstelle ist zwar in das Leben gerufen worden, aber sie erfreut sich nicht der Benutzung; den Scheckverkehr hat man durch eine unsinnige, aber auf Betreiben der Großbanken eingeführte Steuer im Entstehen erdrosselt, der Ausbreitung der Girokonten hat die Reichsbank selbst durch die Erhöhung der Minimalguthaben den Weg verlegt und den Postscheckverkehr, eine so vielversprechende Einrichtung, hat die Postverwaltung von vornherein durch Zinslosigkeit der Guthaben und fiskalische Gebühren verkrüppelt. Fehler über Fehler! Möge man sich beeilen, sie wieder gutzumachen!

Spectator

Bücherliste

Ewald, Carl: Mutter Natur erzählt. Naturgeschichtliche Märchen. Autorisierte Gesamtausgabe von Hermann Kiy, Bd. I. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Franckh'sche Verlagshandlung) in Stuttgart. Leinenband M. 4.80.

Die naturgeschichtlichen Märchen des bekannten dänischen Schriftstellers werden hier in einer sehr ansprechenden Form geboten. Es sind reizvolle Schilderungen, die einer genauen Beobachtung der Vorgänge in den Werkstätten der Natur ihre Entstehung verdanken. Das Buch ist mit vielen originellen Strichzeichnungen und einigen Tafeln geschmückt. Sch.

Dörrer, Anton: Karl Domanig. Zum Geburtstag des Tiroler Dichters und Volksmannes am 3. April 1911. Hamm, Breer & Thiemann. M. 0.50.

Grothe, Hugo: Orientalisches Archiv. Illustrierte Zeitschrift für Kunst, Kulturgeschichte und Völkerkunde der Länder des Ostens. Heft 1 und 2. Leipzig, Karl W. Hiersemann. à M. 7.50.

Schönherr, Karl: Aus meinem Merkbuch. Leipzig, L. Staackmann.

Drews, Arthur: Die Christusmythe. Zweiter Teil. Jena, Eugen Diederichs. M. 3.—.

Sommer, Prof. Dr. med.: Die Beziehungen zwischen Psychologie, Psychopathologie und Kriminalpsychologie vom Standpunkt der Vererbungslehre. Berlin, Allgem. Medizin. Verlagsanstalt. M. 0.80.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 und 1/2 4—1/2 6 Uhr. — Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

444. **Pfarrer**, 1. 10., Oderbruch.
453. **Hauslehrer**, erf., f. 10j. Knab., Mecklenburg.
454. **Pfarrer**, bald, Westpr.
475. **Bürgermeister** (4200 M.), 1. 7., Sachsen.
476. **Philologe**, f. Unterprim. f. d. Sommer, sofort, Brandenburg.
477. **Hilfsprediger** (2400 M.), 1. 9., Sachsen.
478. **Pfarrer** (3000 M.), 1. 12., Westf.
479. **Tierarzt** (250 M. mon.), bald, Sachsen.

B. Für Damen.

394. **Erzieherin**, ev., jg., mus., gepr., 1. 6., Sachsen.
449. **Erzieherin**, 1. resp. 15. 8., Mecklbg.
450. **Erzieherin**, gepr., mus. (im Ausland gew.), 1. 8.
456. **Erzieherin**, f. 11jähr. Knaben, 1. resp. 15. 8., Mecklbg.
458. **Erzieherin**, f. 15jähr. Mädch. (mus., ev., erf.), 1. 7., Hannover.
459. **Erzieherin**, f. 2 Mädch. (Mus.), 1. 7., Pommern.
461. **Erzieherin**, ev., mus., gepr., 1. 8., Ostpr.
463. **Lehrerin**, erf., ev., 1. 8., Hannover.
469. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 7., Nm.
470. **Erzieherin**, erf. in Sprach., Schlesien.
471. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 7., Schlesien.
480. **Lehrerin**, f. 1 Mädch. (Engl. u. Frz. im Auslande erl.), 1. 7., Posen.
481. **Lehrerin**, f. 3 Kind., f. einf. Forsthaus, 1. 10., Hannover.
482. **Feingebild. Erzieherin**, staatl. gepr., f. 11jähr. Mädchen, 1. 9., Bayern.
483. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., f. 1 Mädch., 1. 8., Nm.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Offene Tür oder Interessensphäre?

Von Arthur Dix-Berlin

In früheren Zeiten war man bei der Klassifizierung handels- und wirtschaftspolitischer Tendenzen der einzelnen Staaten und handels- und wirtschaftspolitischer Beziehungen zwischen den verschiedenen Staaten leicht fertig mit den Begriffen „Freihandel" und „Schutzzoll". Heute meint man, daß es in Englands Hand liege, ob nicht etwa auf lange Zeit hinaus der Freihandel überhaupt aus der Praxis der Weltwirtschaftspolitik sich zurückziehen muß in die blutlosen Begriffe der reinen Theorie; und man ist geneigt, zu glauben, daß diese Entscheidung bei England auf des Messers Schneide stehe.

Recht betrachtet, ist der Freihandel ja überhaupt nur noch aufzufinden, wenn man ihn theoretisch lediglich als Gegensatz zum Schutzzoll auffaßt; in Wahrheit aber kann doch schließlich auch ein hochentwickeltes System von Finanzzöllen nicht mehr als reiner Freihandel aufgefaßt werden, der doch eigentlich das Fehlen jeder Zollschranke voraussetzt. Und wie steht es damit in England? — Wir rufen uns die einschlägigen Ziffern viel zu selten ins Bewußtsein, vergegenwärtigen uns viel zu selten, daß England in Wahrheit die höchsten Zolleinnahmen in Europa verzeichnet — höher als das durch so hohe Zollmauern umschlossene Rußland, höher als das klassisch schutzzöllnerische Frankreich, höher auch als Deutschland! Nach dem Gothaer Hofkalender 1909 belaufen sich die englischen Zolleinnahmen auf rund 700 Millionen, die deutschen auf 670, die französischen auf 380 Millionen. Das macht auf den Kopf der Bevölkerung berechnet in Frankreich etwa 9,1, in Deutschland 10,6, in England aber 15,5 Mark. Man sieht: auch ohne zum Schutzzoll überzugehen, ist England bereits mit seinem Finanzzoll ein Land, auf dessen Handelspolitik der Begriff des Freihandels doch nur in einer zwar durch die Gewohnheit geheiligten, darum aber doch nicht weniger einseitigen Auslegung anzuwenden ist.

Heute spielen in der Weltwirtschaftspolitik andere handelspolitische Begriffe eine weit wesentlichere Rolle als die alte Gegenüberstellung von Schutzzoll und Freihandel. Heute operieren wir mit besonderer Vorliebe mit dem Begriff der „offenen Tür". Irren wir nicht, so ist das Wort englischen Ursprungs. Aber sprach man früher von der „open door", so ist gegenwärtig die offene Tür vor allem im Sprachschatze der deutschen Diplomatie zu finden. Das ist kein Zufall; denn tatsächlich ist England durchaus nicht mehr der Hüter der offenen Tür, als den es sich ehedem ausgegeben hat. Noch bevor in England selbst die letzten Entscheidungen darüber fallen, ob das Stammland zum Schutzzoll übergehen soll, hat England draußen auf dem Weltmarkte die Politik der offenen Tür verlassen und ist in steigendem Umfange übergegangen zu der Politik der Interessensphären, an deren Eingang die offene Tür für Wettbewerber zugeschlagen wird.

Der wirtschaftspolitische Begriff der Interessensphäre ist uns Deutschen durch England insbesondere klar gemacht worden bei seinem Streben, das Yangtsetal zu einer britischen Interessensphäre zu stempeln und dort den deutschen Wettbewerb auszuschalten. Wir haben uns dieser Tendenz mit Entschiedenheit und auch mit einem gewissen, durch Englands Bindung im Burenkriege begünstigten Erfolg widersetzt. In dem Yangtseabkommen zwischen Deutschland und England, das während des Burenkrieges getroffen wurde, siegte — zum mindesten auf dem Papier — die deutsche Politik der offenen Tür über die englische Politik der Interessensphären. Freilich hat England, nachdem es die Fesseln des Burenkrieges abgestreift hatte, nichts unversucht gelassen, in der Praxis doch seinem alten Streben wieder zum Siege zu verhelfen. Ihm sollte nicht zuletzt der Zug nach Tibet in das tiefste Hinterland des Yangsetales dienen, der unter anderem bezweckte, daß von Tibet aus der Zugang nach der chinesischen Provinz Szetschuan und so weiter hinab ins Yangsetal beherrscht und gesichert werden sollte. Das englisch-russische Tibetabkommen und Chinas reaktivierte Politik in Tibet haben England hier noch nicht recht zum Ziele gelangen lassen; um so eifriger aber ist es bemüht, einstweilen die Provinz Szetschuan — in der es beiläufig an Betätigung deutschen Unternehmungsgeistes durchaus nicht gefehlt hat — zu einer englischen Interessensphäre zu stempeln und ihr dann nach und nach die Provinzen am Mittel- und Unterlaufe des Yangtse anzugliedern.

In neuerer Zeit ist Englands Interessensphärenpolitik mit ihren Abschließungstendenzen dann am klarsten zutage getreten in dem russisch-persischen Abkommen und in der weiteren Handhabung der englischen Politik in Persien. Es ist ja aus den jüngsten Tagen hinlänglich bekannt, in welchem Maße England sich dagegen gewehrt hat, daß die deutschen Interessen in Persien eine Förderung und Ausdehnung erfahren könnten. Das eifrige Streben Englands geht über die Grenzen Persiens hinaus dahin, den Persischen Meerbusen und den Unterlauf des Euphrat und Tigris gleichfalls zur englischen Interessensphäre zu stempeln.

Als seinerzeit England daran ging, sich zum ersten Male mit Rußland über die persische Frage zu verständigen, äußerten mißtrauische deutsche Politiker

das Bedenken, daß Persien für Deutschland ein „zweites Marokko" werden könne. So ganz unbegründet war das Bedenken nicht, wie sich namentlich später zeigte, als eine deutsche Großbank in die neutrale Zone Mittelpersiens einen Gewährsmann zwecks Erkundung und Förderung der deutschen Interessen entsandte und England ziemlich schroff erklärte, eine Ausbreitung deutscher Interessen in Persien nicht dulden zu wollen.

Sogar schon vor dem russisch-englischen Abkommen hatte England es unwillig aufgenommen, daß die Hamburg-Amerika-Linie den Versuch machte, den direkten deutsch-persischen Warenaustausch durch eine nach dem Persischen Golf gerichtete Schiffahrtslinie zu fördern. Dieser Warenaustausch war schon seit geraumer Zeit durchaus kein geringer; doch gab die amtliche Handelsstatistik davon keine Kunde, weil der ganze Handel durch englische Hände ging. Es war England nicht genehm, die in der Tat bereits vorhandenen deutschen Wirtschaftsinteressen in Persien ihrem ganzen Umfange nach durch das Aufkommen eines direkten deutsch-persischen Handels bekannt werden zu lassen. Noch weniger wollte England späterhin zugeben, daß etwa das deutsche Kapital Persien durch eine Anleihe aus der politischen Verlegenheit helfen würde, da Englands Absicht war, durch Kreditgewährung seinerseits die politische Abhängigkeit Persiens zu verstärken. Auf den Persischen Meerbusen und seine Randländer Arabien und Mesopotamien, geeignete Arbeitsfelder für indische Auswanderer, war Englands Augenmerk schon lange gerichtet, wie zu wiederholten Malen durch englisches Fußfassen an geeigneten Plätzen, gelegentlich auch durch das Verdrängen konkurrierender Franzosen, weiter durch das Aufhetzen arabischer Stämme gegen die türkische Herrschaft und endlich durch den Kampf gegen die Fortführung der Bagdadbahn bis zum Persischen Meerbusen hinlänglich bekundet worden ist.

Was Marokko und Persien für uns Deutsche miteinander verbindet, das ist das dem Vorgehen an beiden Stellen gleichmäßig zugrunde liegende politische Prinzip — das von England angenommen und sanktioniert ist —: das Prinzip der Interessensphärenpolitik im Gegensatze zu dem der Politik der offenen Tür. England hat Frankreich zugestanden, daß es Marokko als seine Interessensphäre betrachten darf; es hat mit Rußland zusammen Persien in Interessensphären aufgeteilt. England und seine neuen Verbündeten haben damit — wenigstens bis zu Deutschlands Verständigung mit Rußland in der persischen Frage — zielbewußt eine Politik getrieben, die grundsätzlich der deutschen Politik entgegengesetzt ist und sich in erster Linie auch praktisch gegen Deutschland richtet. Denn wenn die offene Tür durch Befolgung der Interessensphärenpolitik irgendwo zugeschlagen wird — sei es, wo es sei! —, dann ist der am meisten betroffene Wettbewerber doch naturgemäß derjenige, der durch seine ganze wirtschaftliche Expansion von Natur am meisten gezwungen ist, nach freier Betätigung auf dem Weltmarkte zu trachten. Der deutsche Grundsatz der offenen Tür und die Interessensphärenpolitik der Triple-Entente stehen einander unversöhnlich gegenüber — ein Mittelding gibt es nicht, es sei denn die territorial verschiedene

Politik der Vereinigten Staaten, die mit Deutschland auf der Welt im allgemeinen den Grundsatz der offenen Tür teilen, aber den ganzen amerikanischen Erdteil als eigene Interessensphäre betrachten.

In der Tat gehört die Parallelität der deutschen und amerikanischen Interessen namentlich in Ostasien, wie überall da, wo auf dem Boden selbständiger, aber durch die monopolistischen Gelüste anderer europäischen Staaten in ihrer Selbständigkeit bedrohten Länder die Freiheit des internationalen Wettbewerbes aufrecht zu erhalten ist, zu denjenigen Faktoren, die Deutschland und die Vereinigten Staaten in ihrer Politik einander nähern. Jede derartige Annäherung aber ist vor allen Dingen England höchst unerwünscht, da England in den beiden stammverwandten Völkern seine größten Rivalen sieht, es auch sehr wohl weiß, daß die Vereinigten Staaten am letzten Ende der gefährlichere Rivale sind, aber eben deshalb seine Politik nicht unmittelbar gegen die Vereinigten Staaten zu richten wagt, sondern alles, was es vielleicht gegen diese unternehmen möchte, zu nur gegen Deutschland gemeinten Schritten umdeuten möchte.

Als vor kurzem das ostasiatische Abkommen zwischen Rußland und Japan bekannt wurde, fühlte man in England sofort sehr deutlich die Gefahr, daß durch die Bedrohung parallel gehender, auf die Erhaltung des freien Wettbewerbes in Ostasien gerichteter Interessen die von dem russisch-japanischen Abkommen sehr nahe berührten Vereinigten Staaten von Nordamerika in engere Fühlung mit der gleichfalls mittelbar betroffenen deutschen Politik gelangen könnten. Es war ein gar zu durchsichtiges Manöver deutschfeindlicher Blätter, daß sie damals sofort irgendein beliebiges Mittel an den Haaren herbeizuziehen suchten, um irgendwo in der Welt zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland Unfrieden zu stiften. Man griff im Übereifer recht plump vorbei, indem man einen Zeitungskrieg wegen des Kaiserbriefes an den Präsidenten von Nicaragua inszenierte. Die Haltlosigkeit des in Rede stehenden Vorfalles war, zumal angesichts der zahlreichen fast gleichlautenden Briefe, die von anderen Staatsoberhäuptern vorlagen, offensichtlich, und es sprach schließlich nur für das gute Gewissen, das die deutsche Politik gegenüber den Vereinigten Staaten haben kann, wenn die eifrigen Spürer nichts anderes fanden als dieses untaugliche Mittel.

Täuschen wir uns nicht! Mitten im Frieden findet zwischen England und Deutschland ein erbitterter Kampf statt — nicht mit militärischen, sondern mit wirtschaftspolitischen Waffen. Es ist der Krieg zwischen dem Grundsatze der offenen Tür und dem Grundsatze der Interessensphären. In diesem Kriege benutzt England seine Verbündeten als Pförtner: der eine schließt Deutschland die offene Tür trotz aller diplomatischen Akten in Marokko, der andere sollte es mit England gemeinsam in Persien tun, bis die Potsdamer Verständigung einen Strich durch die englische Rechnung machte. England spielt ohnehin mit seiner Politik ein gewagtes Spiel: Ein stark wachsendes und wirtschaftlich so

tüchtiges 65-Millionenvolk, wie das deutsche es ist, läßt sich nicht aushungern und in der wirtschaftlichen Expansion, die dem beständigen Wachstum seiner Arbeitskräfte und den großen Fortschritten seiner Technik entspricht, auch nicht künstlich aufhalten. Wollte man den Versuch systematisch fortsetzen, ihm überall auf dem für den internationalen Wettbewerb freien Weltmarkte die Tür zu verschließen — es müßte notgedrungen einmal der Augenblick eintreten, in dem Deutschland trotz aller Friedensliebe gezwungen wird, die verriegelten Pforten des Weltmarktes gewaltsam zu sprengen! Um es nicht zu dieser äußersten Notwendigkeit kommen zu lassen, wird die deutsche Diplomatie alle Mühe haben und es sich mit allen Mitteln angelegen sein lassen müssen, nicht erst systematisch ein Marokko auf das andere in immer längerer Reihe folgen zu lassen, sondern das Prinzip der offenen Tür zum Siege zu führen über das ihm schroff entgegengesetzte Prinzip der Interessensphären. In dieser Beziehung gewinnt der Gedankenaustausch der deutschen und russischen Diplomaten gelegentlich des letzten Zarenbesuches in Potsdam mit den Ergebnissen, über die der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg in der Reichstagssitzung am 8. Dezember 1910 berichtete, eine erfreuliche Bedeutung von hoher grundsätzlicher Wichtigkeit. Die deutsch-russische Verständigung über Persien und die Bagdadbahn durchlöchern einen weit angelegten Plan der Interessensphärenpolitik.

Dem Süden Europas vorgelagert, dehnt sich zwischen Tanger und Teheran ein langer Streifen mohammedanischer Länder, in denen die Politik der europäischen Mächte ausgedehnte Reibungsflächen findet — Länder, in denen die deutschen Interessen dahin gehen, die Selbständigkeit der Marokkaner, der Türken, der Perser und in ihren selbständigen Gebieten die Politik der offenen Tür erhalten und betrieben zu sehen, indessen andere europäische Staaten die Politik der Sondervorteile, der kolonialen Erwerbungen, der politischen Vormachtstellung und der Handels- und Verkehrsmonopole treiben.

Nur vorübergehend hat die damals am Weltmarkt noch relativ wenig interessierte deutsche Politik in jenen Gebieten ihrerseits jene monopolistisch-kolonisatorische Politik anderer Staaten begünstigt, und zwar zu einer Zeit, als Bismarck meinte, einen neuen deutsch-französischen Krieg abwenden zu können, indem er Frankreich nicht nur freie Hand in Nordafrika ließ, sondern den nordafrikanischen Expansionsdrang der Franzosen geradezu als Ventil für ihren überquellenden nationalen Ehrgeiz benutzte. Aber auch diese zeitweilige Begünstigung französischer Kolonialpolitik in den nordafrikanischen Gefilden des Mohammedanismus hatte ihre bestimmten und wohlberechneten Grenzen. Wenn die Angliederung von Tunis an das schon 1830 von Frankreich in Besitz genommene Algier auf deutscher Seite keinen Widerspruch, sondern sogar Ermunterung fand, so waren auch die Nebenwirkungen dieser französischen Expansionspolitik, nämlich die Verärgerung Italiens und der Türkei gegen Frankreich, der deutschen Politik keineswegs unerwünscht; wenn aber Frankreich damals von einem nordafrikanischen Kolonialreich träumte, das im Süden vom Kongo, im Osten vom Nil, im Norden

und Westen aber vom Meere begrenzt würde, so hatte die deutsche Politik, obwohl sie den Ehrgeiz der „großen Nation“ auf solche Zukunftsträume ablenkte, sehr wohl die Sorge dafür im Auge, daß doch schließlich auch in Nordafrika die französischen Bäume nicht in den Himmel wachsen würden.

Marokko bedeutete auf Moltkes weises Anraten von jeher auch für Bismarck ein den Franzosen gesetztes „noli me tangere“; und sollten diese dennoch versuchen, sich die Zähne daran auszubeißen, so sollte deutsche Schulung des marokkanischen Militärs dafür sorgen, daß der ihnen hier bereitete Widerstand ihre Kräfte lähme und die Gefahr ihrer politisch-militärischen Beweglichkeit in Europa entsprechend verringere. An dieser von Bismarck und Moltke vorgezeichneten Politik hätten wir nur mit größerer Konsequenz festhalten sollen, zumal nachdem durch die Tangerreise des Kaisers diese Karten einmal aufgedeckt waren.

Das nächste Hauptstück des oben bezeichneten Länderstreifens bildet in bezug auf internationale Reibungen der breite, Europa und Afrika verbindende Gürtel zwischen dem Nil und dem Kaukasus, der die große Völkerstraße zwischen Europa und dem südlichen Asien nebst Australien und Ozeanien trägt — wohl der interessanteste Schauplatz internationalen Ringens insofern, als er — so recht angemessen unserem Zeitalter des Verkehrs — zeigt, wie weltpolitisches Ringen sich vollzieht unter Anwendung verkehrspolitischer Waffen.

Das ausgeprägteste Interesse an diesem Gebiet nimmt England, weil es in der Beherrschung der Verkehrsstraßen zwischen Europa und Indien eine Lebensfrage für das britische Imperium sieht. Daher die englische Politik am Suezkanal, dessen Bau es anfangs zu hintertreiben trachtete, und den es dann schließlich in englischen Besitz zu bringen gewußt. Je rücksichtsloser aber England hier die nun gewonnene Monopolstellung im Verkehr ausnutzt, die Konkurrenten mit ungebührlich hohen Kanalabgaben belastend, um so mehr richtet sich das Interesse des europäischen Festlandes auf die Gewinnung anderer Verkehrsstraßen in der gleichen Richtung. Überall da, wo diese Politik sich betätigt, sehen wir sofort den entschiedensten britischen Widerstand, der nur schwinden würde, wenn nach dem Beispiel des Suezkanals auch auf jenen anderen Straßen England das Monopol an sich zu reißen vermöchte. Das ist der eigentliche Schlüssel zur Lösung der Rätsel, die der Kampf um die Bagdadbahn und das Vorgehen Englands an der Mündung des Euphrat und Tigris aufgegeben!

Auch hier hat Deutschland bewiesen, daß es für den angestammten Herrn des Landes, die Türkei, die Aufrechterhaltung seiner Selbständigkeit wünscht, und daß es seinerseits kein einseitiges Monopol erstrebt; hat es doch mit größter Bereitwilligkeit dem fremden Kapital die Beteiligung an der Bagdadbahn zugesagt. Demgegenüber hat England den deutlichen Beweis erbracht, daß es für sein Teil wieder um das Monopol ringt, zu dem es auf dem Wege über das Schiffahrtsmonopol in Mesopotamien zu gelangen trachtete.

Rassedienst

Von Prof. Dr. Erich Becher-Münster i. W.

Es ist zu etwas Selbstverständlichem geworden, daß Naturerkenntnis Naturbeherrschung ermöglicht. Die Fortschritte der exakten Naturwissenschaften seit Beginn der Neuzeit haben die Kräfte der anorganischen Natur den Zwecken der Menschheit in steigendem Maße dienstbar gemacht. Die Benutzung der toten Naturkräfte durch die Maschine hat der Kultur der Gegenwart ein eigenes Gepräge gegeben. Wenn von Naturbeherrschung die Rede ist, so denken wir zunächst an die Erfolge der Technik, an die Verwertung der Kräfte der toten Natur, an Lokomotiven oder elektrische Maschinen.

Die Benutzung anorganischer Naturerscheinungen, wie etwa des Feuers, durch den Menschen ist eine uralte Errungenschaft primitiver Kultur; aber uralt ist auch die Verwertung einfachster Kenntnisse über Pflanzen- und Tierwelt, wie sie der Viehzucht und dem Ackerbau zugrunde liegen. Das Wissen um die Erscheinungen des Lebens hat seit der Renaissance stetige und erhebliche, aber zunächst doch viel langsamere Fortschritte gemacht als die physikalische Forschung, und dementsprechend waren auch die Erfolge in der Beherrschung der lebenden Natur, so bedeutend sie in Landwirtschaft und Heilkunde sein mochten, nicht so umwälzend wie der Siegeszug der industriellen Technik. Indessen haben seit einem halben Jahrhundert die Wissenschaften vom Lebendigen ihrem schwierigen Gegenstande in rascher Folge Einsichten abgerungen, die schnell praktische Bedeutung erlangten, indem sie z. B. die ganze Medizin und Hygiene umgestalteten. Unter den Gedanken, die vor einem halben Jahrhundert die biologischen Wissenschaften in ein an schnellen Erfolgen reiches Stadium überführten, steht die Entwicklungslehre Darwins an erster Stelle.

Rassedienst, Rassehygiene oder Eugenik ist ein Zweig der Technik des Lebendigen, der aus der biologischen Entwicklungstheorie Darwins hervorwuchs; er steht übrigens mit der bereits viel älteren Praxis der Vervollkommnung von Nutztieren und -pflanzen durch Zuchtwahl in engem Zusammenhang. Schon griechische Dichter und Denker, wie Theognis und Plato, haben den Gedanken einer Züchtung vollkommenerer Menschen durch Paarung wertvollen Menschenmaterials ins Auge gefaßt und die Staatsromane späterer Jahrhunderte haben den Vorschlag des genialsten Utopisten oftmals aufgenommen. Die Erfolge der künstlichen Zuchtwahl, wie sie Tier- und Pflanzenzüchter zur Verbesserung der Rassen und zur Hervorbringung neuer Formen benutzten, dienten Darwin zur Begründung seiner Lehre von der Höherbildung der Lebewesen durch natürliche Zuchtwahl, durch die züchtende Wirkung des Kampfes ums Dasein. Bei der Ausdehnung der Entwicklungslehre auf den Menschen mußten Darwin und der Mitbegründer der Zuchtwahlhypothese, Wallace, auf die Frage stoßen, welche Rolle die entwicklungsfördernden Faktoren in der Kulturmenschheit spielen. Ein

Vetter Darwins und Fortbildner des Darwinismus, Galton, machte diese Frage zu seiner Lebensaufgabe und untersuchte in eindringenden Studien, wie durch Anwendung der Gesetze von Vererbung und Auslese eine Höherbildung des Menschheitstypus erreichbar sei. Bei seinen Bestrebungen handelt es sich nicht um die Vervollkommnung, welche man durch Erziehung bei einzelnen oder Völkern erreichen mag, sondern um die Verbesserung der eingeborenen, ererbten und erblichen Anlagen der Menschen, um ihr „organisches Erbgut". So kann Galton als der Vater der Eugenik gelten, der Wissenschaft von der Produktion eines mit besseren seelischen und körperlichen Erbanlagen ausgestatteten Menschenschlages.

Der Gedanke der Eugenik ist auf Grund der darwinistischen Lehren sicherlich in vielen voneinander unabhängigen Köpfen aufgetaucht. Er hat zunächst langsam, in letzter Zeit vielleicht etwas schneller an Boden gewonnen, ist indes bei uns noch nicht zu einem wirksamen Ferment im herrschenden politisch-sozialen Denken und im öffentlichen Leben geworden. Im englisch sprechenden Kulturkreis, insbesondere im praktisch entschlossenen Geiste des Nordamerikaners, hat die Eugenik schneller Einfluß gewonnen. Der Sieg des Gedankens bei einer Nation wird aber mit Notwendigkeit die anderen Völker dazu führen, ihm gleichfalls Raum zu geben.

Schallmayer gehört zu den hervorragenden Vorkämpfern der Eugenik in Deutschland, zu denen, die für ihre Ideale mit gediegenen wissenschaftlichen Waffen kämpfen. Leider haben Unberufene die Anwendung des Auslese- und Vererbungsgedankens auf ethische, soziale und politische Probleme durch unwissenschaftliche und zum Teil abstoßende Pläne in Mißkredit gebracht. Um so wichtiger erscheint es, den wertvollen Bearbeitungen des bedeutsamen Problems zu weitester Wirksamkeit zu verhelfen. Dazu mag die vorliegende kritische Analyse des Schallmayerschen Werkes über „Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung" (2. Auflage 1910) einen kleinen Beitrag liefern.

Eine kritische Einführung in Schallmayers Gedanken will ich versuchen; denn wenn ich in vielen und wesentlichen Punkten Schallmayer freudig zustimme, so kann ich doch nicht das ganze Werk ohne Kritik hinnehmen. Schon mit der Darstellung der allgemein biologischen Grundlagen, der Abstammungs- und Vererbungslehre, die in den ersten fünf Kapiteln gegeben wird, kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären.

Die Entwicklungslehre, die eine Abstammung kompliziert gebauter, hochstehender Lebewesen von einfacheren, zuletzt ganz einfachen Organismen annimmt, ist heute von fast allen Naturforschern als wohlbegründete Theorie anerkannt. Uneinig ist man in bezug auf die Art und Weise, wie die Entwicklung verlaufen ist, und in bezug auf die Faktoren, die sie bewirkt haben. Darwin sah in der natürlichen Zuchtwahl, ferner in den Lebensverhältnissen und in der Wirkung von Gebrauch und Nichtgebrauch die Umstände, die die Höherentwicklung verursachten. Den direkten Einfluß der Lebensverhältnisse auf die Umbildung der Lebewesen und insbesondere die stärkende Wirkung des Gebrauchs auf ein

Organ, sowie die schwächende Wirkung des Nichtgebrauches hatte vor Darwin schon Lamarck (wie zum Teil auch St. Hilaire) in seiner Entwicklungslehre betont. Daher bezeichnet man Forscher, die in diesen Faktoren die wesentlichen Ursachen der Entwicklung sehen, als Lamarckisten. Die reinen Selektionisten oder Neudarwinianer stellen demgegenüber die Wirkung der Zuchtwahl in den Vordergrund und leugnen, daß die Wirkungen des Gebrauchs der Organe von den Eltern auf die Kinder übertragen werden; sie könnten dann als artentwickelnde Faktoren nicht in Frage kommen. Wenn von zwei Brüdern mit gleicher Muskelanlage der eine Briefbote wird und durch starken Gebrauch seine Beinmuskulatur kräftigt, während der andere Schmied wird und seine Armmuskeln hervorragend ausbildet, so erben nach neudarwinistischer Auffassung die Kinder der Brüder diese verschiedenen, im Einzelleben erworbenen Anpassungen an die genannten Berufe nicht. Schallmayer vertritt diese neudarwinistische Leugnung der Vererbung individuell erworbener Eigenschaften einzelner Organe, während Altdarwinianer und Lamarckisten die Erblichkeit solcher individuellen Erwerbungen annehmen. Mir scheint es aber, daß in dieser schwierigen Streitfrage in letzter Zeit gar manches zugunsten der lamarckistischen Annahme beigebracht worden ist. Man hat über eine Anzahl von Fällen berichtet, in denen von den Eltern erworbene Eigenschaften einzelner Organe oder Veränderungen von Instinkten in sehr deutlicher Weise auch bei den Nachkommen auftraten. (Ich verweise nur auf die neueste, sehr beachtenswerte Zusammenfassung von Semon im zweiten Bande der „Fortschritte der naturwissenschaftlichen Forschung", Berlin und Wien, 1910.)

Zeitweise neigte auch ich zu der von Schallmayer vertretenen neudarwinistischen Lehre; ich halte aber — bei aller Zurückhaltung einem so schwierigen Problem gegenüber — die Geringschätzung, die Schallmayer den Lamarckschen Faktoren entgegenbringt, heute nicht für berechtigt. Die Möglichkeit, daß im Einzelleben durch Übung oder auf andere Weise erworbene körperliche und seelische Vorzüge sich unter Umständen vererben und zur Höherentwicklung der Menschheit in beträchtlichem Maße beitragen können, ist nach den neuesten Versuchsergebnissen wenigstens im Auge zu behalten. Die Bedeutung der Zuchtwahl, der Auslese der Besten, zur Züchtung eines besseren Schlages, bleibt aber bestehen; selbst scharfe Gegner der darwinistischen und neudarwinistischen Selektionslehre leugnen diese Bedeutung nicht völlig. Für viele Zwecke der Eugenik braucht man sich nur auf die feststehenden Erfolge der künstlichen Zuchtwahl zu stützen; jene strittigen Fragen, wieviel bei der großen Entwicklung des Tier- und Pflanzenreichs der Selektion, wieviel den lamarckistischen Faktoren oder irgendwelchen anderen Entwicklungskräften zu verdanken sei, können vorläufig außer Betracht bleiben. Und es wird nützlich sein, Annahmen, die viele und wissenschaftlich beachtenswerte Gegner haben, bei der Grundlegung der Eugenik tunlichst zurückzustellen.

Wie Tiere und Pflanzen ist auch der Mensch den Gesetzen der Vererbung unterworfen. In der langen Entwicklung, die zur Menschwerdung hinführte,

muß der Schatz ererbter, eingeborener Anlagen sich in mannigfacher Weise verändert haben. In der Eizelle und der Samenzelle, aus deren Vereinigung ein neuer Mensch entsteht, sind die organischen Erbanlagen enthalten, die es bedingen, daß ein Lebewesen mit bestimmten eingeborenen Eigenschaften und Fähigkeiten sich entwickelt. Was aus einem Menschen wird, hängt einerseits von den ererbten, eingeborenen Anlagen, anderseits von den Einwirkungen ab, die in gutem und schlechtem Sinne im Laufe des Lebens seine Entwicklung beeinflussen. Auch die seelische Leistungsfähigkeit eines Menschen ist zum Teil ererbt, zum Teil in der Schule des Lebens gebildet. Wenn die Vererbung seelischer Faktoren nicht so klar zutage liegt wie die mancher körperlichen Umstände, so ist dies durch die undurchsichtige Komplikation seelischer Leistungen, überhaupt durch die Eigenart des Seelischen bedingt. Jedoch kann die Vererbung geistiger Tüchtigkeit (Galton, Pearson, Sommer u. a.) und Untüchtigkeit im ganzen nicht mehr bezweifelt werden.

Die Veränderung der Erbanlagen in der tierisch-menschlichen Entwicklung legt die Frage nahe, ob auch gegenwärtig und zukünftig die angeborenen seelischen und körperlichen Fähigkeiten des Menschen andere, vollkommenere oder schlechtere werden können. Untersuchen wir also die Bedingungen, unter denen das „organische Erbgut" menschlicher Gesellschaften wertvoller oder schlechter wird! Die Gunst oder Ungunst der äußeren Lebensbedingungen beeinflußt zwar die körperliche und geistige Tüchtigkeit des einzelnen Menschen stark, erscheint aber für die Rassenentwicklung weniger bedeutsam. Zwar schädigen Alkoholismus, Syphilis u. dgl. die Erbanlagen der Nachkommenschaft empfindlich. Als Gegner des Lamarckismus bestreitet Schallmayer aber, daß diesen schädlichen Wirkungen gegenüber auch direkte günstige Beeinflussungen der Erbanlagen kommender Geschlechter durch Besserungen der wirtschaftlichen Lage, durch leibliche, intellektuelle und sittliche Gymnastik der Jugend möglich sei. Die Not der Vorzeit und ihre unhygienischen Verhältnisse haben nicht zur Entartung geführt. Die Selektion vermag auch unter ungünstigen Verhältnissen Rassehebung zu bewirken. Je härter der Daseinskampf, um so mehr müssen die Untüchtigen und Schwachen unterliegen und die Starken ausgelesen werden; auch der geistig hervorragend Begabte wird in der Zeit der Not sich eher durchschlagen können.

Wir sagten schon, daß die Ablehnung des Lamarckismus, auf der Schallmayers Überzeugungen zum Teil beruhen, zum mindesten unbewiesen ist. Auch ist nicht anzunehmen, daß Ungunst der Lebensverhältnisse notwendig zur Rassehebung führt. Anpassung an ungünstige Verhältnisse ist nicht immer mit Rassehebung identisch. Die verkrüppelten Nadelhölzer, die an der Baumgrenze im Gebirge der Ungunst der Lage trotzen, dürften kaum von Verbesserung der Erbanlagen durch harte Lebensbedingungen Zeugnis geben. Wie dem aber auch sein mag, Schallmayer selbst ist nicht der Meinung, daß niedrige wirtschaftliche und soziale Lage der großen Mehrheit eines Volkes für seine Höherentwicklung notwendig sei. Im allgemeinen sind gleiche äußere Lebensbedingungen für den

Erfolg der Auslese am günstigsten. Denn wenn der Daseinskampf dem einen durch die Gunst äußerer Verhältnisse erleichtert, dem anderen durch deren Ungunst erschwert wird, so wird der Sieg nicht durchschnittlich dem an erblicher Veranlagung Überlegenen zufallen. Die „Situationsvorteile" stören also die Auslese, wenn sie nicht den begünstigen, der an sich schon an innerem Erbwert überlegen ist.

Sind nun bei uns die Bedingungen zur Vervollkommnung oder zur Verschlechterung der Erbwerte gegeben? Zwar sterben auch bei uns allzu schwächliche Naturen, bevor sie sich fortpflanzen können, trotz aller Pflege und Hygiene. Aber diese „Lebensauslese" ist viel weniger streng als in vorkulturellen Zeiten, und sie wird mit der Steigerung der Lebenshaltung in Zukunft noch mehr nachlassen. Auch die psychisch minder Beanlagten bestehen den Daseinskampf und gelangen zur Fortpflanzung; sie vermehren sich sogar stärker als die überdurchschnittlich Begabten, bei denen mancherlei Umstände, in der Hauptsache wahrscheinlich absichtliche Fruchtbarkeitsbeschränkung, die durchschnittliche Kinderzahl verringern. Die relativ stärkere Fortpflanzung der Dummen muß aber zu fortschreitender Verdummung der Rasse führen. Die geringe Fruchtbarkeit der westlichen Kulturvölker gegenüber anderen Rassen bedeutet für erstere eine ernste Gefahr.

Schon Darwin und Wallace haben diese schlimme Verkehrung der Zuchtwahl, die Begünstigung der psychisch tiefer stehenden Bevölkerungselemente bei der Vermehrung, bei der „Fortpflanzungsauslese", ins Auge gefaßt. Der Niedergang geistiger Begabung müßte schließlich trotz aller kulturellen Tradition zu einer Durchschnittsstufe psychischer Fähigkeiten führen, die Untergang unserer heutigen Kultur und Machtstellung bedeutet. Man darf auch nicht hoffen, daß für alle Zeiten aus den mittleren und unteren Gesellschaftsschichten der Kulturvölker neue Talente in hinreichender Zahl aufsteigen werden. Ein solches Aufsteigen findet zwar statt; wenn aber die Talente dann in den oberen sozialen Klassen deren schwache Fortpflanzungstendenz übernehmen, so muß schließlich das ganze Volk an talentierten Elementen verarmen; denn unerschöpflich an Talenten sind die unteren Schichten nicht.

Im Anschluß an eine verbreitete naturwissenschaftliche Theorie glaubt Schallmayer, daß bereits ein Sinken der durchschnittlichen Erbwerte, eine Entartung, stattfinden müsse, wenn die Auslese mehr und minder beanlagte Individuen gleich behandle, wenn die Vermehrung erbwertreicher und minderwertiger Bevölkerungsschichten gleich stark sei. Diese Auffassung hat manches für und einiges gegen sich. Es wäre aber — auch nach neudarwinistischen (Weismannschen) Lehren — ein Wachstum, eine Höherentwicklung geistiger Begabung selbst dann noch möglich, wenn die Auslese sie nicht begünstigt. Ich erinnere an die sogenannten exzessiven Bildungen, z. B. an manche Hörner oder Stoßzähne, die so lange gewachsen sind, daß ihre Spitzen infolge der Biegung des Hornes oder Zahnes gar nicht mehr zum Stoß benutzt werden können. Man nimmt

an, daß zunächst die Zuchtwahl das Wachsen solcher Waffen begünstigte, weil dies ihren Trägern im Daseinskampf den Sieg erleichterte. Später, als weitere Entwicklung der Hörner oder Zähne für die Tiere nutzlos oder gar schädlich wurde, blieb die durch Auslese gezüchtete Vergrößerungstendenz doch bestehen. So entstanden unzweckmäßig große Gebilde, unpraktisch gekrümmte Hörner usw. In gleicher Weise könnte auch die Höherentwicklung des Gehirns fortdauern, obgleich eine überdurchschnittliche Vermehrung der Dummen ihr entgegenarbeitet.

Indessen ist es recht fraglich, ob eine solche („orthogenetische") Tendenz zur Höherentwicklung der Menschheit, mag sie auf Zuchtwahl oder auf andere Ursachen zurückgeführt werden, existiert oder in Betracht kommt. Jedenfalls wollen wir uns die ungünstigen Beeinflussungen der Erbwertentwicklung der Völker im Anschluß an Schallmayer etwas genauer ansehen.

Die schädlichen Wirkungen des Alkoholismus erstrecken sich auch auf die Erbsubstanz und dadurch auf die Nachkommenschaft. Forel sieht auf Grund ausgedehnter Erfahrung im Alkoholismus eine Hauptquelle der Entartung, des Idiotismus und Schwachsinns, des Verbrechens und der körperlichen Verkrüppelung und Schwächung. Sorgfältige statistische Untersuchungen und experimentelle Beobachtungen an Tieren beweisen diese degenerierende Wirkung des Alkohols mit aller wünschenswerten Sicherheit; daran wird nichts geändert durch das Vorkommen von Fällen, in denen die schädliche Wirkung des Alkohols auf den Trinker und seine Nachkommenschaft gering ist oder gar nicht in Erscheinung tritt. Nach Forel stammen zwei Drittel bis drei Viertel aller Idioten und Epileptiker von alkoholisierten Vätern ab.

In Zusammenhang mit dem Alkoholismus und mit der Vergrößerung und Vermehrung der Großstädte steht die starke Verbreitung der Syphilis, deren Gift die Nachkommenschaft in schwerster Weise schädigt. Zu solchen Schädigungen des organischen Erbgutes kommt die Hemmung und die Verschlechterung der Auslese. Besitz gibt Schutz gegen Hunger, Kälte, ja in gewissem Grade selbst gegen Seuchen. So entscheidet nicht allein der körperlich-seelische Wert des Menschen über seinen Erfolg im Daseinskampfe. Wenn auch gegenwärtig die besitzenden Klassen ein durchschnittlich etwas höheres Maß angeborener kultureller Begabung aufweisen mögen, so entspricht doch im einzelnen der Besitz durchaus nicht dem angeborenen Werte der Person. Nicht einmal bei persönlich erworbenem Besitz ist dies der Fall; denn unter Umständen können geradezu schlechte Eigenschaften, wie eine gewisse Skrupellosigkeit, Besitzerwerb begünstigen.

Die Heilkunde und die hygienischen Lebensverhältnisse bewahren vielen Menschen von schwacher erblicher Konstitution das Leben, die auf niedriger Kulturstufe gestorben wären, ohne sich fortzupflanzen. Die Geburtshilfe erhält heute Mütter und Kinder, die früher dem Geburtsakte zum Opfer gefallen wären, etwa wegen ungeeigneten Baues des Beckens. Die Kinder der durch die Kunst des Arztes geretteten Mutter erben zum Teil deren konstitutionelle Fehler, und so kommt es, daß die Frauen der zivilisierten Völker durchschnittlich schwerer

gebären als die der Naturvölker. Schallmayer ist unbedenklich, eine erbliche Tuberkulosedisposition anzunehmen, obgleich eine solche noch bestritten wird und ihre Bedeutung für die Erkrankung an Tuberkulose jedenfalls sehr schwer abzuschätzen ist. Unsere erfolgreiche Tuberkulosebekämpfung ermöglicht es vielen, die mit erblicher Anlage zu dieser Krankheit behaftet sind, gesund zu bleiben und zu heiraten. Auch die Erkrankten bleiben unter günstigen Verhältnissen lange zeugungsfähig. Die zur Minderung der Ansteckungsgefahr vorgeschlagenen Dauerasyle für schwerer Kranke würden diese wenigstens von der Fortpflanzung ausschließen. Unsere Irrenpflege ermöglicht vielen gebesserten oder geheilten Geisteskranken die Fortpflanzung, die auf niedrigerer Kulturstufe frühzeitig zugrunde gegangen wären. Aber auch der geheilte Geisteskranke behält und vererbt gegebenenfalls seine Disposition zur Erkrankung. Der oft gesteigerte Geschlechtstrieb nervös Belasteter (angeblich auch der Tuberkulösen und Schwindsuchtskandidaten?) bedingt eine verhältnismäßig starke Fortpflanzungstendenz.

Unter primitiven Verhältnissen pflegt die Sterblichkeit der Säuglinge oft enorm groß zu sein. Es ist viel darum gestritten worden, ob die Säuglings- und Kindersterblichkeit auch bei uns günstige Auslesewirkungen habe, die durch Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit gemindert werden. Schallmayer vertritt diese Ansicht, und jene Auslesewirkung wird sich jedenfalls nicht ganz in Abrede stellen lassen, wenn auch ihre Bedeutung schwer abzuschätzen ist. Freilich werden durch die Gunst oder Ungunst der Lebensbedingungen auch hier die Selektionswirkungen durchkreuzt und erheblich eingeschränkt. Schwächliche Konstitutionen werden durch peinlichste Hygiene erhalten, während relativ kräftige Säuglinge verbreiteten allzu schweren Schädigungen (künstliche Ernährung, schädigende Berufsarbeit der Mütter vor und nach der Geburt usw.) erliegen.

Auch die geschlechtliche Zuchtwahl leidet durch die starken Besitzunterschiede. Die Mitgift fällt zuungunsten des eingeborenen Persönlichkeitswertes bei der Gattenwahl schwer ins Gewicht; allzu leicht werden die reichsten, nicht die innerlich wertvollsten Mädchen in erster Linie Gattinnen und Mütter.

Gerade in den gebildeten Ständen bleibt ein großer Teil der Töchter ehelos, weil es an standesgemäßer Mitgift fehlt. Viele Frauenberufe, die relativ begabtes Menschenmaterial erfordern, bringen Ehelosigkeit mit sich. Galton hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie die katholische Kirche durch das Zölibat der Geistlichen, Mönche und Nonnen gerade die geistig und gemütlich edelsten Elemente der Fortpflanzung entzog: wer sein Leben der Mildtätigkeit oder der Wissenschaft widmen wollte, suchte im Mittelalter Zuflucht im Schutze der Kirche oder der Orden.

Höheres Heiratsalter bringt durchschnittlich geringere Vermehrung mit sich. In den oberen Ständen, die durchschnittlich intellektuell etwas höher stehen, weil beständig hochwertige Elemente aus tieferen Bevölkerungsschichten in sie einströmen, ist das Heiratsalter aber relativ hoch. Zugleich machen die jungen Männer dieser Stände von der Prostitution am meisten Gebrauch, was häufige

Geschlechtskrankheiten und als deren Folge geringere Fruchtbarkeit mit sich bringt.

Ganz besonders fatal ist offenbar die absichtliche Kleinhaltung der Geburtenzahl gerade in den höheren, durchschnittlich etwas besser beanlagten Bevölkerungsschichten, während die untersten Schichten und in ihnen wieder sehr minderwertige Elemente sich besonders stark fortpflanzen. Aus Pearsons Bearbeitung englisch-amerikanischen Materials ergab sich, daß die Fruchtbarkeit der Taubstummen, der Tuberkulösen, der Geisteskranken und der Verbrecher die der normalen Personen überstieg und selbst die der Handwerker, der unter den verglichenen fruchtbarsten Menschenklasse, übertraf. Weitaus am schwächsten war die Fruchtbarkeit der englischen Intellektuellen. Schon St. Mill wußte, daß die gelernten Arbeiter weniger Kinder haben als die ungelernten.

Die größere Kindersterblichkeit in den fruchtbareren Bevölkerungsschichten verhindert deren relativ stärkere Vermehrung nicht.

Die Zurückdrängung der Deutschen durch die Tschechen in Böhmen, durch das welsche Element in Tirol beruht auf der geringeren Fruchtbarkeit der ersteren.

Die Auslesewirkungen der Kriege sind mit steigender Kultur ungünstiger geworden. Wo Menschengruppen, Völker miteinander um ihre Stellung kämpfen, hängt der Sieg zum Teil von den angeborenen geistigen und leiblichen Qualitäten der Gruppen ab; aber auch nur zum Teil, denn die kriegerische Überlegenheit ist durch größere Kopfzahl, bessere militärische Schulung usw. mitbedingt. Letztere kann aber mehr oder weniger durch Mitteilung und Nachahmung erworben sein. Die Kriegentscheidungen wirken daher, selbst wenn sie die stärkere Vermehrung des Siegers begünstigen, nicht immer zugunsten der an Erbwerten reicheren Gruppe. Auf unserer Kulturstufe bedeutet eine Niederlage aber zumeist keine Gefahr für die Fortexistenz und Ausbreitung der Erbanlagen des unterlegenen Volkes, während Ausrottung der besiegten Gruppe auf früherer Kulturstufe nicht selten erstrebt und durchgeführt wurde.

Zu dieser Verschlechterung der Gruppenauslese im Kriege kommen andere Selektionsschädigungen durch die moderne Kriegführung und Kriegvorbereitung. Bei allgemeiner Wehrpflicht sind die sanitär tüchtigeren Männer allein den Gefahren des Krieges ausgesetzt. Auch im Frieden ist die Erkrankungsziffer im Heere noch auffallend hoch. Durch die Dienstjahre sowie durch die den Erwerb störenden Übungen wird die Familiengründung verzögert und die Vermehrung im Verhältnis zu der der Untauglichen herabgesetzt.

Unter solchen Umständen ist Schallmayer im Zweifel, ob Krieg und Kriegsgefahr überhaupt gegenwärtig noch Auslesewert besitzen. Mir scheint, daß Kriege zwischen hochstehenden Kulturnationen ungünstige Selektionswirkungen haben, daß sie den gesamten Erbwertschatz der Menschheit empfindlich schädigen.

(Schluß folgt.)

Die Kaiseridee

Von o. ö. Prof. der Rechte Dr. jur. Hubrich-Greifswald

Karl und Otto die Großen sind nach Rom hinübergegangen, um die deutsche nationale Königskrone zu erhöhen und zu verwandeln und, nach meinem Dafürhalten, zu verderben, indem sie sich eine ausländische römische Weltkaiserkrone suchten und indem sie auf diese Weise dann zu einer unheilvollen Verquickung von Staat und Kirche, von politischen und religiösen Machtvorstellungen gelangten; gerade an diesen Dingen ist unser Nationalstaat zugrunde gegangen.

Heinrich v. Sybel.

Die Eigenart, welche in allerjüngster Zeit die Beziehungen zwischen dem deutschen Kaisertum und dem Papsttum angenommen, hat in der Presse auch zu mannigfachen Erörterungen über die Natur des Kaisertums an sich geführt. Man ist zum Teil soweit gegangen, das Papsttum als die eigentliche rechtliche Quelle des Kaisertums hinzustellen. Daß aber eine solche Anschauungsweise zum Verderben des deutschen Volks bei Erneuerung eines deutschen Kaisertums die herrschende werden könne, war die Ursache der Besorgnis, welche Heinrich von Sybel das an die Spitze gesetzte Wort im verfassungsberatenden Reichstag von 1867 eingab. Es erscheint daher nicht unzeitgemäß, an diesem Orte in eine kurze prinzipielle Erörterung über die Kaiseridee im allgemeinen einzutreten.

Das Kaisertum als solches läßt sich als ein fester Rechtsbegriff mit einem ein für allemal bestimmt ausgeprägten Gehalt nicht auffassen. Es ist in diesem Sinne durchaus Laband zuzustimmen, der im Hinblick auf die verschiedenen Fälle des Gebrauchs des Kaisertitels in der Geschichte sagt: „Das Kaisertum kann auf autokratischer Gewalt oder auf aristokratischer oder auf demokratischer Grundlage beruhen; es kann bis zum Despotismus gesteigert oder bis zur Machtlosigkeit beschränkt werden; es kann im Zusammenhange mit der Kirche stehen oder von ihr völlig gelöst sein; es kann erblich oder ein Wahlkaisertum sein“ (Laband, Das deutsche Kaisertum, 1896. Vgl. dazu auch Held, Das Kaisertum als Rechtsbegriff, 1879). Nichtsdestoweniger geht Laband zu weit, wenn er es sodann für ein vergebliches und zweckloses Bemühen erklärt, einen für alle Anwendungsfälle passenden Begriff des Kaisertums aufzustellen. Im Gegenteil läßt sich wirklich die Kaiseridee an und für sich in eine allgemein

passende Formel fassen, wenn man sich nur begnügt, den Begriff des Kaisertums sich von demjenigen Gebiete aus klar zu machen, welchem er in erster Linie angehört, dem Gebiet der historisch-politischen Bildungen.

Die allgemeine Kaiseridee ist also in erster Linie und an und für sich ein historisch-politischer Begriff. Es handelt sich anderseits dabei nicht um einen Begriff, dessen Erscheinen jeweilig nur durch die nackte Willkür bedingt wäre. In allen Fällen wenigstens, wo der Gebrauch des Kaisertitels ernsthaft neu auftaucht, geschieht solches mit einer gewissen Naturgewalt, vermöge einer in den Dingen selbst liegenden Notwendigkeit. Die Kaiseridee nämlich, positiv ausgedrückt, ist nichts anderes als der Gedanke des Großkönig- oder Großfürstentums, dessen Aufgabe es ist, für ein ganzes, sich als Einheit fühlendes oder als Einheit zusammengefaßtes Kulturgebiet die Grenzwacht zu führen und dadurch Existenz und Gedeihen dieses Kulturgebiets sicher zu stellen. Kraft innerer Nötigung muß daher für gewisse Kulturgruppen in bestimmter Zeitlage die Kaiseridee zum Vorschein kommen. Im übrigen kann freilich die rechtliche Umschreibung der Stellung des fraglichen Großkönig- oder Großfürstentums in den einzelnen konkreten Fällen nach Maßgabe der verschiedenen Kulturgruppen und Zeitverhältnisse sehr divergieren. Insbesondere kann der Repräsentant der Kaiseridee ebensogut Delegatar des souveränen Volkswillens, wie eigenberechtigter Monarch im strengen staatsrechtlichen Sinne sein; er kann nicht minder Führer eines zum absoluten Einheitsstaat gewordenen Kulturgebiets sein, wie nur der erste in einer ganzen Reihe von Machthabern innerhalb des nämlichen Kulturgebiets.

Vom Boden dieser Betrachtungsweise erweist sich der Kaiserbegriff als ein wahrhaft universalgeschichtlicher. Schon in vorchristlicher Zeit zeigt sich z. B. in der Leitung von Großassyrien und Großpersien, in dem Herrschertum eines Alexander des Großen der Sache nach die allgemeine Kaiseridee. Als eine die Geschicke von Gesamteuropa auf fast zwei Jahrtausende beherrschende Erscheinung ging dann aber seit der christlichen Zeitrechnung die Kaiseridee im Imperium Romanum auf. Von seiner im Imperium Romanum sich vollziehenden Offenbarung empfing namentlich auch der universalhistorisch-politische Begriff, den wir im Kaisertum als solchen finden dürfen, in den Sprachen der seither durch die romanische Kultur beeinflußten Welt seine typischen Benennungen. Freilich welche Fülle besonderer Nuancen im einzelnen weist dabei nicht auch der Kaiserbegriff auf!

Der zunächst von einer weitsichtigen Aristokratie geführten Politik der Stadtrepublik Rom war es gelungen, die Länder hellenistischer und romanischer Kultur zu einem Weltstaat zusammenzuschweißen. Die Fülle der einzuheimsenden Beute hatte indessen die Mißwirtschaft einer Senatsoligarchie hervorgerufen und der zwischen dieser und dem demokratischen Element im ersten vorchristlichen Jahrhundert zu anarchischer Form ausgeartete Kampf rief schließlich einen Militärgewaltigen auf den Plan, der, gestützt auf ein Soldheer geworbener Berufskrieger, den inneren Landfrieden im Schoße des römischen Weltstaats

wiederherstellte und zugleich für das in diesem einheitlich zusammengeschlossene Kulturgebiet für einige Jahrhunderte die Aufgabe der Grenzwacht besorgte. Hatte der Vorläufer dieses Militärgewaltigen, der Diktator Cajus Julius Cäsar, für sich die Stellung eines durch sich selbst zum Regiment berechtigten Monarchen erstrebt und mußte er dabei dem eingewurzelten Königshaß der römischen Tradition erliegen, so wußten Oktavian und dessen weitere politische Erben sich ihre Machtrolle rechtlich auf einem Umwege zu sichern. Sie begnügten sich mit der Stellung eines von Senat und Volk berufenen Magistrats, in dessen Hand die Machtvollkommenheiten der verschiedenen republikanischen Ämter durch künstliche Häufung zusammenflossen und der dadurch erst mittelbar ein Princeps, ein „erster" Bürger, wurde. Um dem Odium des Königsnamens zu entgehen, bedienten Oktavian und seine politischen Erben zur Charakterisierung ihrer außerordentlichen Stellung sich der beiden Prädikate Imperator und Augustus, die ihre Träger, wenngleich sie formell Delegatare des souveränen Volkswillens blieben, doch sowohl in bürgerlich-militärischer wie in religiöser Hinsicht als das eigentlich führende Element deutlich genug erscheinen ließen. Den Besitz seiner Machtrolle verbürgte aber dem Kaiser die Lebenslänglichkeit der ihm übertragenen Stellung sowie der Rechtsgrundsatz, daß im ganzen Reich seine militärische Kommandogewalt jeder anderen überlegen war. Da nach hergebrachtem römischen Staatsrecht ein Magistrat nur bei einem übergeordneten Beamten zur Verantwortung gezogen werden durfte, schloß die Lebenslänglichkeit des Principats an sich eine kriminelle Verfolgung des Princeps aus. Nur nach seinem Hinscheiden kam es zu einem Totengericht, in welchem die Verurteilung des Gedächtnisses (damnatio memoriae) oder mindestens die Kassation der Amtshandlungen des Princeps ausgesprochen werden konnte. Bei Verurteilung des Gedächtnisses traten die Strafen eines Hochverräters ein: das ehrliche Begräbnis des Verurteilten und die Trauer um ihn waren untersagt, seine Bildsäulen und sonstigen Ehrendenkmale wurden beseitigt, sein Name durfte in Zukunft nicht mehr öffentlich genannt werden. Trotz der prinzipiellen Lebenslänglichkeit seiner Stellung konnte aber auch der lebende Kaiser dieselbe durch den nämlichen Volkswillen, der ihn erhoben, wieder verlieren. Zunächst war es an dem Senat, die Entsetzung auszusprechen; aber auch der im Willen des Heeres oder eines Heeresteils sich offenbarende Volkswille war gemäß der nüchternen römischen Logik hierzu ausreichend, sofern er sich nur durch das Recht des Stärkeren als der wahrhafte Wille der Gesamtheit auswies. Der römische Principat, sagt Mommsen, war nicht bloß praktisch, sondern auch theoretisch eine durch die rechtlich permanente Revolution temperierte Herrscherstellung.

Auf eine andere rechtliche Basis wurde der römische Kaiserbegriff seit Ausgang des dritten Jahrhunderts durch die diokletianisch-konstantinische Reform gestellt. Aus einem Delegatar des souveränen Volkswillens wurde nun der Kaiser nach orientalischem Vorbild formell ein durch sich selbst berechtigter Monarch, welchem durch die Macht der Geschicke oder, wie es bald dafür heißt,

durch göttlichen Willen ein unbedingtes und unbeschränktes Herrenrecht über Personen und Güter aller Untertanen gegeben sei. Politisch verschwand damals der Senat. Der Kaiser selbst bestimmte die Thronfolge, indem er sich einen oder mehrere Mitregenten kreierte, deren Überlebende wiederum die durch Tod entstehenden Lücken ausfüllten. Nur bei völliger Erledigung des Thrones trat subsidiär eine Wahl durch die Offiziere des Hauptquartiers und die obersten Hofbeamten ein. Tatsächlich führte dieser Zustand sehr rasch — schon seit Konstantin dem Großen — zur Erbmonarchie. Auch mit einer besonderen religiösen Weihe umgab sich das neue Kaisertum. Schon Aurelian hatte sich als Kaiser den Charakter des Deus direkt beigelegt. Diokletian folgte ihm darin und nahm mit orientalischer Hoftracht und Kniebeugung der Untertanen den Jupitertitel an. Eine derartige direkte Vergöttlichung des Imperators mußte allerdings unterbleiben, als seit Konstantin dem Großen das römische Kaisertum in engste Verbindung mit dem Christentum getreten war. Immerhin blieb der Glaube an die unmittelbare göttliche Berufung des Imperators in seine Stellung. Und zwar war der Kaiser, seitdem das Christentum Staatskirche geworden (381) und das Bekenntnis zum orthodox-christlichen Glauben die volle Staatsbürgerschaft bedingte, in gleicher Weise das souverän entscheidende Oberhaupt in weltlicher und kirchlicher Hinsicht. Imperium und sacerdotium waren in der Person des Kaisers vereinigt. Er war der pontifex maximus, der summus episcopus für die einer einheitlichen Spitze entbehrende kirchliche Hierarchie, deren Recht, das jus sacrum, als Bestandteil des öffentlichen Rechts bestimmt ward von dem Träger der weltlichen Obrigkeit. „Was der Kaiser will, das soll als Canon gelten", verkündete bereits 355 Konstantius der Zweite.

Für den Westen Europas erlangte das Imperatorentum eine bedeutungsvolle Erneuerung durch die Verbindung mit dem germanischen Königtum, als Weihnachten 800 Papst Leo der Dritte in der Peterskirche zu Rom dem Frankenkönig Karl dem Großen zu dessen Überraschung die Kaiserkrone aufsetzte und die anwesenden Römer diesen als Augustus a Deo coronatus magnus et pacificus imperator Romanorum begrüßten. Politisch bedeutete diese Kaiserkrönung auch nichts anderes als die Bekräftigung eines Großkönigtums, welches der Grenzwacht und dem inneren Frieden für ein um den Frankenherrscher als einheitlichen Mittelpunkt geschlossenes Kulturgebiet diente, formell wurde gegenüber dem noch bestehenden oströmischen Kaisertum die seit einigen Jahrhunderten erloschene weströmische Kaiserwürde wieder ins Leben gerufen. Die persönliche Überraschung Karls des Großen galt dabei an sich nicht der Wiederbelebung der Kaiseridee, sondern nur ihrem Zeitpunkt und ihrem Mittler. Zwar fand Karl bei seinem Regierungsantritt schon aus der Zeit seines Vaters eine engere Verbindung seines Hauses mit dem römischen Bischofstuhl vor: hatte doch Pippin, wesentlich unterstützt durch die ausdrückliche Billigung des Papstes, die Entthronung des letzten merowingischen Scheinkönigs vornehmen können. Nichtsdestoweniger hatte Karl nach Vernichtung des

Langobardenreiches Rom samt dem Papst seinem Reiche einverleibt, dem Papst persönlich die Rolle eines fränkischen Reichsbischofs zugewiesen, welcher dem Frankenherrscher Wahlanzeige und Treueid schuldete und an ihm den zuständigen Richter fand. Auch nach der Kaiserkrönung huldigte Papst Leo sofort Karl als Untertan, indem er ihn in herkömmlicher Form adorierte. So sehr schon vor 800 in Karls gelehrter Umgebung die Auffassung geäußert war, daß Karl eine kaiserliche Herrschaft ausübe und zur Kaiserwürde berufen sei — so dachte man für die Ausführung dieser Idee doch nicht an die Initiative des Papstes, sondern an eine selbständige Tat des Frankenkönigs nach eingeholter Zustimmung des oströmischen Kaisers. Nach glaubhaftem Bericht äußerte Karl nach der Kaiserkrönung, er wäre trotz des hohen Festtags nicht zur Kirche gegangen, wenn er um den Plan gewußt hätte; und in der Tat, erst nachdem seine Kaiserwürde vom griechischen Kaiser anerkannt worden, tat er die deutlichen Schritte, das Kaisertum für die Zukunft mit seinem Reiche und seinem Geschlecht zu verbinden. Mit Zustimmung der fränkischen Großen erhob Karl 813 seinen Sohn Ludwig den Ersten zum Mitkaiser, indem er ihm befahl, die auf dem Altar liegende Kaiserkrone zu ergreifen und sich auf das Haupt zu setzen. Ebenso empfing Lothar der Erste die Kaiserkrone von der Hand seines Vaters, als dieser ihn zum Mitregenten ernannte. So mußten selbst die Päpste anfangs den Rechtssatz anerkennen, daß das Kaisertum sich aus sich selbst heraus, ohne Mitwirkung des Papsttums, erneuern könne. Aber mit zäher Beharrlichkeit verfolgte das Papsttum nach dem Hinscheiden des großen Frankenherrschers das Ziel, die Erhebung des Kaisers zu einem päpstlichen Monopol zu gestalten, und dank den im Karolingerhause eintretenden Spaltungen erreichte man bereits in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts das Ziel in einem Grade, daß das Papsttum sich dabei nicht einmal mehr an die Nachkommenschaft des großen Karl gebunden fühlte. Nachdem bereits der Karolinger Ludwig der Zweite in einem Schreiben an den oströmischen Kaiser Basilius seine Kaiserwürde auf die päpstliche Salbung zurückgeführt hatte, verlieh darauf der päpstliche Wille selbst einem Wido und Lambert von Spoleto das Kaisertum.

Auch die in einem Germanenkönig erneuerte Imperatorenwürde verlieh nach der Zeitanschauung rechtlich eine Oberhoheit im ganzen westlichen Europa. Totius orbis domini nennt in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts Papst Johann der Achte die Kaiser, alle Königreiche seien ihnen untertan. Tatsächlich wurde allerdings im neunten Jahrhundert nur ein Karl der Große solcher Anschauungsweise gerecht, wie derselbe auch nach byzantinischem Muster selbst dem Papst gegenüber an der Spitze des fränkischen Reichsepiskopats als der eigentliche Lenker der Kirche, selbst für das Gebiet des Dogmas, sich bewährte. Als dann nach dem Aussterben des Karolingerhauses das selbständig gewordene deutsche Königtum seit 962 mit Otto dem Großen eine Verbindung mit der römischen Kaiserwürde einging, hat es allerdings auch nur in seinen kräftigsten Trägern, wie Otto dem Großen und dem Salier

Heinrich dem Dritten, wirklich die politische Leitung des gesamten christlichen Abendlandes besessen. Immerhin gehen Verdammungsurteile, wie sie z. B. aus dem Munde Sybels mit Rücksicht auf die spätere Entwicklung über das anfängliche Streben des deutschen Königtums nach der Kaiserwürde erschollen, im wesentlichen fehl. Sie übersehen, daß vor billig denkenden Richtern kräftigen Herrschernaturen, die politische Neugründungen wagen, nicht in die Schuhe zu schieben ist, was durch die vom Schicksal zugelassene Unreife der Nachkommenschaft verschuldet wird. Auch im zehnten und elften Jahrhundert noch bildete in den Augen der damaligen politischen Bildung das westliche Europa ein durch Überlieferungen mancherlei Art verknüpftes einheitliches Kulturgebiet, das nach dem Vorgang des großen Karl das politische Führertum nur in einem erneuerten römischen Imperator finden konnte. Für das deutsche Königtum lag es aber nahe, diese Erbschaft anzutreten, nicht nur, weil es tatsächlich die stärkste Waffenmacht im Abendland darstellte, sondern auch weil die staatsrechtlichen Institutionen des Regnum Teutonicum überhaupt denen des Frankenreichs nachgebildet waren und überdies gerade Otto der Große und Heinrich der Dritte bei ihrem Eingreifen in die italienischen Verhältnisse nach der Zeitanschauung durch die dringendsten Gebote persönlicher Ehre gehalten waren, dem durch unreine Elemente arg beschmutzten Papstthron wieder aufzuhelfen. Selbst dem Papsttum gegenüber hat das deutsche Kaisertum über ein Jahrhundert lang seit Otto des Großen Kaiserkrönung die entscheidende Rolle behauptet. Erst zur Jugendzeit Heinrichs des Vierten begann das an der Hand des deutschen Kaisertums aufgerichtete Papsttum mit Gregor dem Siebenten sich selbst zum politischen Mittelpunkt des einheitlichen abendländischen Kulturgebiets zu erheben und auf diesem Schauplatz die rechtliche Oberhoheit wirksamer zu handhaben, als es bisher im allgemeinen von seiten des deutschen Kaisertums geschehen. Unzählige Fürsten- und Staatenstreitigkeiten sind damals in der Tat durch päpstliche Vermittlung geschlichtet worden, in der Anregung und Leitung der „heiligen Kriege", d. h. der Kreuzzüge, suchte das Papsttum selbst die Aufgabe der Grenzwacht für das seiner Leitung unterstehende Kulturgebiet zu lösen. Selbstverständlich waren solche Resultate nur bei einem ganz eigenartigen Stande der allgemeinen Geistesbildung möglich. Der allgemeine Mangel an historischem Sinn ermöglichte es dem Papsttum, alle Gegner seiner politischen Ziele mit den geistigen Waffen niederzuschlagen, welche eine geschickte Fälscherkunst im Pseudoisidor bereits um die Mitte des neunten Jahrhunderts zugerüstet. Solchen Mitteln gegenüber versagten selbst die Waffen, welche die den Entscheidungskampf mit dem Papsttum aufnehmenden Stauferkaiser dem altrömischen Imperatorenrecht, dem corpus iuris civilis, entnehmen mochten. 1245 konnte Papst Innozenz der Vierte verkünden: „Nicht bloß eine priesterliche, sondern auch eine königliche Alleinherrschaft gründete Christus, indem er dem Petrus und seinen Nachfolgern zugleich die Zügel des himmlischen und des irdischen Reichs übergab.

Kaiser Konstantin hat, nachdem er durch den christlichen Glauben der katholischen Kirche einverleibt war, die ungeordnete Gewaltherrschaft, die er vordem in rechtswidriger Weise ausgeübt hatte, demütig in die Hand der Kirche gelegt und von dem Statthalter Christi die jetzt nach Gottes Willen geordnete Gewalt zurückerhalten, um sich ihrer zur Bestrafung der Übeltäter, zur Belohnung der Guten zu bedienen. Auch die Gewalt des weltlichen Schwertes steht Petrus zu, sie ist dem Rechte nach bei der Kirche und nur übertragen der tatsächlichen Ausübung nach bei dem Kaiser." Selbst in Deutschland wandelte sich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Rechtsüberzeugung dahin, daß der Kaiser seine Gewalt vom Papste herleite, und Kaiser Albrecht gab selbst Anfang des vierzehnten Jahrhunderts offen zu, daß einstmals durch den Papst die Kaiserwürde von den Griechen auf die Deutschen übertragen worden sei und vom Papst sich das Wahlrecht der weltlichen und geistlichen Kurfürsten herschreibe. Den Wechsel der Zeiten empfindet man hierbei in aller Schwere, wenn man vergleicht, daß einst im zehnten Jahrhundert der Mönch Widukind von Corvey in seinen Res gestae Saxonicae für die Kaiserschaft Otto des Großen die päpstliche Krönung als unerheblich übergeht und den letzteren schon auf dem Lechfelde (955) von dem siegbegeisterten Heer als „Vater des Vaterlandes" und „Imperator" begrüßt sein läßt. Triumpho celebri rex factus gloriosus ab exercitu pater patriae imperatorque appellatus est — in diesen Worten Widukinds spricht sich geradezu mit elementarer Gewalt die allgemeine Grundidee des Kaisertums aus: nicht das selbst waffenunfähige Priestertum kann Kaiserschaft verleihen, sondern das „Volk in Waffen" dem das Vaterland siegreich schirmenden Großkönig. Im vierzehnten Jahrhundert aber mußte sich erst die Anmaßung des Papstes von Avignon her mit schwerem Druck gegen das deutsche Kurfürstentum selbst richten, bis sich dieses im Kurverein zu Rense 1338 zur offenen Proklamierung der grundsätzlichen Selbständigkeit des deutschen König- und Kaisertums gegenüber den päpstlichen Ansprüchen aufraffte.

Das päpstliche Universalreich zerbrach am Ausgang des Mittelalters, verlassen vom Glauben der Völker, die Tat des Augustinermönchs eröffnete eine neue Ära für Staat und Kirche. Das einheitliche Kulturgebiet des westlichen Europa löste sich auf in eine Reihe von Kulturgruppen von immer schärfer ausgeprägter nationaler Eigenart und staatlicher Geschlossenheit. Nur das Heilige Römische Reich Deutscher Nation blieb ein lockeres Staaten- und Völkergemisch, die Kaiserwürde in ihm ein äußerlich schmückendes Zubehörstück der habsburgischen Territorialherren. Selbst in der Form einer Fürstenaristokratie ließ sich seit dem siebzehnten Jahrhundert auf die Dauer ein kräftiges Reichsregiment nicht erhalten. Schmählich vergaß man auf kaiserlicher Seite im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Grenzhut gegen die Raubgelüste des französischen Nachbarn und rief dessen Waffen im Siebenjährigen Krieg sogar gegen das emporstrebende Preußen auf. Als dann der

Bezwinger der Revolution, Napoleon, von Gottes Gnaden und durch die Satzungen der Republik Kaiser der Franzosen, von neuem das Reich Karls des Großen erstehen zu lassen Miene machte und ein großer Teil deutscher Fürsten im Rheinbund sich beutelüstern ihm anschloß, erklärte Kaiser Franz der Zweite in der Akte vom 6. August 1806: „daß Wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des Deutschen Reichs gebunden hat, als gelöst ansehen, daß Wir das Reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der konföderierten rheinischen Stände als erloschen und Uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das Deutsche Reich losgezählt betrachten, und die von wegen desselben bis jetzt getragene Kaiserkrone und geführte kaiserliche Regierung, wie hiemit geschieht, niederlegen".

Die Überzeugung, daß der Kaisername mit seiner politischen Machtstellung untrennbar zusammenhänge, hat das Deutschtum nach 1806 niemals aufgegeben. Als 1848 das deutsche Volk die politische Einigung der Einzelstaaten aus eigener Kraft herzustellen versuchte, sah die von der Frankfurter Nationalversammlung ausgearbeitete Reichsverfassung als Reichsoberhaupt einen „Kaiser der Deutschen" vor. Aber Preußens König Friedrich Wilhelm der Vierte mußte damals die Kaiserkrone ablehnen, weil im Frankfurter Parlament der mit dem Idole einer deutschen Republik spielende Radikalismus dafür gesorgt hatte, daß dem „Kaiser der Deutschen" kein sicherer Rechtsboden verblieb, nämlich selbst bei Verfassungsänderungen nur ein suspensives Veto. Erst als der Kampf von 1870/71 an allen deutschen Stämmen gemeinsam die Bluttaufe vollzogen, konnte sich das prophetische Wort Friedrich Wilhelms des Vierten erfüllen: „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden" — ein Wort, an welches der Großherzog von Baden König Wilhelm gerade beim Festmahle am Neujahrstage 1871 erinnerte. Die deutsche Nation, die damals in allen ihren Zweigen auf der Grundlage einer gleichartigen Kultur in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Wandel sich zu einem festgefügten Bundesstaat zusammenschloß, bedurfte für die Aufgabe der Grenzwacht und der Sicherung des inneren Reichsfriedens eines leitenden Oberhaupts, das ohne Kaisertitel in Wahrheit nicht gut denkbar war. Es war Schicksalsnotwendigkeit, daß damals König Wilhelm den Kaisertitel annahm und in seiner Proklamation vom 18. Januar 1871 das ihm und seinen Erben zugefallene Amt sachgemäß und in Übereinstimmung mit der Reichsverfassung folgendermaßen umschrieb: „Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen." Die Erinnerung der Proklamation an die 1806 untergegangene deutsche Kaiserwürde hatte dabei nur eine historisch-politische, nicht eine juristische Bedeutung. Eine wahre Rechtsnachfolge des Kaisertums von 1871 in die 1806 erloschene Kaiserwürde hat gar nicht stattgefunden, und die deutsche Staatsrechtswissenschaft stellt einen 1894 von einem Historiker (v. Ruville, „Das Deutsche

Reich ein monarchischer Einheitsstaat") unternommenen Versuch, einen wirklichen Rechtszusammenhang zwischen dem alten und neuen Deutschen Reich nachzuweisen, einhellig in die Rubrik der staatsrechtlichen Kuriositäten. Den Gedanken einer Verquickung des neuen Kaisertums mit katholisch-hierarchischen Tendenzen weist aber das evangelische Bekenntnis des Hohenzollernhauses ohne weiteres von der Schwelle. Staatsrechtlich ist zwar der neue Deutsche Kaiser nicht der Reichsmonarch, aber anderseits ist er auch nicht der Delegatar eines souveränen Volkswillens. Als unmittelbar berechtigtes, erbliches Reichsorgan befindet er sich neben Bundesrat und Reichstag in einer rechtlich befestigten, politischen Machtstellung, wie sie kein deutscher Kaiser der Vergangenheit besessen. Er ist, wie Laband treffend bemerkt, der eigentliche Träger der nationalen Einheit und der gemeinsamen Interessen des Reichs, der Fels, an welchem die tobende Brandung der aufgeregten Parteileidenschaften sich bricht.

Legende vom Wacholderhügel

Von Bernhard Flemes-Hameln a. d. Weser

(Schluß.)

Wieder saßen eines Abends im Juli die Brüder im Garten. Rudi blies die Flöte und die anderen summten mit. Er blies Lieder, wie sie von den Leuten im Tale gesungen wurden, ehe der Krieg kam.

Da ging Aliena, die bei den Rosenbüschen war und Blumen schnitt, um das Haus und kam unter die offenen Bibliotheksfenster. Sie hörte den Pater Reinhold murmeln, und mit einem raschen Entschlusse eilte sie zurück und stand plötzlich mitten in der Bücherei. Als Reinhold sie bemerkte, stieg es ihm heiß zu Kopfe, und er schlug rasch die Heilige Schrift zu, darin er gelesen hatte, denn er war beim Hohenliede Salomonis. Wie er nun so vor ihr stand in Verwirrung und Erregung, da nahm sie den Rosenstrauch, den sie aus dem Garten hereingebracht hatte, und warf ihn in die Höhe, daß die Blüten über ihn fielen und das ganze Gemach mit ihrem Dufte erfüllten. Reinhold tat ein paar rasche Schritte gegen sie, aber da war sie schon draußen.

Rudis Flöte verstummte. Die Brüder kamen ins Haus und tappten in ihre Zellen. Und bald darauf hörte Reinhold Gödes und Heinos Sägemühlen, die zwar im anderen Flügel arbeiteten, aber hier zu hören waren.

Er lehnte sich weit aus dem Fenster. Die ganze Welt roch nach Rosen und Fichten. Blühten und dufteten die Rosen nicht immer Sommers um das Kloster? Sang nicht in den Stechpalmbüschen am Hange drüben Jahr um Jahr die Nachtigall? Wohl! Aber der Rosenduft war kein Strom von kräuselnden, rosigen Wellen, der durch eine wunderholde Landschaft von Bäumen und Blüten floß.

Und der Gesang der Nachtigall schwang sich nicht wie goldene Ketten über die stille Bergwelt, daß man ihr Gefunkel in den dunklen Fichten zu sehen wähnte.

Wie war ihm nur! Schöne Bilder umgaukelten ihn. Die Wälder öffneten ihr grünes Herz, und Worte und Weisen kamen daraus, die ihn schmeichelnd umgarnten. Die Brüder, die mit ihm in der Einsamkeit und Verlorenheit schmachteten, erschienen ihm plötzlich anders, frischer, lebendiger, reicher an Geist und Herz. Und das graue Klostergebäude, — war es nicht ein rechter Gottesfrieden? Hatte nicht der Herr aller Welten seine Hand besonders gnädig darüber gehalten?

Er ging ins Zimmer zurück und wanderte auf und ab. Da trat er auf ein Weiches und merkte, daß es eine der Rosen war, womit ihn die Fremde überschüttet hatte. Und er bückte sich, suchte alle Blüten zusammen und drückte den heißen Kopf in den Strauß.

„Wie schön sie ist, wie wunderschön!" sprach er leise. „Wie sie mich mit Rosen überschüttet hat, so uns alle! Ach, ich Tor! Ich habe am längsten von allen geschlafen. Die anderen leben wieder in Frohheit, aber ich? Aufwachen will ich — aufwachen — zu —"

Wozu wollte Pater Reinhold erwachen?

Zur Liebe! hauchten die Rosen, sang das Hohelied Salomonis, raunten alle Ecken des Gemachs, zur Liebe! summte die leise, warme Nacht draußen.

Eine tiefe Hoffnungslosigkeit kam über ihn. Er sank auf einen Stuhl und sann in sich hinein. Als nach Mitternacht der Mond ums Haus kam, leuchtete er milde in zwei traurige, feuchte Augen. In den Ställen krähte ein Hahn. Da fuhr der Pater Reinhold auf, nahm ein Blatt vom Tische, tauchte den Kiel in die Gallentinte und schrieb im Mondlicht. Danach wurde ihm leichter. Der Schlaf kam und streckte ihn lang auf den Boden der Bücherei, und neben ihm lagen die Rosen. —

Am Morgen kam Rudi in den Garten, um ein Kräutlein für die Mittagssuppe zu holen. Er sah etwas Weißes im Gesträuch hängen und fand das Blatt, das Reinhold in der Nacht geschrieben hatte.

Daß man nun nicht lesen kann! dachte Rudi. Indem sah der Pater aus dem Fenster.

„Ist dies Blatt das Eure, Hochwürden?" fragte Rudi. Reinhold wußte, daß keiner von den Brüdern zu lesen vermochte, dennoch konnte er nicht hindern, daß ihm eine Glut das Gesicht färbte.

„Gib her!" sprach er, „es ist mir aus dem Fenster geweht!"

Ei, ei! dachte Rudi und lächelte pfiffig. Es ging da etwas vor. Und es war ein Wunder, daß sich's nicht schon eher geregt hatte. Reinhold und Aliena waren jung.

„Du, Rupert!" rief Rudi den Jäger an, der in der Küche ein Wild zerschnitt.

„Was soll's?"

„Du solltest den Pater Reinhold mal mit auf die Jagd nehmen."

„Wa—as? Den Pater? — Hahaha!"

„Was ist dabei zu lachen! Er ist jung und stark. Irgendwie muß sich Jugend mal austoben. Denn aus dem Fasten und Kasteien sind wir gottlob seit langem heraus."

„Den — Pater! Haha!"

„Pater hin, Pater her! Laß ihn die Kutte an den Haken hängen. Ein kurzes Wams, eine Armbrust auf den Nacken und einen Spieß in die Faust, das wäre schon was für ihn."

Rupert sah ihn erstaunt an und sagte kein Wort.

Als aber nach einigen Tagen der späte Nachmittag über den Wäldern flammte und Rupert sich just zum Waldgang rüstete, kam der Pater vor die Tür. Er konnt's im Zimmer nicht mehr aushalten.

„Rupert, nimmst du mich mit in den Wald?" fragte er.

„Hochwürden —"

„So laß uns gleich gehen."

Und er ging barhaupt mit dem Jäger. Als sie in der Dämmerung zurückkamen, schalt Rupert in der Küche über den Pater, der so viel geredet habe, daß ihnen kein Wild zu Gesicht gekommen sei. Reinhold aber fühlte sich seltsam erregt. Sein Herz klang und sang den ganzen Tag. Er saß in der Bücherei und schrieb immerfort klingende Strophen von der Menschen und der Berge Freiheit und von — Aliena. Sie wurde ihm immer vertrauter, und der Gedanke an sie kam ihm immer weniger sündhaft vor. Sie nannten ihn zwar noch den Pater, — aber war er's wirklich noch? War überhaupt noch eine Kirche, mit der sie hier oben zusammenhingen? Keiner kümmerte sich ums Kloster, weder Fürst noch Bischof. Gab es noch Fürsten und Bischöfe? Die Welt war anders geworden. Kümmerte sich die Kirche nicht um ihn, so brauchte er und brauchten die Brüder sich nicht um die Kirche zu kümmern. Wer wollte ihn hindern, aus der Kutte zu schlüpfen und sich Mensch zu fühlen?

Diese und ähnliche Gedanken waren fast täglich bei ihm zu Gaste und erwarben sich schließlich Hausrecht. Daß sie so schnell zur Tat werden sollten, ahnte Reinhold nicht.

Eines Abends ertönte plötzlich zum ersten Male im Garten Alienas süßer Gesang. Rudis Flöte mußte mit und durchzwitscherte die Strophen mit zartem Gerank. Im Busche sang dazu die Nachtigall. Aber Alienas Lied wurde immer mächtiger. Es war über allem wie ein holder Wille. Und als sie geendet hatte, ward eine tiefe Stille. Die Brüder saßen und bebten am ganzen Leibe. Severin schluchzte laut. Da sprang Reinhold aus dem Fenster und war mit wenigen Schritten in der Brüder Mitte. Aliena sah ihn, ein Jubelruf entquoll ihrer Kehle, sie breitete die Arme gegen Reinhold. Der wollte sich hineinstürzen, aber Lüder hielt ihn zurück.

„Hochwürden, das heilige Gewand!"

Im selben Augenblick war Rudi bei ihm und riß Reinholds Kutte entzwei.

„Fahre wohl, Pater! Der Junker steht auf!" rief er.

Die anderen standen wie erstarrt. Dann aber fuhr ein Jauchzen von ihnen, das der Wald hallend zurückgab.

„Heil dem Junker!" rief Göde, „und wir sind seine Knechte!"

„Das Kloster unsere Burg!" rief Rupert.

„Und der Herr und die Aliena —"

Rudi konnte nicht fortfahren, denn Lüder fuhr ihm in die Rede.

„Kommt, Brüder!" rief er.

Reinhold und Aliena blieben allein.

* * *

Wem die Sterne vom Himmel just in die Hand fallen, der kann wohl wähnen, der Herrgott selber habe sie ihm zugeworfen. Reinhold schritt in die Kapelle, sein bewegtes Herz Gott darzubieten. Es war ihm dumpf und enge darin. Hier mochte zu Gott beten, wer in tiefer Not war. Für seinen jubelnden Überschwang fand sich nicht Raum genug. Er lief in den Wald und blieb den ganzen Tag fort. Und als er am Abend zurückkam, blühend und kraftvoll, da sah man ihm an, daß er gewillt war, sein Glück festzuhalten. Es war aber, als ob nicht nur er, sondern alle jetzt erst zu leben begännen. Nie zuvor hatten die alten Mauern solch fröhliches Leben gesehen. Dazu war in Reinhold ein munterer Quell aufgesprudelt, von dem manche klare und klingende Welle auf dem Strande des weißen Pergamentes gefangen wurde. Und manchen Abend las er, wenn er mit Aliena allein war, ihr Lieder und Strophen vor, die nichts Klösterliches an sich hatten.

So kam der Herbst. Die Fichten behielten ihr grünes Gewand. Die tiefen Berge aber lagen wie bunthäutige Tiere, die sich sonnten. Die Täler waren ausgestorben. Nur in weiter Ferne sah man hin und wieder das Leuchten eines Brandes. Es schwelte also immer noch da unten.

Die Ahorne des Gartens ließen mit leisem Knacken ihre Blätter sinken. Der Kastanienbaum war schon kahl, und nur die alte Eiche in der Waldecke legte ihr braunes Kleid nicht ab und stand wie ein alter Mönch, der nach dem Kloster lugte. Wandervögel zogen mit Krächzen und Gelärm vorüber. Und eines Morgens war der Hang über dem Garten weiß und die Berge hatten silberne Gipfel. Da bereiteten die Brüder das Kloster für die Winterruhe. Die Fenster wurden mit Moos und Bärlapp verstopft, und die Fenster des Zimmers, darin jetzt Reinhold und Aliena wohnten, erhielten besonders sorgsamen Schutz, denn die Frau fror leicht.

Und nun war Winter. Schneestürme kamen und fauchten über die Höhen. Der Schnee lag hoch und blieb den ganzen Winter. Die Fichten standen in schweren Panzern, und manch eine legte sich nieder, weil ihr die Rüstung zu schwer war, und stand nicht wieder auf. Das Wild kam ans Kloster und schrie vor Hunger und Frost. Und des Nachts konnte Aliena mitunter nicht einschlafen, so heulten die Wölfe, die um die Gebäude strichen. Göde, Rupert und Heino hatten harte Arbeit, um unter ihnen aufzuräumen. Das Eis saß dick an den Fenstern. Nur vor Alienas Stube konnte es sich nicht halten. Die Brüder schleppten Holz herauf, daß sich vor dem Ofen eine hohe Finne stapelte und Aliena lächelnd wehren mußte. Aber doch kamen sie immer wieder, nach ihr zu sehen, wenn Reinhold in der Bücherei saß und schrieb, denn sie war gesegneten Leibes.

Weihnacht kam heran. Sie konnten vor Schnee nicht aus dem Hause. Er lag wochenlang bis an den ersten Stock, wo die beiden Glücklichen wohnten, so daß eines Abends ein großer Hirsch von der Moosbekleidung der Fenster fraß. Reinhold aber sann und schrieb, die Blätter häuften sich, und des Abends, wenn alle Brüder im Cönakel saßen, las er ihnen wohl vor. Es war ein Sang von der Freiheit, Schönheit und Freude. Könige und Bettler, Bischöfe und Landsknechte, Wolken, Winde, Blumen und Bäume wie jegliches Getier waren den dreien dienstbar. Ein Klang brauste durch die Welt, wie der Frühlingssturm, der durch goldlaubige Berge harft. Unrecht und Bosheit vergingen. Das Leid war nicht mehr der Feind, sondern die Schwester der Freude. Zufriedenheit und Glück

wohnten Haus bei Haus, und kein Neid beugte sich über die lebendigen Brunnen und träufelte Gift hinein. Und sonnenhaft schwebte über der Welt Gottes Geist, der Schönheit, Freiheit und Freude heiligte. — —

Endlich kam der Föhn über die Höhen. Es war dunkle Nacht, und Aliena lag und starrte mit offenen Augen ins Dunkel. Ihre Hände tasteten über den Leib und bebten vor Glück, wenn sie das werdende Leben erfühlten. Da sprang der Föhn gegen das Haus, daß sie erschrocken sich aufrichtete und angstvoll Reinholds Hand suchte. Die Berge heulten und duckten sich vor dem gewaltigen Sturm. Die Fenster klirrten unter den Peitschenhieben des Regens. Der Winter mußte weichen.

Jeden Tag fiel der Schnee mehr zusammen, und das Rauschen der Bäche und Wildwasser nahm kein Ende. Die Fichten strafften sich und fanden ihr weiches Wiegen wieder. Ihr Grün flammte im Sonnenscheine. Und endlich waren die Hänge weißscheckig. Die dunklen Flecke wurden immer größer, bis daß nur noch an den Schattenstellen grobkörniger Eisschnee lag. Der war auch noch da, als Matten und Hänge sich mit sprießendem Grase begrünten, Marienblümchen aufstanden und Schneeglöckchen bimmelten. Im Ostermond züngelten blaue und gelbe Blütenflämmchen aus allen Rasenhängen, und das Summen der Bienen war wie Wiegenlieder über dem krokusbunten Erdboden. Die alte Erde lag und lächelte leise, dehnte und reckte sich wohlig. Jeder Atemzug war ein süßer Duft, jedes Lächeln ein leiser Klang. Die große Kastanie im Hofe griff mit flaumigen Goldhänden nach den krausen Liederblüten der Stare, die glitzernd aus der Höhe fielen, und die Büsche zappelten in der Seligkeit erster Amsellieder.

Göde und Heino waren auf dem Acker, wo das Korn frischkräftig sproß. Rupert sah bei den Felsen nach dem Fuchseisen. Da flog plötzlich ein Klang aus dem Kloster, flog voll und tönend durch die Wälder und schwebte singend und bebte in verhaltenem Jubel. Andere kamen hinterdrein, wurden immer voller und tönender. Herrgott! dachte Rupert, die Glocken, die Glocken! zog seine Kappe ab und betete. Dann aber fuhr ihm durch den Sinn: Was ist geschehen? Seit sie hier oben in aller Stille lebten, hatten die Glocken schweigen müssen, um sie nicht zu verraten. Und nun klangen sie wieder? Eine Stille war — groß und feierlich. Und immer schwangen die Glocken und tönten und fanden die alten, heiligen Melodien wieder. Was war geschehen? Göde und Heino stürzten in die Knie vor Ergriffenheit und Staunen, dann rannten sie dem Kloster entgegen. Lüder kam aus dem Garten geeilt, Rudi aus der Küche. Da schwiegen die Glocken, und die Turmstiege herab stolperte der blöde Severin, lachend und schweißtriefend.

Während alle Brüder bei der Arbeit waren, hatte Aliena lächelnd einem Kindlein das Leben gegeben, dessen dünnes Stimmchen fremd im Kloster schwebte. Severin war der erste, der's vernommen hatte, der blöde Severin! Er hatte die Glocken schwingen lassen.

Flüsternd drängten sich die Brüder vor dem Zimmer. Da trat Reinhold heraus, blaß und erregt, zitternd vor Freuden. Schweigend schritten sie in die Kapelle und knieten vor dem Altare. Als sie wieder ins Freie traten, hatten sie warme Augen und schwere Stirnen. Und durch das Kloster zitterte die dunkle Frage: Was will das werden?

* * *

Die Kaiserkronen blühten im Garten, und rote Herztränen tropften. Gelb- und Blauveigelein spannen süße Düfte. Aus den offenen Fenstern des ersten Stockwerkes klang Alienas Stimme, die ihr Kindchen in den Schlummer sang, und mischte sich mit den Liedern der Vögel in Garten und Wald. Reinhold saß bei ihr und lauschte. Sein Lächeln konnte aber die Sorgen nicht verscheuchen, die häufig zu ihm kamen und ihn ernst anschauten. Wie nun, wenn das Glockengeläute unten gehört worden war? Hatte der Wind die Klänge mitgenommen? Zwei der Brüder hatten vor einigen Tagen ein Blitzen beobachtet, das sich von der Stelle bewegte und vom Helm oder Harnisch eines Gewappneten herzurühren schien. Am Abend kam Rupert von seinem Waldgange zurück. Als alle gegessen hatten, legte er einen Armbrustbolzen schweigend auf den Tisch. Lüder nahm ihn auf.

„Was soll's damit?"

„Den hab ich unterwegs gefunden."

„Du wirst ihn verloren haben."

„Es ist nicht meiner. Und im gelben Quellsande waren Spuren, die nicht meine Schuhe eingedrückt haben."

Da legte sich's lähmend um alle Herzen. Sie beschlossen, in diesen Tagen sich nicht weit vom Kloster zu entfernen. Aber es blieb still, und nirgends zeigte sich ein Verdächtiges. Göde lief stundenweit hinab ins Tal. Er traf weder Mensch noch Menschenspur. Sie wurden wieder ruhiger.

Die Hofkastanie stand in voller Blütenpracht, und das Summen der Bienen in ihr war wie Glockengetön.

„Diese Glocken hören sie unten nicht", sagte Rudi, als sie vom Abendessen aufstanden, und schaute fröhlich zu Aliena hinüber, die ihr Kindlein auf den Armen wiegte und mit ihm dem Hause entgegenschritt.

Plötzlich stand Reinhold mit schreckensstarrem Gesicht. In der Nähe hatte ein Roß gewiehert. Stimmen wurden laut. Und um die Hausecke kam ein gewappneter Reiter.

„Da sitzt die ganze Brüderschaft!" rief er einem anderen Reiter zu, der hinter ihm drein trabte. Sie sprangen von den Gäulen waffenklirrend auf die Erde. Der erste näherte sich dem Tische, dran alle sprachlos standen.

„Salve fratres! Ihr führet scheinbar ein herrlich Leben hier oben, indes drunten der Fuchs auf die eigene Rute beißt. Des Bischofs Reiter sitzen nicht so fein bei Tische wie ihr."

Reinhold ermannte sich zuerst.

„Wer seid ihr und was wollt ihr?"

„Das sind zwei der Fragen, deren erste ich Euch schon beantwortet habe. Reiter des Bischofs sind wir. Die zweite wird Euch Seine Eminenz selbst beantworten. Da kommt der Bischof!"

Die Reiter traten zurück, dem Ankommenden Platz zu machen. Der schien ein reisiger Herr zu sein, denn er war in Waffen wie die anderen, nur daß eine violette Schärpe über seinem Brustharnisch lag. Zwei Reiter folgten ihm. Im selben Augenblick trat Aliena, die das Rossegestampf und die fremden Stimmen gehört hatte, mit dem weinenden Kindlein vor die Tür. Der Bischof stieg vom Pferde, stemmte die Hände auf die Hüften und sah um sich.

„Hat der Pater Sebaldus doch recht berichtet!“ rief er laut.

„Der Fuchs!“ knurrte Rudi, und Göde ballte die Fäuste.

„Fressen, saufen und huren, die Brüder! Ein Weib unter Sieben. Schafft mir die liederliche Dirne aus den Augen!“

Zwei Reiter schritten gegen Aliena. Da ergriff Göde einen Schemel und warf ihn dem ersten zwischen die Beine, daß er zu Boden fiel. Heino und Lüder stürzten vor Aliena. Heino ergriff eine Mistgabel, Göde hatte schon eine zweite in der Faust und zückte sie gegen die anderen Reiter. Rupert nahm die Armbrust, die an der Kastanie hing.

„In nomine Domini!“ rief der Bischof mit erhobener Stimme. „Wagt es nicht, euch gegen die heilige Kirche zu empören. Wir haben genug gesehen. Das Maß eurer Sünden ist voll! Ergreift die Dirne, sie ist reif fürs Feuer!“

Reinhold schlug den einen Reiter ins Gesicht, der Aliena anrührte, daß ihm der Helm vom Kopfe flog. Heino hieb dem anderen das Schwert aus der Faust und stieß ihn vor den Harnisch, daß er das Taumeln kriegte. Göde wurde von einem Schwerthieb verwundet. Das machte den Bären wütend. Er ergriff den Reiter und warf ihn mit mächtigem Schwunge auf den Mistplatz, wo die Jauche hoch aufspritzte. Im selben Augenblicke sank Lüder um. Drei Reiter lagen gebunden am Boden. Göde hieb sich auf die Schenkel.

„Schmeißt sie auf den Mist!“ schrie er, „und den Bischof hinterdrein!“ Damit hob er den einen vom Boden.

„Halt!“ rief Reinhold. „Laßt sie, Brüder, denn wir sind im Unrecht. Des Bischofs ist das Kloster!“

„Wir sind nicht dem Bischof untertan!“ rief Rudi. „Ihr seid der Junker Reinhold, und wir sind Eure Knechte!“

Der Bischof wurde blaß und schaute unruhig zurück. Reinhold schritt auf ihn zu. Seine Stimme bebte.

„Eminenz, es ist nicht meine Schuld, daß dies hier geschah. Wir haben uns hier oben aus freiem Willen von der Kirche losgesagt. Die Frau ist die meine, ich bitte Euch, wollet sie nicht mehr mit Euren Worten verletzen. Das Kloster ist Euer, wir aber sind unser! Lasset uns in Frieden ziehen!“

Der Bischof faßte wieder Mut.

„Fortziehen? Ja, das sollt ihr. Aber in Bann und Acht will ich euch tun, da ihr gegen Gottes Gebot gesündigt und das Gelübde gegen seine heilige Kirche freventlich gebrochen habt. Ihr sollt keine Ruhe mehr haben auf Erden, Gottes Gnadenmittel sollen euch nicht erquicken, der Glocken Munde sollen sich vor euch verschließen, die Menschen euch von sich stoßen und der Leib der geweihten Erde soll sich weigern, den euren zu empfangen!“

Die Brüder erblaßten. Das war das Schlimmste, was ihnen geschehen konnte. Der Bann stieß sie ganz aus der Welt. Reinhold sah schmerzlich bewegt auf Aliena. Aber die wiegte ihr Kindlein auf den Armen und lächelte ihm unbesorgt zu, als verstände sie nicht, was um sie her vorging.

„Befreit die Reiter und laßt uns gehen!“ sagte Reinhold.

Die Brüder gehorchten, nahmen den wunden Lüder zwischen sich und schickten sich an, das Kloster zu verlassen. Aliena schritt voran. Da sprengten noch einige Reiter auf den Hof, die auch des Bischofs waren und denen er in seiner Ungeduld vorausgeeilt war.

„Ergreift mir die Frechen und bindet sie!" schrie der Bischof wütend. „Wollen sehen, ob sie jetzt noch zu widerstehen wagen."

Die Reiter sprangen von den Pferden und gingen gegen die Brüder vor. Da ertönte ein zarter, lieblicher Gesang, als käme er aus dem blauen Abendhimmel. Wie ein güldener Schleier legte er sich um die Seelen. Die Schwerter senkten sich, die drohenden Fäuste fielen schlaff hernieder, die zornbebenden und schmerzlich zuckenden Lippen schlossen sich. Alle sanken in die Knie, der Bischof zuerst, und starrten verzückt Aliena an.

Aliena sang und sang. Die Brüder setzten sich in Bewegung, indes der Bischof und seine Reiter nicht vom Fleck konnten. Langsam schritten sie weiter, und Aliena sang. Die Vögel wurden still. Die Abendwolken hingen gebannt in der Luft. Kein Wipfel regte sich. Keine Quelle klang. Weiter zogen sie, immer weiter, bis es dunkel wurde im Walde und sie erschöpft an einem Hügel niedersanken und sofort einschlummerten. Der Herr aber, der in der Nacht in seinem Sternenmantel über die Wälder schritt, sah die Schlummernden und lächelte gütig. — —

Als der Morgenwind über die Berge sprang, kam er an den Hügel, wo die Wanderer eingeschlummert waren. Da standen sieben dunkle Wacholder an dem Hange, der zuvor kahl gewesen war, und eine schlanke Birke, aus deren Wurzeln ein zartes, weißschimmerndes Reis wuchs. Im Gezweig der Birke aber sang ein goldener Vogel süß und seelenvoll. Da hielt der Morgenwind den Atem an und schlich leise vorüber.

Kulturgeschichtliche Glossen zum Falle Jatho

Von Dr. Georg Kietz-Berlin

In der Kulturgeschichte waltet keine Logik. Jahrhunderte kamen und versanken in den Ozean der Zeit. Mit ihnen wurden große Gedanken von großen Männern in Überfülle geboren. Die waren oft von epochaler Bedeutung und leuchteten gleich einem hellen Fanal weithin in der Menschheit. Und ob deren Pfad oft jahrhundertelang auch in dunkle Abgrundtiefen schwand: die großen Gedanken hatten lebendige Kraft, sie wurden fortentwickelt und blieben dann auch wohl Leitsterne durch alle Prüfungen und Schicksalsschläge, von denen geistig hochstehende Völker im Kampfe um ihre Existenz und nationalen Güter betroffen wurden.

Zeiten der Aufklärung können wir bis ins graue Altertum hinab verfolgen, bis zu den großen Dichtern und Denkern der alten Hellenen und Römer. Und was unter Kampf und Widerspruch in der Seele dieser führenden Geister reifte, das vermochten Staatsumwälzungen, Glaubensverfolgungen, Religionskriege, Inquisition und Scheiterhaufen im Keime nicht zu ersticken. Es wirkte weiter, weil es mußte, bis in die Zeiten der Humanisten, der Aufklärungsphilosophen und

unserer großen Klassiker, bis zu Friedrich dem Großen, Kant, Fichte, Schleiermacher, ja bis ins gegenwärtige Jahrhundert hinein und zeitigte vieltausendfältige Früchte der Erkenntnis.

Der aber irrt, der da wähnt, daß dieser — ich möchte sagen — „Aufstieg der Seligen" zu jenen lichten Höhen im Reiche des Gedankens nun auch jedesmal dem Zeitgeiste das Gepräge verliehen oder wenigstens die nachkommenden Geschlechter mit emporgehoben hätte in diesem geistigen Höhenfluge, also daß auch ihr Denken, ihr Tun und Lassen der geläuterten Weltanschauung jener großen Männer entsprochen hätte. In der Kulturgeschichte waltet eben keine Logik, und wie vor tausend und abertausend Jahren sind auch heute noch die verworrenen Labyrinthe im Völkerleben oft unbegreiflich. Es ist fast, als müßte beständig die Unvernunft der Vielzuvielen mit der Vernunft der Weisen ringen, die ihnen Licht, Gewissens- und Glaubensfreiheit bringen wollten!

Schon Luther schrieb in seinem Rechtfertigungsschreiben an Karl den Fünften vom 15. Januar 1520, er habe „nichts anders beflissen, an den Tag zu bringen, denn die evangelische Wahrheit wider die abergläubische Opinion oder Wahn menschlicher Tradition". — Wahrlich, hätte Luther die voraussetzungslose wissenschaftliche Geschichtsforschung und Textkritik der Neuzeit gekannt, hätte er auch die Hilfsmittel, wie wir sie heute haben, besessen: er würde mit allem Wahn menschlicher Tradition und nicht zuletzt mit dem Apostolikum radikal aufgeräumt haben. Doch auch er war ein Kind seiner Zeit, und als solches hat er ja nicht schlecht den römischen Augiasstall von allem Lug und Possenspiel gereinigt. Den Rest mochten andere beseitigen. Seine herrliche Schrift aber „Von der Freiheit eines Christenmenschen", die er auch an Leo den Zehnten sandte, ist noch immer beherzigenswert, wenngleich auch sie teilweise veraltet ist. Lessing konnte daher mit Recht schon zu seiner Zeit sagen: „Luther, du! Großer, verkannter Mann! Du hast uns vom Joche der Tradition erlöset, wer erlöset uns vom unerträglicheren Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer —"

Und Lessings Zeitgenosse, der Große Friedrich, führte die preußische Politik der kirchlichen Duldung nicht bloß im weitesten Sinne des Wortes durch, er ließ auch im Landrecht den Grundsatz aufstellen: „Die Begriffe der Einwohner von Gott und götlichen Dingen können kein Gegenstand von Zwangsgesetzen sein." Aus den Gedankenkämpfen jener Zeit ging ferner „jene neue, reifere Form des Protestantismus siegreich hervor und ward ein Gemeingut des norddeutschen Volkes: die Ethik Kants". Nur auf diesem Boden der evangelischen Freiheit und der entsagenden pflichtgetreuen Arbeit konnte der kategorische Imperativ erdacht werden. Religions- und Glaubensbedrängnis, welcher Art sie auch sein mochte, ward verpönt. Bereits 1741 sagte Friedrich dem Fürstbischof Sinzendorf in Breslau, der ihm seine Ergebenheit beteuerte: Da die ungestörte Religionsübung nach der Meinung der Menschen einen Teil ihrer Glückseligkeit ausmache, werde er nie von seinem festen Entschlusse abgehen, jede Religion in ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten.

Diesen Grundsatz hat Friedrich während seiner ganzen Regierung konsequent befolgt. Die Begriffe des Rechtslebens leitete er im Geiste der rationalistischen Zeitphilosophie aus den Prinzipien des der Menschheit angeborenen Naturrechts

her. In seinem „Versuch über die Staatsverfassungen und Pflichten des Fürsten", der als sein politisches Testament für die Fürsten aller Zeiten gelten kann, hat er dann ausführlicher den Gedanken begründet, daß der Fürst kein Recht habe über die religiösen Ansichten und die Denkfreiheit der Bürger. „Müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, die Menschen hätten zu einem ihresgleichen gesagt: Wir stellen dich über uns, weil wir gern Sklaven sein wollen, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkür zu lenken?... Diese Toleranz ist selbst so vorteilhaft für die Gesellschaft, wo sie eingeführt ist, daß sie das Glück des Staates bewirkt." — Beiläufig erwähnt sei, daß Joseph der Zweite noch weiter ging. Er war bereits der Ansicht, daß das Bestehende und historisch Gewordene gegenüber den Gesetzen der Vernunft und des natürlichen Rechtszustandes zurücktreten müsse. Der Einfluß Kants ist hier unverkennbar, wie er denn im Verein mit unseren großen Klassikern nicht bloß seiner Zeit das Gepräge verliehen, sondern auch auf die nachkommenden Geschlechter befruchtend gewirkt hat, wie kaum ein anderer Philosoph vor ihm.

Die reifsten Ideen dieses großen Denkers, die er u. a. in seiner Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793) niedergelegt hat, seien besonders jenen berufenen Zionswächtern zur Beherzigung empfohlen, die das mit dem Wesen des Protestantismus durchaus unvereinbare Irrlehregesetz auf dem Gewissen haben, wie einst Wöllner sein berüchtigtes Religionsedikt.

Kant sagt in der angeführten Schrift: „Der historische Glaube, der auf Offenbarung als Erfahrung gegründet ist, hat nur partikuläre Gültigkeit für die nämlich, an welche die Geschichte gelangt ist, worauf er beruht ... er enthält zugleich das Bewußtsein seiner Zufälligkeit. Also kann er zwar zum Kirchenglauben, deren es mehrere geben kann, gelangen; aber nur der reine Religionsglaube, der sich gänzlich auf Vernunft gründet, kann als notwendig, mithin für den einzigen erkannt werden, der die wahre Kirche auszeichnet."

Ferner: „Es ist also eine notwendige Folge der physischen und zugleich der moralischen Anlage in uns, welche letztere die Grundlage und zugleich Auslegerin aller Religion ist, daß diese endlich ... von allen Statuten, die auf Geschichte beruhen und die vermittelst eines Kirchenglaubens provisorisch (!) die Menschen zur Beförderung des Guten vereinigen, losgemacht werde und so reine Vernunftreligion zuletzt über alle herrsche, damit Gott sei alles in allem."

„Die kirchliche Glaubenseinheit mit der Freiheit in Glaubenssachen zu vereinigen, ist ein Problem, zu dessen Auflösung die Idee der objektiven Einheit der Vernunftreligion durch das moralische Interesse, welches wir an ihr nehmen, kontinuierlich antreibt ..."

Kant unterscheidet also zwischen Geschichts- und Religionsglauben, welcher ihm identisch ist mit reinem Vernunftglauben. Dieser beweise sich selbst und bedürfe einer Beurkundung durch Schriftsteller als Zeitgenossen oder ein gelehrtes Publikum nicht. Mit einer — so führt er weiter aus — sich freien Menschen aufdrängenden Hierarchie habe sich die schreckliche Stimme der Rechtgläubigkeit aus dem Munde anmaßender, allein berufener Schriftausleger erhoben und die christliche Welt wegen Glaubensmeinungen in erbitterte Parteien getrennt. Der despotisch gebietende Kirchenglaube habe dann im Laufe der Jahrhunderte die Völker zur Befehdung untereinander, zur Empörung der Untertanen gegen ihre Obrigkeit, zum blut-

durstigen Haß gegen ihre andersdenkenden christlichen Mitgenossen aufgereizt. Aus der Stiftung des Christentums aber leuchte immer noch deutlich hervor, daß seine wahre erste Absicht die gewesen sei, einen reinen Religions-, also Vernunftglauben einzuführen, über den es keine streitenden Meinungen geben könne. „Alles, was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch tun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes." — So Kant vor rund hundertzwanzig Jahren!

Aber auch schon damals, genau wie heute, gab es Eiferer, die den „Wahn menschlicher Tradition" und den toten Buchstaben höher werteten als den Geiste der lebendig macht. Wöllner, damals Justiz- und Kultusminister unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten, ließ dem großen Philosophen wegen dieser Schrift einen scharfen Verweis erteilen; auch mußte Kant versprechen, künftig nicht mehr über Religion schreiben zu wollen. Und das wenige Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen, der unter der Bewunderung der größten Männer seiner Zeit die Denk- und Gewissensfreiheit stipuliert hatte! Ist es da verwunderlich, wenn Schiller angesichts dieser lächerlichen Bevormundung in Glaubenssachen das charakteristische Epigramm prägte: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion."

Und doch hatte Jakob Grimm recht, wenn er, an dies Wort anknüpfend, bei der Schillerfeier (10. November 1859) in der preußischen Akademie der Wissenschaften als Festredner sagte: „Die Religion lebt in ihm, und die lebendige ist auch die wahre. Vor ihr kann nicht einmal von Rechtgläubigkeit die Rede sein, weil scharf genommen alle Spitzen des Glaubens sich spalten und in Abweichungen übergehen. Aus Männern, deren Herz voll Liebe schlug, in denen jede Faser zart und innig empfand: wie könnte gekommen sein, das gottlos wäre? Mir wenigstens scheinen sie frömmer, als vermeinte Rechtgläubige, die ungläubig sind an das ihn immer näher zu Gott leitende Edle und Freie im Menschen." Freilich Schiller und Goethe waren außerhalb des Machtbereichs der Wöllnerschen Zuchtrute, sonst — wer weiß!

Mit seinem Zwangsgesetz hat aber Wöllner das Gegenteil von dem erreicht, was er angeblich erstrebte: es sollte nämlich die christliche Religion der protestantischen Kirche in ihrer alten Reinheit erhalten werden, auch dem Unglauben wie dem Aberglauben, mithin der Verfälschung der Grundwahrheiten (!) des Glaubens usw. Einhalt geschehen „bei unausbleiblicher Kassation und nach Befinden noch härterer Strafe und Ahndung".

Es gereicht dem gradsinnigen Charakter Friedrich Wilhelms des Dritten zur Ehre, daß er unmittelbar nach seinem Regierungsantritte Wöllner mitteilen ließ, er wisse, daß die Religion Sache des Herzens und der eigenen Überzeugung sein müsse und nicht durch Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden dürfe, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern solle. Vor dem Religionsedikt aber sei weniger Heuchelei im Lande gewesen. — Auch die von Wöllner eingesetzte Oberexaminationskommission wurde wieder aufgehoben. Es war aber auch höchste Zeit; denn Selbstüberhebung und Korruption hatten in der Ära Wöllner, zumal bei dem schlechten Beispiel Friedrich Wilhelms des Zweiten, solchen Umfang angenommen, daß Fichtes Urteil nicht zu hart ist: „Die gegenwärtige Epoche ist die der vollendeten Sündhaftigkeit, der Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit, der Ungebundenheit ohne alle Leitfäden, ohne Herrschaft der Vernunft."

Heuchelei und Ketzerriecherei sind auch während der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten am Werke gewesen. Sein Bruder hatte daher bei der Übernahme der Regentschaft alle Ursache, sich im November 1858 in seiner Ansprache an das neugebildete Staatsministerium darüber sehr abfällig zu äußern: Auf kirchlichem Gebiete sei in der letzten Zeit viel vergriffen worden. „In der evangelischen Kirche . . . ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihren Grundanschauungen nicht verträglich ist und die sofort Heuchler im Gefolge hat... Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religion zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen. . . ." Bei dieser Vermahnung verblieb es jedoch.

Erfolglos blieb auch jene von zahlreichen Geistlichen und Laien eingereichte Petition (Mai 1859), die die Ausführung des Artikels 15 der Verfassung forderte, der den Kirchen die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten zusichert. Die Errichtung des Oberkirchenrates gewähre der evangelischen Kirche diese Selbständigkeit in keiner Weise, sondern habe nur diese höchste Kirchenbehörde von dem bisherigen Verbande mit den Staatsbehörden abgelöst. Im Oberkirchenrate aber habe eine kirchliche Partei die Gewalt, die in ihrer Theologie wie in ihrem religiösen Leben der großen Mehrheit des evangelischen Volkes fremd und feindlich gegenüberstehe. — Die Preußischen Jahrbücher brachten sogar im Jahre darauf (1860) einen bedeutsamen Rückblick auf die Kirchenpolitik des Ministers Eichhorn, der der Regierung zur Warnung dienen sollte: „Mag sich jene unfreie Richtung" — hieß es darin — „hinter vagen Phrasen und nebelhafter Romantik verstecken; mag sie, wie nachher, jede Scheu beiseite setzen und alle Geistesfreiheit durch Zwang und Willkür niederdrücken — sie ist nicht gut preußisch, sie ist nicht deutsch, sie ist vor allem nicht historisch. Unsere Geschichte weist uns auf andere Bahnen. Wahren wir unserem Volke echte Gottesfurcht . . . aber es bleibe im Staate Friedrichs des Großen die Freiheit der Überzeugung und der Wissenschaft geheiligt." Man sieht, es sind immer dieselben Beschwerden eines religiös empfindenden, doch längst mündig gewordenen Volkes nach gesetzmäßiger Freiheit in Kirche und im Staatsleben. Doch alles blieb beim alten.

Und wie hat sich nicht im Laufe der Jahre Wilhelms des Ersten Überzeugung so weit geändert, daß er derselben Orthodoxie sein Ohr lieh, deren „Scheinheiligkeit und Heuchelei" er ehedem öffentlich verurteilt hatte! Recht bezeichnend dafür sind seine erregten Briefe, die er am 31. Mai und 1. Juni 1877 an Falk und den Präsidenten des Ev. Oberkirchenrats Herrmann geschrieben hat, einmal wegen des Antrags auf einer Berliner Kreissynode, das Apostolikum aus der Liturgie zu streichen, sodann wegen der „irreligiösen" Wahlpredigt des Pfarrers Hoßbach in der Jakobikirche zu Berlin. Der Kaiser war entrüstet und forderte dessen Suspension vom Amte: „denn wohin, wie bei Sydow, das sogenannte Märtyrertum (d. h. der Standpunkt, keine Märtyrer schaffen zu wollen) führt, liegt klar zutage. Ich verlange die Namen der Personen zu kennen, die diese Wahl herbeiführten. Cito! Wilhelm." — Der Oberhofprediger Kögel hatte den Zwischenträger gemacht; Herrmann aber, der der Orthodoxie mißliebig war, erhielt im weiteren Verlaufe dieser Ketzerriecherei seinen Abschied.

Was Jatho, dieser in seiner großen Gemeinde allseitig verehrte Mann, lehrt und will, das haben ähnlich unsere großen Dichter und Denker auch schon freimütig

bekannt, nicht zum wenigsten Kant und Schleiermacher. Soll also wirklich die Fülle von Lebensweisheit und Erfahrung, von Herzensgüte und milder Versöhnlichkeit, die in Jathos Reden so sympathisch berührt, von ehrlichem Streben nach Wahrheit verkümmern, weil sie nicht mehr übereinzustimmen vermag mit der „abergläubischen Opinion" (Apostolikum), die von der wissenschaftlichen Forschung längst ins Reich der Legende verwiesen wurde? Soll die evangelische Freiheit, in deren Luft nur wurzelechter Glaube gedeihen kann, abermals durch Zwang und Pharisäismus seitens der „Rechtgläubigen" gehemmt und der lebendige Pulsschlag einer großen Gemeinde nach Gewissensfreiheit und religiöser Erkenntnis auf das klägliche Niveau einer im Dienste des toten Buchstabens erstarrten Glaubensmeinung herabgedrückt werden? Noch stets war Zwang der Feind der Wahrheit, durch den diese selbst verlogen wird. Auch kirchenregimentliche Schulmeisterei, der jedes Verständnis fehlt für die Energie einer wahrhaft religiösen Gesinnung, war noch von jeher vom Übel.

Fort deshalb mit dem Irrlehregesetz und Spruchkollegium! Sie sind ihrem Wesen nach römisch, nicht protestantisch, nicht deutsch und unserem Rechts- und evangelischen Wahrheitsbewußtsein einfach unerträglich.

Protestanten soll man nicht, wie den Römlingen, zumuten, ein Opfer ihres Intellekts zu bringen veralteten Formeln und Dogmen zuliebe. Überdies hat sich der Oberkirchenrat auch mit sich selbst in Widerspruch gesetzt. Man vergleiche nur seinen Bescheid an den Pfarrer D. Fischer in Berlin (1905) oder an das Konsistorium in Münster im Falle César (November 1906), mit der jüngst auf seinen Vorschlag erfolgten Berufung Harnacks ins Spruchkollegium. Gleich diesen beiden Pfarrern leugnet auch Harnack die Gottheit Christi; er erfüllt also die vom Oberkirchenrat gestellte Bedingung für die Wirksamkeit eines evangelischen Pfarrers selbst nicht. Dennoch soll Harnack, nach positiver Auffassung ebenfalls ein „Ketzer", geeignet sein, im Spruchkollegium über einen anderen „Ketzer" zu Gericht zu sitzen — sonderbar!

Der Fall Jatho bietet mithin zu irgendwelcher pessimistischen Auffassung keinen Anlaß, dagegen kann er zur Gesundung und Reformation der jetzt herrschenden unerquicklichen Verhältnisse in der Landeskirche viel beitragen. Die Wöllner und Konsorten gehen vorüber; die großen Gedanken großer Männer ringen sich schließlich aber doch durch. Und wie in den vierziger Jahren einst David Strauß im Hinblick auf Schleiermacher schrieb, wird es dann vielleicht auch von einem Jatho und anderen „Irrlehrern" heißen:

Der Stein, an dem im Schreiten sich
Noch gestern alle Frommen stießen —
Wie ändern doch die Zeiten sich! —
Wird heut als Eckstein uns gepriesen.
So dürfen an der Ketzerei
Wir ruhig uns beteiligen:
Man zählt, eh' zwanzig Jahr' vorbei,
Auch uns noch zu den Heiligen.

* * *

Nachwort der Schriftleitung: Wir haben die interessanten kulturgeschichtlichen Glossen zum Fall Jatho gern zum Abdruck gebracht, weil sie besser als manche Abhandlung zeigen, in welcher Richtung sich heute das religiöse Empfinden vieler Hunderttausende Gebildeter bewegt. Wir können aber nicht umhin, ergänzend auf andere „Glossen zum Fall Jatho" aufmerksam zu machen, die in Nr. 364 der Schlesischen Zeitung vom 25. Mai 1911 erschienen sind.

In dieser ganzen Bewegung tritt immer deutlicher zutage, daß es sich in diesem Fall um eine tiefgreifende Entscheidung über grundlegende Fragen für die evangelische Kirche handelt. Das genannte Blatt führt u. a. aus:

„Einerseits stehen nämlich, prinzipiell voneinander geschieden, hier zwei Anschauungen über das Wesen der evangelischen Kirche gegeneinander. Die eine Anschauung treibt das Gemeindeprinzip bis zu der Konsequenz, daß sie das Urteil über die Lehre des Geistlichen lediglich der Einzelgemeinde übertragen will. Er ist der Sprecher dieser Gemeinde. Solange eine Gemeinde mit der Lehre ihres Pastors einverstanden ist, soll keine Macht der Welt ein Veto dagegen einzulegen haben. Das Kirchenregiment ist nach dieser Anschauung nur dazu da, rein formal äußere Ordnung und Rechtssicherheit in äußeren Angelegenheiten aufrecht zu erhalten. Ein solcher Standpunkt löst tatsächlich die Landeskirche in einen Haufen selbständiger, nur durch ein loses Band zu äußerer Gemeinschaft verbundener Gemeinden auf. Aber von anderem abgesehen, leidet diese Auffassung schon an dem schweren Fehler, daß sie damit die jeweilige Majorität einer Gemeinde zur Herrin über den Glauben, der in der Gemeinde verkündet werden darf, stempelt und die Minorität in einer fundamentalen Frage für die Erbauung und das innere Leben der Gemeinde rechtlos macht. Die entgegengesetzte Anschauung, die auch allein der geschichtlichen Entwicklung und ebenso der Rechtsordnung unserer Kirche entspricht, sieht in der Landeskirche einen Organismus von Gemeinden, für den das einigende Band nicht nur äußere Rechtsordnungen bilden, wie etwa ein gemeinsames Pensionsgesetz für die Geistlichen u. dgl., sondern vor allem ein gemeinsames Bekenntnis, ein gemeinsames Verständnis dessen, was evangelischer Glaube ist. Ein Geistlicher amtiert zwar in einer Einzelgemeinde, aber Voraussetzung dafür ist, daß er Diener der Kirchengemeinschaft geworden ist, der die Einzelgemeinde angehört. Nicht die Einzelgemeinde hat ihn geprüft und ordiniert, sondern die Kirchengemeinde als Vertreterin des Organismus der Gemeinden, der Kirche. Er hat die Befähigung erhalten, nicht etwa nur in der Gemeinde X das Predigtamt auszuüben, sondern überhaupt im Gesamtgebiet der Kirche. Als Geistlicher an der Gemeinde X hat er zugleich das Recht, unter Einholung eines pfarramtlichen Dimissoriale, auch in jeder anderen Gemeinde der Landeskirche geistliche Handlungen zu vollziehen. Man muß sich das klar machen, um den hochtönenden Reden von der in geistlichen Dingen allein zuständigen Einzelgemeinde ihren Wert oder Unwert zuerkennen zu können."

Als kulturhistorisches Zeitdokument fügen wir noch das Glaubensbekenntnis bei, das Pfarrer Jatho seinen Schülern bei der Konfirmation abnimmt:

„Ich glaube an den lebendigen Gott, den allmächtigen Schöpfer der Welt, der sie erhält mit seiner Kraft, der sie ordnet nach seiner Weisheit, der sie erfüllt mit seinem Leben; ich glaube an den Gott, welcher Geist ist und der im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will, an den Gott, der die Liebe ist, der seine Liebe von

Anbeginn geoffenbart und der auch mich zu sich gezogen hat aus lauter Güte. Diesem Gott will ich mein Leben lang kindlich vertrauen, denn er ist mein Vater, und ich weiß, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Sein Wort soll meines Fußes Leuchte bleiben, sein Wille mein oberstes Gesetz. Vor ihm will ich mein Herz aufdecken, alle meine Sünden ihm bekennen und in aufrichtiger Reue seiner Gnade mich getrösten, denn er ist treu und will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe. Ich glaube an den Herrn Jesum Christum, den Sohn Gottes, den Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens, der mir von Gott gemacht ist zur Weisheit und Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, ohne ihn kann ich nicht zum Vater kommen; er ist der Weinstock und wir die Reben, nur in der Lebensgemeinschaft mit ihm bringen wir Frucht; er ist der gute Hirt und wir die Schafe seiner Weide; er ist unser Meister und wir seine Jünger; er ist unser Haupt, wir sind die Glieder seines Leibes. Ihm will ich mein Leben lang nachfolgen, sein Joch auf mich nehmen und von ihm lernen, denn er ist sanftmütig und von Herzen demütig; ihn will ich lieben, wie er die Menschen geliebt hat, ihm treu bleiben, wie er treu geblieben ist bis in den Tod. Mit ihm will ich geduldig leiden, mit ihm Welt und Sünde überwinden, mit ihm auferstehen zu einem neuen Leben und in seinem Reiche danach trachten, daß ich durch ihn vollkommen werde, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist. Ich glaube an den Heiligen Geist, den Geist Gottes und unseres Herrn Jesu Christi, der in der Menschheit wirksam ist und in ihr die Kinder Gottes zur christlichen Gemeinde sammelt; ich glaube an den Geist der Wahrheit, der in alle Wahrheit leitet, an den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht, der das Menschenherz zu einem Tempel Gottes macht und bei mir bleibt ewiglich. Damit dieser Geist in mir lebendig werde, will ich dem Worte Gottes freudig mein Herz öffnen, die Predigt des Evangeliums fleißig hören und auch selbst lesen und forschen in der Schrift. Unserer evangelischen Kirche, in die ich heute als mündiges Glied eintrete, will ich beständig treu bleiben, auch in meinem Wandel mich allezeit als evangelischen Christen beweisen und Gott täglich bitten, daß er meine Seele erlöse von allem Übel und mir in Gnaden aushelfe zu seinem ewigen, himmlischen Reiche. Amen."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichtliches

Gutzkow als Klassiker. Karl Gutzkow ist in die Reihen der deutschen Klassiker aufgenommen worden. Kein Forum kritischer Richter hat ihn erwählt, keine Akademie hat ihn gekrönt, keines Fürsten Huld ihm dazu gelächelt. Die Zeit allein hat dies Kunststück vermocht: Gutzkow ist „frei" geworden, seine Werke sind nun Gemeingut, da die wohlberechnete Schutzfrist von dreißig Jahren nach dem Tode des Schriftstellers verstrichen ist, die man um keines einzelnen Falles willen antasten sollte.

Längst hat sich der Name Klassiker über die unsicheren Schranken einer ursprünglichen engeren Bedeutung gedehnt, er ist im Getriebe der Zeiten abgebraucht und allgemeiner geworden. Wir nennen heute so ziemlich alles klassisch, was uns einigermaßen historisch geworden ist, und können auch die Tagesschriftstellerei so nennen, wenn nur die Zeit erst beginnt, ihren Rost um die Werke zu kleiden. Dieser Auffassung folgen auch unsere zu Dank gepflegten deutschen Sammlungen, sie nehmen und bringen, was an älteren Schriftwerken wichtig und lesenswert ist — und guten Absatz verspricht. Nun hat Gutzkows dreißigster Todestag im Dezember 1908 und sein hundertster Geburtstag im März 1911 unseren betriebsamen buchhändlerischen Unternehmungen neuen Anstoß gegeben, so daß wir heute über eine Reihe von Publikationen, darunter drei Ausgaben seiner Werke, berichten können.

Gutzkow als Klassiker! Fast zwei Jahrzehnte vor seinem großen Gegner Gustav Freytag ging er unter die Unsterblichen! Und wir nehmen in denselben „grünen Heften" das Wort über ihn, die in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts manchen bitteren Strauß mit ihm auszufechten hatten. Lange ist der Kampfeslärm verhallt und die Zeiten sind dahin, wo Gutzkow mit „zweckmäßig gesteigerter Entrüstung" erklären durfte (wie die Grenzboten 1852 in Nr. 11 S. 437 f. selber zitieren): daß auch er viel achtungswertere und nützlichere Gegenstände in Deutschland kennen gelernt habe, als die Grenzboten seien. Eine Darstellung der Fehde zwischen Gutzkow und den Herausgebern der Grenzboten, Gustav Freytag und Julian Schmidt wäre ein interessanter und wünschenswerter Beitrag zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Denn wir verharren nicht in der drängenden Enge des Augenblicks und werden das Für und Wider unbefangener auseinanderhalten. An manchem Urteil, das damals die „Grünen" fällten, überrascht uns eine trotz aller persönlichen Verstimmung erstaunliche Klarheit, wie die folgende Charakteristik der Gutzkowschen Produktion zeigen mag, die auch heute noch uneingeschränkt richtig erscheint: „Es sind überall Anläufe zu wirksamer Darstellung seiner Empfindungen, aber seine unruhige und gereizte Seele weiß nicht Ton und Haltung zu bewahren, und seine schöpferische Kraft ist zu schwach, die auftauchenden Vorstellungen und Anschauungen

zu beherrschen, deren undeutliches, zitterndes Durcheinanderfahren ihm von je das künstlerische Gestalten verdorben hat." Neben häßlichen Fehlern seiner Natur und Bildung, heißt es, waren in ihm Eigenschaften sichtbar, welche Mitgefühl und Achtung erwerben konnten. Und in der Tat stellt die eigentümliche Mischung von Unerfreulichem und des Mitleids Würdigem in Gutzkows Charakterbild und seinem Lebenswerke noch dem heutigen Literaturhistoriker keine leichte Aufgabe. Dem unglücklichen Menschen und dem unglücklichen Dichter (so dürfen wir wohl sagen) gerecht zu werden, ist so schwierig, daß es den Darstellern seines Lebensbildes nicht immer gelang, jenen Grad von Wärme und Liebe für den Helden aufzubringen, der zu solchem Beginnen nötig scheint.

Nur Heinrich Hubert Houben hat sich mit entschiedener Parteinahme und fast rückhaltlos für Gutzkow eingesetzt. Seine Ausgabe: Karl Gutzkows ausgewählte Werke in zwölf (vier!) Bänden, im Verlag von Hesse u. Becker in Leipzig (Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben), reiht sich mehreren gelehrten Arbeiten an, in denen er sich um das junge Deutschland bemüht („Gutzkow-Funde" u. a.); Houben danken wir auch eine Ausgabe der Schriften Laubes im gleichen Verlag. Seine parteiische Vorliebe für Gutzkow tritt in der Darstellung einzelner Lebensereignisse deutlich zutage, so z. B. des Verhältnisses zu Therese v. Bacheracht oder in seiner kurzen aber einseitigen Schilderung des Streites mit den Grenzboten. Des Herausgebers Wärme scheint mir nun allerdings entschuldbar, fast anerkennenswert, jedenfalls seinem Unternehmen förderlich. Freilich wird man die vorgetragenen Meinungen nicht kritiklos hinnehmen. — Die „Goldene Klassiker-Bibliothek" (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin und Leipzig) folgte mit einer Ausgabe, die Reinhold Gensel besorgte, gleichfalls zwölf Teile in vier Bänden, wie das eine höchst unpraktische und völlig überflüssige Eigenheit einiger Sammlungen ist. — Und jüngst sind auch im Verlag des Bibliographischen Instituts (Leipzig und Wien, Meyers Klassiker-Ausgaben) zwei Bände einer „kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe" erschienen, denen zwei weitere in Kürze folgen sollen. Als Herausgeber zeichnet Peter Müller, von dem uns auch ein Heft vorliegt: „Beiträge zur Würdigung von Karl Gutzkow als Lustspieldichter" (Nr. 16 der Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Ernst Elster. Marburg 1910. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung).

Wie der Biograph hat auch der auswählende Herausgeber bei Gutzkow eine schwere Stellung. Allzu groß ist der Umfang, allzu ungleich der Wert seiner Schriftstellerei; viele seiner Arbeiten sind der hastenden Feder lediglich im Dienste des Tages entglitten. Hat man einerseits solche Schriften als wertlos auszuscheiden, können anderseits seine umfänglichen und breiten „Romane des Nebeneinander" mit ihren vielen Bänden für den beschränkten Raum einer wohlfeilen volkstümlichen Ausgabe von vornherein ebensowenig in Betracht kommen. So ist es nur möglich, von seinem überaus vielseitigen Schaffen einen geringen Bruchteil auszuwählen, der uns das schillernde Bild seiner schwankenden Persönlichkeit kaum vollständig wiederzugeben vermag. Von Gutzkows großen Romanen sind die „Ritter vom Geiste" heute fast nur dem Literarhistoriker erreichbar; den „Zauberer von Rom" hat Gutzkows Verleger F. A. Brockhaus in Leipzig, gerade zum hundertsten Geburtstag des Verfassers neu aufgelegt. Abgedruckt ist die Fassung letzter Hand vom Jahre 1872, die Gutzkow „noch selbst von störenden Längen befreit hat". H. H. Houben leitet das Werk volkstümlich genug ein und fügt ein Verzeichnis der wichtigeren handelnden Personen bei, ein verständiger und nützlicher Behelf für den Leser. Der riesige Stoff ist mit unerhörter Ausnutzung des Raumes in zwei Bände mit über 1400 eng bedruckten Seiten gepfercht und in einen reichlich auffallenden Einband gesteckt. Der Verlag hat auf die bei neuen Büchern übliche Schleife die Worte gesetzt: „Soeben erschienen. — Zwei Bände, geb. 6 Mark. — Historischer Roman. — Aktuell. 5. bis 9. Aufl. Spannend." — Unter dieser Signatur ist die neueste Erscheinung des deutschen Klassikers Karl Gutzkow ans Licht getreten. p.

Tagesfragen

Einer nationalen Arbeiterpartei redete Albrecht Graf zu Stolberg Wernigerode in Heft 19 der Grenzboten das Wort. Nationale Sorgen haben ihm wohl die Feder in die Hand gedrückt. Wie mancher andere hat auch er nach Mitteln gesucht, um der bedrohlich steigenden roten Flut einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Eine nationale Arbeiterpartei soll die Gefahr bannen, verkennend, daß das Betreten dieses Weges viel leichter eine Stärkung der politischen und gewerkschaftlichen Sozialdemokratie herbeiführt. Das eben berührte Doppelgebiet verlangt eine scharfe Trennung; wieder andere Gesichtspunkte lassen eine schiefe Auffassung zu. Die Wichtigkeit des Themas an und für sich rechtfertigt eine eine eingehende, klärende Diskussion.

Graf Stolberg spricht für nationale Gewerkschaften, durch diese zur nationalen Arbeiterpartei. Distinguo! Zunächst nationale Gewerkschaften! Schon hier zeigt der Verfasser auf Abwege, wenn er für diese doch wirtschaftlichen Gebilde Zuschüsse seitens der Behörden und Besitzenden anregt. Wo bleibt die notwendige Selbständigkeit und Unabhängigkeit, dieses mächtige Agens im gewerkschaftlichen Leben? „Unterstützung durch die Besitzenden" haben wir bereits im Wirtschaftsleben. Oder ist es etwas anderes, wenn die Werkskassen mit großen Mitteln ausgestattet werden? Zu welchem Zwecke? Zur Ertötung gewerkschaftlicher Keime. Anders jedoch ist die Fragestellung, ob nicht die Behörden und die Besitzenden in wohlverstandenem nationalen Interesse den nationalen Gewerkschaften ihre moralische Unterstützung leihen sollen. Und diese Frage muß uneingeschränkt bejaht werden. Die rauhe Wirklichkeit zeigt, daß gerade in dieser Beziehung noch ein gewaltiges Stück Arbeit geleistet werden muß. Wenn führende Großindustrielle die sozialdemokratischen Gewerkschaften den christlich-nationalen Gewerkschaften vorziehen, dann zeigt das deutlich genug, daß der Aufklärungsarbeit noch viel zu tun übrig bleibt. Es gibt auch einen Klassenkampf von oben, dessen Gefahr nicht zu unterschätzen ist.

Tatsächlich haben wir bereits nationale Gewerkschaften. Dazu gehören allerdings nicht die sogenannten gelben Gewerkschaften. Sie können den Titel „Gewerkschaften" ebensowenig für sich in Anspruch nehmen, wie sie als ernstliche oder gar gefährliche Konkurrenten der angeblich freien Gewerkschaften in Betracht kommen können. Anders die christlich-nationalen Gewerkschaften! Ihre zehnjährige Geschichte beweist, daß sie allein qualifiziert und in der Lage sind, den sozialdemokratischen Gewerkschaften Paroli zu bieten. Mag der rauhe Kampf des Alltags die christlich-nationalen Gewerkschaften in eine Kampfesreihe mit den „freien" Gewerkschaften gedrängt haben, so beweist das nichts gegen sie; ihren Grundlinien nach sind sie die geborenen Feinde der Sozialdemokratie. Die christlich-nationalen Gewerkschaften haben die deutschen Arbeiter, die, betört von der Sozialdemokratie, nach Utopien auszogen, wieder auf positiven Boden gestellt. Gegenüber dem notorischen Atheismus und Materialismus der Sozialdemokratie hat die christlich-nationale Arbeiterbewegung hingewiesen auf die Grundsätze des Christentums. Indem sie die Angehörigen beider Konfessionen vereinte, hat sie gleichzeitig konfessionelle Friedensarbeit geleistet. Sie hat den Grundsatz politischer Neutralität proklamiert und die Arbeiterwelt herausgerissen aus der eisernen Umklammerung der Sozialdemokratie. Gegenüber den revolutionär-anarchistischen Tendenzen hat sie sich grundsätzlich auf nationalen Boden gestellt. Indem sie den Klassenkampf verworfen hat, hat sie der Gesellschaftsordnung einen bedeutenden Dienst erwiesen; und wenn heute die christlich-nationale Arbeiterbewegung ihr Hauptbetätigungsfeld in der Verständigungsarbeit erblickt, so zeigt das aufs neue, daß sie gewillt ist, Gegenwartswerte von unschätzbarer Bedeutung zu schaffen. So haben die christlich-nationalen Gewerkschaften in einer kurzen Spanne Zeit Erfolge erzielt auf allen Gebieten, insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiete. Sie haben sich gegenüber der roten Übermacht durchgesetzt — ja noch mehr, sie sind Wegweiser geworden.

Graf Stolberg tritt für einen antisozialdemokratischen Block in der Gewerkschaftsbewegung ein, ein Gedanke, der schon oft Gegenstand lebhafter Auseinandersetzungen war. Strengste Neutralität, wie sie die

christlich-nationalen Gewerkschaften üben, müßte erste Voraussetzung sein. Erfahrung und Geschichte haben gezeigt, daß sich ein modus vivendi kaum finden läßt. Dafür haben das Wirtschaftsleben und der Kampf um Grundsätze zu viele und große Reibungsflächen. Wollte man nun gar noch neue nationale Gewerkschaften ins Leben rufen, so würde das nur eine weitere fruchtlose Kräftezersplitterung bedeuten. Diese nationalen Gewerkschaften sollen — und darin scheint der Grundfehler der Deduktion des Grafen Stolberg zu liegen — Mittel zum Zweck sein; ein Selbstzweck soll ihnen nicht eignen; ihr Ziel ist eine nationale Arbeiterpartei. Damit betreten wir das politische Gebiet.

Zunächst eine Richtigstellung! Graf Stolberg ist der Meinung, die nicht freien Gewerkschaften hätten auf wirtschaftlichem Gebiete geringe, auf politischem fast gar keine Bedeutung. Das erstere wurde bereits widerlegt. Das letztere ist noch weniger zutreffend. Die freien Gewerkschaften sind ein Koloß auf tönernen Füßen; auf politischem Gebiete sind sie fast ohne Einfluß. Anders steht es mit den christlich-nationalen Gewerkschaften, den es gelungen ist, allen sozialen Gesetzen ihre hervorragende Mitwirkung und ihren Einfluß zu leihen, während die sozialdemokratischen Massendemonstrationen ohne jeden Erfolg verblufften. Nebenbei bemerkt: um einen solchen war es der Sozialdemokratie auch gar nicht zu tun; ihr Endziel ist Agitation. Würde nun eine nationale Arbeiterpartei etwas ausrichten? Ein Nein ist die Antwort. Einmal bliebe sie numerisch bedeutungslos; sie würde nur erreichen, daß jene bürgerlichen Parteien, welche seither die Interessen der Arbeiterschaft vertraten, sich mehr zurückhielten. Aus Eigenem vermöchte eine nationale Arbeiterpartei nichts durchzusetzen; für die Mehrheitsbildung käme sie kaum in Betracht. Gegen die Sozialdemokratie wäre sie erst recht wirkungslos. Was sie erreichen würde, wäre eine Verschärfung der Klassen- und Standesunterschiede, die im nationalen Interesse nur zu bedauern wäre. Die auf nationalem Boden stehende Arbeiterschaft muß ein anderes Ziel haben; sie muß sich durchzusetzen suchen innerhalb der bestehenden bürgerlichen Parteien. Hier muß sie ihren Einfluß geltend machen; sie darf nicht zurückschrecken, den bürgerlichen Parteien eine klare Antwort auf ihre Forderungen abzuverlangen. Die Kehrseite! Die bürgerlichen Parteien müssen im nationalen Interesse diese Forderungen auf das Maß ihrer Berechtigung prüfen und sie berücksichtigen. Diese Schärfung des sozialen Gewissens ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung und im nationalen Interesse wirksamer als die Schaffung einer nationalen Arbeiterpartei.

Die Maßnahmen, die Graf Stolberg vorschlägt, dürften kaum zu dem erhofften Ziele führen. So gefährlich eine Politik ab irato ist, ebenso gefährlich ist die Politik der Rücksichtnahme und Ängstlichkeit. Im wirtschaftlichen wie im politischen Leben müssen viel größere Gesichtspunkte führend und leitend sein. Setzen diese sich durch — und daran zu arbeiten ist das Endziel aller nationalen Bestrebungen —, dann werden die betörten Massen die falschen Bahnen der Sozialdemokratie verlassen. Dazu ist nötig gegenseitige Verständigung und die Einigung auf gegebenen, unveränderlichen Grundlagen.

Chefredakteur Max Roeder-Aachen

Reichsspiegel

(Vom 29. Mai bis 2. Juni)

Innere Politik

Der sterbende Reichstag — Die Haltung der Regierung — Herr von Bethmann und Fürst Swjatopolk-Mirski — Parlamentarismus — Reichstagswahlrecht für Preußen.

Die Parlamente sind in die Ferien gegangen und besonders dem Reichstage werden in allen Zeitungen Zensuren geschrieben. Um Weihnachten herum haben wohl nur wenige Wähler daran geglaubt, daß ihr Sprößling noch Anerkennung finden könnte, und resigniert belegten sie den Siechen mit trostlosem Wort: der sterbende Reichstag. Nach Ostern indessen begann der Reichstag einige starke Lebensregungen von sich zu geben, und jetzt am Schluß des Arbeitsabschnitts muß von allen Seiten anerkannt werden, daß der Sterbende sich mächtig aufgerafft und recht beachtenswerte Arbeit geleistet hat. Wem dankt der Reichstag das neuerliche Aufblühen? Aus welcher Kraftquelle fließt ihm das Selbstbewußtsein und die neue Lust zu harter Arbeit? Sind neue Männer aufgetreten, haben neue Ideen die Köpfe erhellt? Nichts von alledem! Männer und Köpfe sind die alten! In den Reihen der Parlamentarier sind keine neuen Führer aufgestanden. In den Beziehungen der Parteien zueinander sind sichtbare Verschiebungen nicht eingetreten, wenigstens nicht zu einem Zeitpunkt, der der jüngsten Arbeit voraufgegangen wäre. Also eine innere Ursache für das Aufleben des Reichstags ist nirgends zu erkennen. Wir müssen somit suchen, ob nicht äußere Umstände in der angedeuteten Richtung gewirkt haben. Im Lande draußen unter den Wählermassen haben keinerlei Kundgebungen stattgefunden, die irgendwie die Arbeiten des Reichstags beeinflußt hätten. Alle Versammlungen und Resolutionen, die den Fraktionen des Reichstags aus dem Lande zu Leibe gingen, übermittelten eigentlich nur Sonderwünsche auf wirtschaftlichem Gebiet, sei es der Handlungsgehilfen, sei es der Ärzte oder Handelskammern. Zu großen nationalpolitischen Kundgebungen hat man unter der Herrschaft der Interessenverbände im lieben Deutschland keine Kraft mehr! Greifen wir zum nächstliegenden, dann sind wir auf dem richtigen Wege. Die Haltung der Regierung ist es, die das Wunder bewirkte. In der Tat, die Haltung der Regierung in den beiden wichtigsten den Reichstag beschäftigenden Fragen, in der elsaß-lothringischen und in der Reichsversicherungsfrage, ist es gewesen, die das Aufleben des Reichstags bewirkte. Jeder liberal denkende Mann, aber auch jeder Staatsmann, dem die Wohlfahrt des Reichs am Herzen liegt, wird sich des Ergebnisses freuen, denn die Volksvertretung bildet einen wesentlichen Teil der Reichsregierung, und jede Diskreditierung und öffentliche Herabsetzung dieses Teiles muß naturgemäß auch die Autorität des anderen Teiles der Regierung, des exekutiven, schädigen. Freilich, auch hier geht es ohne ein Aber nicht ab und gerade die Haltung der Regierung, die die Volksvertretung mit neuen Kräften erfüllte, findet aus dem Parlamente heraus scharfe Verurteilung. In der Presse aller Richtungen wird der Reichsregierung schwächliche Nachgiebigkeit vorgeworfen, und der Abgeordnete Stresemann faßt die Gesamtauffassung über die Regierung nur klar zusammen, wenn er in der Magdeburgischen

Zeitung (Nr. 277) in einem übrigens höchst beachtenswerten Rückblick schreibt: „Die Regierung kann kaum noch ein ‚Unannehmbar‘ aussprechen, ohne auf die Heiterkeit des ganzen Hauses zu stoßen.“ So ist es! und wenn wir uns auch über die Stärkung der Autorität der Volksvertretung freuen, so fällt in diese Freude der Wermutstropfen der Erkenntnis der Schwäche der Exekutivgewalt.

Ich bin früher einmal heftig dafür gescholten worden, weil ich an dieser Stelle eine Parallele zwischen Herrn v. Bethmann Hollweg und dem Fürsten Swjatopolk-Mirski (Minister des Innern und damit Leiter der gesamten inneren Politik Rußlands vom August 1904 bis zum Februar 1905) gezogen habe. Diese Parallele wurde sogar von einer Seite als eine persönliche Kränkung bezeichnet. Nichts lag und liegt mir ferner, als den Herrn Reichskanzler persönlich zu kränken, und gerade in diesem Falle ist es sehr leicht, den Nachweis der bona fide zu erbringen, denn jeder deutsche Diplomat, der die russischen Zustände der fraglichen Zeit kennt, wird mir zugeben, daß Swjatopolk-Mirski sich als Mensch und Soldat mit Recht der größten Achtung seiner Zeitgenossen erfreute ebenso wie Herrn v. Bethmann die größte Achtung als Mensch und Verwaltungsbeamten entgegengebracht wird. Doch die Parallele hört bei den Vorzügen nicht auf, sondern setzt sich auch da fort, wo sie für unseren Staatslenker nicht eben angenehm sein kann. So scheint es wenigstens, wenn Worte und Taten verglichen werden. Swjatopolk-Mirski war ebenso, wie Herr v. Bethmann es ist, Spielball aller der „... gewollten Abhängigkeiten“, die sie nicht zu überwinden vermochten. Der russische Minister führte dabei den viel schwierigeren Kampf gegen die Intrigen unsichtbarer Hofparteien und Revolutionäre bei nur sehr geringem Rückhalt an seinem kaiserlichen Herrn, während es der deutsche Reichskanzler, gestützt auf das Vertrauen eines weitblickenden Monarchen und die Verfassung, mit öffentlich organisierten und ihren Wählern verantwortlichen Gruppen zu tun hat. Das „Nunquam retrorsum!“ des deutschen Reichskanzlers hat leider nicht mehr Wert für das deutsche Volk wie seinerzeit des russischen Staatsmannes „Habt Vertrauen!“ für unsern östlichen Nachbarn. Denn wir kennen nicht den Kern der Verteidigungsstellung, den der Kanzler nach Preisgabe einer Reihe von uns sichtbaren Positionen auf Leben und Tod zu halten gedenkt. Die Schwäche in der Verteidigung ist der Regierung auch vom Grafen Posadowsky nachgewiesen worden; das Telegramm an den Ostmarkenverein steht in direktem Widerspruch mit den Handlungen der preußischen Regierung und mit der Agitation, die von amtlichen Kreisen aus in verschiedenen politischen Gesellschaften bezüglich der Ostmarkenpolitik getrieben wird.

Wohin uns die Haltung der Regierung treibt, habe ich im vorigen Heft angedeutet, und habe auch darauf hingewiesen, daß ein beträchtlicher Teil der Schuld bei den Deutschkonservativen liegt, wenn der Kanzler seine Position so schnell geräumt hat. Es ist bereits gesagt worden, daß wir in den Parlamentarismus hineintreiben, und zwar treiben und nicht steuern. Die Deutsche Tageszeitung ist anderer Meinung und argumentiert mit der ganzen Schärfe ihres geistigen Könnens: „Grenzbotendilettantismus“, „Ahnungs- und Sinnlosigkeit“. Selbstverständlich in einem Leitartikel (Nr. 273), den ich meinen Lesern um so lieber zu lesen empfehle, als er von außerordentlicher Werbekraft für diese teutsch-konservativ-bündlerische Kulturträgerin ist. Wir treiben in den

Parlamentarismus, weil, wie die Hamburger Nachrichten durchaus zutreffend ausführen, die sozialdemokratische Partei im Reich und in Preußen ein Agitationsmaterial in die Hand bekommen hat, wie es schöner für sie gar nicht gedacht werden kann. Das wichtigste scheint mir in Gefühlsmomenten zu liegen, die das preußische Volk gegen die Staatsregierung aufbringen müssen. Wenn die Elsaß-Lothringer für das Reichstagswahlrecht reif sind, so fragt sich wohl mancher, der nicht alle Konsequenzen überschaut, warum sollen wir, die eigentlichen Reichsgründer, dazu nicht befähigt sein? Die demokratische Agitation wird hier einsetzen und viele Bedenken um so leichter zerstören, als ja auch die Regierung von ihnen abläßt. Unser wichtigstes Argument gegen die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen war immer der Hinweis auf die dadurch gesteigerte Macht der Polen und des Zentrums, denen andere Separatisten, wie Welfen und Dänen, folgen würden; daneben stand die Sorge um die Fortsetzung des Ansiedlungswerks. Nachdem die Regierung aber ihren früheren Standpunkt verlassen hat, sich das Zentrum zum Hebel für ihre Politik gewählt, das Siedlungswerk im Stiche läßt und in den Polen keine Gefahr mehr sieht, muß ich offen bekennen, daß sich die Gründe für die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen auf Kosten der Gegengründe mehren. Beim allgemeinen und gleichen Wahlrecht haben wir im Falle der Not größere Aussicht, die national gesinnten Kreise zur Geltung zu bringen und eine schwache Exekutive zur Erfüllung ihrer nationalen Aufgaben zu zwingen, als bei dem bestehenden Klassenwahlrecht, wo die Gesamtheit der Nation nicht mobil gemacht werden kann. Dann besteht auch die Hoffnung, daß unser großes mit so viel Mitteln und Selbstverleugnung begonnenes Kolonisationswerk — vielleicht auf breiterer Basis — wieder aufgenommen und bis zu Ende durchgeführt wird. — Das ist der Weg, über den der Parlamentarismus in Deutschland anmarschiert. G. Cl.

Bank und Geld

Das Urteil gegen den Tabaktrust — Amerikanische Rechtsprechung und Politik — New-Yorker Börse und Wirtschaftslage in Amerika — Situation und Börse in Deutschland — Berliner Terrain- und Baugesellschaft — Der Fürstentrust und seine Engagements

Dem Urteil gegen die Standard Oil Co. hat der oberste Bundesgerichtshof in Washington nun ein gleiches gegen den Tabaktrust folgen lassen und die Auflösung auch dieser mächtigen Monopolgesellschaft verfügt. Ging aber schon aus dem Urteil gegen die Standard Oil hervor, daß der amerikanische Areopag Mittel und Wege suchte, formell dem Gesetz zu entsprechen, materiell aber den Finanzmagnaten nicht wehe zu tun, so tritt dieses Bestreben in dem jüngsten Urteile ganz offensichtlich und unverhüllt zutage. Darob natürlich große Freude in den Hallen vom Wallstreet und in den Bureaus der Dollarfürsten! Der Gerichtshof hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß das Shermangesetz nur eine „unvernünftige" (unreasonable) Beschränkung des Handelsvertrages verbiete. Eine solche hat es zwar im Falle der Standard Oil angenommen, aber mit dieser Begründung allen Trustgesellschaften das Hintertürchen geöffnet, durch welches sie wieder als legitime

Glieder der volkswirtschaftlichen Organisation einschlüpfen konnten. Und über alles Erwarten hinaus haben die salomonischen Richter dem Tabaktrust nicht nur die Bescheinigung erteilt, daß er an sich reasonable sei, sondern sie haben sogar die untere Instanz angewiesen, im Einvernehmen mit den Leitern die gegenwärtige Kombination auf eine Basis zu stellen, die mit den Gesetzen in völligem Einklang steht. An der kontinentalen Auffassung von Rechtsprechung gemessen ist ein solches Urteil schwer verständlich. Der oberste Gerichtshof spricht nicht Recht, indem er bestehende Gesetze auf gegebene Tatbestände anwendet, sondern er setzt sich selbst in die Positur des Gesetzgebers und verkehrt den Sinn und die Absicht eines wirtschaftspolitischen Kampfgesetzes in sein Gegenteil. Die Möglichkeit hierzu bietet ihm die den amerikanischen Gesetzen eigentümliche Unbestimmtheit der Fassung, die gestattet, sie nicht nur weitherzig aus-, sondern ihnen nach Bedarf auch etwas unterzulegen. Das Gesetz selbst ist freilich ein verfehltes, aus den an dieser Stelle früher schon gewürdigten Gründen. Bei uns aber hat der Richter Gesetze anzuwenden, ob sie ihm politisch klug erscheinen oder nicht. In Amerika dagegen greift die Justiz direkt in den politischen Kampf ein. Denn es hieße die Augen gegen die Wirklichkeit verschließen, wollte man leugnen, daß dieses Urteil von politischen Gründen diktiert ist. Nun hat die Öffentlichkeit und zunächst die Regierung wieder das Wort. Wie sehr sie durch den Richterspruch brüskiert ist, geht daraus hervor, daß Präsident Taft noch in seiner Botschaft vom Jahr zuvor sich gegen den Vorschlag gewandt hat, das Shermangesetz durch Einfügung des Wortes „reasonable" zu mildern, weil er hiervon eine Ungleichmäßigkeit der Rechtsprechung fürchtete und es vermeiden wollte, den Gerichten eine gefährliche diskretionäre Befugnis beizulegen. Nun hat der oberste Gerichtshof in aller Ruhe entschieden, daß eine solche Beschränkung des Gesetzes schon in ihm enthalten sei — was vor ihm freilich kein Mensch und insonderheit auch die Trustgewaltigen selbst nicht geahnt hatten. In der Öffentlichkeit verstimmt die Parteinahme für die Ausbeuter gewaltig, und man darf sicher sein, daß der Feldzug gegen die Trusts nicht eher zur Ruhe kommen wird, bis das beleidigte Rechtsgefühl und die gekränkte öffentliche Moral Genugtuung erhalten haben. Diese Kränkung beruht nicht sowohl auf den fabelhaften Gewinnen, welche die Monopolgesellschaften ihren Anteilseignern abwerfen (denn diese sind zum Teil auch ein Ergebnis zweckmäßiger Organisation und geschickter Geschäftsführung), als auf den rücksichtslosen Mitteln, mit welchen die Konkurrenz vernichtet und die Machtstellung der Trusts politisch mißbraucht wird.

Ungeachtet der Freude, welche die New-Yorker Börse über den Verlauf des Trustprozesses an den Tag legte, hat sich doch eine andauernd zuversichtliche Stimmung nicht erhalten können. Die allgemeine Wirtschaftslage ist so ungeklärt, daß die Börse eine gewisse Nervosität nicht zu überwinden vermag. Die Eisenindustrie in Amerika ist nicht auf Rosen gebettet. Der Stahltrust hat sich lange gesträubt, dies offen einzugestehen und die Konsequenzen durch eine Herabsetzung seiner Preise zu ziehen. Nachdem nun aber die Republic Iron Steel Co., einer der hauptsächlichsten Konkurrenten des Trusts, auf eigene Faust mit Preisermäßigungen vorangegangen ist, mußten die anderen Eisenproduzenten und auch der Trust selbst folgen. Mit dem in Amerika üblichen Optimismus wird aber bereits erklärt, daß hiermit der Tiefpunkt der Preisbewegung erreicht sei und daß

auf Basis der nunmehrigen Preise eine Belebung der Nachfrage mit Sicherheit eintreten werde. Es wird erlaubt sein, dieser Zuversicht ein gut Teil Skepsis entgegenzusetzen. Denn daß die Konjunktur ganz im allgemeinen eine rückläufige Bewegung eingeschlagen hat, beweisen nicht nur die starken Mindereinnahmen der Eisenbahnen aus dem Güterverkehr (diese sind im laufenden Jahre von 174 Millionen Dollar Monatseinnahme auf 131 Millionen gesunken), sondern auch die unbefriedigenden Verhältnisse des Arbeitsmarktes und vor allem die rückgängigen Ziffern der Einwanderungsstatistik, die in Amerika einen sehr zuverlässigen Gradmesser für den Aufschwung oder die Stockung des Geschäftslebens abgibt. Allerdings kann bei der großen Elastizität der wirtschaftlichen Verhältnisse in Amerika der Umschwung ziemlich unvermittelt eintreten; einen Hauptfaktor wird hierfür der Ausfall der Ernte bilden. Die Berichte aus den Ackerbaustaaten lauten nun aber bis jetzt außerordentlich günstig, man rechnet sowohl für die Weizen- als für die Maisernte mit Erträgnissen, die Rekordziffern darstellen, und auch das Ergebnis der Baumwollkultur wird hoffnungsvoll beurteilt. So wäre es wohl denkbar, daß wiederum eine reiche Ernte der Vereinigten Staaten über die Schwierigkeiten der Konjunktur hinweghälfe. Wir können unserseits in Deutschland eine solche Entwicklung mit unverhohlener Freude begrüßen. Denn auch bei uns wachsen die Sorgen der Industrie täglich; der Kohlen- wie der Eisenmarkt liegt schlecht und eine Stärkung der amerikanischen Konjunktur käme uns daher sehr gelegen. Die Kurse der Industriepapiere tragen einstweilen dieser ungünstigen Situation noch nicht genügend Rechnung. Sie sind zwar unverkennbar im Zurückweichen begriffen, aber es bedürfte einer stärkeren Korrektur, um sie in Einklang mit den Verhältnissen zu setzen. Voraussichtlich wird dieselbe nicht ausbleiben.

Die Generalversammlung der Berliner Terrain- und Baugesellschaft hat heftige Auseinandersetzungen über die verwickelten und gefährlichen Engagements der Gesellschaft bei dem Konzern Boswau u. Knauer und dem Warenhaus W. Wertheim, aber für die größere Öffentlichkeit keine vollständige Klarheit über die wahre Lage der Gesellschaft gebracht. Nur das hat sich bestätigt, was man auch ohnedies wußte, daß die Beteiligung an diesem Unternehmen für den sog. Fürstentrust zu einer sehr kritischen Angelegenheit geworden ist. Die Terrain- und Baugesellschaft ist eine Neuburgersche Gründung, die ursprünglich nur den Grundbesitz der Berliner Omnibusgesellschaft verwerten sollte. Das Kapital wurde aber bald zum Zweck der Durchführung anderer Geschäfte wesentlich erhöht. Zu diesen gehörte auch die Finanzierung des Passage-Kaufhauses. Um diese durchführen zu können, zog die Terrain- und Baugesellschaft als Partner die Handelsvereinigung A. G., den sog. Fürstentrust, hinzu. Dieser letztere besteht aus dem Fürsten Egon zu Fürstenberg, dem Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen und Grafen Fürstenberg-Herdringen, von denen der erstere schon früher Beziehungen zu Karl Neuburger unterhalten hatte. Diese Handelsvereinigung hatte alsbald nach ihrer kaum drei Jahre zurückliegenden Gründung große Unternehmungslust und einen angesichts der beteiligten Persönlichkeiten ungewöhnlichen geschäftlichen Wagemut an den Tag gelegt. Sie erwarb die Levantelinie, setzte sich in der Palästinabank, deren Kapital sie übernahm, ein besonderes Finanzierungsinstitut zur Seite und war bald in einer ganzen Anzahl mehr oder weniger aussichtsreicher Unternehmungen verwickelt. Da kam die Transaktion mit der

Terrain- und Baugesellschaft, die für beide Teile sich als verhängnisvoll erweisen sollte. Die letztere erhöhte nämlich ihr Kapital um 10½ Millionen Aktien und gab zugleich 20 Millionen fünfprozentige Obligationen aus. Diese letzteren wurden von der Deutschen Bank übernommen, aber nur unter der Bedingung, daß der Fürstentrust Verzinsung und Rückzahlung derselben garantierte. Diese Garantie mußte die Gesellschaft damit erkaufen, daß sie gegen 7½ Millionen der jungen Aktien Zehlendorfer Terrain des Fürsten Fürstenberg hereinnahm. Der Rest dieser jungen Aktien ging an den Konzern der Deutschen Bank im Umtausch gegen 3 Millionen Anteile der Gesellschaft Boswau u. Knauer. Die Deutsche Bank hatte sich also die Übernahme der Obligationen gut bezahlen lassen: die Terrain- und Baugesellschaft bekam die fragwürdigen Anteile der Baugesellschaft und der Fürstentrust war mit einer 20-Millionen-Garantie belastet. Zu allem Unglück machte nun das Passage-Kaufhaus, auf dem die Terrain-Baugesellschaft eine zweite Hypothek von über 8 Millionen hatte, schlechte Geschäfte. Die Betriebsgesellschaft, welche das Kaufhaus zu enormen Bedingungen gepachtet hatte, stand vor dem Zusammenbruch; mit diesem wäre eine finanzielle Katastrophe auch für die Terrain- und Baugesellschaft unvermeidlich gewesen. Da tauchte Herr W. Wertheim auf, der sich mit seinen Brüdern überworfen und ein Konkurrenzunternehmen gegründet hatte. Dieser übernahm die Warenbestände der Betriebsgesellschaft und pachtete das Kaufhaus gegen 1 Million Jahresrente. Aber der Erfolg blieb aus; in dem Konkurrenzkampf gegen seine Brüder zog einstweilen W. Wertheim den kürzeren. Wie alle groß angelegten Warenhausunternehmungen verschlang auch das seine Riesensummen, ehe von einer Rentabilität die Rede sein konnte. Der Fürstentrust, der mit so ungeheurem Kapital an dem Unternehmen interessiert war, durfte es nicht fallen lassen. So wurden immer neue Kredite gegeben und neue Verpflichtungen übernommen. Einen Teil des Geldes beschaffte die Palästinabank, wiederum gegen Garantie der Handelsvereinigung, einen anderen gab die Terrain- und Baugesellschaft gegen neue Hypotheken auf das Kaufhaus, und gegen Verpfändung der Anteile der W. Wertheim G. m. b. H. sowie der Aktien der Passage-Kaufhaus A. G. Schließlich mußte man auch die Jahresmiete für das Kaufhaus auf 800000 Mark herabsetzen, obwohl die hypothekarische Belastung desselben allmählich auf nicht weniger als 21 Millionen Mark gestiegen war. Wie hoch sich tatsächlich die Engagements des Fürstentrusts an dem Wertheimschen Geschäft belaufen, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen: kein Zweifel aber, daß es Summen sind, die auch einem Standesherrn den Kopf warm machen können. Und noch zeigt sich kein Weg, auf dem dieser finanzielle Knäuel entwirrt werden könnte. Ein Hoffnungsschimmer leuchtete auf, als eine Versöhnung der streitenden Brüder angekündigt und damit ein Eintreten der A. Wertheim G. m. b. H. in den Verpflichtungen W. Wertheims in den Bereich der Möglichkeit gerückt wurde. Aber leider war die Versöhnung für den Fürstentrust ohne den erhofften materiellen Hintergrund; die Intervention blieb ein schöner Traum. So ist denn die Lage nach wie vor kritisch. Es wird alles davon abhängen, ob das W. Wertheimsche Unternehmen über den Berg kommt und ob, wenn der Fürstentrust nicht neues Geld mehr investieren will oder kann, sich noch andere Geldgeber finden, die auf eine so schwanke Brücke treten. In der Generalversammlung der Terrain- und Baugesellschaft hat die Verwaltung

erklärt, das sei der Fall, die nötigen Gelder seien gesichert. Das wäre für die Aktionäre recht tröstlich, für keinen aber mehr als für den Fürsten Egon, der wohl mit Wehmut der Zeiten gedenkt, als seine Beziehungen zur Industrie sich darauf beschränkten, in Donaueschingen das „Tafelgetränk Seiner Majestät" zu brauen.

Spectator

Bücherliste

Wirminghaus, Else: Die Frau und die Kultur des Körpers. Leipzig, C. F. Amelungs Verlag. Preis M. 5.—.

Das Buch von Else Wirminghaus, der dritte Band des von Professor Dr. Jakob Wychgram herausgegebenen Sammelwerks „Die Kulturaufgaben der Frau", hat den Vorzug, daß in der Anerkennung der Richtigkeit seines Grundgedankens alle Parteien, die extremsten Frauenrechtler und ihre konservativsten Gegner, sich begegnen müssen. Es wird gefordert, daß die Frau für ihre körperliche Entwicklung in jeder Hinsicht Sorge tragen soll, damit sie für die besonderen weiblichen Aufgaben im Menschheitsleben tüchtig werde. Im Anschluß an diese Forderung entwirft Else Wirminghaus ein Bild von den mannigfachen Bestrebungen im Interesse der Gesundung und Veredelung des weiblichen Organismus. Wir ersehen aus den Darlegungen, daß in der Praxis für die Körperkultur der Frau zwar viele wichtige Ansatzpunkte gewonnen worden sind, daß aber das meiste noch zu tun übrig bleibt. In ihrer Propaganda wendet sich die Verfasserin hauptsächlich an solche, die nicht gewohnt sind, sich über ihr Tun und Lassen Rechenschaft abzulegen; dadurch erklärt sich wohl das gelegentlich etwas starke Auftragen der Farben. Selbstbesinnung, die Vorbedingung für eine verständnisvolle Mitarbeit der Frau an der Hebung der leiblichen Wohlfahrt unseres Volkes durch Fürsorge für ihren Körper, wird nun freilich nicht einfach durch das Lesen eines Buches erkauft, aber die erste Anregung hierzu mag manchem dadurch werden. Wenn Else Wirminghaus hier und da, etwa in der Beurteilung der Bedeutung und psychologischen Grundlage der Mode, der Abneigung gegen die Reformtracht, den Sport, dem sie die Fähigkeit zu individualisieren abspricht, etwas einseitig ist, so wirkt doch ihre ehrliche Begeisterung für die Sache, der sie dient, versöhnlich und erhält den Wunsch lebendig, daß das Buch um der in ihm enthaltenen wertvollen Wahrheiten willen weite Verbreitung finden möge.

Kulczycki, Ludwig: Geschichte der russischen Revolution. 1. Band. Gotha, Friedr. Andreas Perthes, A.-G. M. 8.—.

Pfohl, Prof. Ernst: Neues Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 7.—.

Mix, Gustav, Pfarrer: Aus dem Schuldbuch des Jesuitenordens. Leipzig, Arwed Strauch. M. 2.—.

Zeller, H. J.: Prinzessin Perle. Eine sinnige Geschichte. Leipzig, E. Ungleich. M. 1.60.

Deutschösterreichische Literaturgeschichte. 16. Lieferung des Schlußbandes. Leipzig, Carl Fromme. M. 1.—.

Ostwald, Wilhelm: Ultramontanismus und Kultur. Frankfurt a. M., Kommissionsverlag des Neuen Frankfurter Verlages. M. 0.25.

Scholl, Emil: Das Kuckuckskind. Roman. Berlin, S. Fischer. M. 3.50.

Schnitzer, Prof. Dr. J.: Borromäus-Enzyklika und Modernismus. Frankfurt a. M., Kommissionsverlag des Neuen Frankfurter Verlages. M. 0.25.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Leipzig, Insel-Verlag. M. 10.—.

Kremnitz, Mite: Laut Testament. Berlin-Schöneberg, Bita, Deutsche Verlagshandlung. M. 3.50.

Heydemann-Möhring, Elisabeth: Hinter dem Nebel. Novellen. Berlin-Schöneberg, Bita, Deutsche Verlagshandlung. M. 3.—.

Taeuber, Rudolf: Wechsel- und Scheckverkehr. Hamburg, Paustian Gebrüder. M. 1.20.

Fischer, Emil: Neuere Erfolge und Probleme der Chemie. Berlin, Julius Springer. M. 0.80.

Clausen, Ernst: Das Haus am Markt. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. M. 4.—.

Dernburg, Bernhard: Kapital und Staatsaufsicht. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.—.

Wehberg, Dr. Hans A.: Theodor Stamm und die Anfänge der deutschen Bodenreformbewegung. Bonn, Carl Georgi. M. 2.—.

v. Wiese, Dr. Leopold: Das Wesen der politischen Freiheit. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 0.60.

Altenrath, Dr. jur. J.: Berufswahl und Lehrstellenvermittlung. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag. M. 1.—.

Fischer, Prof. Dr. Eugen: Sozialanthropologie und ihre Bedeutung für den Staat. Freiburg i. B., Speyer & Kaerner. M. 0.80.

Gnau, Dr. Hermann: Die Zensur unter Joseph II. Straßburg i. E., Josef Singer. M. 7.—.

Lao-tse: Vom Sinn und Leben. Jena, Eugen Diederichs. M. 3.—.

Enea Silvio Piccolomini-Briefe. Übersetzt von Max Mell. (Das Zeitalter der Renaissance. 3. Band.) Jena, Eugen Diederichs. M. 6.—.

Cornelius, Hans: Elementargesetze der bildenden Kunst. Leipzig, B. G. Teubner. M. 7.—.

Billeter, Gustav: Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums. Leipzig, B. G. Teubner. M. 12.—.

Darwin, Charles: Die Fundamente zur Entstehung der Arten. Leipzig, B. G. Teubner. M. 4.—.

Künzel, G., und **Haß**, M.: Die politischen Testamente der Hohenzollern. Leipzig, B. G. Teubner. 1. Band M. 1.60, 2. Band M. 2.20.

Hutschenruyter, Willem: Das Beethovenhaus. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. M. 2.—.

Ewert, Ernst: In Glanz und Leuchten. Leipzig, Xenien-Verlag.

Geyer, Ernst: Michael Kohlhaas. Kleistens Novelle dramatisiert. Leipzig, Xenien-Verlag.

Jürgensen, Jürgen: Fieber. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. M. 4.—.

Pons, Jose: Gori der Rebell. Roman. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. M. 4.—.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Für das Erbrecht des Reiches

Von Justizrat Bamberger-Aschersleben

6. Die Wissenschaft

Unsere Betrachtung in Heft 44 der Grenzboten vom Jahre 1910 verfolgte das Ziel, im Hinblick auf eine neue Vorlage über das Reichserbrecht den Nachweis zu führen, daß der Reformgedanke sowohl bei der Regierung wie bei Angehörigen aller Parteien, in der Presse wie im Reichstage freundliche Aufnahme gefunden hat. Wiederholt ist dabei bemerkt worden, daß es sich um eine Frage handelt, die nicht etwa heute aufgeworfen wird, sondern die seit mehr als einem Jahrhundert die Wissenschaft beschäftigt hat. Die Reform des Erbrechts hat eine ganze Literatur hervorgerufen, deren Kenntnis Belehrung und Anregung in Fülle bietet. Hervorragende Lehrer der Volkswirtschaft und Staatswissenschaft der Vergangenheit wie der Gegenwart sind bei ihren Forschungen übereinstimmend zu dem Ergebnis gelangt, daß die unbegrenzte Verwandtenerbfolge eingeschränkt werden müsse zugunsten der Gesamtheit.

John Stuart Mill, der große britische Denker, spricht sich in den „Grundsätzen der politischen Ökonomie" Band I S. 258 ohne Umschweife dahin aus: Entferntere Verwandte stehen gemeiniglich der Familie und deren Interessen fast ebenso fern, als wenn sie gar nicht damit verknüpft wären. Mir scheint kein Grund vorzuliegen, weshalb ein Erbrecht der Seitenverwandten überhaupt bestehen soll. Bentham hat es schon vor längerer Zeit vorgeschlagen, und andere bedeutende Autoritäten haben sich dieser Meinung angeschlossen, daß, wenn weder in absteigender, noch in aufsteigender Linie Erben vorhanden sind und keine letztwillige Verfügung getroffen ist, das Eigentum dem Staate zufallen solle.

Es gibt keinen vernünftigen Grund, weshalb das angesammelte Vermögen irgendeines kinderlosen Geizhalses bei seinem Tode einen entfernten Verwandten bereichern soll, der ihn nie gesehen, der vielleicht gar nicht gewußt hat, daß er mit jenem verwandt sei, bis dadurch etwas zu gewinnen war, und der keinen größeren moralischen Anspruch an ihn hatte als der am entferntesten stehende Fremde. — Der auf konservativem Boden stehende Rechtslehrer Friedrich Julius Stahl stellt in Übereinstimmung mit Hegel in seiner Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung den sehr bemerkenswerten Satz auf, nur um der Kinder willen gebe es überhaupt ein Erbrecht. Trendelenburg in seinem „Naturrecht" findet es unvereinbar mit dem sittlichen Geist der Rechtsgemeinschaft, Erbschaften wie einen gefundenen Schatz auszubieten und damit Habgier und Prozesse zu erregen; solche Erbschaften, in welchen der sittliche Gedanke des Rechts erloschen sei, sollten an das gemeine Gut heimfallen. Baumeister, der scharfsinnige Bearbeiter des vormals Hamburgischen Rechts, geht kaum zu weit, wenn er verächtlich und spöttisch sagt, mit demselben Recht, mit dem das Gesetz entfernten Verwandten den Nachlaß in den Schoß wirft, könne man alle diejenigen zu Erben berufen, die an demselben Tage geboren sind wie der Erblasser, oder die dieselbe Hausnummer haben wie er. Der Pandektist Baron spricht sich folgendermaßen aus: „An Stelle der zerstörten Familie ist die Gemeinde resp. Staat getreten. Die Vormundschaft wird von Staat und Gemeinde überwacht; der Gemeinde hat man die volle Unterstützungs- und Alimentierungspflicht auferlegt; täglich mehren sich die Leistungen des Staates und der Gemeinde. Während die Familienbeziehungen sich täglich immer mehr lösen, vervielfältigen sich die Beziehungen des Bürgers zu Staat und Gemeinde; man genoß früher Ansehen und Schutz als Mitglied einer mächtigen Familie, jetzt als Bürger eines mächtigen Staates." In der Betonung des Staatsgedankens begegnet sich der Romanist Baron mit dem Germanisten Bluntschli. Bluntschli dringt noch tiefer in das Wesen der Sache ein. In klarer Erkenntnis der Grenzen des Erbrechts und voll warmer Vaterlandsliebe ruft er aus: Der einzelne ist ein Kind seiner Eltern, ein Angehöriger seiner Familie; er ist aber auch ein Kind der Gemeinde und des Landes, denen er zugehört. Ist er mit seiner Sippschaft durch tausend feine Beziehungen seiner leiblichen und seelischen Anlage, wie seiner Erziehung und seiner Lebenswege verbunden, so wirken auch die Einrichtungen und die Einflüsse seiner Heimat und seines Vaterlandes sehr bestimmend ein auf seine ganze Existenz. Sein Körper empfängt die Eindrücke der Volksart, und seine Seele erhält einen großen Teil ihrer Bildung durch die Sprache des Landes, die Sitten seines Wohnorts, die Geschichte seines Volks. Der tüchtige Bürger hat auch ein Verständnis und ein Interesse für die Wohlfahrt seines Heimatsortes und seines Vaterlandes. Auf diese äußere und innere Lebensgemeinschaft, auf die Pflichten der einzelnen gegen die Gemeinde und den Staat läßt sich ein Erbrecht der Gemeinde und des Staats sehr wohl begründen... Die Notwendigkeit einer derartigen Reform

des Erbrechts ist während des letzten Menschenalters sehr viel klarer geworden. Es wäre meines Erachtens nicht mehr ein unreifes Wagnis, sondern eine große, segensreiche Tat, wenn das Deutsche Reich, indem es das Familien- und Erbrecht neu ordnet, dieselbe mit den großen Mitteln, über die es verfügt, in die Hand nähme und durchführte (J. C. Bluntschli: Gesammelte kleine Schriften. Band I, S. 254, 256, 257). Die klassische Schrift auf dem Gebiete der Erbrechtsreform aber verdanken wir Prof. Dr. Hans v. Scheel, weiland Präsident des Kaiserlichen Statistischen Amts in Berlin. Sie erschien im Jahre 1877 unter dem Titel: „Erbschaftssteuern und Erbrechtsreform". Eine Probe mag genügen, um zu zeigen, wie schlicht und überzeugend der Verfasser den Gegenstand behandelt. Er sagt: Das Bewußtsein einer wirklichen sittlichen und wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit erstreckt sich in unserer modernen Gesellschaft, und je beweglicher sie sich entwickelt, desto weniger, nicht mehr über die nächsten Verwandtschaftsgrade hinaus, ein Stammesbewußtsein gibt es nicht mehr und kann es angesichts des heutigen, nach Individualisierung und Beweglichkeit strebenden Volkslebens gar nicht mehr geben. Also, wenn und soweit die gegenwärtigen Erbrechte auf der Voraussetzung eines solchen Zusammenhanges beruhen, wird dieser eben durch sie fälschlich fingiert oder im besten Falle dadurch künstlich geschaffen, daß er sonst nicht verbundene Personen durch das Interesse der Erbanwartschaft zusammen verknüpft. Und weiter wird jedermann zugeben müssen, daß ein Erbrecht, welches nur die Tatsache der Blutmischung in irgendwelcher beliebigen Verdünnung zur Grundlage hat, auf einer sehr willkürlichen und unzureichenden und weder in Volkswirtschaft noch Moral genügend zu rechtfertigenden Grundlage beruht, und ferner, daß, soweit dies der Fall ist, vermutlich auch eine Veränderung des Erbrechts nicht sowohl schädliche Folgen haben würde, als vielmehr leicht auf eine für den Volkswohlstand zweckmäßigere Erbfolge hinauskommen könnte. Ein ziemlich schlagender Beweis dafür, daß dies der Fall sein werde, dürfte darin gefunden werden, daß man überall in den modernen Staaten eine mehr oder weniger weitgehende Testierfreiheit eingeführt hat und sie zu erweitern sucht. Das ist aber offenbar ein Institut, durch welches bewiesen wird, daß die gesetzliche Erbfolge entfernter Verwandter eine wirtschaftliche und sittliche Notwendigkeit nicht ist, vielmehr nur ein Auskunftsmittel aus der Verlegenheit, eine andere Verwendung für die Verlassenschaften zu finden. Hans v. Scheel war unerschütterlich überzeugt von dem Siege der von ihm so vortrefflich vertretenen Sache. Er schrieb mir im Jahre 1894: „Wenn auch im Augenblick die Strömung in Deutschland der Erbschaftssteuer ungünstig ist, die zu einer Erbrechtsreform hinüberleiten könnte, auch diese selbst im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch wohl kaum eine Förderung finden wird, — die Zeit kommt doch noch." Es war ihm leider nicht beschieden, den Gedanken verwirklicht zu sehen, dem ein guter Teil seiner Lebensarbeit gewidmet war. Er starb am 17. Dezember 1901. Sein Name wird in der Geschichte der Erbrechtsreform immer mit Ehren genannt werden.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Wissenschaft der Gegenwart setzt das Werk der dahingegangenen Generation würdig fort. Ist doch die Lösung des Problems weit dringender geworden, seitdem der deutsche Staat immer neue Aufgaben im Wohlfahrtsinteresse der einzelnen und damit im Interesse der Gesamtheit auf sich genommen hat, eine Entwicklung, die noch nicht zum Abschluß gekommen ist, in der wir noch mitten inne stehen. — Prof. Dr. J. Conrad erklärt in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik von 1908 eine Beschränkung des Erbrechts mit Rücksicht auf die herrschende öffentliche Meinung nicht allein für gerechtfertigt, sondern für absolut notwendig, und er begrüßt die neuere Bewegung in der Literatur, die immer energischer diesen Schritt verlangt. Doch tadelt er mit Recht an dem Regierungsentwurf über das Staatserbrecht, daß der Ertrag der Reform zur Deckung laufender Ausgaben Verwendung finden sollte. So wenig privatwirtschaftlich ein ererbtes Kapital zu laufenden Ausgaben benutzt werden solle, so wenig erscheine es angebracht, wenn der Staat das ererbte Kapital verbrauche, statt es als solches weiter zu verwerten. Deswegen empfiehlt Conrad, wie dies stets von mir befürwortet wurde, die Einkünfte aus der Reform in erster Linie zur Tilgung der Reichsschuld zu verwenden, was denn von selbst infolge verminderter Zinszahlung schon die Finanzlage der nächsten Rechnungsjahre günstig beeinflussen müsse. Zu den entschiedenen Freunden einer Neuordnung des gesetzlichen Erbrechts zählt ferner Prof. Dr. F. Bernhöft. Er verwirft die Ausdehnung des Verwandtenerbrechts ins Grenzenlose ebensosehr vom wirtschaftlichen wie vom sittlichen Standpunkte aus. „Gerade die übermäßige Ausdehnung des Erbrechts führt dazu, dessen natürliche Grundlage zu verdunkeln und dessen innere Berechtigung überhaupt in Frage zu stellen, und es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß dies bei der jetzigen politischen Lage gefährlicher ist als je. Das Erbrecht eines ferneren Verwandten, der mit dem Erblasser in gar keinen persönlichen Beziehungen gestanden hat, der ihm vielleicht völlig unbekannt war und der seine Verwandtschaft erst mühsam aus alten Kirchenbüchern nachweisen muß, ist geradezu verwerflich. Ein Institut, das einen Pfeiler unserer Kultur bildet, wird auf diese Weise zu einem Spiel für die Laune des Zufalls.“ In demselben Werke („Handwörterbuch der Staatswissenschaft“, Band III) betont Professor Dr. W. v. Blume, daß die Bedeutung, die der Familie im heutigen Rechtssystem zukommt, eine Ausdehnung auf die entfernteren Verwandtschaftsgrade nicht zu rechtfertigen vermag; der freigewordene Nachlaß müsse dem Gemeinwesen anheimfallen. Noch entschiedener verwirft er den mühelosen Gewinn solcher Erbschaften in einer Besprechung der Regierungsvorlage von 1908 (Grenzboten vom 4. März 1909). Er bezeichnet den Erbanspruch der entfernten Verwandten als ein Recht, dem keine Pflicht gegenübersteht, einen Vorteil, der durch keinerlei Opfer erkauft wird, ein Glücksspiel, das vom Recht begünstigt wird. Und er weist ausdrücklich vom konservativen Standpunkt darauf hin, daß der überaus gesunde Gedanke der Reform gerade im Interesse der Erhaltung

des Erbrechts verwirklicht werden müsse. — Professor Dr. Hans Köppe erörtert das Problem bei Gelegenheit einer Besprechung meiner Schrift „Erbrechtsreform". Er hält dafür, daß den darin enthaltenen Ausführungen, die er als maßvoll bezeichnet, im ganzen durchaus zugestimmt werden könne. Die Erbrechtsgrenze solle hinter den Geschwisterkindern errichtet werden. Der Einwand von Dr. Gerloff sei hinfällig, daß die Einnahmenvermehrung des Reiches kein sittlich berechtigtes Motiv zur Umgestaltung des Erbrechts sei. „Die Sache liegt doch so, daß die Haltlosigkeit des Intestaterbrechts der entfernteren Seitenverwandten klar zutage liegt, mag man nun dabei ein Auge auf den Geldbedarf des Reiches richten oder nicht. Greift das Reich hier nicht zu, so fällt zugunsten der Aufrechterhaltung jenes Erbrechts dadurch kein Atom in die Wagschale. Die Finanznot des Reiches ist nur die äußere Veranlassung und der Anstoß, mit einem Rechte aufzuräumen, das innerlich morsch und unhaltbar geworden ist. Daß diese Beseitigung dem Reiche gerade jetzt finanziell sehr gelegen kommt, spricht sicherlich nicht gegen ihre Ausführung." Obwohl der Einwand damit vollkommen widerlegt ist, mag nebenher bemerkt werden, daß meine Arbeiten über das Erbrecht des Reiches nicht nur durch die Not der Finanzen hervorgerufen sind, denn der erste dieser Aufsätze erschien bereits im Jahre 1893. — Professor Dr. Max Sehring, der irrtümlich als ein Gegner der Reformbestrebungen hingestellt war, ist dieser Verkennung seiner wissenschaftlichen Überzeugung öffentlich entgegengetreten. Er gab in der Deutschen Tageszeitung unter dem 10. Mai 1909 die Erklärung ab, daß er es stets als sehr diskutabel und historisch begründet bezeichnet habe, das gesetzliche Erbrecht der Blutsverwandten mit dem Grade abzuschließen, bei welchem ein Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht mehr vorhanden sei. Von selbst versteht es sich, daß Männer wie Adolf Wagner und Gustav v. Schmoller unbedingt für die Reform des Erbrechts eintreten. Adolf Wagner hat es längst ausgesprochen, daß im Intestaterbrecht die sittliche, soziale und ökonomische Bedeutung der Familie außerordentlich übertrieben werde mittels Festhaltung eines Erbrechts der „Familie" bis zu den entferntesten Verwandten hin. Von diesem Standpunkte aus ist er auch neuerdings in der „Steuergeschichte vom Altertum bis zur Gegenwart" für die Vorlage über das Staatserbrecht mit Nachdruck eingetreten. Gustav v. Schmoller endlich betont, das Erbrecht der Kinder werde überall als etwas Gerechtes und Selbstverständliches angesehen, wo ein gesundes und kräftiges Familienleben vorhanden sei, das Erbrecht entfernterer Seitenverwandten hingegen erscheine als ein Überlebsel aus der Zeit der alten Sippenverfassung. Und er, der die Worte so zu wägen weiß, bekennt sich rückhaltlos zu dem Satze: „Aus solchen Bewegungen ist der berechtigte Gedanke erwachsen, daß das Erbrecht der Seitenverwandten zu beseitigen sei."

So hat die Wissenschaft in ihren namhaftesten Vertretern in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung ihren Wahrspruch gefällt. Sich darüber hinwegsetzen hieße Macht und Wert der geistigen Arbeit im politischen Leben der

Nation unterschätzen. Aufgabe der Regierung und der Volksvertretung wird es sein, für eine gute deutsche Fassung des Gesetzes über das Erbrecht des Reiches zu sorgen. Durch diese Maßregel wird eine gründliche, stetig fortschreitende Besserung der Finanzen gewährleistet. Innerhalb einer kurzen Frist ist die Abstoßung der ganzen Reichsschuld möglich. Daß dies zur Stärkung der Finanzlage Deutschlands, zur Erhöhung seiner Bewegungsfreiheit und zur Sicherung des Friedens beitragen wird, das ist nicht zu bezweifeln.

Rassedienst

Von Prof. Dr. Erich Becher-Münster i. W.

(Schluß.)

Wir können und wollen die Umstände, welche die Wirkung der Selektion im Kulturzustande ungünstig beeinflussen und zum Teil direkt umkehren, nicht alle beseitigen, weil wir nicht Kultur mit Barbarei vertauschen wollen. Von einer Abschaffung der Krankenfürsorge usw., von einer Beseitigung der Hygiene und der allgemeinen Wehrpflicht im Interesse günstig wirksamer Auslese kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Die Kultur wird und soll fortfahren, dem Daseinskampfe seine brutale Härte immer mehr zu nehmen. Wohin aber kann das führen? Stehen etwa jenen ungünstigen Wirkungen des Kulturfortschritts auf den Erbwertschatz der Völker günstige Beeinflussungen ausgleichend gegenüber?

Die Antwort auf diese bedeutsame Frage ist leider nicht unabhängig vom unentschiedenen Streit naturwissenschaftlicher Hypothesen. Der moderne Vitalist wird vielleicht hoffen, daß seelenartige Triebkräfte die Entwicklung der organischen Erbwerte der Menschheit trotz aller kulturellen Hemmungen vorwärts treiben. Schallmayer lehnt den Neuvitalismus ohne Prüfung als mystisch ab. Ein solches Verfahren ist auf Grund mancher Entgleisungen dieser Lebenshypothese verständlich; doch ist der Vitalismus, d. h. die Lehre, daß im Lebewesen noch andere als physikalische und chemische Faktoren wirken, nicht mit der Bezeichnung „mystisch" abzutun, mag er sich schließlich als verfehlt oder richtig erweisen. Zurzeit steigt jedenfalls seine Beachtung in den Kreisen sehr ernst zu nehmender Naturforscher.

Wie wichtig für unser Problem die Frage nach der Erblichkeit im Einzelleben erworbener Eigenschaften ist, die Schallmayer allzu leicht beiseite schiebt, wurde schon betont. Wir sehen aber davon ab, hier diese oder naheliegende andere Hypothesen gegen Schallmayer weiterhin ins Feld zu führen. Viel Sicheres käme doch nicht dabei zutage. So folgen wir Schallmayers Darlegungen, indem wir freilich daran festhalten, daß die Dinge zum Teil von anderen naturwissenschaftlichen Hypothesen aus ein etwas anderes Aussehen gewinnen können. Die Überlegungen Schallmayers würden immerhin ihre

praktische Bedeutung in gewissem Grade behalten. Selbst die schärfsten Gegner der Darwinschen Zuchtwahlhypothese erkennen eine gewisse, wenn auch untergeordnete Bedeutung der Auslese an, und die Erfolge der künstlichen Zuchtwahl der Tier- und Pflanzenzüchter beweisen, was energische Auslese unter Umständen leisten kann. Es erscheint uns wichtig, dies zu betonen, weil dadurch die Verwertung des Auslesegedankens im Sinne der Eugenik eine gewisse Unabhängigkeit gewinnt, gegenüber dem naturwissenschaftlichen Kampf um die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl und um die Einschätzung ihrer Wirksamkeit bei der Artentwicklung. Die Erfolge der künstlichen Zuchtwahl sind Tatsachen, die Darwinsche Lehre von der natürlichen Selektion aber bleibt eine Hypothese, wenngleich wir sie als solche hochschätzen mögen.

Es ist durchaus konsequent, wenn Schallmayer als Lamarckismusgegner nur wenige günstige Wirkungen der Kultur auf die Entwicklung der organischen Erbwerte anerkennt. Wenn wir durch Übung des Körpers und Geistes, durch Gewöhnung an alles Edle Leib und Seele des Menschen vervollkommnen, so erben nach neudarwinistischer Lehre die Nachkommen von den individuell erworbenen Vorzügen nichts in Gestalt von eingeborenen Anlagen.

Immerhin wird es wohl die Rassegüte zunächst steigern, wenn der Erfolg der Malariabekämpfung verhindert, daß diese Krankheit die Nachkommenschaft der von ihr Befallenen schädigt. Ähnlich mag vielleicht dereinst der Erfolg der Syphilis- und der Alkoholbekämpfung der angeborenen Konstitution künftiger Geschlechter zugute kommen. Der zunehmende Verkehr vermindert ferner die Inzucht und ihre Degenerationswirkungen. Da ein sehr erheblicher Prozentsatz der Selbstmörder geisteskrank ist, jätet deren Tod unglückliche erbliche Veranlagung aus. Einen kleinen Fortschritt der geschlechtlichen Auslese glaubt Schallmayer darin finden zu dürfen, daß heute die Gemütsart der Frau doch etwas mehr als auf niedrigerer Kulturstufe bei der Gattenwahl Berücksichtigung finde.

Schallmayer muß bei Vergleichung der günstigen und ungünstigen Einwirkungen unserer Kultur auf die Erbwertentwicklung zu einem traurigen Ergebnis kommen. Die Entwicklung des angeborenen Anlagenwertes der westlichen Kulturvölker ist abwärts gerichtet. Lange mag der durch die Kulturtradition bedingte Vorsprung die Degeneration verbergen. Wenn der Weg aber fernerhin abwärts führt, so muß der Tag kommen, an dem die angeborenen seelischen Fähigkeiten der europäischen Kulturvölker so geschwächt sind, daß sie den Bau der Kultur nicht mehr tragen können. Diese müßte zusammenbrechen, wie so manche glänzende Kultur untergegangen ist. Sind doch fast alle geschichtlichen Kulturvölker, mit Ausnahme der Chinesen, nach verhältnismäßig kurzer Blütezeit entartet, tief gesunken oder zugrunde gegangen. Daß für die Geschicke der Völker, für die geschichtlichen Katastrophen die angeborenen Rasseeigenschaften schwer ins Gewicht fallen, hat Graf Gobineau bereits vor Darwin in seinem geistvollen „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" nachdrücklich dargelegt. — Freilich sind es nicht die Erbanlagen allein, die im Völkerringen den Sieg verleihen.

Die Degenerationsfaktoren, welche die Erbanlagen der heutigen Kulturvölker bedrohen, haben auch das organische Erbgut der klassischen Kulturvölker untergraben. Die verheerende Wirkung ausgedehnter absichtlicher Fruchtbarkeitsbeschränkung, die zunächst die intelligentesten Schichten der Nationen trifft, führt alsbald zu einem Sinken der angeborenen seelischen Erbwerte der Völker; bei stärkerer Verbreitung kommt es zur Entvölkerung. Andere Ursachen kamen in Hellas und Rom hinzu. Der Historiker Seeck, der mit starkem Nachdruck biologische Gesichtspunkte in seiner Wissenschaft zur Geltung bringt, hat unter anderem darauf hingewiesen, daß blutige Bürgerkriege eine Vernichtung der durch Talent und Kühnheit hervorragenden Männer und ihrer Familien, eine Ausrottung der Besten mit sich brachten.

Ist nun die Degeneration der Kulturvölker ein unabwendbares Geschick, wie Alter und Tod des einzelnen Menschen? Naturwissenschaftliche Betrachtung unterstützt die Hypothese eines natürlichen Alterstodes der Völker nicht; die Annahme eines solchen beruht auf einer äußerlichen Analogie ohne biologische Beweiskraft.

In der Tat findet Schallmayer in der uralten chinesischen Kultur, die dauernde strotzende Gesundheit des Volkskörpers nicht verhindert hat, einen Beleg dafür, daß die pessimistische Ansicht vom unvermeidlichen Alterstod der Kulturvölker unhaltbar ist. Die körperliche Rassetüchtigkeit der Chinesen, ihre Zähigkeit und Widerstandskraft gegen harte und verschiedenartige Daseinsbedingungen sind unbestritten. Mit großer Energie wendet sich Schallmayer gegen die verbreitete Geringschätzung der intellektuellen und moralischen Seite der chinesischen Kultur und ihrer Träger. Ich kann nicht entscheiden, ob Schallmayer nicht in das andere Extrem fällt und mit allzu glänzenden Farben malt. Daß in China Naturwissenschaft und Technik nicht den Aufschwung nahmen, der für die europäische Kultur so bedeutungsvoll wurde, soll nicht durch geistige Rasseeigenschaften bedingt sein, sondern aus dem historisch-philologischen, autoritativ-konservativen Charakter der chinesischen Wissenschaft erklärt werden. Vielleicht weist es aber gerade auf einen geistigen Rassemangel gegenüber den europäischen Kulturvölkern hin, wenn der Geist der Naturforschung in China sich gegen die großen Widerstände nicht durchzusetzen vermochte; denn auch bei uns standen ähnliche und mächtige Widerstände der Befreiung und Entfaltung der naturwissenschaftlichen Denkweise im Wege.

Wie dem aber auch sein mag, wir haben allen Grund, nach den Ursachen der Dauerhaftigkeit der chinesischen Kultur zu forschen*). Da ist vor allem auf die — mit dem Ahnenkult zusammenhängende — hohe Schätzung der Familie und einer zahlreichen Nachkommenschaft hinzuweisen. Die sittlichen und rechtlichen Familienbande sind in China überaus eng und stark. In allen Gesell-

*) Demnächst werden in den „Grenzboten" Beiträge zur chinesischen Kulturgeschichte aus der Feder des bekannten Sinologen Wilhelm Grube veröffentlicht werden. D. Schriftlg.

schaftsschichten wird das Glück im Familienleben gesucht und in Kinder- und Enkelreichtum gesehen, die den Fortbestand der Familie sichern, wie ihn der Ahnenkult fordert. In dieser Wertung des Familienlebens im Vergleich zu anderen Gütern sieht Schallmayer die dauernde Widerstandskraft des Chinesenvolkes begründet. Die sozial höherstehenden Schichten, die durchschnittlich Träger überlegener Erbwerte sind, machen von der Möglichkeit Gebrauch, viele Kinder aufzuziehen, und vermehren sich stärker als die ärmeren Schichten. Der wohlhabendere Chinese heiratet durchschnittlich früher. Die Töchter erhalten keine Mitgift, noch haben sie Erbrecht, so daß der Besitz keine so fatale Störung der geschlechtlichen Auslese durch Bevorzugung des reicheren Mädchens vor dem innerlich wertvollen mit sich bringt. Übrigens ist in China das Aufsteigen fähiger Elemente aus tieferen in höhere soziale Schichten leichter als bei anderen Völkern; um so günstiger wirkt die relativ starke Vermehrung der oberen Gesellschaftskreise. — Allgemein stillen gesunde Mütter ihre Kinder reichlich lange an der Brust, so daß die Störungen der Auslesewirkungen der Säuglingssterblichkeit durch Ungleichheit der Lebensbedingungen gering sind. Übrigens ist der Daseinskampf oft hart, insbesondere in Teuerungs- und Hungerszeiten, und die Lebensauslese ist scharf, besonders unter Kindern. Wichtig ist das fast völlige Fehlen des Alkoholismus; der Opiummißbrauch, der nur durch Englands Schuld in weitem Umfange fortbesteht, wird energisch bekämpft.

Durch Eroberungskriege von seiten der Chinesen ist die Kultur der „Weißen" kaum bedroht; solche Kriege widersprechen den uralten friedlichen Kulturidealen des Chinesenvolkes. Aber die gelbe Rasse könnte durch ihre starke Vermehrung Europa überfluten und unsere Völker mit ihrer Fruchtbarkeitsbeschränkung ersticken; darin liegt der Ernst der gelben Gefahr.

So werden die Probleme der Rassenbiologie und Eugenik zu Lebensfragen der europäischen Kulturvölker gestempelt. Der Gedankenaufbau des Schallmayerschen Buches, die sich steigernde Masse der Argumente, stellt unsere Nationen vor eine Alternative: Sein oder Nichtsein ist hier die Frage. Die Anweisungen der Eugenik sollen als die harten Gebote der Not erscheinen, nicht nur als raffinierte Mittel zu höchster Entfaltung geistiger Kultur. Die Selbsterhaltung der Völker und Staaten steht auf dem Spiele. Die Rassewertfragen werden zu zentralen Problemen der Politik, der Machtminderung und Machtentfaltung der Nationen. „Die Grundlagen zu andauernder Überlegenheit einer Nation über andere werden sicher nicht auf den Schlachtfeldern und auch nicht hauptsächlich durch friedliche Entfaltung militärischer Macht erworben, sondern vielmehr durch ihre geistige, wirtschaftliche, soziale und ganz besonders auch durch ihre generative Entwicklung . . . Kriegerische Erfolge, die nicht auf Überlegenheit der inneren Entwicklung beruhen, sind nicht von Dauer." (S. 343.)

Wir kommen zu den praktischen Konsequenzen. Wie kann die günstigste Entwicklung der Erbwerte unseres Volkes erreicht und die Degeneration aufgehoben werden, deren Beseitigung eine dringende Existenzfrage für die Nation

darstellt? Zunächst fällt im Daseinskampf der Völker die Kopfzahl, die Volksvermehrung schwer ins Gewicht. Freilich erscheint nicht die ausgiebigste Vermehrung um jeden Preis, über das Maß hinaus, welches durch die jeweilig verfügbaren Existenzmittel gegeben ist, als erstrebenswertes Ziel. Jedoch ist die Gefahr, daß durch eine Volksvermehrung anstrebende Politik chronische Übervölkerung bei uns entstehen könnte, wohl nicht allzu groß. Abstufung der Steuerlasten nach Maßgabe der Kinderzahl ist sehr zu empfehlen; man darf allerdings nur eine geringe Wirkung dieser Einrichtung erhoffen. Rechtliche und anderweitige Festigung des Familienverbandes möchte wohl in gleicher Richtung günstig wirken. Die Scheidung kinderloser Ehen könnte erleichtert werden. Am wichtigsten bliebe aber die mit allen Mitteln der Erziehung usw. anzustrebende Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Freiwillige Ehelosigkeit des gesunden, vollwertigen Menschen müßte als Pflichtverletzung gegen die Nation gelten; die brave Erziehung einer tüchtigen Kinderschar, einer Zahl, wie sie ordentlich gepflegt und herangebildet werden kann, müßte als eine aller Ehren werte öffentliche Leistung geachtet und tunlichst erleichtert werden. Kinderlosigkeit müßte als Unglück angesehen werden. Solche Anschauungen haben Völker stark und groß gemacht. Einfluß und Beispiel führender Kreise könnten auch wohl bei uns in dieser Richtung etwas erreichen. Beschränkung der Kinderzahl um des Luxus und der Repräsentation willen sollte als Schande gelten.

Natürlich ist nicht Steigerung der Quantität der Nachkommenschaft um jeden Preis erstrebenswert, sondern auf die Qualität kommt es vor allem an. Hier kommen wir zu den eigentlichen Zielen der Eugenik. Es gilt, die rohe, brutale Naturauslese, den grausamen Untergang der erblich Schwachen, Kranken, intellektuell oder moralisch Minderwertigen, für kommende Generationen auszuschalten und überflüssig zu machen; es gilt, das angeborene Elend zu verhindern, indem die Fortpflanzung derjenigen Bevölkerungselemente gehemmt wird, deren Nachkommenschaft ein Unglück für diese selbst und eine Gefahr für die Nation bedeutet. Schwachsinnigen, Krüppeln, Geisteskranken usw. soll in jeder Form ihr schweres Dasein erleichtert werden; aber im Namen der Humanität wie der Rassetüchtigkeit muß verhindert werden, daß sie ihr Unglück durch Fortpflanzung vermehren und auf künftige Geschlechter erblich übertragen. Nicht nur direkter staatlicher Zwang, sondern auch moralischer Einfluß und andere Motive können der Fortpflanzung der Minderwertigen, der erblichen Übertragung ihres Unglücks, entgegengestellt werden. Mit Recht bezeichnet Schallmayer es als engsichtig, wenn man die Eugenik in praktischen Gegensatz zu sozialer Fürsorge und hygienischem Schutz für die Schwachen zu bringen sucht. Die Eugenik kämpft für die Zukunft des Menschengeschlechtes und fordert opferfreudige Arbeit für dies Ziel. Sie bedarf der gleichen altruistischen, hilfsbereiten Gesinnung, die zur Bekämpfung des Unglücks in der gegenwärtigen Generation erforderlich ist (auch der Eugeniker Ploetz u. a. betonen diesen Gedanken), und dazu des weiten Blickes, der allein wirksame Bekämpfung sozialer Schäden ermöglicht.

Die Sorge für das zukünftige Geschlecht bildet eine Erweiterung der Sorge für die gegenwärtige Generation; beides ist nicht nur vereinbar, sondern gehört zusammen, als Ausfluß desselben hilfsbereiten, unegoistischen, fürsorglichen Geistes. Was die Eugenik für die Zukunft fordert, bedeutet keine Verleugnung der sozialen Fürsorge und der hygienischen Bewahrung der gegenwärtigen Menschheit. Wie die Eugenik die Erfolge der Gegenwartsarbeit anerkennt, so fordert sie Billigung und Unterstützung für ihre Zukunftsarbeit. Für die Bekämpfung des Alkoholismus, der Geschlechtskrankheiten, der Malaria, der chronischen Vergiftungen mit Blei, Quecksilber, Phosphor usw. müssen Gegenwartshygiene und Eugenik in gleicher Weise eintreten.

Geistig-sittliche Tüchtigkeit, vereint mit leiblichen Vorzügen, gibt das Ideal des Menschen, dem die Eugenik zustrebt. Zahlreiche Rassentheoretiker finden im Anschluß an Gobineau in der „nordischen", germanischen oder nordarischen, blonden Rasse den wertvollsten Menschentypus, den eigentlichen Träger der Kultur, den geborenen Herrn der Welt, und leiten aus ihrer Überzeugung politische Forderungen ab, die leider zuweilen keineswegs harmloser Natur sind. Schallmayer wendet sich in scharfer Kritik gegen diese Richtung, insbesondere gegen die Brutalität einzelner rassenpolitischer Bestrebungen. Es ist zweifelhaft, ob nicht gerade (Unter-) Rassenmischung, wie sie ja bei uns oder in den Vereinigten Staaten in weitestem Umfang sich findet, vorteilhafter ist als Rassenreinheit. Übrigens ist es zurzeit praktisch-wissenschaftlich unmöglich, einen Durchschnittstypus der seelischen Veranlagung einer Rasse hinreichend exakt festzustellen. Auf die seelische, intellektuell-sittliche Veranlagung kommt es jedoch in allererster Linie an.

Man darf vielleicht an diejenigen, die in der nordischen oder einer anderen (der alpinen, mittelländischen usw.) Rasse die höchst beanlagte sehen, den Vorschlag richten, einer eugenischen Politik zuzustimmen, die schlechthin auf die Verbreitung der wertvollsten Erbanlagen geht. Kommen diese der nordischen Rasse zu, so wird sie dann von selbst infolge dieser Politik sich verbreiten und zu der Stellung gelangen, die man als ihr natürliches Anrecht betrachtet. Diesen Vorschlag zur Güte macht auch Ploetz.

Man kann zum Zwecke der Zuchtwahl einerseits die Begünstigung der Vermehrung überdurchschnittlich beanlagter Personen erstreben (positive Zuchtwahl); anderseits kann man die Fortpflanzung von Personen mit fatalen Erbanlagen beschränken bezw. verhindern (negative Zuchtwahl). In einzelnen Unionstaaten gibt es Gesetze, welche Geisteskranken, Idioten usw. die Ehe verbieten. Solche Eheverbote können vielleicht in Zukunft einmal eine größere Rolle spielen. Wenn die staatliche Ehebewilligung Männern, die mit infektiösen Geschlechtskrankheiten behaftet sind, versagt würde, so ergäbe das nicht nur einen eugenischen Vorteil, sondern würde auch den Frauen einen Schutz gewähren, den Humanität, Gerechtigkeit und Nützlichkeit fordern müssen. Aus ähnlichen Gründen wäre fernerhin die staatliche Ehebewilligung Gewohnheitssäufern zu

versagen. Wer aus Mitleid sich gegen die Härte solcher Verbote wendet, sollte bedenken, welch unsägliches Elend durch sie verhindert werden könnte. Vielleicht würden sie auch einen sehr erwünschten erziehlichen und bewahrenden Einfluß ausüben. Und wie leicht findet man sich anderseits mit Eheverboten und -erschwerungen bei Lehrerinnen, Krankenschwestern usw. ab! — Wenn einst durch Erziehung das öffentliche Gewissen für eugenische Fragen geschärft sein wird, so wird auch die Fortpflanzung stark psychopathisch Beanlagter hintangehalten werden. — In einigen Staaten findet gegenwärtig chirurgische Unfruchtbarmachung von Verbrechern, Idioten usw. durch Vasektomie statt, eine sehr leichte Operation, die weniger Schonung fordert als das Ausziehen eines Zahnes und späteren Geschlechtsverkehr in keiner Weise hindert. Den Sträflingen war dieser Eingriff oft ganz erwünscht!

Von dem Vorschlage, Gesundheitszeugnisse zwischen Brautleuten austauschen zu lassen, jedoch Verbote nicht daran zu knüpfen, verspricht sich Schallmayer weniger Nutzen als Schaden. Er betont, daß rücksichtslose Menschen sich nicht um solche Atteste kümmern würden; sie könnten somit nur rücksichtsvollere Naturen, wertvollere Bevölkerungselemente zu einem wahrscheinlich allzu strengen Urteil über ihren eigenen Erbwert verleiten und von der Fortpflanzung abhalten. — Vielleicht unterschätzt Schallmayer hier doch die guten Wirkungen, die Möglichkeit, durch solche Mittel das Gewissen für eugenische Dinge zu schärfen. Er wendet sich gegen Forels optimistische Beurteilung der Wirkung eugenischer Belehrung, schätzt diese aber seinerseits gelegentlich wohl zu niedrig ein. Immerhin sind Schallmayers Bedenken sehr beachtenswert. Einfache Gesundheitsatteste sind überhaupt unzuverlässig, und die gesundheitliche Auslese darf nicht zuungunsten der geistig-sittlichen Erbwerte arbeiten, die uns denn doch als die wichtigsten erscheinen.

Auf die Erziehung zu eugenisch wirksamer Liebe, zu einer durch den geistig-leiblichen Persönlichkeitswert bestimmten Gattenwahl, die sich nicht durch äußerliche Werte, wie Besitz usw., irreleiten läßt, und auf die Stärkung des Pflichtbewußtseins gegen die kommenden Geschlechter muß das größte Gewicht gelegt werden. Doch ist es sehr verdienstvoll, daß Schallmayer auf indirekte Beeinflussungen des Auslese prozesses aufmerksam macht; denn es bleibt immer bedenklich, von dem guten Willen, dem Pflichtgefühl, der Liebeswahl alles zu erhoffen. Belehrung, Begeisterung und Pflichtgefühl sind nicht machtlos; aber ihr Einfluß gegenüber egoistischen Interessen ist nur zu begrenzt. Es gilt, die letzteren in den Dienst der Eugenik zu stellen, wie die Gesellschaft sie so oft in den Dienst anderer sozialer Aufgaben spannt. Von Vorschlägen, die in absehbarer Zeit nicht verwirklicht werden können, sehen wir ganz ab. Hierher gehören gewisse, zu Züchtungszwecken erdachte Formen der Polygamie, die wir nicht nur aus den von Schallmayer angeführten Gründen ablehnen.

Fassen wir also Reformen ins Auge, die in absehbarer Zeit verwirklicht werden könnten. Der Staat muß mit dem Bestreben, für die höheren öffent-

lichen Ämter die Begabtesten zu gewinnen, die Sorge verbinden, diesen frühzeitige Heirat, Unabhängigkeit von Mitgift und Erzielung einer größeren Kinderzahl zu ermöglichen und zu erleichtern. Erhebliche Heirats- und Kinderzulagen für die höhere Begabung voraussetzenden Beamten wären sehr am Platze; Privatbetriebe würden dem staatlichen Beispiele wenigstens unter Umständen folgen müssen, sofern sie hervorragende Kopfarbeiter brauchen. Die Heiratserschwerungen für Lehrerinnen usw. müßten fortfallen und vermehrungsbegünstigenden Bestimmungen Platz machen, damit die Berufe, welche weibliche Begabung absorbieren, diese nicht immer mehr dem Erbschatz des Volkes entziehen. Eine mäßige, wirklich leistungsfähige nicht bedrückende Wehrsteuer könnte benutzt werden, den Gedienten bei ihrer Heirat eine Entschädigungssumme für das dem Staate gebrachte Opfer zu bieten.

Starke und mit der Zeit steigende Besteuerung der keimschädigenden Volksgifte, insbesondere des Alkohols, würden im Sinne der Eugenik wirken.

J. Conrad hat vorgeschlagen, vom Heiratenden eine Einzahlung bei einer Witwen- und Waisenversicherung zu fordern. Dies könnte dem Tüchtigeren die Heirat relativ leichter machen als dem weniger Leistungsfähigen. Auch eine obligatorische Familien- oder Mutterschaftsversicherung könnte so eingerichtet werden, daß durch sie die Fortpflanzung der wertvolleren Bevölkerungselemente begünstigt würde. Die Vorbildung zum Studium könnte wohl entlastet und verkürzt werden, ohne daß eine Überflutung der Hochschulen durch Ungeeignete sich ergeben müßte; so würde das Heiratsalter der geistig überdurchschnittlich Begabten herabgesetzt werden können. Frauenbildung und Frauenstudium dürfen nicht dem Mutterberufe die besten Kräfte entziehen. Koedukation (überhaupt freiere Beziehungen zwischen den Geschlechtern) könnte vielleicht die Gattenwahl günstiger gestalten, den Eigenwert der Person gegenüber der Mitgift usw. mehr zur Geltung bringen.

Durch Sammlung von Verbrecherstammbäumen hat man dargetan, wie moralische Minderwertigkeit durch Fortpflanzung sich ausbreitet. Das Strafrecht könnte auf verschiedenen, der Humanität entsprechenden Wegen dieser Fortwucherung des Verbrechens entgegentreten. Betrunkenheit sollte weniger strafmildernd wirken, ja sie sollte als Gefährdung des Gemeinwohls und des Rassewohls strafbar sein. In Norwegen wird es als gemeingefährliches Verbrechen bestraft, wenn ein Geschlechtskranker im Bewußtsein der Ansteckungsgefahr irgendeine Person infiziert.

Stillprämien, Mutterschutzbestrebungen usw. sollten dahin zielen, das Selbstnähren durch alle stillfähigen Mütter zu bewirken. Dann wären nur die Kinder der Stillunfähigen den Gefahren der künstlichen Ernährung ausgesetzt. Jede stillfähige Mutter sollte gesetzlich zu hinreichend langem Reichen der Mutterbrust verpflichtet sein. Vernachlässigung der Stillung des eigenen Kindes, um als Amme eines fremden Kindes dienen zu können, wäre unter Strafe zu stellen.

Gegenüber dem rasseverderbenden Alkoholismus bewährte sich z. B. in Schweden der antialkoholische Unterricht in den Schulen als ein sehr wirksames Mittel. Volkserziehung zu eugenischen Idealen, zu rassedienstlichem Pflichtbewußtsein betrachtet Schallmayer mit Recht als das Wichtigste und Beste, was im Sinne der Eugenik geschehen kann. Die sittlich-sozialen Gefühle, die im Anfang kultureller Entwicklung auf engste Kreise, auf die Familie, die Sippe oder den Stamm sich beschränken, dehnen sich im Laufe der moralischen Entwicklung der Menschheit auf immer weitere Kreise aus. Erst spät kommt den Griechen zum Bewußtsein, daß die sittlichen Pflichten auch gegenüber den Barbaren, den Fremden gelten. Das Solidaritätsgefühl muß sich über den Rahmen der gegenwärtigen Menschheit hinaus ausdehnen auf kommende Geschlechter; unsere Fürsorge wird sie besser und glücklicher, wird ihre staatliche Gemeinschaft vollkommener und mächtiger machen. Die Nation, die das eugenische Ideal zuerst kraftvoll und opferfreudig ergreift, wird sich einen Vorsprung im friedlichen oder auch im kriegerischen Völkerringen der Zukunft sichern. In England wollte Galton der Eugenik die Weihe einer nationalen Religion verleihen. Möchte Deutschland im eugenischen Wettbewerb der Völker, der, einmal einsetzend, unausbleiblich sich ausdehnt, vaterländischen Opfersinn genug bewähren, um nicht hinter einer anderen Nation zurückzubleiben in der Behütung und Mehrung jener Werte, die die fundamentalsten unter allen sind.

Wenn ich am Schlusse meiner Darstellung der Schallmayerschen Gedanken auf das ganze Werk zurückschaue, so drängt sich mir stark der Eindruck auf, daß die kurze Darstellung der Fülle der Angaben, Überlegungen und Beweisführungen des Werkes nur wenig gerecht werden konnte. Noch weniger war es möglich, die kritische Stellungnahme, zu der ich mich in manchen Punkten Schallmayer gegenüber veranlaßt sehe, hier stets zum Ausdruck zu bringen; so bin ich z. B. auf die prinzipiellen philosophischen, ethischen Darlegungen, wie auf die Kritik der Glückseligkeitsmoral, welche Schallmayer sich allzu leicht macht, nicht eingegangen. Bei aller Abweichung in solchen philosophischen Grundfragen kann man in bezug auf eugenische Ideale in weitem Maße einig sein. Im Dienste der guten Sache gilt es, das Einigende mehr als das Trennende zu betonen. Und das letztere ist nicht der Art, daß es den hohen Wert des Werkes in meinen Augen gefährden könnte. Zunächst kommt es darauf an, daß die Probleme der Eugenik gesehen und in ernste Arbeit genommen werden; diese wird sie in Zukunft der glücklichsten Lösung immer näher bringen. Zu gründlicher und ernsthafter Einführung in das Neuland der Eugenik scheint mir aber Schallmayers Buch neben einigen anderen hervorragenden Werken der deutschen Literatur vorzüglich geeignet. Wenn der Leser sich für eine knappe Darlegung meiner eigenen Anschauungen in diesem Dinge interessieren sollte, so darf ich ihn auf meine kleine Schrift: „Der Darwinismus und die soziale Ethik“ (Leipzig, J. A. Barth, 1909) verweisen.

Sorgen und Stützen britischer Weltpolitik

Von Arthur Dix-Berlin

Bis vor kurzem stand die Welt staunend vor der Monopolstellung, die Großbritannien allgemein auf den Hochstraßen des Weltverkehrs zu erringen gewußt hatte. Allüberall, wo wichtige Stationen auf den Wegen zwischen den fünf Erdteilen liegen, hatte England Fuß gefaßt; überall stößt man an markanten Knotenpunkten auf englische Kolonien, englische Kohlenstationen, englische Kabelstationen. Vor allen Dingen ist es der Weg nach Britisch-Indien und nach Ostasien, den England mit seinen befestigten Kohlenstationen gepflastert hat. Nicht nur der Hauptweg nach Britisch-Indien durch das Mittelmeer und den Suezkanal ist in jeder möglichen Weise durch England gesichert, sondern es hat stets sein Augenmerk darauf gerichtet, alle gangbaren Wege dorthin zu kontrollieren.

Die Beherrschung der Suezstraße freilich scheint den Briten heute nicht mehr sicher genug — sie halten ihr Augenmerk fortgesetzt auch auf die daneben bestehenden Reservewege gerichtet. Auf der ganzen großen Völkerbrücke, die gebildet wird durch den Zusammenstoß Europas, Asiens und Afrikas, auf der Völkerbrücke zwischen dem Kaukasus und dem Nil, wollen sie keine Hochstraße des Weltverkehrs aufkommen lassen, auf der sie nicht das Verkehrsmonopol haben. Es ist seit Jahrzehnten eine wichtige Frage des Weltverkehrs und der Weltpolitik, ob auf dieser Völkerbrücke freier Verkehr für alle oder englisches Verkehrsmonopol herrschen soll. Ursprünglich konzentrierte sich das Problem für England in der Frage der Beherrschung des Suezkanals; wie es weiterhin aber auch um die Reservewege besorgt war, zeigte sich beim Bau der Ugandabahn, der in erster Linie nicht zur Erschließung von Britisch-Ostafrika bestimmt war, sondern dazu, in Verbindung mit dem Nil einen englischen Reserveweg nach Indien aufrechtzuerhalten. Die schwerste Sorge aber machte und macht England die Straße durch Mesopotamien und den Persischen Golf. Der ganze Streit um die Bagdadbahn entspringt lediglich der englischen Sorge, auf den europäisch-indischen Verkehrsstraßen das alte Monopol sich nicht entwinden zu lassen*).

Nun sind aber die Zeiten vorüber, in denen England als Beherrscher der Hochstraßen des Weltverkehrs immer nur auf Deutschland scheel sehen durfte, wenn es den Überlandweg von Zentraleuropa nach dem Persischen Golf auszubauen trachtete; denn andere Konkurrenten sind auf anderen Hochstraßen erstanden und drohen Englands Monopolstellung ganz anders zu erschüttern, als das Stückchen Bagdadbahn sie erschüttern könnte. Wohl fehlt es England auch auf den Verbindungen zwischen anderen Erdteilen als Europa und Asien nicht an Stützpunkten: jenseits des Atlantischen Ozeans hat es in Nordamerika

*) In den Grenzboten 1911 Nr. 13 ausführlich behandelt.

sein kanadisches Reich, in Mittelamerika sein Jamaika usw., in Südamerika sein Guyana, und zwischen Ostasien und Australien einerseits, der Westküste von Amerika anderseits dehnt sich ein breiter Gürtel britischer Inseln. Aber gerade im Großen Ozean ist die vorherrschende Stellung Englands auf den großen Weltverkehrsstraßen doch schon intensiv unterbrochen; zwischen Hongkong und Australien liegen die amerikanischen Philippinen; zwischen Japan und Australien bilden die deutschen Inselgruppen, obenan aber das amerikanische Guam, Stationen, zwischen dem ganzen Osten des Großen Ozeans und dem Westen der in amerikanischem Besitz befindliche Hauptknotenpunkt Honolulu. Mit zäher Energie ist Japan beflissen, den Verkehr über den Großen Ozean in seine Hand zu bringen — vor kurzem weilte der Leiter der namhaftesten japanischen Reederei wieder an der amerikanischen Pazifikküste, um neue Maßregeln zur Förderung des japanisch-amerikanischen Verkehrs zu ergreifen. Verschiedene japanische Äußerungen aus jüngster Zeit haben weiterhin dargetan, welches Interesse die Japaner den holländischen Inseln zwischen Japan und Australien entgegenbringen — ein für Holland nichts weniger als unverfängliches Interesse, das aber auch in England Beachtung erheischt.

Zu den Unterbrechungen der englischen Verkehrsstützpunkte, wie wir sie im Stillen Ozean finden, gesellt sich nun in naher Zeit wieder wohl die bedeutendste Durchbrechung seiner Verkehrsstellung, die es bisher je erlebt: nämlich die Beherrschung des Panamakanals durch die Vereinigten Staaten. Es hat Zeiten gegeben, in denen es geradezu undenkbar erschienen wäre, eine solche Hochstraße des Weltverkehrs in anderen als englischen Händen zu sehen. Vor sechzig Jahren wollte England den Plan eines amerikanischen Panamakanals nicht aufkommen lassen; es verständigte sich im Jahre 1850 durch den berühmten Clayton-Bulwer-Vertrag mit den Vereinigten Staaten dahin, daß keine der beiden Mächte einen solchen Kanal bauen oder gar befestigen dürfe. In den Zeiten des Burenkrieges ist es dann den Vereinigten Staaten bekanntlich gelungen, diesen Vertrag zu beseitigen und England die Einwilligung in den Bau des Panamakanals durch die Vereinigten Staaten abzutrotzen, ohne daß dabei die Befestigung dieses Kanals durch Amerika ausgeschlossen worden wäre.

Solange die Weltpolitik im wesentlichen eine Politik der europäischen Großmächte war, konnte England in aller Behaglichkeit diese europäischen Großmächte auf dem Kontinent beschäftigen und gegeneinander ausspielen, um seinerseits Ruhe zu haben, sich auf dem Erdenrunde häuslich niederzulassen und die Hochstraßen des Weltverkehrs unter seine Herrschaft zu nehmen. Die Zeiten dieser engen Umgrenzung der Weltpolitik sind vorüber — amerikanische und asiatische Großmächte sind den europäischen an die Seite getreten und wirken in hohem Grade mitbestimmend auf den Gang der Weltpolitik; sie haben sich angeschickt, ihrerseits Anteil zu nehmen an der Beherrschung der großen Weltstraßen. Seitdem die Japaner ihre Expansionspolitik im Großen Ozean begonnen, die Amerikaner ihren Stationen auf diesem Weltmeer den Panamakanal hinzugefügt, hat Eng-

land auf den Hochstraßen der Völker ganz andere Sorgen als allein um die Bagdadbahn; und es wird bald genug gezwungen sein, den starr auf den friedlichen deutschen Wettbewerb gerichteten Blick abzulenken auf andere, bedrohlichere Konkurrenten.

So weit die Ausdehnung des britischen Riesenreiches angewachsen ist, so stark wachsen die Sorgen um seine Behauptung. Einmal schon ist England das wertvollste Stück seines Besitzes aus der Hand geglitten; und was seinerzeit bei der Bildung der Vereinigten Staaten von Amerika geschehen ist, das könnte sich eines Tages ebensogut in den Vereinigten Staaten von Australien, in den Vereinigten Staaten von Südafrika oder auch in Kanada wiederholen. Diese Kolonien fest an das Mutterland zu ketten, ist die ernste Sorge der britischen Politiker — eine Sorge, von der auch die sogenannte Tarifreformbewegung ihren Ursprung nimmt. Um die wirtschaftlichen Interessen der Kolonien eng mit denen des Mutterlandes zu verknüpfen und dadurch die Haltbarkeit des politischen Bandes zu sichern, strebte und strebt man danach, in der britischen Zollpolitik Handhaben zu erlangen, um den Kolonien wirtschaftliche Vorteile gewähren zu können.

Die dem Mutterlande peinlichen Selbständigkeitsregungen in den Kolonien sind nicht gering; aber nicht geringer sind auch die äußeren Gefahren, von denen der Kolonialbesitz bedroht ist. Am lebhaftesten war diese englische Sorge jederzeit in Indien; heute aber ist sie auch in Australien und Kanada und nicht zuletzt auch in Ägypten wach geworden. Die feindselige Politik, die England jahrzehntelang gegen Rußland geführt, war ja stets diktiert von der Sorge um Indien. Heute, da England und Rußland sich über den asiatischen Besitz verständigt haben, wendet England sich nicht zuletzt wegen der Sorge um Indien gegen Deutschland, weil Deutschland die Führung hat in jener Politik, die dem Handel und Verkehr des europäischen Kontinents von britischem Monopol freie Wege durch Vorderasien nach dem Persischen Meerbusen schaffen will, indessen England alle Wege zwischen Europa und Indien in der eigenen Hand zu halten trachtet.

Schon aber beginnt sich das Blatt wieder zu wenden. Die Sorge um Indien konzentriert sich nicht mehr auf die deutsche Verkehrspolitik in Vorderasien, sie wendet sich mehr und mehr den Umwandlungen zu, die Japans Aufstieg in Asien vorzubereiten scheint. Die Erfolge Japans haben die Selbständigkeitsgelüste der Inder mächtig entfacht, und auch bis nach Ägypten hin ist die daraus für den britischen Kolonialbesitz entstandene Gefahr getragen. Je mehr das japanische Reich, das sich heute schon von Sachalin bis Formosa erstreckt und auch auf Korea nunmehr festen Fuß gefaßt hat, sich in Ostasien ausdehnt, um so größer wird die indische Sorge für England, aber nicht nur die Sorge um Indien, sondern zugleich auch die Sorge um die ozeanischen Inseln, schließlich um ganz Australien!

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schon als das englisch-japanische Bündnis noch fest gefügt war, trieb Australien für sein Teil eine japanfeindliche Politik. Die britischen Australier

wollen ein weißes Australien und fürchten die namentlich im Norden drohende japanische Einwanderung, die dereinst zu einer politischen Vormachtstellung der Japaner werden könnte. Australien ist bereit, mitzuwirken bei der großen Reichsrüstung, bei der gemeinsamen Verteidigung des Imperiums, aber in der ausgesprochenen Absicht, seinen Teil an der Rüstung in erster Linie zu nutzen zur Verteidigung gegen Japan.

Seine indische Stellung sucht England zu festigen, indem es nicht nur in Ägypten immer festeren Fuß faßt, sondern auch die Herrschaft über Arabien erstrebt, so daß, nachdem auch Südpersien in seine Hand gekommen ist, es schließlich über das ganze Gebiet zwischen dem Nil und der Malayischen Halbinsel verfügen würde. Seine Stellung in Ägypten und Arabien aber ist nicht minder erschwert durch die Erfolge der jungtürkischen Bewegung, die einer Festigung des britischen Einflusses in jenen Gebieten entschieden zuwiderlaufen.

Auf dem anderen Kontinent ist England auch in Kanada nichts weniger als sorgenfrei. Noch weniger, als es gegenüber Japan seine indisch-australischen Sorgen zum Ausdrucke kommen lassen möchte, gesteht es gegenüber den Vereinigten Staaten seine Sorge um Kanada. Und doch ist es hier schon oft genug zu bedenklichen Reibungen gekommen. Der Gegensatz zwischen den beiden angelsächsischen Großmächten erweitert sich beständig mit der ungeheuren Steigerung des wirtschaftlichen Wertes von Kanada und des Wettbewerbes englischer und amerikanischer Erzeugnisse auf dem kanadischen Markte. Jedes Jahr erschließt neue Quellen industriellen Lebens, neue Zentren der Rohstoffgewinnung aller Art; die Landwirtschaft, die Mineralgewinnung, die Ausnutzung der reichen Wasserkräfte durch die elektrische Industrie nehmen ununterbrochen in raschem Tempo und höchst bemerkenswertem Umfange zu. An diesem Aufschwunge hat das Mutterland in manchen Beziehungen zeitweise weniger teil als die benachbarte Union; und so kommt es, daß in England von Zeit zu Zeit Warnrufe vor einer Amerikanisierung Kanadas laut werden konnten. Jahrelang war die Einwanderung von Bürgern der Vereinigten Staaten nach Kanada größer als diejenige aus England; und die Einfuhr amerikanischer Waren auf dem kanadischen Markt ist trotz der Vorzugszölle zugunsten des Mutterlandes andauernd größer als die englische Einfuhr. Kanada fühlt sich dem Mutterlande gegenüber in hohem Grade selbständig, und die politische Zukunft dieser Kolonie bildet eine stete, ernste Sorge für Großbritannien — zumal nach der weithin sichtbaren Betätigung kanadischen Unabhängigkeitsgefühls durch das Abkommen mit dem Nachbarreiche.

Unter ganz anderen Zeichen steht das Verhältnis Großbritanniens zu den romanischen Ländern, die gegenwärtig wirksame Stützen der britischen Weltstellung und Handelsvorherrschaft bilden. Freilich, es hat nicht immer Frieden und Freundschaft zwischen Großbritannien und den romanischen Ländern geherrscht, die heute doch in erheblichem Umfange fast nur noch englische Vasallenstaaten sind. Namentlich die einst so mächtigen Länder der Iberischen

Halbinsel stehen schon seit geraumer Zeit zu England in einem stark an Abhängigkeit grenzenden Verhältnis, zumal das finanziell so schwache Portugal, das seinen Kolonialbesitz nur noch aufrechterhalten kann, weil England es durch immer neue Unterstützungen dazu befähigt, um den deutsch-englischen Geheimvertrag über Aufteilung des portugiesischen Kolonialbesitzes nicht in Kraft treten zu lassen. Zu Beginn des Jahres 1909 waren von der portugiesischen Oppositionspresse sensationelle Enthüllungen aufgegriffen worden, wonach Portugal im Falle eines Krieges Englands und Frankreichs gegen Deutschland sogar eine Beihilfe von hunderttausend Soldaten zu leisten hätte, während doch die ganze kriegsstarke portugiesische Armee überhaupt nur siebzigtausend Mann beträgt. Schon dieser Umstand ließ diese Enthüllungen als starke Übertreibungen erscheinen, die denn auch entsprechend leicht von den amtlichen Organen der portugiesischen Regierung geleugnet wurden, ohne daß dadurch freilich die Tatsache der Verpflichtung Portugals aus der Welt geräumt werden konnte, England im Kriegsfalle mit einer Division (fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann) zu unterstützen.

Noch im Hochsommer desselben Jahres erwies ein anderer Vorgang, wie vollständig Portugal sich verbunden fühlt, englischen Winken zu folgen: Das von privater deutscher Seite auf Madeira eingerichtete Sanatorium wurde in England als eine verkappte deutsche Kohlenstation betrachtet, und Portugal sah sich auf Englands Drängen veranlaßt, die der betreffenden deutschen Gesellschaft verliehene Konzession zurückzukaufen.

Was Spanien betrifft, so hat es gemeinsam mit Frankreich im Mai 1907 das Mittelmeerabkommen zur Erhaltung des Status quo geschlossen, dem man auch in Italien herzliche Sympathie entgegenbrachte. Spaniens Fügsamkeit gegenüber englischen Wünschen kam zum Ausdruck in den vorjährigen Debatten über die Vergebung des Baues spanischer Kriegsschiffe an die englische Firma Vickers u. Maxim, obwohl die britischen Forderungen die höchsten waren und die Entwürfe technisch wenig zusagten.

Die beiden größeren romanischen Länder stehen selbstverständlich nicht in einem bisweilen dem Vasallentum so nahe kommenden Verhältnis zu Großbritannien wie jene beiden kleineren Schwesternationen; aber sie sind doch während der Regierungszeit Eduards des Siebenten von diesem mehr oder weniger stark angezogen worden. Italien freilich mußte auch bei den wiederholten Besuchen, die Eduard der Siebente seinem Herrscher abstattete, die Grenzen einigermaßen zu wahren suchen, die ihm durch den Bestand des Dreibundes gezogen waren. Es blieb durch diese starke Rückendeckung davor bewahrt, in ein vasallenähnliches Verhältnis gegenüber Großbritannien zu geraten.

Das militärisch stärkste der romanischen Länder, das überdies durch Jahrhunderte England oft genug als „Erbfeind“ gegenübergestanden, sollte in jeder Beziehung am meisten gefeit dagegen sein, den Anschein aufkommen zu lassen, als ob es auch von England abhängig wäre; in den letzten Jahren aber sind die Freundschaftsdienste der französischen Republik gegenüber dem Inselreich

bisweilen doch so weit gegangen, daß dieser Anschein nicht ganz vermieden wurde. Verhältnismäßig unbedeutend, aber doch recht bezeichnend war im Herbst 1910 die Weigerung Frankreichs, die Jahresversammlung der Jungägypter in den Mauern von Paris tagen zu lassen. Ist doch gerade in Ägypten durch das ganze letzte Jahrhundert hindurch Frankreich den Engländern oft genug entgegengetreten! Im Jahre 1798 mußte es sich durch Nelsons Flotte in seinen ägyptischen Unternehmungen schwer beeinträchtigen lassen; das Jahr 1840 führte aufs neue dicht an einen englisch-französischen Krieg um Ägypten; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entspann sich das langwierige Ringen Englands gegen den Bau des Suezkanals durch Frankreich, bis dann England selbst den fertigen Kanal schließlich in seine Hände brachte und weiterhin das von Frankreich beharrlich erstrebte Ägypten selbst mit Beschlag belegte. Erst nachdem zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts Frankreich noch einmal versucht hatte, wenigstens an den oberen Nil vorzustoßen, brachte dieses Jahrhundert nach der französischen Schlappe bei Faschoda die endgültige friedliche Verständigung zwischen Frankreich und England über Ägypten, indem England die Franzosen mit der Zulassung des marokkanischen Abenteuers abspeiste.

Noch im Jahre 1905, als Delcassé bereits die eifrigsten Versuche unternommen hatte, England nahe zu kommen, zeigte die offiziöse Pariser Presse England gegenüber doch eine sehr selbständige Haltung. So las man noch im Juni jenes Jahres, als ein deutsch-französischer Krieg unmittelbar bevorzustehen schien, im Temps, daß England, wenn es einen Krieg gegen Deutschland wolle, bedenken müsse, „daß eine große Nation wie Frankreich Herrin ihrer Entschließungen ist und sich nicht in einen Krieg einlassen kann, um die Geschäfte einer dritten Macht zu besorgen". Weiter wurde England darauf hingewiesen, daß es nach eigenem Geständnis nicht imstande wäre, Frankreich kontinentale Bürgschaften zu leisten. Aber schon am 9. Juli desselben Jahres wurde der Besuch der englischen Flotte in Brest mit ostentativer Herzlichkeit aufgenommen; und noch bevor die britischen Panzerschiffe den französischen Hafen verlassen hatten, gab der zurückgetretene Delcassé sein Programm der französisch-britischen Bündnispolitik bekannt. Ein Vierteljahr später verriet er das von England mündlich gegebene Versprechen, es werde im Falle eines deutschen Angriffes auf Frankreich seine Flotte mobil machen, den Kaiser-Wilhelm-Kanal besetzen und hunderttausend Mann in Schleswig-Holstein landen. Das französisch-englische Militärabkommen, dessen Bestehen von der Regierung bestritten wurde, beschäftigte auch im Herbst 1906 wieder die Pariser Kammer, wobei die Minister sich in Schweigen hüllten. Im Mai 1908 wurde im Buckinghampalast die „englisch-französische Entente" gefeiert, von der französischen Presse aber immer noch der Vorbehalt gemacht, daß England zunächst sein Landheer zu vergrößern habe, um für Frankreich ein vollwertiger Bundesgenosse zu sein.

Till Eulenspiegel

. Mittelalterliche Komödie in vier Aufzügen

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1911 by Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW.

Wir bitten die Leser der Grenzboten, den nachstehend abgedruckten ersten Aufzug ebenso wie die nachfolgenden der Komödie mit besonderer Aufmerksamkeit lesen zu wollen, und, wenn nur irgend angängig, ihr Urteil an uns gelangen zu lassen. Nach Aussprüchen erster Bühnenleiter, Schauspieler, Dramaturgen und Literaten handelt es sich um die Arbeit eines höchst begabten deutschen Dichters, dessen Name wegen der auf dem literarischen Markt und bei den Theatern herrschenden Zustände bisher der Öffentlichkeit vorenthalten worden ist. Die Grenzboten haben schon wiederholt den Finger an diese Wunde gelegt; es sei nur an Arthur Westphals von der nationalen Presse lebhaft aufgegriffenen Ausführungen in Nr. 9 dieses Jahrgangs, S. 440 erinnert.

Dr. Rosenbaum, Dramaturg des Burgtheaters in Wien, schrieb dem Dichter am 7. September 1910: „.... ich kann auch heute nur kurz zusammenfassen, daß Ihr Eulenspiegel mir am besten gefällt von allen Bearbeitungen desselben Themas, die ich kenne." Am 30. Januar 1911 jedoch heißt es: „Aber vielleicht tröstet Sie das Schicksal Stuckens und anderer gleichartigen Kämpfer, die jahrelang warten mußten, schließlich aber doch für die Dauer die Oberfläche gewannen."

Schon am 23. Mai 1910 schrieb Professor Dr. Begowicz, Dramaturg des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, nachdem er zwei ältere Arbeiten desselben Dichters gelesen hatte: „Ich schätze Ihr Talent sehr hoch und bin sicher, daß Sie früher oder später einen Erfolg erzielen werden. Bis dahin aber müssen sie geduldig ausharren. Stucken .... ist für diese Notwendigkeit wohl das beste Beispiel."

Harry Walden sprach sich über das Drama in einem Briefe an Kayßler vom 27. September 1910 folgendermaßen aus: „Till Eulenspiegel habe ich mit vielem Vergnügen und Interesse gelesen. Gleich Ihnen bin ich der Meinung, daß es sich hier vielleicht um einen starken Bühnenerfolg handeln kann."

Warum das gute Stück bisher nicht auf dem Theater erschienen ist, während allerorten miserable Dutzendware, zumal aus dem Auslande, über die Bretter geht, wird im Anschluß an den Abdruck des „Eulenspiegel" von einem unserer besten Schauspieler, der zugleich ein feinsinniger Schriftsteller ist, an der Hand des vorliegenden Materials eingehend dargelegt werden. Dann erst soll auch der Name des Dichters bekannt gegeben werden. Er hat, soviel sei vorläufig verraten, im gewerblichen Leben einen recht guten Klang.

Die Schriftleitung

Personen:

Landgraf Philipp der Großmütige.
Margarethe von Sale, seine morganatische Gemahlin.
Herzog von Lüneburg, Feldhauptmann Philipps.
Gräfin Marbach, Adelheit von Seebach, } Hofdamen.
Hofmeister von Albin.
Damen und Herren des Gefolges, Dienerschaft.
Kaiserlicher Rat Graf Semmering, Kanzler der Universität.
Ambrosius von Lobwasser, Rektor Magnifikus.
Magister Grober, Magister Mulendorf, Magister Nickelspuhl, } Doktoren und Dekane der Universität.
Magister, Lizentiaten, Bakalare, Scholaren.
Lorenz, Focke, Frieder, Christof, } Scholaren.
Johannes Zimperndorf, Bürgermeister.
Apotheker Caspar Flidibus.
Till Eulenspiegel, genannt Magister Saxicus, Hofmaler.
Lamme Goedzak, sein Kumpan, ein Goldschmied.
Eve Pinertin, Wirtin vom Schwan.
Laurentia von Lobwasser, Nichte des Rektors.
Rosl, Schankmädel.
Ein Geistlicher, Ratsbote, Nachtwächter, Zimmergesellen Adam, Leopold und Niklas, Profos mit Gehilfen, Kastellan des Hospitals, Volk, Bürger, Bauern, Bursche und Mädchen aller Stände, Malergehilfen, Soldaten, Büttel.

Ort: eine deutsche Mittelstadt. — Zeit: 1541.

Erster Aufzug.

Marktplatz einer mittelalterlichen deutschen Stadt. Hessischer Gebälkstil mit überragenden Geschossen. Auf der linken Hälfte des Platzes ein Brunnen. In der Rückseite des Marktes die alte Frohn, ein starker Bau, überrankt mit blühenden Rosen. In der rechten Marktseite das Gewölbe des Apothekers, weiter vorn das düstere Kanzlerhaus. Links im Vordergrunde das Wirtshaus zum Schwan, davor Tische und Bänke, gegen den Markt etwas erhöht. Dahinter eine niedrige Mauer, überragt von blühenden Kastanien. An den Ecken und an der rechten Seite einmündende Straßen und Gäßchen. Es ist Ende Mai, ein sonniger Tag zur Mittagszeit.

Lamme Goedzak sitzt mit dem Rücken gegen die Schenke am Tisch und ißt. Wenn er in die Schenke spricht, so geschieht dies durch ein neben ihm befindliches Fenster. Er ist übermäßig dick und behäbig.

Lamme (schlägt mit der Kanne auf den Tisch):
Potz Sapperlot, das nenn ich eine Wirtschaft! —
Heda! Ihr laßt mich ja verdursten!
Eve (von innen): Gleich!
Es wird frisch angezapft.
Lamme: Dann um so schlimmer!

(Die Studenten Lorenz, Focke, Frieder und Christof kommen die Straße lärmend herunter auf den Markt.)

Lorenz: Seht doch, da sitzt ja unser neuer Freund,
Der Lamme Goedzak!
Focke: Mosjö Kellerfaß!
Christof: Natürlich frißt er!
Frieder: Wie er sagt, aus Gram
Um seine durchgebrannte Frau.
Lorenz: Grüß Gott, Herr Fettsack!
Frieder: Er tut, als hört er nicht.
Focke: Woll'n wir ihn kitzeln!?
Lorenz (von der Ecke aus): Kommilites, da kommt die hübsche Kröte
Laurentia!
Christof: Still, Laurentia kommt!
Frieder: Da wird
Magister Saxicus wohl weit nicht sein.
Lorenz: Nein, nein, — sie ist allein! — Pst, stille, stille!
Laurentia (geht zum Gewölbe des Apothekers und schellt): Grüß Gott, Herr Apotheker!
Flidibus: Ah, das Fräulein
In eigenster Person! — Welch Ehre, Ehre!
Ist der Herr Oheim nicht gesund? Ich hoffe
Doch nicht —
Laurentia: Dank für die Nachfrag, Herr.
Zwar ist der Oheim sonst in Kondition,
Doch wißt Ihr ja, er hat kein Mouvement
Und sitzt zuviel.
Flidibus: Ja, ja, die Herrn Gelehrten!
Stets fleißig bei der Arbeit. Das verstockt.
Laurentia: Drum bitt ich etwas Tee zum Purgament.
Flidibus: Zum Purgament, ganz recht. — Ich hole gleich. (Ab in sein Gewölbe.)
Lorenz: Habt ihr gehört, der Rektor muß purgieren!
Focke: Er ist vernagelt!
Christof: Nicht allein im Kopf!
Lorenz: Pst, still! Sie hat uns schon bemerkt! Bei drei!
(Er taktiert leise bis drei, die Studenten fangen an zu singen:)
Studenten: Laurentia, liebe Laurentia mein,
Wann werden wir wieder beisammen sein —
Am Sonntag!
Ach, wenn es doch alle Tag Sonntag wär
Und ich bei meiner Laurentia wär —
Laurentia!
Eve (tritt mit einer Kanne in der Hand aus dem Haus, mißbilligend den Kopf schüttelnd).
Laurentia: Macht schnell, Herr Apotheker! — Diese Bursche
Sind unausstehlich frech.
Eve: Die Möglichkeit!
Solch kecke Bengel! — Des Herrn Rektors Nichte!
Laurentia (zum Apotheker): Schön Dank, ich zahl Euch morgen.
Apotheker: Wie's beliebt.
(Die Studenten rücken Laurentia näher und umringen sie fast.)
Studenten: Laurentia, liebe Laurentia mein,
Wann werden wir wieder beisammen sein —
Am Montag!
Ach, wenn es doch alle Tag Sonntag, Montag wär
Und ich bei meiner, bei meiner Laurentia —

Focke: Magister Saxicus!
Frieder: Wo denn?
Focke: Dort oben an
Der Ecke!
Die andern: O verflucht! (Sie nehmen Reißaus, Laurentia ab.)
Eve: Natürlich,
So ist es immer — erst Spektakelei,
Und dann möcht keiner es gewesen sein. —
Ich bitt schön, hier. — (Sie stellt die Kanne vor Lamme hin.)
Kann er nicht danke sagen, er dicker Mensch?
Lamme: Sie ist doch akkurat so dick wie ich.
Eve: So dick wie er!? — Potz Sapermillement!
Wie Schweinesulze zittern ihm die Backen,
Und Rückenspeck hat er drei Finger dick;
Fünf Kinne hat er auch! Er weiß, beim sechsten
Tritt Schlagfluß ein.
Lamme: Laß sie mich doch in Ruhe.
Eve: Ja doch, ja!
Ich geh ja schon. — Herrjemineh, der Stolz!
Seitdem der Herr Magister Saxicus
Mit Ansprach ihn beehrt. Er steht wohl schon
Mit ihm auf du und du? — Merkt er denn nicht,
Er dicker Mensch, daß ihn der Doktor foppt?
Lamme: Laß sie doch den Magister aus dem Spiel —
Ich bin so viel wie er.
Eve: So viel wie er!
Verkehrt wohl auch bei Hofe, was? Ist Graf
Mit sieben Schlössern?
Lamme (dumm): Graf mit sieben Schlössern?
Eve: Ei,
Das weiß er nicht? Und daß die Malerei
Er zum Pläsier nur treibt, und auch den Namen
Und bürgerlichen Stand er auf der Reise
Nur führt? Das weiß er alles nicht? — Ei seht,
Er scheint ja sehr intim mit dem Magister!
Lamme: Wo hat sie denn das her?
Eve: Er gibt es also zu?
Lamme: Da sie es weiß.
Eve: Seht, seht, und dazu ist man gut genug,
Den Herrn zu füttern, bald drei Wochen lang —
Herr Lamme vorn — Herr Lamme hinten — nicht?
Lamme: Ich glaub, ich blieb ihr keinen Heller schuldig.
Eve: Das wär auch gar! Allein von einem Gast
Verlangt man mehr Vertraun und Kurtesie.
Lamme (aufdringlich): Sie sucht Vertrauen? Eia, Mutter Eve.
Eve: Was er sich dabei denkt! — Und Mutter Eve!
Lamme: Dann schöne Wittib Eve meinethalben.
Eve: Ich bin in led'gem Stand und eine Jungfer.
Lamme: Mach sie nur nicht solch Aufhebens davon —
Die bravste Jungfer endet bei der Hochzeit.
Ich möchte die sehn, die dies End nicht wünscht!

Eve: Nicht wünscht? — Er bild't sich wohl was ein! Herrjeh,
An jedem Finger könnt ich zwanzig haben
Von solchen Schlingeln.
Lamme: Wär ein wenig viel.
Eve: Glaubt er vielleicht, ich hätte dazu Lust,
Solch Taugenichts wie ihn zu füttern, he?
Im ganzen Haus nur Widersetzlichkeit
Und unterm Herd von früh bis spät das Feuer
Zum braten, backen, kochen —
Lamme: Wär mein Fall!
Eve: Sein Fall, das glaub ich — diese Fresserei!
Geschah ihm schon ganz recht, daß seine Frau
Davongelaufen.
Lamme: Liebste Jungfer Evchen,
Sie hat für eine andre Platz gemacht.
Eve: So, platzgemacht — und liebste Jungfer Evchen —
Bemüh er sich nur nicht, verliebt zu tun.
Lamme: Und doch — wenn ich sie seh, so meine ich —
Eve: Was meint er, he?
Lamme: Wir paßten gut zusammen.
Eve (schlägt die Hände zusammen): Die Jungfer Pinertin und Lamme Goedzak,
Das gäb ein Paar, wenn das verkopuliert!
Lamme: Es braucht ja nicht ein Ehbund gleich zu sein.
Eve: Nicht?
Ach so — — er meint!? — Ich will ihm etwas sagen:
Er ist ein unverschämter Schlamperling! (Will gehen.)
Lamme: Geh sie mit Gott und allen seinen Heiligen.
Doch schick sie mir mein Fleisch — und recht viel Tunke!
Eve: Ja doch, bis zu den Knöcheln! (Ab ins Haus.)
Lamme: So ist's recht.
(Er nickt auf seiner Bank ein.)
(Eulenspiegel und Laurentia kommen die Straße herab.)
Laurentia: Ihr scheint in diesem Teil der Stadt recht fremd,
Verehrter Herr Magister Saxicus.
Das ist der Untermarkt, und dort das Haus —
Seht nur, wie herrlich sich die Rosen ranken! —
Ist unsre alte Frohn!
Eulenspiegel: O Hinterlist!
Verbirgt sich hinter liebenswerter Maske
Grausames Regiment!
Laurentia: Ja, Herr Magister,
Wer fehlgreift, sticht sich allemal am Dorn.
Eulenspiegel: Das Lied vom Heideröslein. Gilt es mir?
Laurentia: Ich hoffe nicht. — Doch Eure Maleraugen
Sollten vor allem nur die Rosen sehen.
Eulenspiegel: Ein schlechter Maler, säh ich, liebstes Kind,
Noch Rosen neben Euch.
Laurentia: Ich bitt Euch, leise!
Da drüben sitzt ein Lauscher.

Eulenspiegel: Ei, nicht gar!
Sperrt dem die Nase, Ohren, Augen auf,
Ein jedes Instrument, um wahrzunehmen,
Er merkt nur, was er darf. — (ruft) He, Lamme, hörst du? —
Ihr seht, er schnarcht.
Laurentia: Der Mann scheint Euer Freund?
Eulenspiegel: Nehmt ihn dafür. Doch hier in Eurer Stadt
Verleugn' ich ihn.
Laurentia: Er ist wohl Euer Diener?
Eulenspiegel: Diener? — Wie kommt Ihr darauf?
Laurentia (schnippisch): Nehmt es auch nur so.
Eulenspiegel: Ei, seht den kleinen Schelm! Er will dem Großen
Ein wenig Sitte lehren. — Mit den Rosenlippen
Zahlt Ihr mir Strafe.
Laurentia: Daß die Ros' nicht beißt.
Eulenspiegel: Das säh ihr gleich, da sie so keck und wild
Am Wegrand blüht.
Laurentia: O weh, ein Hagedorn!
Eulenspiegel: Man träumt am schönsten unterm Hagedorn;
Denkt doch, wenn oben hoch die Lerchen trillern.
Laurentia: Ja ja, zur Wonnezeit, da sprecht Ihr so. —
Im Winter mag man an den Dorn nicht rühren.
Eulenspiegel (lieb und sinnlich): Weil er Klein-Röslein unterm Herzen trägt.
Laurentia (betroffen und leiser): Was seid Ihr keck!
Eulenspiegel: Sagt ich Euch etwas Böses?
Laurentia: Nein, was Ihr sagtet, war sogar sehr lieb.
(Da ein Bürger vorübergeht:)
Eulenspiegel (laut): Und was ist das dort für ein Haus, mein Fräulein?
Laurentia (ebenso): Das ist das Kanzlerhaus, verehrter Herr.
Eulenspiegel: Recht düster sieht es aus, wie ein Verließ,
So dumpf und feucht, und fest die Tür und Gitter.
Laurentia: Das war's wohl auch. Es ist auch stets verschlossen.
Eulenspiegel (klinkt): Wahrhaftig, ja.
Laurentia (mit gespielter Grandezza): So will's ein alter Brauch.
Wenn zum Besuch der Universität
Der Kanzler kommt, dann öffnet er das Haus
Mit goldnem Schlüssel und gewinnt damit
Heimrecht und oberste Gewalt der Stadt. —
's ist zwar schon lange her; zehn Jahre sind es
Seit letztem Mal; doch wißt Ihr ja, er wird
In kurzem hier erwartet.
Eulenspiegel: Und inzwischen
Wird selbst der Staub auf Tisch und Tintenfaß
Verehrungswürdig. Seht, so fordern selbst
Noch alte Zeiten unsre Reverenz,
Und 's ist noch nicht genug, daß uns der Tag
Mit steter Forderung plagt, nein auch das Gestern
Hält uns die unbezahlte Rechnung hin.
Laurentia: Ihr scheint für derlei Sachen nicht zu schwärmen.

Eulenspiegel: Geht mir mit Euren stolzen Festen ab
Und all der Würd und spanischen Grandezza!
Nie trügt sich's leichter als an großer Tafel,
Auf der Frau Lüge zwischen Tellern läuft,
Und seines Mundes albernes Geschwafel
Wie Honig von des Redners Lippen träuft.
Da wird das kleinste Zwerglein ein Gigant,
Aus einer Mücke wird ein Elefant,
Zum Himmel wird der Jubilar getragen —
Zu Hause hat er Fliegen totgeschlagen.
Laurentia: Herr Weltverbess'rer!
Eulenspiegel: So schon viele schalten, —
Allein, man kann die Welt nur grad erhalten.
(leise) Doch sagt, habt Ihr schon mit dem Ohm gesprochen?
Laurentia: Nicht eben viel; er ist für mich kaum da
Und ist im Hause schon seit vielen Wochen
Gar launenhaft, weil Unrecht ihm geschah.
Eulenspiegel: Unrecht, von wem?
Laurentia: Der Fürst ist indigniert,
Weil das Spital ihm zuviel Kosten macht,
Und da der Oheim die Verwaltung führt,
Wird er mit Gunst nicht allzu reich bedacht.
Er ist recht kurz zu mir, und was er sagt,
Ist nicht viel Gut's.
Eulenspiegel: Er wird sich fügen müssen.
Acht Füße laufen schneller als ein Greis.
Laurentia: O Gott, ich bitte Euch, was sagt Ihr da —
Ihr denkt an Flucht!?
Eulenspiegel: Im schlimmsten Falle — ja. —
Und würdet Ihr mir folgen? —
Laurentia: Fragt mich nicht.
Eulenspiegel: Ich danke Euch. Wie steht Euch zu Gesicht
Der starken Liebe frischer Wagemut!
Laurentia: Wärt Ihr nur nicht so schrecklich — schrecklich gut!
Eulenspiegel: Schad', Euer Ohm teilt nicht die gute Meinung.
Was hat er gegen mich?
Laurentia: Er mag Euch nicht;
Und Eure ganze Haltung und Erscheinung
Geht ihm verquer. Er sagt mir's ins Gesicht
Und hat verboten, Euch auch nur zu nennen.
Eulenspiegel: Mir scheint, daß Euer Ohm zwei Zungen hab',
Und anstatt frei die Wahrheit zu bekennen,
Bat mich er um Geduld, — Euch schlägt er's rundweg ab.
Laurentia: Sei auch nicht schicklich, sagt er, daß ein Mädchen
Von ihrem Stande läßt.
Eulenspiegel: O weh, wie stolz!
Laurentia: Nicht wahr, das ist recht dumm.
Eulenspiegel: Nicht gänzlich, Kind:
Ein alter Spruch sagt, Reis verbleib am Holz!

Laurentia: Ich bin doch aber nicht im Stand geboren
So wenig wie er selbst.
Eulenspiegel: Was hör ich da!
Ei ei, Magnifizenz, Ihr seid verloren!
Laurentia: Ach seht, wenn nicht der Ohm so grämig wär,
Müßt ich mich unsres Einvernehmens schelten.
(zögernd) Zumal Ihr Euch in mancherlei verschließt.
Eulenspiegel: Mein Herz liegt vor Euch, Traute.
Laurentia: Euer Herz. —
Doch Euer Stand und Eure Lebensführung?
Eulenspiegel: Ich bitt Euch, bin ich nicht Magister Saxicus,
Der Medizin weiland mit Fleiß beflissen?
Dann Maler auch, vom Fürsten selbst bestallt
Mit hohem Auftrag, trefflich ausstudieret;
Und schließlich, wenn Ihr wollt, auch Kapitän
Der span'schen Reiterei, in manchem Strauß
Erprobt und mancher heikelen Attacke. —
Was wollt Ihr mehr? Mich dünkt, auch Ihr seid stolz.
Laurentia: Hätt ich mich dann dem fremden Mann ergeben,
Der für mich eben nur ein lieber Mann,
Doch sonst in Rätseln steckt? — Ich bitt Euch, sagt,
Wer Ihr im letzten Grunde seid.
Eulenspiegel: Du liebe Einfalt,
Daß ich ein Narr wär. Ist der Honig süß,
Man beißt sich darum doch nicht in die Finger!
Ich gab das Herz Euch, und das Herz ist viel. —
Doch eh' ich Euch zum Ehebett entführe,
Prüft selbst nur meinen Stand auf Herz und Niere.
(Lamme erwacht laut gähnend.)
Laurentia: Seht, er erwacht. Wir wollen lieber fort.
Eulenspiegel: Ich wett, ihn hat geweckt mein letztes Wort!
Lamme: Gut Morgen, Euer Gnaden.
Eulenspiegel: Ei, 's ist Mittagszeit!
Lamme: Das wäre schön.
Eulenspiegel: Warum?
Lamme: Wenn Wirklichkeit
Den Träumen wär beschert.
Eulenspiegel: Was träumtet Ihr?
Lamme: Ach, sündhaft schön! Von einer Kalbernier!
Eulenspiegel (zu Laurentia): Da habt Ihr's!
Lamme: Und es lag bei ihr ganz nah
Die schönste Ganseleber, die ich jemals sah.
Laurentia: Kommt, er ist frech.
Eulenspiegel (zu Lamme): Das hast du zugelogen!
Lamme: Habt Ihr 'nen Traum schon einmal abgewogen?
(Es erhebt sich in der Straße ein Geschrei.)
Laurentia: Ei, hört das Volk!
Eulenspiegel: 's ist seine Art zu leben.
Laurentia: Ich könnt vielleicht Euch die Erklärung geben.
Eulenspiegel: Das heißt: Ihr wollt. — So bitt ich denn darum.

Laurentia (anzüglich): Ein Schalk geht, Herr Magister, bei uns um.
Eulenspiegel: Ein Schalk! — Ich seh, Bescheidenheit macht satt;
Mir dünkt der Narren voll die ganze Stadt!
Laurentia (wie oben): Ich sagte nur: ein Schalk!
Eulenspiegel: Und so betont,
Daß es der Müh zu fragen sich verlohnt;
Gut, bleiben wir!
Laurentia: Um Gott! Ich geh geschwind.
Eulenspiegel: Dann bring ich Euch zum Haus, mein schönes Kind.
Denn aufgeregtes Volk in tölp'scher Art
Verfährt mit Euresgleichen oft nicht zart. (Beide ab.)
Lamme: Mit meinesgleichen auch nicht, wie er weiß.
Das sorgt ihn nicht! Wenn er beim Balzen kräht,
Kann ich alleine mir die Nase wischen;
Die beste Freundschaft doch in Stücke geht,
Steckt so ein dummes Ding die Nas' dazwischen. —
Und dabei knurrt der Magen mir ganz schändlich!
Rosl (kommt aus dem Haus): Hier, das ist Eure fünfte Schüssel.
Lamme: Endlich!
(Er macht sich über das Essen.)
(Der Ratsbote tritt auf, umringt von allerlei Volk; im folgenden laufen immer neue Bürger hinzu.)
Einige: Ruhe! Ruhe!
Ein Bürger: Hört, was der Ratsbote zu melden hat!
Einige: Ja, still doch! Ruhe!
Der Ratsbote: Kund und zu wissen tut der Hohe Rat
Euch Bürgern dieser Stadt, daß trotz Verbot
Und vorverhängter Landesacht ein Schelm,
Benamst gemeiniglich Till Eulenspiegel,
Mißlieb'gen Wandels schuld in vielen Landen,
Im Herzogtum sein Umgang treibt.
Das Volk: Till Eulenspiegel! Hört! Till Eulenspiegel!
Einige: Ruhe! Ruhe!
Ein Bürger: Er will noch weiterreden!
Der Ratsbote: Auch soll er
Vorerstlich in der Nachbarschaft gesehen
Auf unsre Stadt zu halten.
Das Volk: Hört doch! Hört!
Ein Bürger: Er kommt in unsre Stadt!
Ein Anderer: So seid doch stille!
Der Ratsbote: Da man selbigen
Till Eulenspiegel großer Gauklerei,
Auch Aberwitz und Büberei beschuldigt,
Sei diese Warnung ausgetan. In gleicher Weise
Soll männiglich gehalten sein, den Abenteurer
Zur Abstraf einzufangen. Der Hohe Rat
Zahlt fünfzig Golddukaten Handgeld dem,
Der ihn gefangen nimmt, als Prämium.
Das Volk: Till Eulenspiegel! Hört! Till Eulenspiegel!
Fünfzig Dukaten, hört! Till Eulenspiegel!

Erster Bürger: Da heißt es seine sieben Sachen hüten!
Zweiter Bürger: Die Türen schließt, sobald es dunkel wird!
Dritter Bürger: Jetzt ist das Geld nicht in der Bettstatt sicher!
Vierter Bürger: Ich trag's hinfort nur noch bei mir im Sack!
Dritter Bürger: Du Narr! Damit er dir's vom Leibe stiehlt!?
Vierter Bürger: Ja, stehlen! Ei, da gäb's wohl Katzenköpfe!
Zweiter Bürger: Er ist doch unsichtbar!
Vierter Bürger: Wie, unsichtbar?
Dritter Bürger: Natürlich, denn er trägt 'ne Diebeskappe!
Vierter Bürger: 'Ne Diebeskappe?
Erster Bürger: Ist ja Unsinn! Seht,
Da könnte ihn ja keiner fangen! Aber,
Das weiß ich, fliegen kann er!
Mehrere: Fliegen!?
Zweiter Bürger: Jawohl, das weiß ich auch!
Vierter Bürger: Ja, wie denn — fliegen!?
Erster Bürger: In Magdeburg, wo ich 'nen Eidam habe,
Ist er vom Turm geflogen!
Dritter Bürger: Einem hohen Turm?
Erster Bürger: Jawohl, vom höchsten! Und den Hohen Rat
Hat er noch injuriert!
Vierter Bürger: Wie denn! Von oben?
Erster Bürger: Er hat es regnen lassen!
Mehrere: Regnen!? Regnen!? (Gelächter.)
Zweiter Bürger: Ein guter Witz, — er hat es regnen lassen.
Dritter Bürger: Ein lust'ger Mann! Kinder, der kann doch nicht
Gefährlich sein!
Zweiter Bürger: Bedenke doch!
Fünfzig Dukaten sind doch ausgesetzt!?
Mehrere: Das Handgeld, ja! Und fünfzig Golddukaten! —
Hoch, Eulenspiegel, hoch!
Zweiter Bürger: Kinder, das Handgeld woll'n wir uns verdienen!
Mehrere: Das Handgeld, ja! — Jawohl, wir suchen ihn!
(Einige stürmen los und stoßen an der Ecke des Marktes mit Eulenspiegel zusammen. Sie sind bestürzt.)
Zweiter Bürger: Der Herr Magister!
Dritter Bürger: Der Herr Hofmaler!
Erster Bürger (macht einen Bückling): Graf Saxicus.
Eulenspiegel: Was soll das, Rotte! Habt ihr keine Augen?
Und ist das Lebensart, den Kopf voran
In andrer Leute Bauch hineinzurennen?
Ihr Tölpel, paßt doch auf!
Erster Bürger: Vergebung, Euer Gnaden.
Dritter Bürger: Wir wollten Einen fangen.
Eulenspiegel: Einen Marktdieb?
Erster Bürger: Viel schlimmer, Euer Gnaden, einen Schelmen!
Mehrere: Ja, einen Schelm und Lügner! Einen Gauner!
Till Eulenspiegel!
Eulenspiegel: — — Ja, ist er denn hier?
Zweiter Bürger: Jawohl, er wurd' ganz nah der Stadt gesehen!

Dritter Bürger: Er ist gewiß schon drin!
Eulenspiegel: — So! So!
Und den nennt ihr 'nen Lügner und 'nen Gauner?
Erster Bürger: Der Hohe Rat hat's proklamiert!
Eulenspiegel (spöttisch): Der Hohe Rat!
Dritter Bürger: Und fünfzig Golddukaten, wer ihn fängt!
Eulenspiegel: Ei ei, das scheint mir eine kleine Summe.
Vierter Bürger: Oh, eine große Summe ist's, 'ne schöne Summe!
Eulenspiegel: Ich sage euch, 's ist schmutzig wenig für
Ein Mann wie ihn! — Wenn es noch tausend
Karlsgulden wären!
Erster Bürger: Tausend Karlsgulden!
Zweiter Bürger: Hört nur, das Riesengeld!
Vierter Bürger: Dafür könnt man
Den Mond sich kaufen!
Eulenspiegel: Und die ganzen Sterne
Bekäm umsonst man zu!
Erster Bürger: Ja, ja, 's ist viel!
Dritter Bürger: Ha, ha, ha, ha!
Einige: Was denn! — was lachst du denn?
Dritter Bürger: Fünfzig Dukaten sind ja tausend Gulden!
Einige: Wahrhaftig, ja! Ganz akkurat dasselbe! (Gelächter.)
Eulenspiegel: Eben drum!
Gäb ich euch weniges von Goldeswert,
Ihr würdet es nicht achten. Nach dem Vielen,
Das breit und albern ist und silbern klingt,
Streckt ihr die Hände aus und stürmt damit
Unmöglichkeiten! —
Doch halt ich euch von eurem Handgeld ab.
Geht, lauft und sucht! Kehrt alle Winkel aus!
Die Keller, Flure, Treppen, Stuben, Kammern!
Daß er sich nicht im Mägdeschrein verbirgt,
Um eurer Liebsten an den Hals zu springen,
Wenn sie im Unterkleid das Mieder wählt!
Und zählt die Würst und Schinken im Kamin,
Und fehlt euch einer, Herrn, ich wett, ihr seid
Bereits bestohlen! Und die Apotheke dort,
Ich rat euch, schließt! Er kauft gewiß dort Gift!
Vergiftet alle Brunnen in der Stadt —
Ihr sterbt wie Ratzen und euch platzt der Leib!
Ist doch ganz Rom geplatzt ob seiner Frechheit. —
Einige: Ganz Rom?
Eulenspiegel: Jawohl, ganz Rom, der Papst, die Kardinäle,
Die Bischof, Pfaffen, alle sind geplatzt,
Und wer noch nicht geplatzt, der wird noch platzen
An seiner Medizin! — 's ist höchste Zeit,
Daß ihr ihn fangt!
Einige: Wir laufen schon! Wir suchen! —
(Sie stürmen los, kehren aber wieder um.)
Vierter Bürger: Doch sagt, wie sieht er aus?
Eulenspiegel: Er hat der Fratzen hundert oder mehr!

Ich kann sie euch kaum schildern. Aber das
Ist sicher, daran kennt ihr ihn: Wenn ihr
Ihn habt gefangen, macht er ganz gewiß
Genau so ein Gesicht, wie ihr es habt.

Vierter Bürger: Ja, wie denn, Herr?

Eulenspiegel (sich an die Stirn tippend): Er ist doch Eulen-spiegel!

Vierter Bürger: Das nutzt nichts, Herr; das ist kein Zeichen, nein.

Eulenspiegel: Nun,
Das letztemal, als ich ihn hab gesehen —
Sind just zehn Jahre her —, da trug er,
Jawohl, ich weiß genau noch, eine Hose,
Schneeweiß mit Schellen dran und mit drei Löchern.

Vierter Bürger: 'Ne weiße Hos' mit Schellen und drei Löchern —
Ja, das geht an! Jawohl, wir kennen ihn!
(Sie stürmen davon.)

Eulenspiegel (ihnen nachrufend): Ja, und vergeßt nicht! Je ein Loch am Knöchel
Und eines um den Bauch! —
(Inzwischen haben Studenten am Schenktisch um den schlafenden Lamme Platz genommen und an dem Vorgang mit fröhlichen Gesten Anteil genommen. Eulenspiegel geht zur Schenke. Rosl bringt den Studenten Bier.)

Eulenspiegel: 'nen Schoppen Wein! Vom allerbesten, Rosl! —
Ihr Herrn, verzeiht, darf ich mich zu euch setzen?

Lorenz: Es ehrt uns sehr, Ihr seid in guter Laune.

Eulenspiegel: Die Herren gestatten. — Rosl bring sie Wein
Für die Korona!

Focke: Ei, das ist splendid!
Ihr habt wohl gerne Umgang mit Scholaren?

Eulenspiegel: Was wär die Welt wohl ohne frische Kehlen
Und junge Weisheit! — (Rosl hat Wein gebracht) Prost, ihr Herren!
Mög es bekommen!

Studenten: Prost der gute Spaß! — Und der Humor!

Lorenz: Gestattet, Herr Magister, Euer Wohl! (Stoßen an.)

Eulenspiegel: Daß jeder von den Herrn ein Kanzler werde!

Christof: So hoch wird unsre Laufbahn wohl nicht gehen.

Eulenspiegel: Ei, warum nicht! Sind's andre doch geworden.
Aus manchem Küchlein wird ein Gockelhahn;
Man braucht nur recht zu krähen.

Frieder: Unsern Kanzler
Vergleicht der Herr mit einem Gockelhahn!
Er wird's Euch geben, Herr!

Eulenspiegel (lauernd, doch gleichgültig): Er kommt ja nicht!

Christof: Gewiß doch! — Nächste Woche!

Eulenspiegel: Schade, schade!
Ich hätte gern den stolzen Pomp gesehen.

Lorenz: Wollt Ihr denn fort?

Eulenspiegel: So ganz freiwillig nicht!
Jedoch was hilft es, wenn man eben muß.

Focke: Ich denk, Ihr habt im Schlosse noch zu malen?

Eulenspiegel: Fast möcht ich sagen, leider eben nicht. --
Mein Bild ist fertig.

Frieder: Euer Bild?

Christof: Schon fertig?
Eulenspiegel: Ich übergeb es heute Seinen Gnaden
Dem Landgraf.
Focke: Und Ihr könnt nicht länger bleiben?
Eulenspiegel: Zwar hat mich Seine Gnaden aufgefordert,
Noch länger bei ihm Gast im Schloß zu sein, —
Doch werde ich erwartet.
Frieder (einfältig): Anderswo?
Eulenspiegel: Am Hof zu Lüneburg.
Christof: 'ne weite Reise!
Eulenspiegel: Und unbequem dazu! — Wißt, Fürstengunst
Macht uns zu einer Münze, und man geht
Als selten Schaustück rasch von Hand zu Hand.
Lorenz: Doch malt Ihr auch gewiß süperb!
Eulenspiegel: O bitte,
Man lernt Bescheidenheit, wenn man wie ich
Bei Meister Tizian in die Schule ging.
Frieder: Ei, das ist Euer Lehrer!?
Eulenspiegel: Und manch anderer:
Korreggio, Raffael und Giorgione,
Auch Palma Vecchio hat mich unterwiesen;
In Spanien saß ich zu Velasquez Füßen
Und wär vielleicht noch dort — ich schätz ihn sehr! —
Hätt ein Duellium mich nicht dort vertrieben.
Focke: Ihr hattet ein Duellium? Oh, erzählt!
Studenten: Ach bitte, ja, erzählt!
Eulenspiegel: Die Herrn sind sehr gespannt, doch wirklich ist
Nichts weiter dran, als daß ein Kavalier
Mir auf die Klinge rannte, dessen Ehweib
Mir Liebes hat getan. — Das nahm mir dorten
Die Ruh zur Malerei.
Lorenz: Ihr meint, der Boden
Wurd' Euch zu heiß.
Eulenspiegel: Sehr wahr! Denn seht, in Spanien
Ist stets der Boden heiß. Sie kochen dort
Im Sand die Eier.
Frieder: Wie, im Sand die Eier?
Christof: Ihr scherzet wohl?
Eulenspiegel: Scheint's euch verwunderlich?
Da bitt ich euch, in Afrika — wart ihr
Schon einmal dort? —
Christof: Wir?
Frieder: Ach nein!
Eulenspiegel: Nicht?
Ihr solltet einmal hingehn. — Seht, dort brauchen
Sie Feuer nicht zum Kochen.
Christof: Wie, kein Feuer?
Frieder: Ach nein.
Eulenspiegel: Doch, doch! Sie schütten in den Kessel
Einfach 'ne Hand voll Wüstensand hinein —
Das Wasser kocht davon.

UNIVERSITY

Frieder: O wunderbar!
Christof: Nicht wahr, Ihr scherzt doch nicht?
Eulenspiegel: Wie dürfte ich!
Focke: Da seid Ihr wohl schon tüchtig 'rumgekommen
In aller Welt?
Eulenspiegel: O ja, ich kann nicht klagen,
Ein Stücklein sah ich wohl davon. Jedoch
Ich kann die Hitze schwer vertragen, und
Das macht das Reisen oft recht unbequem.
Lorenz: Nicht wahr, das teutsche Klima habt Ihr gern?
Eulenspiegel: Ja, hier zu Lande lebt sich's wirklich leichter.
Wird's irgend mal zu heiß, so geht man stracks
Zur nächsten Landesgrenze, — schon ist's kühl.
Frieder: Das machen die Gebirge.
Eulenspiegel: Freilich, freilich!
Ein jeder Fürst hat seinen eignen Wind.
Frieder: Da habt Ihr recht; und 's gilt nicht bloß vom Wind,
Nein, auch von den Politicis.
Eulenspiegel: Was Ihr nicht sagt!
Bei Gott, ich hatte daran nicht gedacht.
Doch Ihr habt recht, unübertrefflich recht.
Frieder: Nun ja, man hat doch auch sein eigen Urteil.
Eulenspiegel: Doch nur, wenn man den Jahren so voraus
Wie Ihr.
Frieder: Ich bitte, Herr, Ihr schmeichelt.
Eulenspiegel: Niemals!
Nehmt jedes Wort so wie es ist gemeint.
Prost, meine Herren!
Studenten: Zur Gesundheit! Prosit!
Lorenz: Sagtet Ihr nicht, Ihr habt auf Euren Reisen
Den Schalksnarr Eulenspiegel auch getroffen?
Eulenspiegel: Gewiß, er ist mir heut noch gegenwärtig.
Focke: Erzählt uns doch! Ist wirklich er gerieben?
Eulenspiegel: Gerieben? Nein. — Er ist wohl eh' zu wahr.
Lorenz: Zu wahr! — Das Lügenmaul!
Eulenspiegel: Seht, Herrn, so spricht
Die platte Menge — nun ihr saht sie ja
In ihrer dumm-verlegnen Tölpigkeit,
Die Einfaltspinsel! Aber wir, die wir
Den Dingen schauen bis zum Grund, wir sehen
Doch manches anders als der Pöbel sagt;
Dem stimmt ihr zu?
Studenten: Gewiß! Ganz recht! Ja, ja!
Eulenspiegel: So sah ich Eulenspiegel einst in Flandern
Auf einer Kirmeß; und er tanzte grad
Auf einem Seil. Tags vorher hatten es
Die dummen Buben heimlich angeschnitten,
Daß er ins Wasser wie 'ne Katze fiel.
Er tanzte wiederum und hatte sich,
Auf Grund 'ner Wette, von den grünen Burschen

Die Schuhe mit heraufgenommen; aber
Sie hielten ihm den Lohn voll Arglist ein
Und widerriefen. — Er nicht faul, schreit plötzlich:
Ich falle — hu! Und wirft die zwanzig Schuhe
Auf einmal unter sie. (Er ist lebhaft aufgesprungen und tritt bei der Schilderung zurück bis zum Brunnen.) Die Balgerei,
Die hättet sehn ihr müssen! — Und er selbst
Sprang schnell vom Seil — und wißt ihr, was er tat?

Studenten (gespannt, zum Teil auch aufgesprungen):
Nein! Nein doch! Was?

Eulenspiegel (schlägt ins Wasser): Bespritzt die Esel so!

Frieder: O weh!

Christof: Ich bin ganz naß!

Focke: Mein neues Wams!

Lorenz: Das war recht keck von Euch!

Eulenspiegel (als wäre es ihm schrecklich peinlich): O Gott, verzeiht!
Ich schilderte zu lebhaft. 's ist ein Fehler
Mein feurig Temp'rament! Bitt tausendmal
Vergebung, meine Herrn! — Doch gleich will ich
Behilflich sein, es wieder gutzumachen.
(Er wischt Frieder statt mit dem Sacktuch mit dem Malerlappen ab.)

Lorenz: O je, du bist wohl in den Klee gefallen,
Kommilito!

Frieder: Was denn?

Christof: Sieh dich doch an!

Focke: Du bist ja grasegrün!

Frieder: Ich grasegrün?

Studenten: Jawohl! Jawohl!

Eulenspiegel: Rabbio! Ist mir das da passiert!?
Nahm einen Malerlappen für mein Sacktuch!
O niederträcht'ge Faselei! — Seid ihr mir böse?

Lorenz: Mir scheint, der Herr hat uns zum besten.

Eulenspiegel: Oh,
Wie könnt ihr das nur glauben, werte Herrn!
Ein so honetter Kreis und so beschlagen
In Wissenschaft und in Politicis!
Der letzte bin ich, der nicht solchen Vorzug
Zu schätzen weiß, — das glaubt mir, werte Herren!

Lorenz: Ich bitte, Freunde, kommt! (Sie trinken noch schnell ihre Gläser aus.)

Focke: He, Rosl, zahlen!

Christof (stößt ihn an): Schreib sie's nur an!

Rosl: Den Wein? Das darf ich nicht.

Lorenz: Ach, mach sie keine Flausen!

Rosl: Darf es nicht!

Eulenspiegel: Ihr Herren, ich gab
Die Ehre mir bereits, die Bagatelle
Auf meine Kapp zu nehmen. Aber bitte,
Ein Gläschen könnten wir wohl noch vertragen —

Lorenz (förmlich): Wir danken bestens, Herr Magister.

Eulenspiegel: Bitte, bitte!
Kein Ursach, denn es kam ja doch von Herzen! —

Auf Wiedersehn, ihr Herrn, auf Wiedersehn!
(Die Studenten etwas förmlich ab.)
(Zu Rosl lachend:) Schreib sie die Zeche an, mein schönes Kind!
Da kommt schon ihre Wirtin! — Jungfer Evchen,
Ich komm bei Euch in Kreide.

Eve: Ei nicht gar!

Eulenspiegel: Doch, ihre Kleine will nicht kreditieren,
Und ich gesteh, — hab keinen Heller hier.

Eve (zu Rosl): Schreib's Seiner Gnaden an, du dummes Ding;
Das gilt doch für die Grünling nur; man muß
Doch Unterschiede machen können, Kindskopf. — (Rosl ab.)
Ganz wie's beliebt, Euer Gnaden.

Eulenspiegel: Hat sie nicht
Ein wenig Angst um ihre Batzen, Evchen?
(Er rückt ihr auf den Leib und legt den Arm um sie.)
Na? Nur ein kleines bißchen?

Eve (sich verschämt zierend): O nein.

Eulenspiegel: Was gibt ihr denn solch Zuversicht, mein Schatz?

Eve (wie oben): Das schöne Schloß in Ungarn —

Eulenspiegel: Und im Mond!

Eve (wie oben): Im Mond! Ha, ha! Wie Ihr doch scherzen könnt, —
Herr Graf.

Eulenspiegel (überrascht): Was faselt sie?

Eve (etwas sicherer): Ja, ja, Herr Graf!

Eulenspiegel: Wo weiß sie das denn her?

Eve: Ich bitt, Herr Graf,
So etwas weiß man doch.

Eulenspiegel: Gesteh sie's nur.

Eve: Der Dicke da hat mir es doch erzählt.

Eulenspiegel (gibt sich den Anschein, als sei er unwillig):
Ei seht doch an! Ich hatt's nicht aufgetragen. —
Wach er mal auf!

Eve: Um Gott, Ihr dürft nicht schelten,
Er sprach's gewiß nur so aus Zufall aus;
Und dann — wo werd' ich denn! — es ist hier drinnen
Verwahrt mit sieben Siegeln.

Eulenspiegel (anzüglich): Da drinnen!?

Eve (knixend ins Haus): Gewiß, Herr Graf. —

Eulenspiegel (belustigt): Herr Graf! — Nicht übel!
Jetzt assistiert das feiste Bürschlein schon
Ganz keck mir in die Rolle. Warte du!
Das soll dir nicht geschenkt sein! — Aufgewacht, du Wanst!

Lamme (hebt langsam den Kopf): Du dachtest wohl, ich schlief?

Eulenspiegel: Ich hört's sogar!

Lamme: Du bist ein Mann des schnöden Undanks, Till!

Eulenspiegel: Bemüh dich nicht! —
Wer sich erhebt mit Zorn, setzt sich mit Schaden. —
Was also dank ich deiner Wachsamkeit?
Sag an. (Er setzt sich auf den Tisch.)

Lamme: Was du ihr dankst? — Na alles!

Eulenspiegel: Alles?!
Das wäre viel dem Narr, dem Weisen nichts.
Lamme: Begreifst du nicht? Wir müssen fort, du Schlingel!
Erst hier die kecken Streiche! Und das Bild,
So hört ich, sollst du heute gar enthüllen
Vor Fürst und Hof!
Eulenspiegel: Ja, abends, Glocke sechs!
Lamme: Till! Till! Du kannst ja gar nicht malen!
Eulenspiegel: Ich nicht malen?
Bin ich so ungelehrig? Hörtest du
Vorhin denn nicht, wo ich zur Schule ging?
Da hast du also doch geschlafen, Lamme!
Lamme: Laß doch die Possen, Till. — Mir ist ganz weich
Vor Himmelangst geworden.
Eulenspiegel (belustigt): Ärmster du!
Lamme: So sag doch, liebster, bester Till, wie willst
Du heute abend mit dem Bild bestehen?
Eulenspiegel: Nur ruhig Blut, mein Sohn. Der Landgraf wird
Sein adlig Bild bekommen.
Lamme: Ach, das hat man nun!
Ewig nur Angst, Verdruß und bittre Sorgen
Um diesen Schlingel, — er verspottet mich!
Eulenspiegel: Milchbruder Lamme, rede nicht so dumm!
Lamme: So recht! Nun wird er auch noch injuriös!
Wer ist denn dumm? Und wer hat angezettelt
Die größte Narretei? — Du oder ich?
Eulenspiegel: Ich angezettelt, Lamme? Ich? Wie kannst du nur
So etwas sagen!
War's nicht die Angst vor Till, dem Henkersmann,
Mordbrenner, Gifter, Dieb und Notzuchtsknecht,
Die ihnen kalt durch Hirn und Hosen blies?
Ich hielt den Bügel nur für Prinzeß Torheit,
Das Rößlein trabt vergnüglich selber fort.
Lamme: Mag sein — Du hast ja immer 'ne Erklärung.
Jedoch, was hilft's? Wir müssen schleunig fliehen!
Eulenspiegel (immer sicherer werdend): Daß mich das Mäuslein beiß!
Grad wo sich hohe Möglichkeiten öffnen,
Will Lamme fliehn!
Lamme: Der Weg zum Galgen, ja.
Eulenspiegel: Ach was! Ich mein' den Weg zu Ehr und Ansehn,
Zu Wert und zu Verdienst, zu Macht und Gipfel —
Und wenn du lieber willst — zu feinster Küche
Und ausgesuchtem Keller, bis hinauf
Zur kaiserlichen Tafel und Genüssen,
Wie sie der Kaiser selbst nicht immer hat.
Lamme: Wer sollte wohl den Kaiser überbieten
An Tafelfreuden!
Eulenspiegel: Wer? — Sein Küchenchef!
Lamme: Sein Küchenchef??

Eulenspiegel: Jawohl, und dieses Amtes
Entschlägst du dich, als lohnt's nicht die Pupille
Danach zu drehn. — Dir war es zugedacht.
Lamme (immer erstaunter): Mir zugedacht? — Beim Kaiser Küchenchef?
Ich bitt dich, Till, bei diesem Hundeleben
Ist das kein feiner Witz.
Eulenspiegel: Natürlich! Weil
Nicht jedes Ding im Leben ernst zu nennen,
Ist dieses auch ein Witz! — Glaubst du vielleicht,
Ich streute Samen aus, um nichts zu ernten?
Ließ Wämser machen und auf Seide nähen
Mit goldnen Tressen — nur zum Mottenfraß?
Lamme: Das hat mich auch verwundert, bester Till.
Eulenspiegel: Verwundert, so! Und ließ dich mit Gefahr
Das Schloß am Kanzlerhause ändern, nur damit
Du mit dem Handwerk in der Übung bliebest?!
Den neuen Schlüssel ließ ich auch wohl machen,
Damit der Rost ihn in der Tasche fräße!?
O Lamme! Lamme!
Lamme: Aber sag, wie hängt
Das alles, Wams und Schloß und Schlüssel
Und Kanzlerhaus und Kanzler denn zusammen
Mit deinem kaiserlichen Küchenchef?
Eulenspiegel: Hat jedes Ding nicht einen ersten Grund?
Und ein Gedanke, fällt er aus dem Himmel?
Nachricht vom Kanzler hab ich.
Lamme: Du, vom Kanzler??
Eulenspiegel: Da du sie nicht hast, werde ich wohl bleiben.
Hör zu! Der Kanzler ist nicht krank. —
Lamme: Er bleibt doch aus!
Eulenspiegel: Und hat sein Unpaß vorgeschützt, weil er
In seltsam peinlicher Verlegenheit. Sie haben
Ihm die Bagage gestohlen unterwegs.
Jetzt sitzt betrübt er ohne Faschingplunder,
Ohn' Kanzlerrock und Schlüssel; alles was
Ihn macht zum Kanzler in des Volkes Augen,
In Brauch und Tradition, das geht ihm ab. —
Er fürchtet die Blamage.
Lamme: Ei ja, er wäre
Blamiert, das stimmt.
Eulenspiegel: Wenn du's nur sagst, dann stimmt es.
Das ist der Grund, daß er den Boten schickte —
Doch hör, daß keiner was davon erfährt!
Lamme: Ich bitt dich, Till. Du weißt, ich bin verschwiegen.
Du kannst ein Haus auf meine Zunge bauen.
Eulenspiegel: Käm' wohl der Schwamm hinein, und wenn ein Schinken
Im Rauchfang hing, verschlucktest du das Haus.
Doch hör, ich wurd gewahr, daß mich der Bote
Nicht aus den Augen ließ, — recht unbehaglich!

Denn ich besorgt, es möchte einer sein,
Der mich erkannt.
Lamme: O weh!
Eulenspiegel: Und ich erwog
Im Herzen schon die Flucht.
Lamme: Genau wie ich!
Eulenspiegel: Und während ich dazu die Anstalt traf, —
Es war bei meinem Bild —, da wie von ungefähr
Pirscht er sich an.
Lamme: Er hatte dich erkannt?!
Eulenspiegel: Als Helfer, ja. Er hat's erspioniert,
Daß fremd ich in der Stadt, und faßt sich Mut
Und sprach mich an, vom Wetter so zunächst,
Und tat recht dumm. Dann kam er auf den Kanzler,
Deff' Wuchs und Bildung mir recht ähnlich sei,
Und schließlich fragt er grad heraus, ob ich
Nicht ließ ein Wams auf meinen Leib vermessen.
Halt, dacht ich, Bürschlein, das erscheint suspekt,
Und tat wie Hans der Dumme, lud ihn ein
Zu einem Schlücklein Wein, und mit Bedacht
Traktiert ich ihn, bis alles war heraus. —
Herzbruder, sag, ist das nicht Glück?
Lamme: Mag sein;
Für dich, Till. Sieh, das hast du gut getroffen,
Daß du zuerst den Löffel kriegst zur Hand.
Ich macht den Schlüssel, änderte das Schloß,
Ob ich auch nicht verstand, du hatt'st befohlen;
Riskierte dir zu lieb noch meinen Kopf —
Jetzt brauchst du nur den Schlüssel einzupacken
Zusammen mit dem Wams und schickst es ihm —
Ei ja, du hast dir einen Lohn verdient!
Eulenspiegel: Blieb mir der Kittel je am Leibe trocken,
Wenn deiner war durchnäßt? Pfui, schäme dich!
Lamme: Ach, Till, im Glück vergißt man leicht!
Eulenspiegel: Du wirst
Den Boten machen, Lamme.
Lamme: Ich, den Boten?
Eulenspiegel: Ich schickte deshalb seinen Boten fort.
Lamme: Damit ich —? Herzensbruder!
Eulenspiegel: Dich bewährst.
Lamme: Hättst du doch nur die Possen nicht getrieben!
Eulenspiegel: Ich durft sie treiben, Lamme, — ohne Spaß!
Der Kanzler hat mir Dank und Schutz versprochen
Und auch ein Amt am Wiener Hof.
Lamme: Ich denke —
Eulenspiegel: Du wirst bei Hofe Küchenchef, das bleibt.
Lamme: Ist es auch wahr? Man weiß doch schließlich nicht,
Wie sich der Kaiser dazu stellen wird.
Eulenspiegel: Ich bitt es mir beim Kaiser einfach aus. —
Bedenk doch, wo ich hoch im Range stehe!

Lamme: Beim Kaiser aus! — Hurra! Ich Küchenmeister!
Beim Kaiser Küchenchef! O Till, das Glück!
Eulenspiegel: Schrei doch nicht so! — Du wirst uns noch drum bringen.
Lamme: Ach, Till, ich könnt betrinken mich vor Freude!
Ich Küchenmeister, — du in hohem Amt,
Vielleicht am Ende wirklich noch ein Graf! —
Die werden Augen machen!
Eulenspiegel: Und der Neid!
Lamme: Der Kaiser wird gewiß vor Lachen platzen.
Wenn er es hört.
Eulenspiegel (indigniert): Wird „platzen", ja, — der Kaiser!
Lamme: Warum denn nicht? Kann nicht ein Kaiser platzen?
Eulenspiegel: Du solltest doch nicht so gewöhnlich sprechen
Als kaiserlicher Küchenchef in spe —
Amt gibt auch Bürde!
Lamme: Eine leichte, Till,
'ne süße Bürde! — Gut denn, wenn du willst,
So wird er kichern.
Eulenspiegel (wie oben): Ki-ki-ki, nicht wahr?
Der Kaiser kichert! — (verweisend) Lächeln wird der Kaiser!
Lamme: Nun meinethalben, mir soll's gleich sein, ob
Der Kaiser kichert, lächelt oder platzt. —
Ich kaiserlicher Küchenchef! Hurrah!
Eulenspiegel: Ich bitt dich noch einmal — mehr Haltung, Lamme!
Lamme: Ich hätte keine Haltung, Till? — So sieh!
(Das folgende gravitätisch mit Gesten.)
Bin ich in Wien erst, schreit ich nur noch so:
In einer Hand den kaiserlichen Löffel,
Und in der andern hier den goldnen Becher
Kredenze ich dem Kaiser — sieh mal — so! (Tiefe Verbeugung.)
Sieht das nicht gut aus?
Eulenspiegel: Wirklich, ganz pompös!
Lamme: Ja, Amt gibt Würde, Till.
Eulenspiegel: Fürwahr, ich seh's.
Doch darf die neue Würde dich nicht hindern,
Die Beine in die Hand zu nehm'n —
Lamme: Die Beine??
Eulenspiegel: Heut Nacht brichst du noch auf. Im Kirchdorf drüben,
Wo in der Pfarre wir als Wanderpriester
Auf unsrer Herreis' lustig Obdach fanden,
Erwartet dich der Kanzler.
Lamme: Seine Gnaden?
Eulenspiegel: Ja, morgen in der Früh. Du fragst im Kruge —
Mach es gescheit! — nach dem Herrn Grafen und
Gibst Maskerad' und Schlüssel ab.
Lamme: Er wird mich doch
Wohl sehen wollen, Till.
Eulenspiegel: Das ist die Frage;
Bedenk, er ist ein großer Herr und Graf.

Doch rat ich dir, falls er dich nicht empfängt,
Du läufst so schnell du kannst —
Lamme: So schnell ich kann —
Eulenspiegel: Zur Stadt zurück und richtest das Quartier
Voll Dienstbeflissenheit für seinen Troß
Am Tore draußen, in der Lindenschenke —
Drei Gäule sind es und zwei Reiterknechte —
Lamme: Vielleicht ist besser, Bruder, in der Stadt?
Eulenspiegel: Er hat die Linde gern und wird dir's danken.
Und wenn er kommt, machst du dich ihm bekannt
Und eilst dann, Lamme, daß du ja als Erster
Des Kanzlers Ankunft ausrufst in der Stadt. —
Du schießt den Vogel ab! Denk deinen Lohn!
Lamme: O Till, ich werde fliegen wie die Schwalbe!
Eulenspiegel: Nur bitte nicht so hoch!
Lamme: Die Wahrheit zu gestehen,
Ich hab das Hundeleben reichlich satt
Und sehn mich lang nach einem trocknen Nest.
Eulenspiegel: Doch läufst du erst auf einem trocknen Schuh,
Der andre hat ein Loch!
Lamme: Ein Loch! — Wieso? (Er besieht sich seine Schuhe.)
Es sind doch beide ganz!
Eulenspiegel: Den Schlüssel mein' ich!
Lamme: Den Schlüssel, Till?
Eulenspiegel: Ja, ohne den nichts ist.
Lamme: Ich bitt dich, Till, ich steckt ihn dir doch zu!
Eulenspiegel: Ja, eingewickelt!
Lamme: Sollt's doch keiner sehen!
Eulenspiegel: So, keiner sehn, du Schuft!? Warum hast du
Den Schlüssel nicht vergoldet, wie ich sagte?
Ich gab dir zwei Dukaten.
Lamme: Zwei Dukaten? — du?
Eulenspiegel: Für die Vergoldung, ja.
Lamme: Ach, Herzensjunge,
Da hab ich dich ganz mißverstanden, sieh!
Eulenspiegel: Wo ist das Gold?
Lamme: Ach, Till, 's ist fortgeflogen!
Eulenspiegel: Wie eine Schwalbe, wie? Und mit ihm auch
Des Kaisers Küchenchef, der daran hing!
Lamme: Ich bitt dich, bester Till, ich konnte doch
Unmöglich annehm'n, daß dir's damit ernst.
Sieh mal, ich dacht, ein Schlüssel ist ein Schlüssel,
Und Eisen ist's, das ihn zum Schlüssel macht;
Gold aber ist 'ne Laune, die verfliegt.
Siehst du, das hätt'st du eben sagen müssen —
Das hast du nun von deiner Heimlichkeit!
Eulenspiegel: Recht so! Nur flott den Spieß gedreht! — Doch hab ich
Nicht Lust und Zeit mit dir herumzustreiten.
Hier ist der Schlüssel, hier ein Golddukaten —

Mein letzter ist's! und jetzt allons ans Werk!
Um fünf Uhr kommst du zu mir auf das Schloß
Und zeigst den Schlüssel.
Lamme: Ohne Sorge, Till;
Jetzt wo ich's weiß, da nehm ich es genau.
Es steht ja deine Laufbahn auf dem Spiel.
Eulenspiegel: Die deine nicht?
Lamme: Ach, Till, ich muß dir sagen,
Mir wird ganz weinerlich bei all dem Glück —
Was mach ich ohne Frau!?
Eulenspiegel: Wir suchen sie,
Sobald das hier gelingt!
Lamme: Du wolltest, Till?
Eulenspiegel: Mit Sicherheit! Wir finden sie gewiß!
(Man hört in den Seitenstraßen Lärm.)
Lamme: Du glaubst das wirklich, Till?
Eulenspiegel: Versäum' dich nicht!
Im schlimmsten Fall erbitte ich vom Kaiser
Die Leibkurier' und die Spion' zu Hilfe —
Er braucht sie so nicht seit dem letzten Krieg.
Lamme: Ja, Till, wenn du das tust, dann glaub ich's auch! —
Wir finden sie, und wenn sie wär im Mond! (Ab.)
Eulenspiegel: Jawohl, im Mond! — Bestelle eine Leiter!
(Der Lärm ist inzwischen bis zum Markt gekommen. Der Ratsbote, umringt von allerlei Volk, tritt auf. Eulenspiegel blickt von der Ecke mit spöttischem Lächeln auf die Gruppe.)
Bürger: Ruhe, Ruhe!
Der Ratsbote: Kund und zu wissen tut der Hohe Rat
Euch Bürgern dieser Stadt, daß trotz Verbot
Und vorverhängter Landesacht ein Schelm,
Benamst gemeiniglich Till Eulenspiegel —
Das Volk: Till Eulenspiegel! Hört! Till Eulenspiegel!
(Der Vorhang fällt rasch.)

Jean Marie Guyau

Von Kurt Joachim Grau-Berlin

Jean Marie Guyau, eine der bedeutendsten Erscheinungen unter den Denkern des modernen Frankreich, ist auch in Deutschland keine unbekannte Persönlichkeit mehr, besonders seit dem Erscheinen seiner Hauptwerke in R. Eislers philosophisch-soziologischer Bücherei (Bd. X: Die Kunst in Beziehung zum sozialen Leben. — Bd. XIII: Sittlichkeit ohne Pflicht. — Bd. XX: Die Irreligion der Zukunft) und den ihn behandelnden Schriften und Dissertationen von Carlebach, Willenbücher, Emil Schwarz, Elisabeth Zitron u. a.

Guyau gehört zu jenen früh gereiften und jung verstorbenen Genies, die mit fieberhafter Hast innerhalb eines kurzen, meist durch Krankheit und körperliche Not getrübten Lebens die Fülle der in ihnen liegenden Anlagen zu entwickeln und ans Licht zu fördern suchen und es meist doch — wie Nietzsche, Grabbe und andere — nicht vermögen, ihres inneren Reichtums völlig Herr zu werden. — Oktober 1854 bis März 1888: kaum dreiunddreißig und ein halbes Jahr, — in diese kurze Spanne Zeit drängt sich Jean Marie Guyaus Entwicklung und Reife, sein Leben, Leiden und Schaffen zusammen. Schon mit neunzehn Jahren veröffentlichte er eine Abhandlung über die Nützlichkeitsmoral von Epikur bis auf die englische zeitgenössische Schule, die von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften mit einem Preise gekrönt wurde, ein Jahr darauf bereits — als Zwanzigjähriger — begann er am Lyzeum Condorcet mit philosophischen Vorlesungen. Nachdem er diese jedoch wegen seiner körperlichen Kränklichkeit frühzeitig wieder aufzugeben gezwungen war, lebte er ganz seinen eigenen Studien und schuf zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre seine philosophischen Hauptwerke. Nach seinem am 31. März 1888 erfolgten Tode fand man sogar noch drei nachgelassene völlig vollendete Werke, die alsdann von A. Fouillée herausgegeben wurden.

Der Grundsatz Fichtes: „Was für eine Philosophie man wähle, das hängt davon ab, was für ein Mensch man ist", bewahrheitet sich, wie bei jedem ernsten Denker, auch bei Guyau. Alles, was er gedacht und geschrieben, trägt unverkennbar den Stempel seiner eigenartigen hohen Persönlichkeit, ist durchglüht von der Leidenschaftlichkeit und der tiefen Wahrheitsliebe seiner Seele. Versehen mit dem Rüstzeug einer durch das intensive Studium der Geschichte der Philosophie reif gewordenen Erfahrungsweisheit, die sich vor jedem voreiligen Schritt in das Land der nebelhaften Phantasie und philosophischen Spekulation hütet, und ganz auf dem Boden der neueren naturwissenschaftlichen Forschungen stehend, ist er an die unvergänglichen Probleme herangetreten, die heute wie immerdar die Gedanken der Großen im Geistesleben der Menschheit bannen und an sich ziehen: Gott, Natur, Mensch, Kunst, Religion.

Guyau ist nicht allein Philosoph, als der er im wesentlichen bisher in Deutschland bekannt ist: Guyau ist auch Dichter; — nicht in dem Sinne etwa, wie man Plato, Bruno oder Leibniz dichterische Philosophen genannt hat, nicht der Dichter einer neuen phantasievollen Metaphysik, die als jenseits der menschlichen Erkenntnisfähigkeit stehend in das Reich des unkritisch-blinden Glaubens gehört, sondern ein Poet, der ausgehend von seiner streng verstandesmäßigen Weltbetrachtung die Stimmungen und Empfindungen, die dieses treue Studium der Wirklichkeit in ihm auslöst, in Versen zum Ausdruck bringt. Man möchte ihn darum am besten einen philosophischen Lyriker nennen. Im Jahre 1881 erschienen Guyaus „Vers d'un philosophe" in erster Auflage: ein Buch, das rasch zahlreiche Freunde und Liebhaber gefunden hat, so daß sich bis jetzt immer neue Auflagen nötig erwiesen. Dreißig Jahre vergingen, bis ein Deutscher sich der äußerst dankenswerten Aufgabe unterzog, Guyaus „Gedichte eines Philosophen" in unsere Sprache zu übersetzen. — Udo Gaede — bekannt bereits durch seine interessanten vergleichenden Studien über „Schiller und Nietzsche als Verkünder der tragischen Kultur" (Berlin 1908) — hat bei Alexander Duncker einen kleinen vortrefflichen Band

erscheinen lassen, in dem er nach der siebenten Auflage der „Vers d'un philosophe" eine große Anzahl von Guyaus Versen deutsch nachgedichtet hat, zugleich mit einer ausgezeichneten Einleitung versehen, die das Wesen und Denken Guyaus kürzer und klarer kennzeichnet als alle Schriften über den französischen Philosophen vordem.

Guyau hat mit seinen Gedichten den Beweis erbracht, daß sich die neuere kritische Philosophie und die lyrische Poesie keineswegs widersprechen, sondern daß die auf streng wissenschaftlicher Basis beruhende Welt- und Naturbetrachtung gerade so berufen und fähig sei, dichterische Stimmungen in uns auszulösen, wie ehedem Religion, Mythologie und Spekulation. Und wenn Philosophie im wesentlichen Sache des logisch zergliedernden und kritisch prüfenden Verstandes ist, Lyrik dagegen Sache des künstlerischen Feingefühls, der Empfindung, so betont Guyau mit Recht, daß Denken und Fühlen — wo es sich um die höchsten Probleme handelt — fast untrennbar sind, wie denn jeder Gedanke bestimmte Gefühle und Stimmungen in uns hervorruft, die als notwendige, unserem Denken erst Kraft und Leidenschaft verleihende Begleiterscheinungen neben der Arbeit unseres Verstandes einhergehen. „Wenn es sich um die großen Probleme des menschlichen Schicksals handelt," sagt Guyau in dem Vorwort zu seinen Gedichten, „so denkt jeder von uns, kann man sagen, ebensosehr mit dem Herzen wie mit dem Gehirn."

So bilden Guyaus Verse — an sich in Sprache und Rhythmus rein lyrisch, bisweilen nachgerade musikalisch beschwingt — zugleich eine Quelle, aus der wir fast alle Strömungen und Hauptideen seiner Philosophie erkennen und in uns aufnehmen können. Darum werden wir bei der Darstellung seines Denkens auch immer wieder auf seine Dichtungen zurückgreifen.

Schon in frühester Jugend machte Guyau die Entwicklung durch, die fast jeder von uns, der zu eigenem Nachdenken gelangt, zu durchschreiten pflegt: vom Glauben an die Bibel zum Zweifel, vom Zweifel zur Beschäftigung mit der Philosophie und der allmählichen Ausbildung einer eigenen Lebensanschauung. Zunächst hielt Guyau auch in seinen philosophischen Studien an dem Glauben fest, daß die Welt, wie die christliche und platonische Metaphysik lehrt, die Verkörperung einer Idee des Guten sei. Die Natur erschien ihm als eine Summe von Kräften guter Art. Eigene Krankheit jedoch, sowie der Verlust naher Angehöriger durch den Tod ließen ihn bald über die uralte Frage sinnen, die schon so vielen theistischen oder optimistischen Denkern schwere Gehirnmartern verursacht hat — von Augustin bis Leibniz und Hegel —: „Wie vereint sich das Böse in der Welt mit der Idee eines dominierenden Guten? Warum all die Leiden, Krankheiten und Tod, warum diese Unsumme von Schmerz, Bitterkeit und Betrübnis, die auf jedem lasten, wenn die Natur wirklich ein Wesen voller Weisheit, Vollkommenheit und Güte ist." So kam Guyau dazu, die uralten Probleme des metaphysischen Optimismus und Pessimismus zu untersuchen. In der „Equisse d'une moral" (S. 52) sagt er: „Wie soll man zwischen den drei Hypothesen einer guten, einer schlechten und einer gleichgültigen Natur wählen und entscheiden? Es ist eine Chimäre, dem Menschen vorzuschreiben: Richte dich nach der Natur. Wissen wir doch nicht einmal, was diese Natur selber ist." — Im Verlaufe seiner Untersuchungen verwirft Guyau alsdann sowohl den Theismus der Religion und den philosophischen Optimismus der Leibnizianer, wie den optimistischen Pantheismus Spinozas, und anderseits auch den extremen Pessimismus Schopenhauers. Die

begründetste Weltanschauung scheint ihm die zu sein, zu der sich auch sein Zeitgenosse Nietzsche unabhängig von ihm bekannte: Die Überzeugung von der Indifferenz der Natur; das innerste Wesen der Welt erscheint ihm nicht als eine Summe guter oder böser Kräfte, sondern neutral, amoral, jenseits aller Absichtlichkeit und darum jenseits von Freude und Schmerz, von Gut und Böse stehend. Die Natur ist ihm eine unendliche Fülle von Energien, die in steter Bewegung und Tätigkeit Leben zeugen und so den Weltlauf erhalten. Der Ozean, der ewig ruhelose, ziel- und planlos bewegte, in seiner gewaltigen Unendlichkeit und Bewunderung gebietenden Größe wird ihm zum Abbild der Natur überhaupt. So sagt er in der „Equisse d'une moral": „Nichts auf der Welt ist mehr geeignet, dem betrachtenden Blicke des Menschen eine umfassendere und zugleich traurigere Vorstellung des Weltalls zu geben als der Ozean. Er ist das Abbild der Kraft in ihren wildesten und unbezähmbarsten Formen; er zeigt eine Kraftentfaltung, eine wahrhaft verschwenderische Machtfülle, von der nichts anderes auf der Welt eine Idee geben kann. Und all das lebt, regt sich, müht sich, ewig ohne Zweck und Ziel. Zuweilen möchte man glauben, das Meer sei lebendig, es woge und atme; ein ungeheures Herz scheint in ihm zu schlagen, so stürmisch hebt und senkt sich seine Brust. Unsagbar traurig stimmt es uns, wenn uns zum Bewußtsein kommt, daß all diese Kraft, all dieses glühende Leben umsonst verschwendet ist. Dieses Erdenherz schlägt ohne Hoffnung; von all diesem donnernden Krachen der Wogen bleibt nichts als ein wenig Schaum, den der Wind verweht. Wenn unser Auge den unendlichen Raum umfassen könnte, so sähe es überall nur einen betäubenden Kampf der Wogen, einen Kampf ohne Ende, weil er ohne Vernunft ist, einen Krieg aller gegen alle."

Denselben Gedanken spricht Guyau auch in seinen Gedichten aus. Unter dem gleichen Bilde des ruhelosen Meeres entwickelt er dort seine Naturanschauung:

In deiner Flut, die sich am Fels zerschlägt,
Erscheint mir, Ozean, das Bild der Welt,
Des allgemeinen Kriegs. Es steigt und fällt
Das Leben wie die Woge, windbewegt,
Und rauscht und strömet ohne Weg und Ziel,
Und glänzt, wenn irgendwo ein Lichtstrahl fiel
Aus reiner Höhe, und zerschellt am Strand.

Hat Guyau so in seiner Metaphysik ein recht trostloses Bild von dem Wesen der Welt gewonnen, trostlos genug, daß es ihn hätte zum Pessimisten machen können, so richtet sich seine Hoffnung und Liebe zum Dasein wieder auf im Hinblick auf den Menschen, dieses höchste aller Geschöpfe, der in jahrtausendelangem Kampfe mit der Natur — wo sie lebenzerstörend und ihm schadenbringend auftrat — gerungen und unter schwer erkämpften und mit blutigen Opfern erkauften Pyrrhussiegen die Erdkruste wohnlich gestaltet hat; sein Werk ist all das, was wir unsere gesamte Gegenwartskultur nennen. Guyau glaubt mit freudiger, unbeugsamer Zuversicht an die Fortentwicklung der Menschheit zu höheren Formen und Gestalten des Lebens; die Idee, daß die Zukunft der Menschheit in ihrer immer zunehmenden Vollendung das Leben und Leiden aller vorhergehenden Geschlechter rechtfertigen werde, erfüllt sein Herz mit freudiger Lebensbejahung. Und diese Hoffnung begründet er auf ein eigenartiges und interessantes Gesetz: Im Verlaufe seines

Denkens untersucht er die uralten, in der Geschichte der Philosophie ewig wechselnden und vielumstrittenen Theorien der egoistischen und altruistischen Moral. — Egoismus und Altruismus —, wenn man sie etwa in ihren extremsten Vertretern: hier Stirner — dort Christus, Gotama Buddha oder Laotse — gegenüberstellen wollte, so erschienen sie zweifellos wie krasse, unversöhnliche Gegensätze, und doch sind sie nicht, wie Guyau nachzuweisen sucht, diametral wie zwei unvereinbare Pole verschieden und sich gegenseitig einander ausschließend, sondern geradezu zusammengehörig und einander bedingend. Wenn schon Comte — und bereits andere vor ihm, auch Goethe — die Theorie aufstellte, daß der Mensch ebenso Träger eines auf sich gerichteten Verlangens (Egoismus), als auch eines für andere interessierten Gefühles des Wohlwollens (Altruismus) sei, so geht Guyau noch einen Schritt weiter, indem er diese beiden sich nur scheinbar widerstreitenden Grundtriebe physiologisch und biologisch als in der Natur des Menschen begründet zu erklären sucht. — Der Mensch ist nach Guyau in weit höherem Maße als jedes andere Geschöpf ein Wesen, das nicht nur einer steten Rezeption, sondern zugleich auch einer steten Produktion bedarf. Rezeptiv sind wir in bezug auf jede Befriedigung unseres Selbsterhaltungsbedürfnisses (Nahrungszunahme, Kunstgenuß usw.), produktiv im Fortpflanzungstrieb, Freundschafts- und Mitteilungsverlangen, im natürlichen Mitgefühl für andere, im künstlerischen Schaffen und der allgemeinen Teilnahme an allen kulturellen Bestrebungen. — So liegen in jedem Menschen — nach Guyaus Überzeugung — ebensowohl altruistische wie egoistische Triebe; denn das Leben ist nicht nur Selbsterhaltung, sondern mehr als das: es ist Ausbreitung, Expansion, es ist die fortwährende Überschreitung der engen Schranke, die um das Einzel-Ich gezogen ist. Der Mensch als isoliertes Wesen ist undenkbar; er kann nicht existieren, sondern muß zugrunde gehen; alles Leben und der Wert des Seins ruht nur im Ganzen; die Menschheit ist somit ein Kollektivorganismus, eine Einheit zahlloser sich selbst erhaltender, wie über sich selbst hinaus einer für den anderen wirkender Individuen. Jedem Empfangen entspricht ein Von-sich-Geben, jeder Rezeption die Produktion. — „Das Leben ist" — um Guyau selbst sprechen zu lassen — „nicht nur Ernährung, es ist auch Produktion und Fruchtbarkeit. Leben heißt aus sich herausgeben, ebensowohl wie es ein In-sich-Aufnehmen ist. Das Leben des Individuums ist expansiv, weil es fruchtbar ist, und es ist fruchtbar, weil es Leben ist. Vom physiologischen Standpunkt ist es das Bedürfnis des Individuums, sich in einem anderen Individuum fortzupflanzen; dieses andere Individuum wird zur Bedingung unserer selbst. Das Leben ist wie das Feuer: es erhält sich nur, indem es sich ausbreitet. Und vom Geiste ist das nicht weniger richtig als vom Körper. Der Geist kann ebensowenig wie die Flamme in sich geschlossen existieren; er ist da, um zu leuchten, dieselbe Kraft der Entfaltung finden wir im Gefühlsleben; wir müssen unsere Freuden ebenso wie unsere Schmerzen teilen. — Unserem ganzen Wesen nach sind wir sozial." (Esquisse d'une moral, S. 246 und 247.)

Auf dieses Grundgesetz als Prinzip des Lebens, das Gesetz der natürlichen Expansionskraft, baut Guyau seine Ethik auf: Die höchste Aufgabe des Menschen ist, alle in ihm liegenden Kräfte und Fähigkeiten zur harmonischen Ausbildung und höchsten Entfaltung zu bringen und alsdann all sein Können in den Dienst der Gesamtheit zu stellen; denn „nur der lebt ein volles Leben, der für viele

andere lebt". — „Le désinteressement," ruft Guyau begeistert aus, c'est la fleur de la vie humaine." Hingegen bezeichnet er den Egoismus, wo er dominierend und alle sozialen Triebe überwuchernd auftritt, als eine Krankheit, eine Verkümmerung des natürlichen und gesunden Lebens, er nennt ihn „die ewige Illusion des Geizes". Das Ideal also, das Guyau dem Menschen gibt, ist das einer allgemeinen, allumfassenden Nächstenliebe, ein Zustand, der sich vielleicht am besten ausdrücken läßt unter der Bezeichnung einer „Verbrüderung aller". — „Auch dann," äußert er einmal, „wenn die Menschen von Geburt nicht Brüder sein sollten, könnten sie es immerhin werden: durch gegenseitige Achtung und Liebe." Die soziale Frage kann nach seiner Auffassung nur gelöst werden durch das stetige Wachsen der gegenseitigen Sympathie und Humanität.

Am machtvollsten hat Guyau diesen Gedanken wohl in seinen Versen ausgesprochen, in Udo Gaedes Nachdichtung in geradezu kongenialer Vortrefflichkeit wiedergegeben:

„So klärt sich mir des Lebens dunkle Schrift:
Nicht mir gehöre ich. Denn alles Sein
Ruht nur im Ganzen. Nichts ist es allein.
Denn alles bindet sich und hält sich fest.
Es gibt kein Leid, das mich vereinsamt läßt,
Es gibt kein Glück, das ich allein genieße;
Strömt doch des Lebens Bitternis und Süße
Von einem Wesen in das andre über.
Nur mit euch allen wird mein Himmel trüber,
Mit euch nur soll er hell und freundlich sein!
Was ihr an Glück und Schmerz besitzt, sei mein.
Die ganze Menschheit soll mein Herz umfassen,
Und ob's auch springen will, nicht von sich lassen.
Es wächst das Glück, das Leid wird minder schwer,
Je mehr es fühlen; ja, ich glaube dran,
Einst kommt gewiß der Tag, wo niemand mehr
Sich einsam freuen oder härmen kann;
Wo aller Menschen Denken und Empfinden
In eins verschmilzt, ein Echo ohne Ende
In jeder Seele klingt, und aller Hände
Zu einer Kette sich zusammenfinden,
Von deren Gliedern eins im andern lebt,
Wenn eins getroffen, jedes mit erbebt!"

In wunderbar hoher, dichterisch verklärter Schönheit klingen dann die Verse aus, ein hohes Lied auf die All-Liebe des menschlichen Herzens. Und mit freudiger Zuversicht ruft Guyau seine schönen, stolzen Worte, die den ganzen Optimismus seines Wesens offenbaren: „vivre c'est avancer" (Vorwärtsschreiten nur heißt Leben).

Die zitierten Verse Guyaus — so charakteristisch für seine Lebensanschauung, und die tiefe Leidenschaftlichkeit und Hoheit seines Charakters kennzeichnend — offenbaren uns zugleich auch die starke, hinreißende Kraft des Künstlers und Poeten in ihm. Sie entsprechen völlig der ernsten Auffassung, die Guyau selbst vom Wesen und der Bedeutung der Kunst hatte. Die Kunst soll nicht Spiel für

müßige Stunden sein, zur Erholung des Künstlers und seines Publikums, sondern dem künstlerisch Schaffenden zum Lebensinhalt werdend, soll sie ein Spiegelbild des Lebens geben, wahr und erhebend, ernst und erziehend zugleich. Der Kunst übertrug er darum die hohe Mission, die alte ersterbende Religion ersetzen zu helfen. — Denn die Religion mit all ihren Dogmen und Lehren, die jedem ernst Nachdenkenden als absurd, phantastisch, mystisch erscheinen müssen, ist nach Guyau im Begriff zugrunde zu gehen; sie stirbt allmählich ihren natürlichen, organischen Tod und wird, wenn die Menschheit erst einmal völlig über all die naiven eschatologischen Vorstellungen der Bibel hinausgewachsen ist, ihre Kulturmission erfüllt haben. So wird aus der Religion der Gegenwart, die ohne abergläubische Vorstellungen und Kulthandlungen noch nicht denkbar ist, in Zukunft, wie Guyau sagt, eine Irreligion oder Areligion werden. Was einzig und allein dem Menschen erhalten bleiben muß, das ist jenes allen Religionssystemen als Quelle und Urgrund vorangegangene und heute wie ehedem in uns lebende Gefühl der Religiosität, das Bewußtsein der Endlichkeit und Kleinheit des Menschen gegenüber dem Unendlichen und Allgewaltigen der Natur. Die Menschheit soll somit das vom religiösen Gefühl beibehalten, was an ihm das Reinste ist: die Hinneigung und Liebe zum schlechthin Idealen, den Drang nach Erkenntnis und den Wunsch, dem Leben einen höheren Sinn und Inhalt zu geben, als es der Alltag mit seinem Lärmen und Tosen und die bloße Befriedigung der natürlichen Instinkte zu geben vermögen. Die Kunst — jene wunderbare Macht aber, die selbst die verschiedenartigsten Menschen miteinander verbindet und um uns alle ein Band der Gemeinsamkeit schlingt — soll künftig an die erste Stelle treten, den gesamten Kultus des religiösen Glaubens zu ersetzen. Aber nicht allein die Kunst: auch die Philosophie und Wissenschaft hat die Aufgabe, den alten Platz der Religion miteinzunehmen; denn Guyau ist der gleichen Überzeugung wie Kant, daß die Philosophie demütig mache, weil der Philosoph immer die Unbegreiflichkeit des Ganzen vor Augen habe. — Wir denken hierbei auch an Goethes bekannten Ausspruch: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion."

Man mag über Guyaus philosophische Weltanschauung, über seine Lehre von der Indifferenz der Natur, der Expansionskraft des Lebens und der Irreligion der Zukunft denken, wie man will; man mag seinen Überzeugungen zustimmen oder nicht: eines wird man nicht leugnen können, den tiefen Ernst seines Schaffens und die starke Liebe seines Herzens zur Wahrheit und Schönheit. Und wenn man sich selbst von Guyau, dem Denker, abwenden sollte, weil seine Anschauungen vielleicht einem anders gearteten Verstande nicht zusagen: den Dichter in ihm muß man anerkennen, geradeso wie es vielen in ihrer Stellungnahme zu der seltsamsten und bedeutendsten Erscheinung in der Geschichte der neueren deutschen Philosophie ergeht: zu Friedrich Nietzsche.

Guyaus Name ist ebenso in den Annalen der Kunst wie der Philosophie mit weithin leuchtenden Lettern eingezeichnet, als der eines Denkers und Dichters, dessen künstlerische Aussaat in den kommenden Jahrzehnten noch reiche Früchte zu tragen verspricht.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philosophie

Die Kunst der Weltanschauung. Wenn der Neugeborene seine Augen zu gebrauchen beginnt, sieht er einen bunten Farbenfleck, eine große Palette. Es dauert geraume Zeit, bis er durch Ortsveränderungen und mit Hilfe des Tastsinns den bunten Fleck in seine Bestandteile auflösen und jedes Teilfleckchen als einen dreidimensionalen Körper verstehen lernt. Das Sehen will gelernt sein. Mit solchem Lernen gelangt der Heranwachsende allmählich zur Unterscheidung der Gegenstände, und er kann zuletzt nicht bloß die Bäume von sonstigen Dingen, sondern auch Obstbäume von wilden Bäumen und Apfelbäume von Birnbäumen unterscheiden. Auf dieser Stufe bleiben die meisten zeitlebens stehen. Ganz blind für das Schöne ist wohl so leicht kein Kulturmensch; das frische Laubgrün und die weiß und rot gefärbten Blüten im Frühling, die roten oder blauen Früchte im Sommer und Herbst gefallen jedem besser als die dürren Äste des winterlich entlaubten Baumes. Aber nur einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Beschauern ist es vergönnt, beim Anblick der Kuppel einer ehrwürdigen alten Buche, der trotzig-kühnen Astverschränkungen einer stolzen Eiche, der graziösen Krone eines Apfelbaums in Entzücken zu geraten. Diese wenigen sehen etwas, was der große Haufe niemals sieht: die Seele, die Idee der Buche, der Eiche, des Apfelbaums. Sie sind Künstler und verstehen die Kunst des Schauens. Und wiederum ein noch kleinerer Kreis, eine Elite aus jenen Auserwählten, besteht aus Künstlern im engsten Sinne, die im Bilde nachzuschaffen vermögen, was sie geschaut haben. Wird nicht mit mindestens demselben, wo nicht mit höherem Recht ein Künstler genannt werden müssen, wer aus der ungeheuren Menge und Mannigfaltigkeit der Dinge, die den unserer Wahrnehmung zugänglichen Ausschnitt des Weltalls ausmachen, die Seele, die darin waltende Ordnung und Gesetzmäßigkeit herauszufinden, zu schauen und — in Tönen oder Worten — nachzubilden vermag? Von diesem Gesichtspunkte aus behandelt **Johannes Reinke** die Weltanschauung in seinem neuesten Buche: **„Die Kunst der Weltanschauung"** (Heilbronn, Eugen Salzer, 1911); er grenzt die Weltanschauung gegen die Wissenschaft, die Philosophie, die Religion ab und erörtert ihre Beziehungen zu diesen drei Lebensmächten sowie zur Kunst, zur Kultur, zum gesamten Reiche der Werte und Ideale. Wissenschaft, lehrt er, muß die Grundlage für die Weltanschauung abgeben und ihr Leitstern bleiben, aber ihre Schöpferin, wie die jedes Kunstwerks, ist die Phantasie, die zwar vom Verstande zu zügeln ist, der aber der Vorrang gebührt vor dem Willen und dem Gefühl, welche beide Seelenkräfte nicht bloß den Weltanschauungsbildner leicht irre führen, sondern auch schon der Wissenschaft nicht selten verderblich werden, der Wissenschaft, die ihrer Aufgabe nur dann zu genügen vermag, wenn sie völlig wunschlos und ganz frei von Vorurteilen sich lediglich vom strengsten Wahrheitssinne leiten läßt. Ist es doch im Namen der Wissenschaft geschehen, daß man hunderttausend unschuldige Frauen als Hexen gefoltert und verbrannt hat. Diese Wissenschaft war nur Afterwissenschaft, aber sie war die Wissenschaft ihrer Zeit und sie hielt sich, gleich der jeder anderen Zeit, für echte Wissenschaft. Nicht so verhängnisvoll für die Praxis, aber für die Weltanschauung, ist die seit fünfzig Jahren grassierende Anbetung der Kausalität, die Ernst Mach als Fetischismus bezeichnet (es wäre beleidigend für die Leser, wenn ich den Scherz abschreiben wollte, mit dem der große Physiker die

Teleophobie der Kausalitätsfanatiker verspottet; selbstverständlich kennt den ein jeder); denn dieser Fetischismus verbirgt dem Beschauer die Hälfte des Weltganzen und erzeugt von diesem ein falsches Bild. „Ein Gobelin zeigt ein gewebtes Bild. Wer die richtige Anschauung von einem solchen Teppich gewinnen will, betrachtet sowohl die Vorderseite wie die Rückseite. Den einseitigen Kausalforscher dagegen interessiert nur die Rückseite, auf der er erkennen kann, wie die einzelnen Fäden geknüpft sind. Die Vorderseite, auf der die Fäden final zum Bildnis zusammenwirken, ist ihm gleichgültig." Es ist nicht dasselbe, hängt aber damit zusammen, wenn der Materialist, ohne den wichtigsten Teil der Wirklichkeit, das psychische Innenleben, eine Weltanschauung zu konstruieren, oder wenigstens diese auf die physikalische Welt allein zu gründen versucht. Bei allen solchen Einseitigkeiten wirkt ein Autoritätsglaube mit: der Glaube an eine einzelne wissenschaftliche Autorität, der nur darum nicht so viel Unheil anrichtet wie die Kirchenautorität, weil ein einzelner Mann niemals so viel Gläubige findet wie eine mächtige Gemeinschaft. Was der Kirche so große Macht verleiht, das ist u. a. das metaphysische Bedürfnis der Massen, das sich desto voller gesättigt fühlt, je reicher an Einzelheiten die Weltanschauung ist, die ein Weltanschauungskünstler oder ein Verein solcher Künstler ihm darbietet, als unfehlbare, positive Wahrheit darbietet. Die Massen bestehen eben, wie Reinke ausführt, aus schwachen Geistern. Der selbständige starke Geist weiß, daß jede Weltanschauung nur ein Gemälde ist, welches dadurch zustande kommt, daß die Schöpferin Phantasie die Lücken des Wissens mit Hypothesen ausfüllt, und daß die meisten sogenannten Wahrheiten detaillierter Weltanschauungen solches Füllsel sind; er weiß, daß es eine vollkommene, mit der Wahrheit und Wirklichkeit sich deckende Weltanschauung nicht gibt, nicht geben kann, und daß jeder originelle Geist seine eigene hat. Sehr zu empfehlen ist das letzte Kapitel: „Was Meister der Weltanschauung aussagen". Es sind zweihundertundsechzehn Aussprüche berühmter Männer, welche auf die in dem Buche behandelten Gegenstände Bezug haben. Es wird auf unbefangene, vielleicht sogar auch auf voreingenommene Leser Eindruck machen, wenn sie sich überzeugen, wie energisch nicht bloß Kant und Herder (von Luther, Cartesius und Leibniz ganz zu schweigen), sondern auch Rousseau, Voltaire, Friedrich der Große, Karl Ernst v. Baer, Robert Meyer, Justus v. Liebig, Huxley, Maxwell und Thomson (Lord Kelvin) den atheistischen Materialismus abgelehnt haben.

Prof. Reinke ist nicht bloß Botaniker, nicht bloß gelehrter Forscher und schreibt nicht bloß für Fachgenossen, sondern sieht es für seine Hauptaufgabe an, die sicheren Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung im Volke zu verbreiten und die Gesamtheit zum wissenschaftlichen Denken zu erziehen. Er ist für diese Aufgabe, die er sich gestellt hat, eminent befähigt, denn er verfügt über die Gabe klarer und verständlicher Darstellung (weil er klar im Denken und, lediglich der Pflicht der Wahrhaftigkeit gehorchend, nicht genötigt ist, durch unklare Ausdrucksweise die Unbeweisbarkeit tendenziöser Behauptungen zu verschleiern); und weil er sich selbst darüber vollkommen klar ist, was wirklich gesichertes Ergebnis der Forschung, was zulässige oder berechtigte, zum Teil unentbehrliche Hypothese, was bloß Vermutung und Phantasiegebilde ist, darum vermag er das auch seinen Zuhörern und Lesern klar zu machen. Bei solcher Beschaffenheit seines Lehrvortrages hat jedes seiner Worte besonders dann großes Gewicht, wenn damit ein neuer Ausblick eröffnet, die Entscheidung einer wichtigen Streitfrage gegeben wird. Eine solche Entscheidung finden wir in dem (voriges Jahr in Eugen Salzers Verlag erschienenen) fünften Hefte seiner Naturwissenschaftlichen Vorträge. Unmöglich, schreibt er S. 41 ff., sei ein hartes, ein stolzes Wort, dennoch stehe er nicht an, es gegenüber der Annahme einer Urzeugung zu gebrauchen. Die Annahme, daß sich Eiweiß, der Zellstoff, „von selbst", d. h. unter der Einwirkung keiner anderen als der bekannten physikalisch-chemischen Kräfte aus unorganischen Stoffen gebildet habe, widerspreche dem zweiten Hauptsatze der Energetik: daß in einem materiellen System Energie von selbst nur aus dem Zustande höherer Spannung in den Zustand niederer Spannung übergehen kann, nicht umgekehrt. Der Zustand hoher Spannung ist labil, weil die Spannung sich

zu entspannen strebt; im Zustande völliger Entspannung angelangt, hat der Körper in sich selbst keinen Antrieb, sich aufs neue zu spannen; dieser Zustand ist also stabil: die abgelaufene Uhr zieht sich nicht von selbst auf, die auf der Grundfläche ruhende Pyramide stellt sich nicht selbst auf die Kante (während sie, von Menschenhand auf die Kante gestellt und dann sich selbst überlassen, umkippt), der ausgekühlte Ofen heizt sich nicht von selbst. Das Eiweiß ist nun eine hochgespannte und darum sehr labile Verbindung, die wohl die Neigung hat, zu zerfallen (und die wirklich zerfällt, sobald der Tod das die Bestandteile in der Spannung festhaltende unbekannte Etwas ausschaltet), deren Bestandteile aber nicht die Neigung haben können, von selbst eine solche Verbindung einzugehen. Da hier die Energetik erwähnt wurde, mag aus dem Weltanschauungsbuche noch eine Probe davon mitgeteilt werden, wie nicht allein die Gesamtheit des Wirklichen, dieses Objekt der Wissenschaft, künstlerisch behandelt, als Kosmos, als geordnetes Ganzes geschaut und dargestellt werden kann, sondern wie dies auch für einzelne Gebiete der Wissenschaft möglich ist. Kann die Energie selbst noch durch ihre wissenschaftliche Definition (Energie ist die Fähigkeit, mechanische Arbeit zu leisten) der Anschauung nahe gebracht werden, so ist das bei der Entropie, der Entwertung der Energie durch ihre Zerstreuung im Weltraum, nicht möglich; deren Beschreibung erfordert komplizierte mathematische Formeln. Aber ein Vortrag über Energie und Entropie (von F. Auerbach) ist überschrieben: „Die Weltherrin und ihr Schatten"; das ist künstlerisch geschaut und künstlerisch ausgedrückt. Und, fügt Reinke hinzu, man kann die Sache auch mit den Augen des Humoristen Wilhelm Busch anschauen und in seinem Stile aussprechen: Die Magd für alles und ihre zerbrochenen Scherben.

Carl Jentsch-Neiße

Literaturgeschichtliches

Eine Zeichnung Clemens Brentanos. Im „Hochland" (Novemberheft 1908) veröffentlichte Herr Justizrat v. Steinle aus seinem Besitz ein sehr interessantes „romantisches Dokument", nämlich eine Zeichnung Clemens Brentanos an die ihm befreundete Malerin Emilie Linder. Die große Zeichnung enthält — nach den Worten des Malers Edward von Steinle — „so viel Geschmacklosen und Barockes als nur möglich, und dennoch ist sie wie die Erfindung eines phantasievollen und ungezogenen Kindes". Das Urteil ist gewiß zu scharf, aber Brentano hat die Zeichnung wirklich so überladen mit geheimnisvollen und symbolischen Anspielungen, daß eine völlige und sichere Deutung ausgeschlossen ist. Im allgemeinen kann man sich den im „Hochland" gegebenen Erklärungsversuchen wohl anschließen, in einem Punkte aber hat sich der Herausgeber bestimmt geirrt. Er schreibt nämlich: „Ganz oben rechts am Wege auf dem Felsen blüht ein ‚Schneeglöckchen', von einem Genius geläutet: die Jugenddichtung gleichen Namens, von welcher es scheinbar kein Exemplar mehr gibt", und später: „Die Zeichnung ist ferner durch den Platz, welchen der Dichter dem ‚Schneeglöckchen' anweist, ein dokumentarischer Beweis dafür, daß er diese Dichtung nicht zu denjenigen zählt, welche er nach seiner Ansicht zu bereuen Ursache hätte".

Nun hat aber Brentano, wie man deutlich sehen kann, kein Schneeglöckchen (das doch nur eine Glocke hat), sondern eine Maiblume oder eine Glockenblume gezeichnet. Zudem konnte der Dichter auch nicht anspielen auf sein angebliches Jugendwerk „Schneeglöckchen"; denn das mit diesem Titel unter dem Pseudonym „Maria" in der Heroldschen Buchhandlung zu Hamburg erschienene Buch ist nicht von ihm verfaßt, sondern von Maria v. Plessen, geb. Fick. Darauf wies bereits Goedeke in der ersten Auflage seines „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung" hin. Nur seine ersten Schriften hat Brentano unter dem Namen „Maria" veröffentlicht.

Bei Diel-Kreiten (Clemens Brentano. Ein Lebensbild. Freiburg i. B. 1877/78. Band 2, S. 561) werden die „Schneeglöckchen" noch als ein Werk Brentanos aufgeführt; es wird dabei die Vermutung ausgesprochen, das Büchlein sei „vom Dichter wieder aufgekauft" worden. Gänzlich ist das Buch aber nicht verschollen, denn ich habe ein Exemplar (vielleicht das einzige noch existierende) aufgefunden, und zwar in der Großherzoglichen Regierungs-Bibliothek zu

Schwerin i. M. Es enhält sieben Erzählungen (Mathilde, Der Park zu Elvas, Marino Falieri, Der Graf von Geldern, Eugen und Emilie, Die Schlittenfahrt zu Schmerla, Der schöne Georg), die, wie ich bestimmt sagen kann, nicht von Clemens Brentano herrühren.

Die oben erwähnte Zeichnung ist im Verlage der Jos. Köselschen Buchhandlung zu München als Separatabdruck erschienen.

Heinz Amelung-Friedenau

Bildende Kunst

Wilhelm Michel: Das Teuflische und Groteske in der Kunst. Mit 97 Bildern. München 1911, R. Piper u. Co.

Man kann heute wirklich zufrieden sein mit der Findigkeit der Verleger, die uns das überlieferte Material an Kunst in immer neuen Zusammensetzungen vorzusetzen wissen, reiche Bilderschätze uns in spottbilligen Heften zusammendrucken und geistreich zu fesseln und zu reizen wissen. Dieses Heft mit fast hundert Bildern aus dem Reich des Grotesken und Teuflischen nun häuft Nervenreize mit einer Rücksichtslosigkeit, ja Skrupellosigkeit wie ein ganz raffinierter Kolportageroman; es stellt aber zunächst noch mindere Ansprüche als ein solcher: man blättert bloß und fühlt sich schon angerührt, fühlt sich gepackt, geschüttelt, zum Grausen oder Lachen bezwungen. Und doch stellt es auch wieder viel höhere Ansprüche als eine Geschichte, die mit billigen Mitteln spannen will. Denn es enthält Kunst, tiefsinnig und wahr dem Urgrund des Menschlichen entsprossen, wie die Schöpfung einer berühmten Madonna oder eines Abendmahls oder einer stillen Landschaft, und um ihres Ursprungs willen ebenso rein, dieses Teuflische und Groteske wie das Engelhafte und das Abgeklärte. Man blättert: von den Urzeiten, lächerlichen Göttern eines wilden Volks fehlt nichts bis zu den ironischen Bildungen eines modernen Kunstverstands, nicht der Knäuel des mittelalterlichen Aberglaubens, nicht die Barbarismen der Kriegswut, nicht die gesuchte Einfachheit, die Todesschauer aushauchende Nüchternheit einer neuen Zeit. Die Volkscharaktere sprechen sich aus, auf ein paar Blättern: blumenhaft und dekorativ malt der Japaner auch den Schrecken der Verwesung, mit graziöser Rhetorik stellt der Franzose den Schauer der geistreichen Maske vor; gegen Norden aber „nehmen Ruß und Hexen zu", dem Deutschen verdunkelt schnörkelvolle Gespensterschar den Himmel, der Niederländer schüttet kriechende, krabbelnde Scheußlichkeit auf wie auf einem Markt Muscheln und Fische und Früchte. Und da drin herumzustöbern wird man gar nicht fertig. Mit einem angenehm lesbaren Feuilleton, das besonders in der Darstellung des Grausens der Maske glücklich ist und überall auch literarische Seitenstücke heranzieht, begleitet Wilhelm Michel die Bilderfülle. Dr. Max Mell-Wien

Offizier- und Beamtenfragen

Verringerung der Zahl der Leutnants. Daß die Beförderungsverhältnisse des deutschen Offizierkorps einer gründlichen Wandlung bedürfen, darüber wird auch außerhalb des Heeres, soweit man nicht zu den gewohnheits- und berufsmäßigen Nörglern am Heere gehört, kaum ein Zweifel herrschen. Man darf sich durch das raschere Vorwärtskommen einzelner, wie der Generalstabsoffiziere usw., nicht blenden lassen und muß vor allem bedenken, daß die Überalterung sich immer weiter steigert, wenn nicht im letzten noch günstigen Zeitpunkt eingegriffen wird. Unsere Kompagniechefs der Infanterie verbleiben zurzeit nicht weniger als annähernd zwölf Jahre in dieser verantwortungsvollen und aufreibenden Stellung. Welchen Verbrauch an geistiger und körperlicher Kraft diese lange Kompagniechefszeit mit sich bringt, davon macht sich der Außenstehende keinen Begriff. Wir müssen die Beförderungsverhältnisse so gestalten und gleichmäßig erhalten, daß die Offiziere nicht verbraucht sind, bis sie in höhere Stellen, vor allem in die Stelle des Regimentskommandeurs, gelangen.

Die vielfach vorgeschlagenen kleinen Mittel von Gehaltsregulierungen, geringen Gehaltsaufbesserungen, Pensionserhöhungen u. dgl. genügen für die Dauer nicht; ihre Wirkung hält einige Jahre an, dann steht alles wieder mehr oder weniger beim alten. Daß es nötig ist, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, wie sie in den Gehaltsverhältnissen zwischen den einzelnen Waffen, z. B. bei den Stabsoffizieren, bestehen, schleunigst aus der Welt

zu schaffen, bedarf nicht vieler Worte; es ist nur wunderlich, daß in dieser Richtung nicht schon früher Abhilfe getroffen worden ist.

Nun hört man von manchen Seiten, auch aus Kreisen des Heeres, eine Aushilfe preisen, die radikaler Art ist und etwas Bestechendes an sich hat. Nichts wäre in der Theorie einfacher, als das Verhältnis der niederen (Leutnants-) Stellen zu den höheren so zu ändern, daß der Leutnant dem Regimentskommandeur kaum entgehen könnte. Zweifellos würde man mit einer wesentlichen Verringerung der Leutnantsstellen die beste Dauerwirkung erzielen. Den Ausfall an unteren Führern gedenken die Befürworter des Vorschlags durch Schaffung einer neuen Art von Vorgesetzten, nenne man sie Feldwebelleutnants oder anders, zu ersetzen; d. h. in der Tat zielt dies darauf ab, ein Zwischenglied zwischen den Offiziers- und Unteroffiziersstand einzuschieben. Gegen diesen den Laien bestechenden Vorschlag muß sich meines Erachtens jeder Freund der Armee aus folgenden Gründen wenden:

1. Der Einblick in die Stellenbesetzung im Mobilmachungsfall fehlt nicht nur dem Laien, sondern auch den meisten Offizieren. Naheliegende Gründe verbieten eine Erörterung in der Öffentlichkeit. Ich bin persönlich der Ansicht, daß es ein Verbrechen am inneren Wert des Heeres wäre, wollte man die Zahl der Leutnants wesentlich herabsetzen. Der Umstand, daß zurzeit in Preußen etwa 600 Leutnants der Infanterie am Sollstande fehlen, kann doch kein Grund dafür sein, diese Stellen zu streichen, muß vielmehr veranlassen, nach Mitteln und Wegen zur Vermehrung des Offiziererfatzes zu forschen. In Württemberg dagegen sind zurzeit alle Leutnantsstellen der Infanterie besetzt, und das XIII. Armeekorps wird bald in der Lage sein, Leutnants nach Preußen abzugeben.

2. Die im Interesse der Weiterbildung der Offiziere sowohl wie auch für besondere Zwecke des Heeres notwendigen Abkommandierungen junger Offiziere verringern den Stand an Frontdienst tuenden Offizieren so sehr, daß man kaum ein Regiment der Infanterie finden wird, wo durchschnittlich mehr als ein bis zwei aktive Leutnants und Oberleutnants für jede Kompagnie zur Verfügung stehen.

Ein teilweiser Ersatz dieser Offiziere durch sogenannte Feldwebelleutnants würde für den Friedensdienst nicht von Vorteil sein, wenn auch zugegeben werden mag, daß manche dieser alten Unteroffiziere dem jungen Offizier an Diensterfahrung überlegen sein würden. Was dem Offizier für seine Friedenstätigkeit als Erzieher und Ausbilder das gar nicht hoch genug zu bewertende Übergewicht über den Unteroffizier gibt, heißt: Herkunft, Erziehung und Bildung. Darauf baut sich auf die Macht der Persönlichkeit, die Autorität und Disziplin!

3. Wir haben mit der scharfen Trennung der Unterführer in Offiziere und Unteroffiziere die besten Erfahrungen gemacht und sollten uns hüten, durch irgendwelche Maßregel eine Zwischenstufe von Vorgesetzten einzuführen, die nicht mehr Unteroffiziere sein mögen und Offiziere nicht sein können. Dadurch würde weder für den Friedensdienst noch für den Ernstfall ein rechter Nutzen, vielmehr die Gefahr entstehen, daß das jetzige gute und den dienstlichen Bedürfnissen entsprechende Verhältnis zwischen Offizieren und Unteroffizieren gestört wird. Auch die Erfahrungen in fremden Armeen können uns nicht veranlassen, die bewährten Grundlagen aufzugeben, auf denen unser Offizier- und Unteroffizierstand aufgebaut ist.

Was wir für unsere Unteroffiziere anstreben wollen, um ihre Stellung zu heben und den Ersatz zu fördern, ist bessere Besoldung und bessere Versorgung, besonders für diejenigen, die länger als zwölf Jahre dienen. Will man eine weitere äußere Auszeichnung nicht missen, so gebe man den Feldwebeln mit mehr als fünfzehn Jahren Dienstzeit den Titel Oberfeldwebel.

Früher war die Unteroffizierslaufbahn ein Lebensberuf; dies war mit dem Anwachsen des Heeres und mit der Steigerung der Anstrengungen des Dienstes nicht mehr aufrecht zu erhalten und läßt sich auch in Zukunft nicht mehr ändern. Früher war die Zivilversorgung die Belohnung für langjährige treue Militärdienste, heute wird der beschwerliche Militärdienst für eine begrenzte Zahl von Jahren gewählt, um beizeiten eine gute

Zivilversorgung zu erhalten. Unter den Lebensverhältnissen der heutigen Zeit darf man es einem strebsamen Unteroffizier nicht verübeln, wenn er nach zwölfjähriger Dienstzeit sich nach einer Lebensstellung umsieht, die ihm die Ernährung einer Familie erlaubt und ihm mehr Freiheit gewährt als der militärische Dienst. Daran würde auch die Schaffung einer neuen Stufe, der Feldwebelleutnants, nichts ändern. G.

Gewesene Leute. Die Militärische Rundschau im Tag brachte kürzlich einen Aufsatz: „Zur Liste verabschiedeter Offiziere und Ärzte." Man liest:

„In der angeregten Liste kann es sich zunächst nur um aktiv gewesene Offiziere usw. handeln. Man müßte sich aber über die grundsätzliche Frage entscheiden, ob auch die ohne Uniform Verabschiedeten Aufnahme zu finden hätten. Ich möchte diese Frage im Interesse der Vollständigkeit und des Wertes der Liste als eines Auskunftswerkes bejahen und glaube, daß der Satz in der Anregung ‚Wie oft taucht die Frage auf: Was mag aus dem und jenem geworden sein?' sich nicht nur auf die mit Uniform Verabschiedeten beziehen soll. Denn auch unter denen, bei deren Abgang irgendein Mißklang entstand, befinden sich viele, denen man für ihr ferneres Leben ein warmes Interesse bewahrt.

Verhehlen wir uns doch nicht, daß eine große Anzahl — auch uniformberechtigter — Offiziere z. D. und a. D. sich in teilweise sehr untergeordneten Stellungen, oft vielleicht, wenigstens vorübergehend, in gar keinen Stellungen befindet, daß es manchem von ihnen kaum erwünscht sein kann, diese vielfach gleichzeitig eine materielle Notlage kennzeichnende Tatsache noch durch eine der Allgemeinheit zugängliche Liste veröffentlicht zu sehen." —

„Wie oft taucht die Frage auf: Was mag aus dem oder jenem geworden sein?" — Was ist der Zweck der Übung: ein exklusives Adreßbuch als Unterlage für Einladungen zu „Alte Herren-Essen"?! Welche Betrachtungen lassen die Scheidung erwägen zwischen „Uniformträgern" und „anderen"? Dem nachzuspüren, scheint zu lohnen. — Die Erlaubnis zum Tragen der Uniform ist ein Gnadenakt, der von der Länge der Dienstzeit abhängt. Kommen die ehrengerichtlichen Fälle, wo die Zeitbedingung erfüllt ist, Gewährung versagt bleiben muß. Da gibt es schwere und minder schwere Fälle; die Spannung ist groß. Aus dem Anspruch, als erster Stand im Staate zu gelten, erwachsen unabweisbar die schärfsten sittlichen Folgerungen. Die Tendenz der Ehrengerichte kann nicht hoch genug gehalten werden. Soll aber das „Schuldig" unwandelbare soziale Versemung nach sich ziehen? Die Begnadigungen nach Jahr und Tag im Wiederaufnahmeverfahren sprechen dagegen.

Natürliche Verirrungen im Rahmen des gesellschaftlichen Verkehrs der Geschlechter fordern manches Opfer. Die Standesmoral deckt sich mit dem Empfinden jedes Staatsbürgers, der Mutter, Frau und Töchter lieb hat. „Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, ist nicht zu teuer mit dem Tod erkauft." — So sagt der Dichter. — Wer aber als Realist vor der Aufgabe steht, gebrochene Existenzen sozial wieder einzurenken, darf sich dem: „Nil humani a me alienum puto" nicht verschließen, selbst nicht auf die Gefahr hin, laxer, umstürzlerischer Moral geziehen zu werden. Der Vorwurf der Ketzerrichterei muß ihn empfindlicher treffen. Über notorisch räudige Schafe ist kein Wort zu verlieren; hinaus mit ihnen, aus der kleinen und großen Herde!

Eine neben allem gesunden Materialismus ethisch durchdachte Wohlfahrtseinrichtung darf gegenüber so heiklen Fragen nicht Vogel-Strauß-Politik treiben, wenn auch die Geister aufeinander platzen. Für Wiederherstellung des guten Rufs sich mannhaft einzusetzen, wo es angebracht ist, kann vom Arbeitsprogramm nicht gestrichen werden. Verabschiedete Offiziere leiden eben nicht nur unter materiellen Sorgen.

Wem das Ärgste erspart blieb, wer schlecht und recht, mit oder ohne Uniform, abging und im bürgerlichen Erwerbsleben nur dürftigen Unterschlupf fand, gar sich glücklich schätzte, wenn er ihn überhaupt fände, wer zu stolz ist, eine Doppelexistenz zu führen, gemeinhin zu darben, den ehemaligen Kameraden aber den „verfluchten Kerl" herauszukehren, den lockt als ultima ratio, unterzutauchen.

Wie wenig hat allgemein die Erweiterung des sozialen Horizonts im Offizierkorps mit der Ausgestaltung unseres Wirtschaftslebens Schritt gehalten? In Ostasien hat sich das

gezeigt, als der deutsche Offizier mit dem deutschen Kaufmann Fühlung nahm.

In richtiger Erkenntnis, daß „Schein" über „Sein" gilt, locken Versicherungsgesellschaften mit „Subdirektor"-Titeln. Und die spärlichen Provisionen werden oft verschlungen von Agentenausfällen und Ausgaben für vereidigte Revisoren, um zum Kontrolltermin die Bücher à jour zu halten. Oft schrieb man mir: „Helfen Sie mir zu einer Stellung; alles — aber nur nicht Klinkendrücker!"

Wer als Bürger schaffen will, muß sich zwingen, als Soldat zu sterben. Mir ist mancher Fall aus Bürgerkreisen bekannt, wo Familien, die ehrlich alles verloren, in den Kreisen ihrer früheren Steuerstufe bescheiden und — geachtet weiter verkehren, weil sie der gröberen Arbeit vor der Öffentlichkeit sich nicht scheuen.

Wer im Lichte wandelt, wird auch als verabschiedeter Offizier leicht auffindbar sein. Die Idee der Listenführung sei unter weiterem, humanitärem Gesichtspunkt dankbar begrüßt. Unsere Bestrebung stellt sich gern in ihren Dienst. Die Verfemten aber und vom Schicksal Geschlagenen, die es noch nicht über sich gewannen, hinter dem Vorhang hervorzutreten, mögen, wenn dieser Aufruf ihnen zu Gesicht kommt, sich der Schriftleitung der Neuen Militärischen Blätter (Berlin SW. 11, Bernburger Str. 22a/23) anvertrauen.

Major a. D. von Brixen-Düsseldorf

Bildungsfragen

Bürgerkunde. Ein Leitfaden zur Einführung in das staatsbürgerliche Leben von **Dr. Kleefeld.** Berlin 1911. Verlag des Hansabundes für Gewerbe, Handel und Industrie.

Das Wort von der „staatsbürgerlichen Erziehung" ist heute zu einem Schlagwort, der Begriff der „politischen Bildung" zu einer viel mißbrauchten Phrase unseres öffentlichen Lebens geworden. Der Gedanke, das zur praktischen Mitarbeit an den Aufgaben des Staates verfassungsmäßig berufene Volk für die Ausübung seiner konstitutionellen Rechte und Pflichten fähig zu machen, ist keineswegs eine Errungenschaft unserer Tage. Wir finden ihn schon in Platos unsterblichen Werken; wir sehen ihn zum Teil verwirklicht in den Stadtstaaten der Antike; wir begegnen ihm in neuerer Zeit insbesondere beim Freiherrn vom Stein und in den Werken Johann Gottlieb Fichtes. Otto v. Bismarck war vielleicht allzusehr Optimist, als er den Satz sprach: „Setzen wir Deutschland nur erst in den Sattel — reiten wird es schon können!" Die wirtschaftliche Erstarkung des deutschen Volkes und mit ihr die Festigung der politischen Stellung des Reiches im Weltkonzert sind nicht im gleichen Maße begleitet worden von einer Erstarkung des Staatsgedankens, von einer Festigung der vaterländischen Gesinnung in der Gesamtheit der Nation. Es ist kein Zweifel, daß hier die Schule nicht rechtzeitig erkannt hat, welche neue bedeutsame Aufgabe ihr aus der historischen Entwicklung heraus erwachsen ist. Es lassen auch heute noch Regierung und Schule das dringend nötige Verständnis in dieser Richtung vermissen. Nur zögernd kommt man der allseitigen Forderung entgegen, Staatsgesinnung mehr als bisher durch sachliche Belehrung zu pflegen. Um so eifriger aber haben sich private Kreise der Lösung des Problems zugewendet. Hier kann nur der Versuche gedacht werden, auf literarischem Wege gesteigertes Interesse, Wissen und Verständnis in bezug auf die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zu wecken und zu pflegen. „Bürgerkunden" sind binnen weniger Jahre in einer Unmasse auf den Büchermarkt geworfen worden. Ihrem Zweck, dem deutschen Staatsbürger eine mehr oder weniger gründliche Aufklärung über seine Rechte und Pflichten zu bieten oder auch der heranwachsenden Jugend beiderlei Geschlechts Kenntnisse und Verständnis der Einrichtungen und Vorgänge des öffentlichen Lebens zu vermitteln, vermögen sie nur zum Teil in einwandfreiem Maße zu genügen. Nicht immer wissen sich die Verfasser von politischer Parteinahme freizuhalten (z. B. Th. Franke in seiner „Deutschen Staats- und Bürgerkunde für den Gebrauch an gehobenen Bürger-, Fortbildungs- und Fachschulen." Verlag A. Huhle, Dresden). Auch sind manche dieser Bücher mit sachlichen Irrtümern behaftet; andere weisen Lücken auf, die den Wert der Arbeit stark beeinträchtigen. Nicht wenige sind auch sehr trocken geschrieben und wirken hierdurch nichts weniger als anregend. Eine Überschau der bürgerkundlichen Literatur läßt nur bei verhältnismäßig wenigen Erschei-

nungen den Eindruck wirklicher Gediegenheit nach Fassung und Inhalt aufkommen. Zu dieser Minderzahl sind die bereits bestens eingeführten „Bürgerkunden" von Dr. A. Griese (R Voigtlaenders Verlag in Leipzig, 5. Auflage) und von G. Hoffmann und E. Groth (Fr. Wilh. Grunow in Leizig, 6. Auflage), aus den neu erschienenen mit an erster Stelle das Buch von Dr. Kleefeld zu rechnen. Zuvörderst sei bloß erwähnt, was für eine Neuauflage wünschenswert erscheint: besseres Papier. Dann wird auch die vornehme Anspruchslosigkeit. der äußeren Erscheinung der Bürgerkunde des Hansabundes noch mehr zur Geltung kommen. Inhaltlich ist an der Arbeit ganz besonders die ernste Sachlichkeit zu rühmen, mit der die wichtigsten Grundlagen unseres staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens vorgeführt werden. Im Vordergrunde steht das Reich, das der Verfasser sehr treffend als „die praktische Durchführung des Gedankens von der allein stark machenden Einigkeit im Leben der Völker" kennzeichnet. Überall aber, wo es die Verhältnisse erfordern, wird auch der deutschen Bundesstaaten, ihrer Einrichtungen und der für sie aus territorialer Eigenart oder historischer Entwicklung sich ergebenden besonderen Aufgaben gedacht. Die im Anhang gebotene Übersicht über die bestehenden Wirtschafts- und Parteiorganisationen, anschließend an eine Zusammenstellung der Grundzüge der Verfassungs- und Verwaltungsorganisation der bedeutendsten Staaten des Auslandes, sowie einige kurze Bemerkungen aus dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre vervollständigen den Inhalt des Buches. Dr. Kleefeld hat die Darstellung der gegenwärtigen Einrichtungen unseres öffentlichen Lebens durchweg auf eine knappe historische Grundlage gesetzt. Dies und die ruhige Sachlichkeit, mit der alle Fragen behandelt werden, wirkt sehr anregend für den Leser. Insbesondere auch für unsere heranwachsende Jugend ist die Bürgerkunde des Hansabundes als Mittel zur Einführung in das Verständnis der Grundlagen des Staats- und Wirtschaftslebens trefflich geeignet.

Dr. Fritz Roeder-Friedenau

Justiz und Verwaltung

Bemerkungen zur Reform des Jugendstrafrechts. Bei der Reform des Strafverfahrens wie des materiellen Strafrechts sind Besserungen besonders bei der Behandlung der Jugend zu erwarten. Zwei Ziele, die bisher in der Praxis und auch selbst in der neuen Literatur, wie mir scheint, nicht genügend beachtet werden, wird man besonders ins Auge fassen müssen:

1. Das Verfahren muß so schleunig als irgend möglich gestaltet werden.
2. Der Richter muß frei von allen Förmlichkeiten verfahren dürfen und grundsätzlich frei in der Wahl der zur Besserung des jungen Übeltäters geeigneten Maßnahmen sein.

Die tunlichste Beschleunigung des Verfahrens wird im Gesetz ausdrücklich als Wunsch des Gesetzgebers zu betonen und durch Verwaltungsvorschriften in der Praxis sicherzustellen sein. Es müssen in Zukunft die Jugendstrafsachen von allen damit befaßten Behörden, insbesondere von der Polizei, als wichtige Eilsachen behandelt werden. Einer umgehenden Aburteilung treten freilich öfters Hindernisse entgegen, die nicht zu vermeiden sind. Denn nicht jede strafbare Handlung wird sogleich entdeckt, und manche entdeckte gelangt verspätet zur Anzeige. Aber es läßt sich behaupten, daß sehr viele Vergehen (worunter ich hier alle Arten von Straftaten verstehe) alsbald nach ihrer Verübung zur Kenntnis einer zum Einschreiten berufenen Stelle kommen, und daß sehr viele auch — sei es im Hinblick auf ein Geständnis des Täters oder sofortige Erreichbarkeit überführender Zeugen — ein ganz schleuniges Vorgehen der Behörden gestatten. Es lassen sich Mittel und Wege finden, welche eine Aburteilung der Tat unmittelbar nach ihrer Verübung ermöglichen. Das Ideal der Strafrechtspflege, daß die Strafe der Tat auf dem Fuße folge, muß gegenüber der Jugend, wenn irgend möglich, erreicht werden; und es läßt sich erreichen, wenn man nur herzhaft zugreift und mit gewissen Vorurteilen gründlich aufräumt! Es darf nicht vorkommen, daß eine Jugendstrafsache unnütz wochenlang bei einem Amtsvorsteher liegt. Und es ist nicht

nötig, daß durch schriftliche Anklagen und Eröffnungsbeschlüsse, durch Beobachtung von Ladungs- und sonstigen Fristen viel Zeit vergeudet wird. Die äußerste Schleunigkeit des Verfahrens läßt sich erzielen, wenn eine jederzeit bereite Polizei und ein jederzeit bereiter Richter vorhanden ist. Aller Voraussicht nach würden nicht einmal die Kosten vermehrt, sondern vermindert werden, wenn ein ganz schleuniges Verfahren eingeführt würde. Denn die Erfahrung lehrt, daß gerade durch ein langsames Vorgehen viele an sich unnötige Schritte der Behörden — man denke nur an die zahlreichen unnötigen Vernehmungen — verursacht werden, welche ein unmäßiges Anschwellen der Kosten bewirken. Auch die Zuverlässigkeit der Untersuchung würde regelmäßig durch ein schnelles Einschreiten nur gewinnen. — Der Vorschlag mag radikal erscheinen: Aber ich behaupte, es würde möglich und für den Täter wie den Staat im allgemeinen nützlich sein, wenn man den Täter mit den etwa erforderlichen Zeugen möglichst sogleich nach der Tat — wenigstens in den allernächsten Tagen — vor den zuständigen Richter brächte. Obschon ein solches schnelles Verfahren nicht in allen Sachen angängig sein wird, so doch unbestreitbar in sehr vielen. Und mit diesen vielen, ganz schleunig erledigten Sachen wird recht viel Gutes gewonnen werden. Selbstverständlich muß für umsichtige Beamte in genügender Zahl gesorgt werden, die sich jedoch in Deutschland werden leicht beschaffen lassen. Es werden sich sogar durchaus hinreichende Erkundigungen über Charakter und häusliche Verhältnisse der Beschuldigten in kürzester Zeit einholen lassen.

Es wurde schon angedeutet: Eine wesentliche Vorbedingung für die Schleunigkeit des Verfahrens ist die Befreiung des Richters von allen Förmlichkeiten. Aber auch abgesehen von der Beschleunigung des Verfahrens — werden mir fast alle Praktiker darin recht geben, daß für die Mehrzahl der Jugendstrafsachen jedes formelle Verfahren nicht nur überflüssig, sondern höchst schädlich ist. Die Jugend hat keinen Sinn für die Formen, sondern nur für das Materielle, das rein Sachliche. Mit ruhigstem Gewissen kann man die Meinung vertreten, daß „Anklage", „Eröffnungsbeschluß", auch daß Staatsanwalt und Verteidiger für fast alle Jugendstrafsachen entbehrlich sind. Es genügt ein verständiger und erfahrener Richter mit ruhigem Sinn und warmem Herzen vollständig — für leichte und für die bei weitem meisten schweren Fälle. Beispielsweise könnte ein erfahrener Amtsrichter — oder Amtsgerichtsrat — sehr wohl einen bei einem Einbruchsdiebstahl ertappten — geständigen oder klar überführten — Jungen sofort nach der ersten gründlichen Vernehmung aburteilen. Eltern oder Vormünder, die übrigens recht oft der Sache teilnahmslos gegenüberstehen, könnte man zuziehen. Schöffen braucht der Jugendrichter aber nicht als Beisitzer. Und daß eine öffentliche Verhandlung vor ungeladenem Publikum bei der Jugend vermieden werden muß, darüber ist man sich gegenwärtig so ziemlich einig.

Zu den schädlichen Förmlichkeiten gehört vor allem auch die Einrichtung der sogenannten „Rechtsmitttel". Das erste Urteil sollte in allen klaren Fällen auch das letzte sein! Dem Richter müßte es freistehen, gleich in seinem Urteil dessen Anfechtbarkeit auszuschließen und das Urteil selbst für rechtskräftig und sofort vollstreckbar zu erklären. Man kann ihm anderseits gesetzlich die Möglichkeit belassen, dies nicht zu tun, also für gewisse nicht völlig bedenkenfreie Fälle eine Anfechtung seines Urteils und eine erneute Prüfung des Sachverhalts zu gestatten. Aber für die vielen klaren Fälle muß der Richter in die Lage versetzt werden, die erkannte Strafe — auch gegen den Willen des Verurteilten — sogleich im Anschluß an die Verurteilung zu vollstrecken. Das würde ein der Jugend verständliches Verfahren sein.

Landgerichtsrat H.,
Vorsitzender einer Jugendstrafkammer

Reichsspiegel

(Vom 3. bis 11. Juni)

Innere Politik

Der Hansabund — Seine Ziele und seine Gegner — Die erste Heerschau

Der Hansabund hat seine Getreuen auf den Tag, an dem vor zwei Jahren in jener eindrucksvollen Versammlung deutscher Kaufleute seine Gründung erfolgte, zu einer Heerschau nach Berlin entboten. Mit nicht abzuleugnender Begeisterung ist damals der Zusammenschluß der Vertreter von Handel und Industrie zu einer Kampforganisation erfolgt; besonders imponierend war die Einmütigkeit, mit der sich alle Kreise, die hohe Finanz und die Großindustrie nicht minder wie der Kleinhandel, der Mittelstand und die Scharen der Angestellten in die neue Phalanx einreihten. Es galt den Kampf gegen die einseitig agrarische Richtung aufzunehmen, in welche die Gesetzgebung durch die Parteiverhältnisse und die dominierende Stellung des Bundes der Landwirte allmählich gedrängt worden war und die zuletzt bei der Reichsfinanzreform einen so schmerzlich empfundenen Ausdruck gefunden hatte. Der Gedanke, dem Bunde der Landwirte eine gleich starke, wenn nicht stärkere Organisation des Handels entgegenzusetzen, war ein glücklicher. Nur auf dem Wege des Zusammenschlusses, und zwar eines möglichst umfassenden Zusammenschlusses, war es möglich, für Handel und Industrie die Berücksichtigung durchzusetzen, auf welche sie angesichts ihrer Bedeutung für das heutige Deutschland Anspruch haben und welche sie oft genug nicht haben erzwingen können, nicht nur weil die Parteiverhältnisse in den Parlamenten an sich ungünstig lagen, sondern vor allem auch weil geeignete Wortführer, Männer der Praxis aus Handel und Industrie, in viel zu geringer Zahl sich dort vertreten fanden. Die Ziele des Hansabundes sind also solche, die jedermann, auch die Regierung und die Gegner, billigen müßte. Denn es kann keine Forderung geben, die einfacher, logischer und berechtigter wäre als die, daß die Stände, auf denen vornehmlich der wachsende Wohlstand und die Wohlfahrt des neuen Deutschland beruhen, ihrer Bedeutung entsprechend im Parlament vertreten sein müssen. Man kann vielleicht bedauern, daß im Reichs- wie im Landtag eine so scharfe Scheidung der Geister nach Sonderinteressen Platz gegriffen hat. Diese Entwicklung läßt sich aber nicht aufhalten, denn sie ist ein Spiegelbild der wirtschaftlichen Kämpfe, welche der Übergang vom Agrar- zum Industriestaat heraufbeschworen hat. Der Hansabund hat denn auch von vornherein geflissentlich betont, daß seine Tendenz keine der Landwirtschaft feindliche sei, daß er das Bestreben der Landwirte, ihre Interessen da zu schützen, wo sie bedroht erschienen, anerkenne und nur für Handel und Industrie das gleiche verlange. Wie nun aber die Dinge bei uns liegen, wo die konservativen Parteien, als privilegierte Hüter der landwirtschaftlichen Interessen, einen weit größeren Einfluß auf Verwaltungspraxis und Gesetzgebung haben als irgendeine andere Partei, konnte die Gründung des Hansabundes von konservativer Seite nicht anders, als ein Einbruch in die eigene Machtsphäre, das heißt also mit äußerster Feindschaft aufgefaßt werden. Das ist denn auch, wie die Haltung der Presse und namentlich die Angriffe von seiten des Bundes der Landwirte bezeugen, in einem Maße geschehen, das wohl sogar den Führern

des Hansabundes überraschend und zum Teil unbequem war. Der Sammelruf, den sie hatten ergehen lassen, vereinigte unter ihrer Fahne zwar eine fast vollständige Vertretung aller Schichten, die am gewerblichen Leben beteiligt sind, damit zugleich aber auch weitgehende politische Gegensätze. Das trat in charakteristischer Weise schon in der Gründungsversammlung hervor, wo die Rede Kirdorfs, die nicht ganz programmäßig ausklang, einen Sturm des Unmuts auf vielen Seiten entfesselte, so daß es der ganzen Geschicklichkeit und Energie des Leiters bedurfte, um dieses gefährliche Impromptu unschädlich zu machen. Was nämlich den Bund der Landwirte so außerordentlich stark macht und ihm eine solche Stoßkraft verleiht, die einfache politische Formel und das fest umrissene, gleichfalls äußerst einfache wirtschaftliche Programm, das steht dem Hansabund nicht zur Verfügung. Die Gesamtvertretung von Industrie und Handel, die er darstellt, kann weder ein einheitliches politisches noch auch nur ein einheitliches wirtschaftliches Programm haben. Gehören doch zum Hansabund ebensowohl die Hochschutzzöllner der Großindustrie und die Mittelstandsleute, die bisher gewohnt waren, auf der Rechten ihren Anschluß zu finden, als die linksliberalen Freihändler, Widersacher einer ausgedehnten Sozialpolitik ebensogut wie Anhänger einer solchen, Vertreter der Großbetriebe und der Warenhäuser wie die abgeschworenen Feinde der letzteren. Fürwahr, es erfordert keine geringe Geschicklichkeit, über so viel Widersprüche und Gegensätze hinweg das Einigende festzuhalten und einen so bunt gemischten Heerhaufen zum Kampf und Sieg zu führen. Der Kampf läßt sich nicht vermeiden, nachdem man auf seiten der Agrarier eine so feindschaftliche Stellung eingenommen und gezeigt hat, daß man nicht gewillt ist, mit dem Hansabund zu paktieren. Es gilt also für letzteren, diese Frontstellung gegen rechts klar zum Ausdruck zu bringen, wenn er bei den kommenden Wahlen sein Ziel erreichen will. Dürfen wir unter solchen Umständen hoffen, daß der Hansabund die mit so viel Begeisterung übernommene Aufgabe wird lösen können? Die bevorstehende Tagung wird eine Antwort auf diese Frage kaum geben. Aber man darf doch aus der Einmütigkeit, mit welcher die Mitglieder der Einladung zu diesem ersten Hansatag gefolgt sind, noch mehr aber aus dem Umstand, daß die Rednerliste stark mit Namen besetzt ist, die als Vertreter rechtsstehender Elemente der Detaillisten und Mittelstandsvereinigungen erscheinen, den Schluß ziehen, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit mächtig gewachsen und stark genug ist, alles Trennende zu überwinden. Möge die Tagung daher ein gutes Omen für die bevorstehenden schweren Zeiten der praktischen Arbeit sein.

Verfassungsfragen

Parlamentarismus in Deutschland — Otto Hintze über Parlamentarismus — Theorie und Praxis — „Einfluß" des Zentrums — Fürst Bülow und das Zentrum — Fiasko seiner Politik — Des Monarchen Auffassung von seiner Stellung

In den letzten Wochen wurde die Frage vielfach erörtert, ob in Deutschland die Einführung des Parlamentarismus möglich sei. In linksliberalen Kreisen neigt man ohne weiteres zu der Auffassung, daß Organisationen, zu denen andere Kulturstaaten gelangt seien, auch bei uns nach Überwindung gewisser Vorstadien Eingang finden würden und zum Heile der Nation auch finden müßten; in konservativen Kreisen bekämpft man solche Auffassungen und

erklärt, der Parlamentarismus sei, ganz abgesehen von seiner Schädlichkeit, für Deutschland ein Ding der Unmöglichkeit. Bei den Mittelparteien sieht man in der Einführung des Parlamentarismus theoretisch wohl eine wünschenswerte Entwicklung, doch beurteilt man die historisch begründete Stellung der Monarchie derart, daß man an die Möglichkeit der Einführung eines parlamentarischen Systems nicht recht glaubt. Dieser letzten Auffassung bietet neue Nahrung ein hochinteressanter Aufsatz des Berliner Historikers Otto Hintze in den Preußischen Jahrbüchern (Bd. 144, Heft III). „Das monarchische Prinzip", so heißt es dort, „ist also mit der ganzen Struktur des Staatswesens in Preußen wie im Reiche derart verwachsen, daß es ohne eine völlige Umwandlung derselben, wie sie wohl nur durch eine Revolution bewirkt werden könnte, nicht durch das Prinzip der parlamentarischen Regierung ersetzt werden kann." Auch der Reichsbote (4. Juni) nimmt einen ähnlichen Standpunkt ein, indem er auf die historische Entwicklung bei uns und in anderen Ländern hinweist. Ehe ich auf die Einzelheiten eingehe, auf die es ankommt, sei auf eine Lücke in Hintzes Beweisführung hingewiesen, die sich im übrigen bei jeder historisch-wissenschaftlichen Untersuchung finden wird, die das Zeitalter des Forschers selbst betrifft. Der Staatsrechtshistoriker wird sich naturgemäß in erster Linie an die Formen halten, die gewissermaßen die historische Anerkennung der Tatsachen darstellen. Er wird von ihnen ausgehend auch folgern dürfen, daß in Deutschland das parlamentarische System so gut wie ein Ding der Unmöglichkeit sei (Preuß. Jahrb. Bd. 144 Heft III S. 402). Der streng wissenschaftlich arbeitende Historiker darf, will er seinen Ruf als Gelehrter nicht schädigen, die ihm zugegangenen Nachrichten über die politischen Vorgänge der Umwelt lediglich als Daten registrieren, nicht aber als feststehende Tatsachen hinnehmen und zur Begründung seiner Behauptungen verwenden. Würde er von diesem Grundsatz abweichen, dann käme er in das Gebiet der journalistischen Tätigkeit, die aus einer Folge von Einzeltatsachen, auch wenn sie wissenschaftlich nicht einwandfrei beweisbar sind, den allgemeinen Lauf der Entwicklung feststellen darf. Der Journalist ist in der Benutzung des Tagesmaterials freier als der Gelehrte, wird aber den historischen Wahrheiten um so näher kommen, je reiner seine Quellen sind und je vorsichtiger er das ihm daraus zufließende Material verwendet.

Hintze schreibt Seite 402/03: „Im parlamentarischen System regieren die Parteien geradezu; im monarchisch-konstitutionellen System üben sie höchstens einen Einfluß aus, der durch das Medium des Königlichen Ministeriums hindurchgehen muß, um wirksam zu werden." Formell ist in der Tat auch bei uns im Reich und sogar in Bayern der Anschein gewahrt, daß keine der bestehenden Parteien „regiert". Selbst unsere radikale Presse steht in dieser Beziehung so stark im Banne der Form, daß sie nur sehr selten dazu kommt, eine Partei als die herrschende zu bezeichnen; immer sind es Parteikombinationen, auf die verwiesen wird — freilich nicht ohne eine gewisse Absichtlichkeit; denn es gilt ihr ja in erster Linie, die Aristokratie zu bekämpfen. Materiell aber erscheinen die gegenwärtigen Beziehungen zwischen der Regierung und der auf sie Einfluß übenden Partei in wesentlich anderem Lichte. Seit vielen Jahren ist die formell monarchisch-konstitutionelle Regierung in Deutschland nicht imstande, auch nur einen Gesetzentwurf durchzubringen, über den nicht vor dessen parlamentarischer Behandlung und vollständig

unabhängig von den Besprechungen mit den anderen maßgebenden Parteien eine Einigung innerhalb der Zentrumspartei stattgefunden hätte. Wie sich dann im Laufe der parlamentarischen Bearbeitung des Entwurfs die definitive Mehrheit im Gesamtreichstag bildet, das liegt schließlich auch wieder beim Zentrum, je nachdem dieses sich bei seinem Votum mehr auf den demokratischen als auf den aristokratischen Flügel seiner Organisation stützt. Formell herrscht das monarchisch-konstitutionelle System, formell geht der „Einfluß" des Zentrums auch „durch das Medium des Königlichen Ministeriums", aber, und darauf kommt es an: das Ministerium scheint nur so lange das Medium bilden zu können, solange es mit der Zentrumspartei in der allgemeinen Richtung der Politik einig geht. Weicht diese Richtung von den dem Zentrum vorschwebenden Zielen ab, dann ignoriert es das Medium und ruht nicht eher, als bis der Monarch einen dem Zentrum genehmeren Mann gefunden hat. Damit aber fällt die andere Säule der Beweisführung Hintzes zusammen. Hintze bezeichnet zutreffend als ein wichtiges Merkmal für das monarchisch-konstitutionelle System die Freiheit des Monarchen, sich seine Minister nach eigenem Ermessen zu ernennen. Wir meinen, mit der Ernennung ist es nicht abgetan; der Monarch muß auch — sollte Hintzes Auffassung mit der Praxis übereinstimmen — imstande sein, den von ihm ernannten Minister zu halten. Ist aber der „Einfluß" einer und zwar immer wieder derselben Partei auf die Regierung so groß, daß diese keinen Schritt tun kann, ohne deren Einverständnis für eine beabsichtigte Aktion zu besitzen, dann sind die Grenzen des monarchisch-konstitutionellen Systems überschritten, zum mindesten arg verwischt. Und wie der Luftschiffer sich in der Höhe vor den verschwommenen Rändern der Kumuluswolken fürchtet, so muß der Staatsmann gerade auf dem Gebiete der Verfassung verschwommene Grenzen fürchten. Dort sammelt sich die Elektrizität der Atmosphäre, und von dort zuckt gerade der zündende Strahl, der den kühnen Flieger zerschmettert.

Fürst Bülow sah die ihm zufallende wichtigste Aufgabe in der inneren Reichspolitik in der Beseitigung dieser für die Krone gleich unwürdigen wie gefährlichen Zustände, und man muß es ihm lassen, daß er wie ein Löwe gekämpft hat, um zu seinem Ziele zu gelangen. Die Zeit von der Gründung der deutschen Vereinigung an bis zur letzten Reichstagsauflösung ist erfüllt von öffentlichen und heimlichen Kämpfen der Regierung um die Befreiung aus dem Zentrumsjoch. Die Mittel waren dabei recht wechselnd, und es wurden sogar Dinge gut geheißen, die in scharfem Widerspruch zu der altpreußischen Beamtentradition stehen. In Rheinland und Westfalen weiß man davon einiges zu erzählen. Bis zum Jahre 1906 waren alle diese Versuche von der sichtbaren Tendenz getragen, das monarchisch-konstitutionelle System wieder in voller Reinheit herzustellen. Fürst Bülow sträubte sich damals gegen jede Maßregel, die auch nur den Anschein erwecken konnte, daß die Entwicklung zum Parlamentarismus führe, und sann auf Mittel, das auch von ihm als möglich gefürchtete abzuwenden. Er wurde in seiner ablehnenden Haltung durch das Beharren der Sozialdemokratie im Radikalismus, aber auch durch Zeichen der Annäherung zwischen den bürgerlichen Parteien bestärkt. Im Block hoffte er die glückliche Kombination gefunden zu haben, die eine Demokratisierung der Regierungsform verhindern würde. Als er sich aber in diesem Glauben getäuscht sah, da erkannte er, ob mit oder ohne Behagen ist

hier völlig belanglos, daß ein Ausweg lediglich in einer stärkeren Heranziehung der Gesamtheit des deutschen Volkes zur verantwortlichen Teilnahme an der Regierung zu finden war. Daß bei diesem Wandel die Vorkommnisse in der auswärtigen Politik nicht ohne Einfluß geblieben waren, braucht für diejenigen, die Bülows Diplomatenstolz kennen, nicht näher begründet zu werden.

Seit Bülows Fortgange hat sich innerhalb der Parteien manches geändert. Rückschauend auf die Kämpfe des Jahres 1907 möchte es mir scheinen, daß sie zu früh kamen. Weder war die Einigung im liberalen Lager weit genug fortgeschritten, noch vermochte der Revisionismus innerhalb der sozialdemokratischen Partei so stark zu wirken, daß an eine positive Mitarbeit dieser Partei gedacht werden konnte.

Hintze, der bei Drucklegung seines Aufsatzes von den Überraschungen, die Genosse Frank uns bereitet hat, noch nicht unterrichtet sein konnte, stellt der Sozialdemokratie ein so schlechtes Zeugnis aus, daß er sie für seinen Ausblick in die Zukunft tatsächlich nicht in Betracht ziehen durfte. Statt dessen betont er einen Faktor stärker, der eher hemmend als fördernd auf den Parlamentarismus wirken muß; ich meine die Auffassung des Monarchen von seiner Stellung. Was Hintze darüber sagt, ist außerordentlich fein entwickelt und deckt sich durchaus mit den Wünschen, die in den Grenzboten vertreten werden. „Das Ziel der zukünftigen Entwicklung", schließt der erwähnte Aufsatz, „aber möchte ich doch mehr in der Wiederaufnahme des Gedankens sehen, der den König als den Repräsentanten der Staatsidee auffaßt. In diesem Gedanken liegt, wie es scheint, eine Kraft, die der demokratischen Entwicklungstendenz der Gegenwart eher gewachsen ist als die legitimistisch-religiöse Idee, weil sie auf einer modernen Welt- und Staatsanschauung beruht. Nicht im Gegensatz zu einer solchen Staats- und Weltanschauung, sondern nur in der Anpassung an sie wird das monarchische Prinzip sich auch in Zukunft behaupten können." Hintze schränkt damit die weiter oben zitierten Sätze ein und zeigt der Regierung den Weg, auf dem sie die für Deutschland scheinbar günstigste Regierungsform, die reine monarchisch-konstitutionelle, erhalten könnte. Wie weit der Autor von der Wahrscheinlichkeit der Befolgung seiner Ratschläge überzeugt ist, wird in dem Aufsatz nicht näher präzisiert; der Leser muß je nach seiner Auffassung von der Persönlichkeit des Monarchen sich die Antwort selbst darauf geben.

Im gegenwärtigen Zeitpunkt weisen viele Anzeichen eher auf eine enge Anlehnung der Krone an den Altar hin. Nicht ohne Einfluß auf den Träger der Krone, der in einem festen Kirchen- und Autoritätsglauben aufgewachsen ist, mag die stellenweise bis zur Kirchenfeindschaft ausgeartete Agitation gegen das Kirchenregiment sein. Besonders in der evangelischen Landeskirche machen sich seit einer Reihe von Jahren Strömungen bemerkbar, die dem Kaiser als revolutionär und staatsfeindlich dargestellt werden können, wenn sie auch in erster Linie einem zunehmenden religiösen Bedürfnis entspringen. So scheint es denn, daß die nächste Entwicklung, wenigstens soweit die Regierung dafür in Betracht kommt, sich gerade in der Richtung bewegen wird, die zur Stärkung der Zentrumsmacht führen muß und die einer baldigen Sammlung der außerhalb des Zentrums stehenden Teile der Nation nicht sonderlich günstig ist. Wären die bürgerlichen Parteien von Naumann bis Heydebrand einig in der Bekämpfung der Zentrumsherrschaft, dann

könnte ich mit Hintze den formellen Einzug des Parlamentarismus in Deutschland für unwahrscheinlich halten. Da aber diese Einigung schier ein Ding der Unmöglichkeit geworden, da ferner neuerdings praktische Beispiele der Möglichkeit eines Zusammenarbeitens zwischen Regierung und Sozialdemokraten vorliegen, sehe ich den Parlamentarismus in Deutschland einziehen, getragen auf den Schultern der Zentrumspartei, der Sozialdemokraten und eines großen Teiles der Liberalen. G. Cl.

Bank und Geld

Die Kaliindustrie — Londoner Bankbruch — Kurssteigerung der reinen Kohlenwerte

Kein Industriezweig gibt dauernd so viel Anlaß, sich eingehend mit seinen Verhältnissen zu beschäftigen, als die Kaliindustrie. Die Hoffnung, daß durch das Reichskaligesetz der Kampf der Interessenten beendet und eine Grundlage für eine ruhige gedeihliche Weiterentwicklung der Industrie geschaffen werden würde, hat sich bisher nur in sehr beschränktem Maße verwirklicht. Nicht nur, daß der Streit zwischen dem Kalisyndikat und den Außenseiterwerken, insbesondere Aschersleben, sich durch die Verträge des Syndikats mit den Amerikanern verschärft hat, — es sind jetzt auch weitgehende Meinungsverschiedenheiten zwischen Handel und Syndikat bei den Vorbesprechungen über die Ausführungsbestimmungen zum Kaligesetze aufgetaucht. Der Handel befürchtet seine Ausschaltung beim Kalivertrieb und dessen völlige Überleitung an die landwirtschaftlichen Verbände. Die Reichsregierung hat die Bedenken zum Teil anerkannt und will versuchen, eine Verständigung der Parteien herbeizuführen. Mittlerweile gehen die Gründung und der Ausbau neuer Kaliwerke munter weiter. Die Folge davon ist, daß sowohl Obligationen als Kuxe neuer Unternehmungen fortdauernd dem Publikum angeboten werden. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß bei den ungeklärten Verhältnissen der Kaliindustrie die Kapitalbeseitigung auch da, wo es sich um Schuldverschreibungen handelt, ein gewisses Risiko in sich schließt. Ganz besonders aber erscheint der Erwerb von Kuxen ein gefährliches Unternehmen, weil sich herausgestellt hat, daß viele der in der Form Gothaischer Gewerkschaften betriebenen Unternehmungen statutarisch eine Haftpflicht auch der früheren Besitzer für ausgeschriebene Zubußen festgesetzt haben. Dies geschieht zu dem Zweck, auf Grund der Haftpflichten hohe Kredite zum Zweck der Kapitalbeschaffung in Anspruch nehmen zu können. Es wird daher zunächst die Ausschreibung von Zubußen vermieden, aber den ahnungslosen Erwerbern der Kuxe eine Haftpflicht aufgehalst, von deren Größe sie keine Vorstellung haben. Der Vertrieb derartiger Kuxe im weiteren Publikum ist durchaus nicht zu billigen.

In London ist eine mit hohen Depositen arbeitende Bankfirma, die Birkbeck-Bank, die schon vor Monaten einen Ansturm auszuhalten hatte, infolge falscher Geschäftsgebarung zusammengebrochen. Die Firma hat über 160 Millionen Mark Einlagen, von denen etwa 25 Prozent als verloren gelten. Die Zahlungseinstellung wird darauf zurückgeführt, daß die Bank zugleich die Geschäfte einer Baugesellschaft betrieben, das heißt also, in der Anlage ihrer Depositengelder unvorsichtig gewesen ist, wenn auch der nächste Grund zur Unterbilanz in den Kursverlusten auf große Bestände allererstklassiger Effekten zu suchen ist. Der

Fall verdient deshalb Erwähnung, weil er wiederum zeigt, welchen Gefahren bei nicht vorsichtiger Geschäftsführung die Depositengläubiger ausgesetzt sind.

An der Börse hat sich dieser Tage eine sehr unvermutete und ziemlich belangreiche Kurssteigerung der reinen Kohlenwerte vollzogen. Ihren Ausgang nahm dieselbe an den Harpener Aktien. Man wollte wissen, daß der bayerische Staat, der von Zeit zu Zeit immer wieder als Reflektant auf dieses oder jenes Kohlenbergwerk genannt wird, sich diesmal die Harpener Gesellschaft als Kaufobjekt ausersehen habe. Indessen lag der wahre Grund für diese Kursbewegung wohl in dem Ergebnis der großen Kohlenverdingung der belgischen Staatsbahn. Diese hat für Steinkohlen und Briketts höhere Preise gebracht, und der noch immer am Werke befindliche Optimismus war sofort bereit, hieraus Rückschlüsse auf eine Besserung der Marktlage im allgemeinen zu ziehen. Daß aber im Gegenteil die Lage der reinen Kohlenwerte eine recht prekäre ist, geht aus den an dieser Stelle früher schon erwähnten Auslassungen unzweifelhaft hervor; es erscheint daher eine Warnung vor einem erneuten Aufflackern des Spekulationsfiebers durchaus am Platze.

Spectator

Bücherliste

Vasari, M. Giorgio: Le vite de' piu eccellenti pittori scultori e architettori. Parte I. Herausgegeben mit kritischem Apparate von Prof. Dr. Karl Frey. München, Georg Müller.
Ein eingehendes Referat über diese große Vasari-Ausgabe hat Prof. Dr. Konrad Lange in Tübingen übernommen.

Steinberger, Alfons: Hans Dollinger und Krako. Ein Sang von der Donau. Regensburg, G. J. Manz. M. 1.—.

Reisiger, Hans: Stille Häuser. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. M. 2.50.

Hehn, Viktor: Über Goethes Gedichte. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Hamburger. Herausgegeben von Paul Bröcker. Hamburg, Otto Bröcker & Co. M. 6.50.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber **George Cleinow-Schöneberg**, für den litterarischen Teil und die Redaktion **Heinz Amelung-Friedenau.** — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

444. **Pfarrer**, 1. 10., Oderbruch.
475. **Bürgermeister** (4200 M.), 1. 7., Sachsen.
477. **Hilfsprediger** (2400 M.), 1. 9., Sachsen.
478. **Pfarrer** (3000 M.), 1. 12., Westf.
479. **Tierarzt** (250 M. mon.), bald, Sachsen.
484. **Hauslehrer**, f. 11jähr. Knab. u. 9jähr. Mädch., 1. 8., Pommern.
485. **Hauslehrer**, ält., erf., f. 3 Knab. (Sexta), 1. 7., Rheinland.

B. Für Damen.

449. **Erzieherin**, 1. resp. 15. 8., Mecklbg.
450. **Erzieherin**, gepr., mus. (im Ausland gew.), 1. 8.
456. **Erzieherin**, f. 11jähr. Knaben, 1. resp. 15. 8., Mecklbg.
458. **Erzieherin**, f. 15jähr. Mädch. (mus., ev., erf.), 1. 7., Hannover.
459. **Erzieherin**, f. 2 Mädch. (Mus.), 1. 7., Pommern.
461. **Erzieherin**, ev., mus., gepr., 1. 8., Ostpr.
463. **Lehrerin**, erf., ev., 1. 8., Hannover.
469. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 7., Nm.
470. **Erzieherin**, erf. in Sprach., Schlesien.
471. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 7., Schlesien.
480. **Lehrerin**, f. 1 Mädch. (Engl. u. Frz. im Auslande erl.), 1. 7., Posen.
481. **Lehrerin**, f. 3 Kind., f. einf. Forsthaus, 1. 10., Hannover.
482. **Feingebild. Erzieherin**, staatl. gepr., f. 11jähr. Mädchen, 1. 9., Bayern.
483. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., f. 1 Mädch., 1. 8., Nm.
486. **Erzieherin**, gepr., mus. (Malen, Sprach., Latein), f. 10jähr. Knaben, Beschäft. mit 18jähr. Tochter, 1. 10., Mecklenburg.
487. **Lehrerin**, gepr., ev., erf., f. 10jähr. Mädch. (Sprach., Musik), Mitte August, Bad Kissingen.
488. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., f. 2 Mädch. u. 2 Knab., 1. 7., Posen.
489. **Erzieherin**, ev., mus., f. 8jähr. Mädch. (Zeichnen erw.), 1. 8., Pommern.
490. **Erzieherin**, gepr., f. 3 Kind. (Latein erw.), 1. 8., Schlesien.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Pseudokonservativismus in der Schule

Von Prof. Dr. Ludwig Kemmer-München

Vierundzwanzig Jahre dauerte es, bis das gezogene Geschütz den Widerstand der Anhänger des glatten Geschützes so weit überwunden hatte, daß die entscheidende Behörde, die preußische Artillerieprüfungskommission, auf den Antrag des Prinzen Adalbert von Preußen Versuche zur Auswahl gezogener Geschützkaliber anstellte, und sicher ist auch bei diesem Kampfe des besseren Neuen mit dem überholten Alten leidenschaftlich auf die Verdienste des alten Systems, mit dem man die Schlachten der Befreiungskriege geschlagen und von den märkischen Burgen bis zu den französischen Festungen im Jahre 1815 viel feindlichen Trotz gebrochen hatte, hingewiesen worden. Das Alte hat Verdienste, das Neue bietet nur Verheißungen. Man kann den preußischen Generalinspekteur der Artillerie verstehen, der noch nach dem Siege des gezogenen Systems sich nur im Dienste zu der neuen Waffe bekehrte, in seinem Innern aber dem alten Glauben anhing und wünschte, „bei seinem Tode solle nur mit glatten Geschützen Salut geschossen werden".

Bei dem Kampfe gegen die alte, Volkskraft vergeudende Mittelschule handelt es sich aber viel weniger um einen Kampf zwischen Verdienst und Versprechen als um den zwischen Schaden und Schadenverhütung.

Im Jahre 1890 waren unter den 5000 Einjährig-Freiwilligen des Garde- und I. bis XI. Armeekorps 29,7, rund 30 Prozent mit Kurzsichtigkeit behaftet. Von diesen Kurzsichtigen hatten 23,3 Prozent den Berechtigungsschein durch ein Examen vor einer besonderen Prüfungskommission erlangt, 27,2 Prozent durch den erfolgreichen Besuch der Untersekunda eines Gymnasiums oder Realgymnasiums, 30,2 Prozent waren Abiturienten der höheren sechsklassigen Bürgerschulen, 36,6 Prozent Abiturienten der höheren neunklassigen Lehranstalten.

Angesichts dieser Zahlen beriet die erste Berliner Schulkonferenz die Fragen: „Inwieweit ist es, auch bei Verminderung der Gesamtzahl der Schulstunden, möglich, durch intensiven methodischen Unterricht die Hauptarbeit in die Schule zu verlegen, namentlich in den unteren Klassen?“ und: „Was hat zur weiteren Hebung des gegenwärtig meist in zwei Wochenstunden und vielfach an große Abteilungen erteilten Turnunterrichts zu geschehen, und welche sonstigen Einrichtungen zur körperlichen Ausbildung der Jugend sind zu pflegen?“ Die Konferenz faßte den Beschluß: „Die von der Konferenz vorgeschlagene Verminderung der wöchentlichen Lehrstunden darf nicht eine Vermehrung der häuslichen Arbeiten zur Folge haben“, und erklärte als „unerläßliche, wenn auch in ihrer Verwirklichung nach den örtlichen Verhältnissen zu bemessende Vorbedingungen zur Erfüllung der an Lehrer und Schüler zu stellenden Forderungen . . . Pflege der Spiele und körperlichen Übungen, welche letztere als tägliche Aufgabe zu bezeichnen sind, insbesondere also Verstärkung und Hebung des Turnunterrichts, Erteilung desselben womöglich durch Lehrer der Anstalt; Begünstigung der Pflege des Körpers und der Erfüllung der Forderungen der Schulhygiene, Kontrolle der letzteren durch einen Schularzt, Unterweisung der Lehrer und Schüler in den Grundsätzen der Hygiene, sowie in der ersten Hülfsleistung bei Unglücksfällen“. Eine der Thesen des hessischen Geheimen Oberschulrats Dr. Schiller, die durch diese Beschlüsse erledigt wurden, hatte gelautet: „Auf allen Stufen ist zum Zwecke der Bekämpfung der Schulmyopie die häusliche Schreibarbeit erheblich zu beschränken und durch Aufgaben zu ersetzen, welche die Selbsttätigkeit des Schülers mehr fördern. Namentlich sind Aufgaben zu wählen, welche von selbst zu freier Arbeit des Schülers und zur Entwicklung seiner besonderen Anlagen und Neigungen überleiten. Die häuslichen fremdsprachlichen schriftlichen Übungen (Exerzitien und Aufsätze) sind entbehrlich, und die deutschen Aufsätze können mit Vorteil teilweise durch kleine freie Schularbeiten ersetzt werden.“

Die Einwände und Bedenken, die gegen Schillers These vorgebracht wurden, waren aus Optimismus gegenüber den in den Schulen herrschenden Gesundheitsschäden und aus Pessimismus gegenüber der Jugend seltsam gemischt.

Da äußerte sich ein Konferenzmitglied über die Schülermyopie folgendermaßen: „Die Frage . . . wie weit die Schule an der um sich greifenden Myopie schuld ist, kann ich nicht beurteilen. Selbstverständlich bringt ja, wie ein geehrter Herr Vorredner schon hervorgehoben hat, die Beschäftigung mit nahen Gegenständen die Gefahr mit, daß das Auge auf nahe Gegenstände sich einrichtet; das ist bei vielen Beschäftigungen der Fall, ohne daß wir unsere Sorge auf diese Beschäftigungen ausdehnen können. Ich habe aber den Eindruck, daß ich zu den Bekämpfungsmitteln der Myopie, die der Herr Geheimrat Dr. Schiller vorschlägt, noch ein anderes hinzufügen kann. Mit Freuden habe ich den Vorschlag des Herrn Geheimrats Dr. Graf begrüßt, daß für jede Schule ein Schularzt angestellt werden soll. Nun, meine Herren, geben wir dem Schularzt

als erste Aufgabe, sofort alle Schüler, namentlich die Brillen und Kneifer tragenden, auf ihre Kurzsichtigkeit zu untersuchen, (Sehr gut!) und autorisieren wir ihn, wenigstens die Hälfte der Brillen und Kneifer zu konfiszieren, (Sehr richtig!) und zweitens geben wir ihm den Auftrag, die Schüler, sobald sie den Gebrauch einer Brille oder eines Kneifers für notwendig halten, zunächst ihr Auge zu untersuchen und ihnen nur mit einer schriftlichen Erlaubnis das Brillentragen zu gestatten — ich glaube, dann werden wir die Kurzsichtigkeit doch in erheblichem Maße beschränken. (Sehr gut! Heiterkeit.)" Man ist gewohnt, die Mitglieder großer und kleiner Parlamente so oft und ohne Wahl lachen zu hören wie die seligen Götter Homers, aber daß gerade dieser Witz sehr gut gefunden und mit Heiterkeit gedankt wurde, enttäuscht und verletzt, und man hat Mühe, sich die Dankbarkeit eines solchen Kreises für einen solchen Witz mit der abstumpfenden Wirkung langer Beratungen zu erklären. Denn in den zitierten Worten ist ein Tropfen Gift. Das gleiche Gift des Mißtrauens und der Feindseligkeit gegen die Jugend, das den wirklichen Zusammenhang: Hockerzesse in der Zeit raschen körperlichen, langsamen geistigen Wachstums verursachen Sexualexzesse, durch die Konstruktion: Sexualexzesse haben das Erlahmen der geistigen Leistungsfähigkeit zur Folge, ersetzen möchte. Wenn erst wirklich einmal Schulärzte an die Prüfung der Schüleraugen gehen, dann wird die erste Untersuchung nicht die Folge haben, daß die Hälfte der Brillen und Kneifer als unnötig erkannt und durch Entlarvung der affektierten Kurzsichtigkeit das Maß der wirklichen Kurzsichtigkeit als erheblich geringer erwiesen wird, sondern die konstatierte Zahl der Kurzsichtigen wird die bisher bekannte übersteigen, ein paar Gigerlkneifer — Gigerlbrillen gibt es nicht — werden verschwinden, dafür werden in allen Klassen Augengläserträger erscheinen, die vor der Untersuchung durch den Schularzt keine Ahnung hatten, wie arm sie schon waren oder zu werden drohten.

Die Schulkonferenz vom Jahre 1890 glaubte also noch an Gigerlbrillen. Im Jahre 1895 fand Overweg bei eingestellten Einjährig-Freiwilligen 45 Prozent Kurzsichtige. Im Jahre 1897 stellte Seggel fest, daß bei einem Truppenteil von 1600 Mann von den Bauern 2, von den Tagelöhnern und Städtern 4, von den Handwerkern und Gewerbsleuten 9, von den Kaufleuten, Schreibern und anderen Naharbeitern 44, von den Einjährig-Freiwilligen 58, von den Gymnasialabiturienten $65^1/_2$ Prozent kurzsichtig waren.

Zur Anstellung von Schulärzten, Unterdrückung der affektierten Kurzsichtigkeit, Feststellung des ganzen Umfangs der wirklichen Kurzsichtigkeit, zu all diesen Voraussetzungen der Bekämpfung des schweren Übels war es noch nicht gekommen, als die zweite Schulkonferenz vom 6. bis zum 8. Juni 1900 in Berlin über Fragen des höheren Unterrichts verhandelte.

Der Minister rühmte die Arbeit, die inzwischen geschehen sei: „Die körperlichen Übungen haben eine weit größere Beachtung und Pflege gefunden als in früherer Zeit." Die Turnstunden waren von zwei auf drei vermehrt worden,

Turnspiele wurden an fast allen Schulen wahlfrei, an einigen auch verbindlich betrieben, der Sport hatte an den Mittelschulen Eingang gefunden, „mehr als vierzig Schülerrudervereine bestanden".

Die Fortschritte im Turnen wurden anerkannt, die weitere Förderung des Wassersports wurde von dem Kommandeur des Kadettenkorps dringend empfohlen, aber die Worte Kurzsichtigkeit, Augenpflege wurden nicht mehr ausgesprochen.

An dieser Konferenz nahm kein Militärarzt teil. An die Beziehungen zwischen der körperlichen Erziehung in der Mittelschule und im Heere erinnerte nur der Kommandeur des Kadettenkorps mit einigen bescheidenen und optimistischen Sätzen. Das Wort Überbürdung fiel nicht mehr. Am Schlusse der letzten Sitzung zog Geheimrat Professor Dr. Emil Fischer die Summe der Beratung dieses Gegenstandes, indem er als Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamts folgende Erklärung abgab: „Die hygienische Seite der Schuleinrichtungen ist im Laufe der Debatte nicht berührt worden. Bei der Schulkonferenz vom Jahre 1890 hat man gerade diesem Punkt eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und besonders die Überbürdungsfrage sehr ernsthaft diskutiert. Diesmal habe ich den Eindruck gehabt, daß man mehr der gegenteiligen Anschauung zuneigt und es nicht für bedenklich hält, den Schülern wieder eine größere Arbeitslast aufzubürden. Dagegen möchte ich im Interesse der Schulhygiene und der allgemeinen Hygiene Protest erheben. Ich bitte deshalb die Schulverwaltung, von den vielen Anregungen, die gestern und heute hier gegeben wurden, nur so weit Gebrauch zu machen, als es ohne Vermehrung der Unterrichtsstunden geschehen kann. Erst wenn die Mittelschulen uns die jungen Leute nicht allein mit gebildetem Geiste, sondern auch mit gesundem Körper zur Universität bringen, sind ihre Aufgaben ganz erfüllt."

Noch im Jahre 1888 hatte die Heeresverwaltung die Schrift „Naturforschung und Schule", in der Professor Dr. Preyer, auf unzulängliches Material gestützt, den höheren Schulen vorwarf, sie schädigten die Wehrtüchtigkeit, als wertlos bezeichnet. Wenige Jahre später, im Jahre 1890 auf der Dezemberkonferenz, mußte die Heeresverwaltung gegenüber der Schulverwaltung betonen, daß es keineswegs tröstlich sei, wenn von den zum einjährig-freiwilligen Dienst Berechtigten des Jahrfünfts 1877 bis 1881 nur 45 Prozent während dieser Zeit dienten, aber nicht 55 Prozent, sondern nur 22 Prozent dauernd untauglich waren. Die beiden militärischen Kommissare des Kriegsministeriums mußten zur Zerstreuung optimistischer Nebel die Selbstverständlichkeit aussprechen, daß nicht nur die Zahl der dauernd Untauglichen, sondern auch die Summe der dauernd und der zeitlich Untauglichen „militärisch von der größten Bedeutung sind": „Wenn am 1. September 1890 . . . 50 Prozent der Dienstpflichtigen körperlich untauglich sind — gleichviel ob dauernd oder zeitweilig — und es wird am 1. September mobil gemacht, so fehlen alle diese Leute. Darauf aber kommt es der Heeresverwaltung hierbei an. Die Armee ist ein Kapital, das sich verzinsen soll in der Stunde der Gefahr; wenn dieses Kapital alsdann die

Zinsen nicht bringt, die man von ihm erwarten muß, so kann dies unter Umständen zum Ruin des Vaterlandes führen." Damals war schon von der Heeresverwaltung eine Zählkartenstatistik „ernstlich in Erwägung genommen worden". Aber sehr langsam, es dauerte noch dreizehn Jahre, entschloß man sich zur Ausführung dieses Gedankens. Professor Dr. Greeff fand im Jahre 1904 unter den Schülern des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, des Wilhelms-Gymnasiums und des Gymnasiums zum grauen Kloster zu Berlin 32, 30, 30 Prozent Kurzsichtige, von Sexta bis Oberprima eine Steigerung von 16 bis 38 Prozent. Oberstabsarzt Dr. Nicolai stellt ebenfalls im Jahre 1904 bei eingestellten Einjährig-Freiwilligen 36,9 Prozent Kurzsichtige fest.

Durch eine Verfügung des preußischen Kriegsministeriums vom 9. April 1904, der sich das bayerische Kriegsministerium anschloß, wurde die Ausfüllung einer Zählkarte über jeden jungen Mann, der sich zum einjährig-freiwilligen Dienst meldete, angeordnet. Aus dem Zeitraum 1904 bis 1906 erhielt man die Zählkarten über 80454 zum einjährigen Dienst berechtigte junge Leute. Von diesen waren nach den Zählkarten dauernd untauglich 18406, zeitlich untauglich 27804, zusammen 46210, also 57,4 Prozent. Die 27804 zeitlich Untauglichen wurden bei den weiteren Untersuchungen nicht berücksichtigt. Die Beschränkung der Untersuchungen auf die 52650 endgültig Abgefertigten hatte die Folge, daß das Verhältnis zwischen den Tauglichen und den dauernd Untauglichen der untersuchten Jahrgänge nicht ganz richtig festgestellt werden konnte. Eine weitere, die endgültige Entscheidung über sämtliche Zurückgestellten der Jahrgänge 1904 bis 1906, also den Ablauf mehrerer Jahre voraussetzende Untersuchung wird diese Zahlen richtig stellen. Die Tabelle über die Verbreitung der Kurzsichtigkeit, die Oberstabsarzt Dr. Nicolai nach diesen Zählkarten aufgestellt hat, gebe ich hier. Nicht nur von reichem und von kargem Boden, sondern auch von Sorge und Sorglosigkeit ist darin die Ernte verzeichnet:

Von den zum einjährig-freiwilligen Dienst Berechtigten waren kurzsichtig:

	Prozent		Prozent
in Schleswig-Holstein	24,5	in Baden	35,4
„ Westfalen, Schaumburg-Lippe, Lippe	26,8	„ Schlesien	36,1
im Rheinland	27,5	„ Preußisch Sachsen, Anhalt	36,3
in Hessen-Nassau, Waldeck	28,2	„ Unterfranken	36,4
„ Elsaß-Lothringen	29,1	„ Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz	36,5
„ Hessen	29,5	„ Posen	36,8
„ den Hansestädten	30,8	„ Württemberg	37,4
„ Hannover, Oldenburg, Braunschweig	31,0	„ Berlin	38,0
„ Ostpreußen	31,7	„ Oberfranken	39,7
„ Westpreußen	32,3	im Königreich Sachsen	39,8
„ Mittelfranken	32,7	in der Oberpfalz	40,2
		„ den thüringischen Staaten	40,8

	Prozent		Prozent
in der Pfalz	32,9	in Schwaben	41,0
„ Pommern	34,1	„ Niederbayern	41,3
„ Brandenburg	34,5	„ Oberbayern	41,8

Die Kraftverlustzahlen, denen sich die Schulkonferenzen in Berlin 1890 und 1900 gegenüber sahen, erschütterten das durch volksanthropologische Vorstellungen gestützte Selbstbewußtsein der Vertreter der alten Schule nicht.

Der Optimismus der um jeden Preis konservativen Schulpolitiker wird auch vor den neuesten Zahlen nicht verstummen. Es gibt eben einen schrankenlosen Optimismus, der Sturmwolken immer Lämmerwolken nennen und Fieberröte für Gesundheitsröte halten wird, bis der Gegenstand seiner Sorglosigkeit zusammenbricht.

Ich glaube, daß der Optimismus, womit Adolf Matthias auf die seit der zweiten Berliner Konferenz verflossenen zehn Jahre zurückblickt*), berechtigt ist. Der verehrte Mann hat selbst an dem Fortschritt des Mittelschulwesens kräftig mitgewirkt, hat selbst auf den beiden Konferenzen die Sache der Jugend geführt, er mag sich der Beseitigung der „Normal- und Gamaschenlehrpläne", des Gedeihens der Schüler-Wander-, -Turn- und -Rudervereine, der Tatsache, daß im Jahre 1908 schon an die hundertundvierzig Rudervereine mit nahezu dreitausend Ruderern an höheren Schulen bestanden, besonders der drei Turnstunden und der halben Stunde für Frei- und Atemübungen freuen, womit der preußische Unterrichtsminister die Jugend beschenkt hat. Aber die körperliche Erziehung gewinnt nicht überall in Deutschland in diesem Schritt Boden. In Bayern haben wir noch die zwei Turnstunden der sieben Monate nach der ersten Berliner Konferenz eingeführten Schulordnung und das Flickwerk der Spielstunde. Ich kann Matthias nicht freien Herzens zustimmen, wenn er sagt: „In unseren Schulen hat ja — und das hat ihnen nicht zum Unsegen gereicht — allezeit die Autorität des Lehrers gute Geltung gehabt, wie überhaupt in unserem Staate und im Beamtentum die Autorität wie ein rocher de bronze dasteht." Und wenn er sich freut, „daß die von den Schülern gewählten Vertrauensmänner dahin wirken, daß das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern freundlicher, offener und — sagen wir rund heraus — freundschaftlicher und wahrer wird, und daß der Freude an der Schule Platz macht der dumpfe und freudlose Zwang von ehedem", so liegt in dieser Freude über die sich vollziehende Besserung das Zugeständnis, daß das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern zum mindesten noch nicht freundschaftlich und wahr genug ist und daß der dumpfe und freudlose Zwang von ehedem auch noch im Heute herrscht.

Ich habe in meiner Schrift „Grundschäden des Gymnasiums" nachgewiesen, daß die jetzt geltenden Unterrichtsziele des Gymnasiums die körperliche und die sittliche Kraft der Schüler schädigen. Daß ich mich in dieser Schrift auf die

*) Berliner Tageblatt vom 26 November 1910, Nr. 600.

Kritik des Gymnasiums beschränkte, ist darin begründet, daß ich eben nur diese Schule aus meiner Schulzeit und aus meiner Lehrtätigkeit kenne. Ich nehme nach den Lehrplänen an, daß die Überbürdung der Jugend an den Realschulen noch größer ist als an den humanistischen. Ich nehme auch als wahrscheinlich an, daß die aus der Überbürdung sich ergebenden sittlichen und gesundheitlichen Schäden sich auch an den Schülern der Realschulen zeigen. Jedenfalls entsprang die Benennung meiner Schrift nicht besonderer Abneigung gegen die Schulform, an der ich selbst tätig bin, sondern der Sorge um die mir bekannte Jugend und der auf meine Erfahrung gegründeten Befürchtung, das Gymnasium, das trotz der beginnenden Abwanderung zu den Realanstalten dem Volke noch jahrzehntelang den größten Teil seiner Führer liefern dürfte, werde schwache Führer und starke Verführer liefern.

Im übrigen hat mich keiner meiner Kritiker widerlegt. Man hat es natürlich gefunden, daß von Schülern, die neun Jahre unter staatlicher Kontrolle stehen, über deren schönste Jugendjahre die Schule schrankenlos verfügt, am Ende der Schulzeit nicht mehr als 62, 64, 66, 67 Prozent für den Heeresdienst tauglich sind. Man hat selbstbewußt darauf hingewiesen, daß die Schüler höherer Lehranstalten zum Waffendienst tauglicher waren als die übrigen Heerespflichtigen, 64,7 Prozent: 57,3 Prozent. Man hat das oft nicht erklärbare Licht, das aus der Statistik auf die Mittelschulen fiel, addiert, um das Dunkel des schweren, restlos erklärbaren Schattens, der die Schule trifft, zu erhellen. Das heißt die Krankheit unterschätzen, weil noch ein Gesundheitsrest vorhanden ist. Der Arzt richtet den Blick auf das Krankheitsbild, nicht auf die Gesundheitsreste. Aber auch dieser Gesundheitsrest muß jedem, der sein Volk liebt, zu klein sein, er darf ihm nicht genügen. Die Zahl 57,3, die die Tauglichkeit der nicht zum einjährig-freiwilligen Dienst berechtigten deutschen Wehrpflichtigen bezeichnet, ist erschreckend niedrig. Sie ist der Rest der Volkskraft, den die Vererbung von Krankheiten, die Not des Elternhauses, und daraus hervorgehend die Mängel der Ernährung, Kleidung, Wohnung, die Vernachlässigung von Krankheiten, die verkrüppelnde, zerrüttende Ausnützung der kindlichen Kraft übrig lassen. Was besonders auf dem Lande an der Tauglichkeit nagt, schildert Generalstabsarzt Dr. v. Vogl überzeugend: „Der Untauglichkeit am Lande liegen . . . vor allem die Folgen schwerer Verletzungen im landwirtschaftlichen Betrieb, und nur zu häufig auch in Rauferzessen als Schädelwunden, Stichwunden in Brust und Unterleib, Sehnendurchschneidung usf. zugrunde; die Plattfußbildung und die Zahl der durch Pfuscherhände schlecht geheilten Beinbrüche und Verrenkungen ist unendlich; ebenso strichweise der Kropf. Alle diese Zustände betreffen aber in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sonst ganz gesunde und kräftige Wehrpflichtige, deren Untauglichkeit für die Wehrkraft einen empfindlichen Verlust bedeutet. Noch ist eines Plus von Untauglichen vom Land zu gedenken, das sind die Opfer der elterlichen Indolenz gegenüber inneren Erkrankungen der Kinder, namentlich die Schwerhörigkeit nach erstandenem

Scharlach, die Sehstörungen bezw. Blindheit nach Blennorrhoe der Neugebornen ꝛc.; solche Krankheitszustände bleiben am Lande sich selbst überlassen, in den Städten heilen sie fast sämtlich und sicher unter ärztlicher Behandlung."

Die Jugend der Mittelschulen hat ohne Ausnahme einen Lebensförderer, die städtische Hygiene, und zum größten Teil einen zweiten, ein wenn auch nicht wohlhabendes, so doch notfreies Elternhaus, zur Seite. Vor Infektionskrankheiten und ihren Folgekrankheiten bewahren sie die Hygiene und Sorge der Eltern, auch Schädigungen im Gewerbebetrieb der Eltern ist sie kaum ausgesetzt. Dafür schafft nun die Mittelschule ein Jahrzehnt lang so ungünstige Lebensbedingungen für sie, daß die Gunst der übrigen Verhältnisse schwere Schädigungen ihrer Gesundheit nicht verhüten kann. Man darf nicht vergessen, daß das Material der Mittelschulen eine soziale Auslese darstellt. Von dieser Auslese werden nur 64,7 Prozent wehrtauglich, von 50407 Mittelschülern sind 17813, von 25246 Gymnasiasten 9550 dauernd untauglich. Vielleicht hat die absolute Zahl eher als die Prozentzahl die Kraft, die Überzeugung zu verbreiten, daß jede Schule ein Wehrkraftgehege sein muß. Von der Erkenntnis und der Erfüllung dieser Pflicht sind die Gymnasien am weitesten entfernt. Man kennt seit vierzig Jahren die schwersten Schulschäden, seit zwanzig Jahren arbeitet man mit Palliativmitteln daran herum. In Bayern beträgt die Zahl der dauernd untauglichen Mittelschüler nicht 37,8, sondern 39,3 Prozent. Die Mittelschulen bringen nur 60,7, die Gymnasien nur 57 Prozent Wehrfähige auf, von 5644 bayerischen Mittelschülern sind 2221, von 2914 bayerischen Gymnasiasten 1252 dauernd untauglich. Das Aufgebot der bayerischen Gymnasiasten ergibt statt eines kriegsstarken Regiments zu zwölf Kompagnien nur sieben Kompagnien.

Wer eine Mittelschule besucht hat, weiß, wie unter dem Drucke der übermäßigen Forderungen die Arbeitskraft erlahmte, die Arbeitsfreude erlosch und wie Lug und Trug die Arbeitsgenossen der Blüte des Volkes waren. Wer eine Mittelschule besucht, weiß, daß Lug und Trug die Knappen der Junkerlein und der Junker sind. Warum sieht man diesem Schaden nicht ins Gesicht? Warum bindet man ihm die kindliche Maske des Mundraubs vor, warum entschuldigt man ihn als Kosmopoliten, warum nimmt man ihn als interscholare Unsitte mit fatalistischer Ergebung hin? Jeder Lehrer, jeder, der eine Mittelschule durchlaufen hat, weiß, daß aus dem naiven Mundraub eine raffinierte Technik des Trugs wird. Daß die Chinesen Examenzellen brauchen, ist kein Grund für uns, zuzulassen, daß unsere Knaben unter der Bürde der Schule lügen und betrügen lernen. Und daß auch unsere Mädchen in dieser Not lügen und betrügen, vertieft die Schatten im Bilde unserer Schulen und erschwert unsere Verantwortung gegenüber der Nachwelt. Es fehlt nur noch, daß man das „Spicken" als echt deutsche Sitte historisch begründet und aus der Francisca fides für unsere Schüler das Recht ableitet, ihre Schwäche gegenüber den Anforderungen der Schule mit den gleichen Mitteln auszugleichen, womit die Germanen bisweilen die Schwäche ihrer Zahl oder ihrer Bewaffnung oder ihrer Taktik ausglichen.

Warum fragt im Parlament keine Seele den Minister, ob in den Schulen auch alles getan werde, was zur Erhaltung unserer Rassenkraft nötig ist? Warum hat keiner der inaktiven Offiziere im Parlament, denen die Gefolgschaftstreue die Sorge um das Königtum vor allem zur Pflicht macht, diese Frage ausgesprochen? Viel Treue schlummert nahe am Feinde, wo sie wachen sollte.

In der bayerischen Ersten Kammer wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß der klassische Lehrstoff immer mehr zurückgedrängt werde. Der Minister bezeichnete diese Sorge als unbegründet. Sie war in einem Herzen wach geworden, das treu am Königshause und am Vaterlande hängt. Aber auch diese wache Treue erkannte die wirkliche Gefahr nicht.

Von den bayerischen Wehrpflichtigen, die zum einjährig-freiwilligen Dienst berechtigt sind, gehen 39,3 Prozent dem Heere verloren. Von den bayerischen Gymnasiasten sind 43 Prozent untauglich. Von 2914 geht 1252 die Ehre der Waffen verloren. Vielen von ihnen geht damit noch mehr verloren — die Kraft germanischen Empfindens. Und dadurch wird der Rückgang der Wehrfähigkeit unserer Mittelschüler zu einer Gefahr für unsere Staatsform: Wer einem Germanen die Waffe nimmt, zerreißt das stärkste Band, das ihn mit dem König verbindet.

Das Königtum ist wurzelechtes Germanentum, es wird durch Gefühlskräfte genährt, die für den Germanen charakteristisch sind, durch die Liebe, die vom engsten Geschlechtskreise und von der Familienscholle aus die Sippe, den Stamm, das Volk, den Gau, das Land, das Reich erfaßt, die den Germanen zu dem Geschlecht, dessen Wurzeln am tiefsten in die Vergangenheit reichen, dessen Ahnen schon seinen Ahnen als Helfer und Führer lieb geworden waren, wie zum älteren Bruder aufsehen und ihn das Dasein dieses Geschlechts wie das wärmende, bergende Dach einer älteren Generation über seinem Leben empfinden macht. Diese Liebe wird durch eine Summe kriegerischer Empfindungen verstärkt. Wo die Urform des germanischen Staats monarchisch war, da gewann das Königtum aus der Treue, die die Gefolgschaft mit dem Führer im Felde verband, seine größte Kraft. Und allmählich wurde das Königtum auch der Erbe des reichen Treuehortes, der dem Herzogtum und der Gefolgschaft in republikanischen Staaten erwachsen war.

Die Liebe zum Vordersten im Kampfe und in der Arbeit des Friedens, zum Fürsten, ist die Hauptstütze der Monarchie. Sie setzt Rasseninstinkte und darum Rassenkraft voraus.

Schulen, die der besten deutschen Tugend, der Gefolgschaftstreue, die Nahrung entziehen, indem sie die Rassenkraft ohne Pflege verkümmern lassen, machen die stärkste Stütze des Königtums wanken. Denn mit vielen der jungen Männer, die die Schule für den Heeresdienst untauglich werden läßt oder untauglich macht, geht eine lebendige Säule, eine Schulter unter dem Schilde verloren, der den König trägt.

Musik und Satire

Von Dr. Wilhelm Kleefeld-Berlin

Wenn uns Jean Paul in seiner sarkastischen Geistesschärfe nicht weniger als vier Stufen des Zynismus nachweist, so müßte Karl Storck in seinem Werke „Musik und Musiker in Karikatur und Satire" (Eine Kulturgeschichte der Musik aus dem Zerrspiegel. Oldenburg, Gerh. Stalling) wohl einige Dutzend Schattierungen und Übergänge der in dieses Gebiet fallenden Äußerungen auseinanderhalten. Er begeht daher gewiß kein Unrecht, wenn er, um leichter zu seinem Ziel zu gelangen, der philologischen Definition von Humor, Satire, Parodie, Travestie, Karikatur usw. aus dem Wege geht und sich vielmehr an die Wirkung hält, die allen diesen Äußerungen menschlichen Geistes gemeinsam ist. Die Satire in ihrer wechselnden Erscheinung will ihr Urteil sagen, mag dies mild oder scharf, absprechend oder zustimmend sein. Sie sucht einen Weg, über die Klippe dogmatischer Auseinandersetzung hinwegzukommen, um desto sicherer alle widerstrebenden Meinungen einzufangen und über gehässige und abstoßende Auffassung hinaus Kritik zu üben. „Die Hauptsache ist" — heißt es bei Jean Paul — „daß das flüchtige Salz des Komischen manche Gegenstände, die wie ketzerische Meinungen in üblem Geruche stehen, so schnell zersetzt und verflüchtigt, daß der Empfindung gar keine Zeit zur Bekanntschaft mit ihnen gelassen wird. Da das Lachen alles in das kalte Reich des Verstandes hinüberspielt: so ist es weit mehr noch, als selber die Wissenschaft, das große Menstruum (Zersetz- und Niederschlagmittel) aller Empfindungen, sogar der wärmsten; folglich auch der ekeln." Also das Lachen, hervorgerufen durch das Komische, soll uns gewinnen. Umspannen wir demnach in der musikalischen Satire die Verstandesäußerungen, die dieses Lachen auslöst.

„Auf daß die Satire im strengsten Sinne entstehe, muß eine Erscheinung des Lebens als Schaden oder als Belästigung empfunden werden. Die Satire gegen Musik und Musiker setzt also voraus, daß der Musikbetrieb einen Umfang oder Formen angenommen hat, die dem auf der Kulturwarte stehenden Satiriker Anlaß zur Verhöhnung geben." Solchen Anlaß fand er nun zu allen Zeiten. Die soziale Geringschätzung des Musikers, die ihm noch als Erbteil seiner Ahnen, der „fahrenden Leute", überkommen war, warf grelle Schlaglichter auf die Kunstvertreter, die durch Geniebegnadung oder Glück zu den höchsten Stufen gesellschaftlicher Ausnahmestellung emporgestiegen waren. Und gerade in diesem Widerstreit des allgemein Bohememäßigen gegen das vereinzelt Überragende lag ein willkommener Anlaß

zum Spott. Das seltsam Groteske, das dem Musikanten des Mittelalters, dem Spielmann, anhaftete, es schimmerte verstohlen noch hinter diesen Helden des Glücks auf. Wie jener, der außerhalb der bürgerlichen Gesetze stand, neben einer gewissen Furcht einen geheimnisvollen Zauber vermöge seiner ans Herz packenden Kunst auf die Gemüter des Volkes ausübte, so blieb auch gegenüber den gefeiertsten Künstlern stets ein gewisser Rest der von Ehrfurcht und Beklemmung gemischten Scheu bestehen. Insbesondere gilt dies von den welterobernden Virtuosen, die seit Beginn des modernen Konzertbetriebs das Publikum in Taumel versetzen. Charakteristisch dafür ist die groteske Mär, die J. P. Lyser, nach Heine, über Paganini erzählt: „Ja, mein Freund, es ist wahr, was die ganze Welt behauptet, daß er sich dem Teufel verschrieben hat, Leib und Seele, um der beste Violinist zu werden, um Millionen zu erfiedeln und zunächst um von der verdammten Galeere loszukommen, wo er schon viele Jahre geschmachtet. Denn sehen Sie, Freund, als er zu Lukka Kapellmeister war, verliebte er sich in eine Theaterprinzessin, ward eifersüchtig auf irgendeinen kleinen Abbate, war vielleicht koků, er stach auf gut Italienisch seine ungetreue Amata, kam auf die Galeere zu Genua und, wie gesagt, verschrieb sich endlich dem Teufel, um loszukommen, um der beste Violinspieler zu werden." Es liegt in der Satire durchaus nicht immer die Sucht, zu verkleinern oder einem etwas „anzuhängen"; oft weiß vielmehr die aufs äußerste gehobene Spannung gar keinen anderen Weg, wieder auf die sicheren Füße des Irdisch-Menschlichen zurückzukommen. Da wird also die elektrische Spannung der Anbetung durch das „heilige Lachen" gelöst. Wenn die Versammlung über Liszts Offenbarungen am Flügel in lautloser Verzückung bebte, suchte Richard Wagner den Weg zur irdischen Atmosphäre zu gewinnen, indem er sich auf den Boden warf und zu Liszt hinkroch mit den Worten: „Liszt, zu dir muß man auf allen Vieren kommen." Die Satire als Form der enthusiastischen Anerkennung! — — —

Ein Ziel des Spottes bildete seit seiner Entstehung 1594 das Dramma per musica, die Oper. Da die ernsten Gegenbeweise, die Anfechtungen und Anfeindungen wenig ausrichteten, ergriff man die Waffen der Satire und bekämpfte die falsch verstandene und falsch geübte Kunst in unerbittlicher Schärfe. Auch die großen und größten Vertreter der Bühne blieben nicht verschont. Das Heimatland Italien scheint in der Fassung milder gewesen zu sein als Frankreich und Deutschland. Von Lulli, Rameau bis zu Gluck, Weber und Wagner hören wir die ähnlichen Einwände des logischen Widersinns, der Unvernunft. In der Komödie „Les Opéras" von Saint-Evremond, die über die seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ausgebreitete französische Nationaloper herzog, erklärt ein Vater dem Bewerber um die Hand seiner Tochter: „Jetzt haben ihr die Opern ganz den Kopf verdreht. Dieser Gesang, die Tänze, die Maschinen, die Drachen, die Helden, die Götter, die Dämonen haben sie aus dem Häuschen gebracht. Ihr armes Köpfchen hat dieser Masse von Gespenstern nicht standhalten können. Und ich bin überzeugt, daß sie eher verhungern und verdursten, als ohne Musik essen und trinken würde. Dabei behauptet sie, was ich übrigens nicht recht glauben kann, daß es bei Hofe überhaupt keinen Mann von Stellung gebe, der nicht alle seine Gespräche sänge, genau wie in der Oper. Das ist doch nicht wahr?" Darauf antwortet Guillaut: „Ich möchte nicht das Gegenteil beschwören. Wenn Sie es auf dem Theater

richtig finden, daß der Herr mit seinem Diener sich singend auseinandersetzt, wenn man sich dort singend mit dem Degen ersticht, so ist es doch schließlich nicht allzu weit dahin, daß man auch zu Hause mit den Seinigen sich singend unterhält."

Saint-Evremond war Anhänger der italienischen Oper und schroffer Gegner der französischen Musikkomödie, die er als eine „Dummheit, beladen mit Musik, Tanz und Maschinen" bezeichnete. Ein ähnliches Urteil gewinnt Rousseau in seiner „Lettre sur la musique française" (1753): „Ich glaube bewiesen zu haben, daß es in der französischen Musik weder Rhythmus noch Melodie gibt, weil die Sprache für beide nicht aufnahmefähig ist, daß der französische Gesang ein anhaltendes Gebell ist, unerträglich für jedes nicht voreingenommene Ohr, daß die Harmonie der französischen Musik roh und ohne Ausdruck ist und ausschließlich nach langweiliger Schule riecht, daß die französischen Arien keine Arien sind und daß das Rezitativ kein Rezitativ ist. Woraus ich schließe, daß die Franzosen keine Musik haben und keine haben können, und daß, wenn sie jemals eine haben sollten, es ein Unglück für sie wäre." Reiche satirische Ausbeute bot der erbittert geführte Kampf der Gluckisten und Piccinisten in Paris.

Aber wie in Frankreich, so tobte auch in Deutschland der Kampf für und wider die italienische Oper. Da die italienische Oper bei der großen Masse durch den Glanz ihrer einschmeichelnden Melodien beängstigenden Zauber übte, so war es die Pflicht des nationalen Stolzes, ihr die deutsche Kunst mit sicherer Schärfe entgegenzusetzen. Auch Karl Maria v. Weber, der sich in Dresden von den italienischen Opernmachwerken hart bedrängt sah, griff zur Feder, um mit scharfer Satire gegen die Mißbräuche anzukämpfen. Er machte vor allem dem Publikum den Vorwurf, daß es sich zu gleichgültig verhalte. In einem Hanswurstspiel, das als Intermezzo auf einem Balle geboten wird, ließ er zuerst die italienische, dann die französische Oper mit großen Balletteinlagen aufführen. Dann „entstand eine Pause. Das Publikum fing an nach und nach unruhig zu werden. Wiederholte Pause! Neuer, verstärkter Tumult! Die deutsche Oper wollte noch immer nicht zum Vorscheine kommen. Die Direktion kam bei dem zunehmenden Lärmen in die größte Verlegenheit; endlich erschien Hanswurst, ganz erschöpft und in Schweiß gebadet und sprach:

‚Hochverehrtes Publikum, verzeihe, wenn ich keine Zeit habe, dir kürzlich zu sagen, was ich in der Geschwindigkeit vorbringen soll. Ich begreife dich wahrlich nicht; ich weiß nicht, wie du mir vorkommst. Wo bleibt deine so oft bewiesene Geduld, die sonst alles so ruhig abwartet, wenn man es dir nur sicher versprochen hat? Ich glaube gar, du bildest dir am Ende ein, recht zu haben? Nun, warte nur noch ein wenig. Es ist fast billig, dir auch zu sagen, warum du warten sollst! Es geht, ehrlich gesagt, der deutschen Oper sehr übel. Sie leidet an Krämpfen und ist durchaus nicht auf die Beine zu bringen. Eine Menge Hilfeleistender ist um sie beschäftigt, sie fällt aber aus einer Ohnmacht in die andere. Auch ist sie dabei so von den an sie gemachten Prätentionen aufgedunsen, daß kein Kleid ihr mehr recht passen will. Vergebens ziehen die Herren Verarbeiter bald der französischen, bald der italienischen einen Rock aus, um sie damit zu schmücken, das paßt alles hinten und vorn nicht. Und je mehr frische Ärmel eingesetzt, Schleppen beschnitten und Vorderteile angenäht werden, je weniger will es halten. Nun endlich sind einige romantische Schneider auf die glückliche Idee gefallen, einen

vaterländischen Stoff zu wählen und in diesem womöglich alles zu verweben, was Ahnung, Glaube, Kontraste und Gefühle je bei anderen Nationen wirkten und wirbelten. Hörst du, Publikum? schon rollt der Donner über unserem Haupte, jetzt wird's gleich losgehen. (Er zieht sich erschöpft zurück und murmelt vor sich im Abgehen:) Die verdammte Prosa wird einem so sauer, wenn man nun einmal gewohnt ist, ein poetischer Hanswurst zu sein.' Allgemeine feierliche Stille, gespannte Erwartung im Publikum!

Agnes Bernauerin,
romantisch-vaterländisches Tonspiel.
Personen: so viel vonnöten.
Handlung: im Herzen von Deutschland.

Nachdem Verwandlung auf Verwandlung gefolgt, erscheint der Held, um in echt opernmäßiger Sinnlosigkeit die „Handlung' zu beschließen:

Doch welch wundervolles Stöhnen,
Hör' ich tief in mir so klöhnen.
Banger Ahnung Schauerwehen,
Muß ich in mir wachsen sehen.
Doch nein, ich eile, dich zu retten,
Eile.
Ja, ja, ich eile, dich zu retten,
Eile!
Rettend will ich eilen, dich zu retten,
Ja.
Eilend rettend dich mir retten,
Rettend eilend sprengen Ketten
Ei-ei-ei-ei-ei-len."

Ist es hier der Kampf des Fremdländischen gegen das Nationale, so war ein stets willkommener Stoff der Satire der Streit des Neuen gegen das Althergebrachte. Ein originelles Dokument ist der 1701 gedruckte „Bellum Musicum Oder Musicalischer Krieg, In welchem umbständlich erzehlet wird, wie die Königin Compositio nebst ihrer Tochter Harmonia mit denen Hümpern und Stümpern zerfallen.... Von Johann Beehren, Fürstl. Sächß. Weißenfelsischen Concert-Meistern".

Die kommende Generation hat sich allezeit über die absterbende hinweggesetzt, und die Geschichte der Kritik ist im Grunde „eine endlose Kette der Verkennung des Neuen". Neben Weber haben besonders Berlioz und Wagner dies bitter zu fühlen bekommen. Da man die inneren Werte nicht am Kern zu treffen wußte, so begnügte man sich damit, auf Äußerlichkeiten, auf das Massenaufgebot der Mittel, auf den Lärm der Instrumente hinzuweisen. „Um Gottes willen, ist denn Ihr Gatte taub geworden? — Wie Sie sehen. Er hat darauf bestanden, das Monstrekonzert von Berlioz zu besuchen." Wie wird Wagner als Vernichter des Gehörs, als Kanonendonnerer der Musikschlachten hingestellt! Eine ganze Bibliothek satirischer Schmähschriften in diesem Sinne hat er heraufbeschworen.

Seit der Ausbreitung der Musik im neunzehnten Jahrhundert ist auch der Ruf „Zu viel Musik“ allgemein geworden. Zwar berichtet schon Abraham a Santa Clara von „Musizierenden Närrinnen“, die ihre Hausfrauenpflichten vergessen:

Wan ich ein schöne Musick hör,
Von weiten auch nur ungefähr,
Bin ich vergnügt, laß alles stehen,
Es kan auch wie es wolle gehen.
Der Fidel-Bogen steht nit woll,
Wo man Koch-löffel finden soll.

Aber das war doch eine besondere Erscheinung. Später hat das „gassatim gehen“, das Ständchenbringen die philiströsen Gemüter, die die Ruhe liebten, verärgert. Der Großbetrieb, wie er im vorigen Jahrhundert sich entwickelte, hat freilich noch ganz andere Auswüchse gezeitigt, die der Satire reichen und mannigfaltigen Stoff liefern. Das ewige Ableiern derselben und dazu noch meist der minderwertigsten Tonstücke, das erfolglose Abmühen um die schwierigen Werke der Klassiker reizt begreiflichermaßen die Gemüter der passiven Dulder — aber auch der sachverständigen Professionisten. Wie humorvoll geißelt Berlioz die Unsitte des Pariser Konservatoriums, bei den Prüfungen sämtliche Kandidaten dasselbe Werk spielen zu lassen. Ein Mitglied der Jury muß infolge der Strapazen Äther zur Auffrischung erhalten, ein zweites gar zur Ader gelassen werden. Der Flügel spielt sich unter den Fingern von dreißig Kandidaten immer leichter und flüssiger, bis er beim einunddreißigsten ganz von selbst anfängt und das dreißigmal gehörte Mendelssohn-Konzert mit allen Tonleitern, Trillern und Arpeggien herunterspielt. „Der Flügel hatte sich an das Mendelssohnsche Konzert gewöhnt und trug es ganz allein vor.“ Man eiferte auch besonders gegen die Tonkunst, da man ihrem äußeren Sinnenreiz schädliche Einflüsse auf den Geist andichtete. So schilt Immermann im „Tulifäntchen“:

Unsre Welt verlangt mit nichten
— — mehr nach Geist und Größe,
Sinn und Tiefe, Tatenmarke;
Denn sie gähnt in der Tragödie,
Denn sie gähnt im kühnen Lustspiel,
Denn sie gähnt bei dem Gedichte,
Und bei dem Gespräche gähnt sie,
Gähnet über Männer, gähnet
Über Helden, Gott und Himmel.
Diese alte Gähnevettel
Hält nur noch die Augen auf,
Wenn die wollustmüden Nerven
Eine Opernarie kraut.

Also wieder ist es die Oper in erster Linie, die man als packendstes Beispiel der schädigenden Musik anführt. Besonders schwierig gestalten sich die Übertragungen eigengebildeter Nationalwerke in fremde Art und Sprache. Bei dem Pariser Versuch, Webers Freischütz, den man erst als „Robin des bois“ in der Opéra comique versucht hatte, in entsprechender Umgestaltung und Ergänzung nach dem Vorbild der Großen Oper zu formen, nimmt Richard Wagner das

Wort und erzählt uns sprühenden Geistes die Vorgänge, die aus Webers Meisterwerk fast eine Parodie machten. Wagner und der Wagnerkreis wählten gern die Waffen des Humors, um ihrer Meinung um so freimütiger Ausdruck zu verleihen. Als Liszt durch die um Cornelius' Oper „Barbier von Bagdad" spielende Intrige aus Weimar getrieben wurde und das Orchester sich noch einmal in dieser wehmütigen Stimmung um seinen Herrn und Meister versammelte, stimmte Cornelius am 14. August 1861 die Klage „im Löwengarten" an:

In Trauer ist heute das ganze Orchester;
Denn der Meister, seine treue Schar verläßt er.
Die ersten Geigen
Die Köpfe neigen
Und schweigen.
Die zweiten Violinen
Sekundieren ihnen
Mit betrübten Mienen.
Die Violen
Seufzen ganz unverhohlen
Oder weinen verstohlen.
Die Violoncelle
Summen eine Piangendo-Stelle
Aus einem Trauermarsch-Ritornelle.
Auch die Kontrabässe
Fühlen auf den Wangen die Blässe,
In den Augen die Nässe.
Kurz, das ganze Quartett
Trauert um die Wett'.

Nach wechselseitigem Klagen und Trauern raffen sich endlich alle auf, um Liszt die Abschiedshuldigung darzubringen:

Und Bläser und Streicher,
Und Trommler und Geiger,
Violen, Violini,
Oboen und Klarini,
Triangel und Zinken,
Zur Rechten und Linken,
Pauke samt Schlägel und Felle,
Posaunen und Violoncelle,
Und Terzflötist und Fagottist,
Und Klarinettist und Kontrabassist,
Und jeder Hornist und jeder Chorist,
Und auch der Kalkant als guter Christ,
Und was nur vom Chor und Orchester ist,
Ruft aus einem Mund: „Hoch lebe Liszt!" — — —

Wenn die Musik die Hilfe des Wortes erhält, so bietet sich ein reiches Feld dem Humor, der Satire. Aber auch durch sich selbst kann sie parodieren, aus sich selbst heraus kann sie die Geister des Spottes entfesseln, wenn auch nur innerhalb stark beengter Grenzen. Ob der Programmusiker Frankreichs im sechzehnten Jahrhundert Clement Janequin, der in seinem kunstvoll gefügten Chorwerk „La

Guerre" die Schlacht bei Marignano (1515) abmalt, hier auch nur entfernt an Satire dachte, dürfte zu bestreiten sein. Der Text des Anfangs:

Escoutez, escoutez tous gentilz galloys,
La victore du noble roy Françoys

geht später in seltsame Lautzusammenstellungen über, die die Signale, Kommandorufe, den Lärm der Kämpfenden und das Siegesgeschrei am Schlusse veranschaulichen sollen. Fan fre-re-le-le-lan fan, fre-re-le-le-lan fan fan und Pa-ti-pa-toc-von-, pon pon-, ta-ri-ra-ri-ra-ri-re-reyne usw. lösen sich ab mit dem fortlaufenden Text der Beschreibung. Wie zu jener Zeit in „Les cris de Paris" das Pariser Straßenleben durch Chorgesang veranschaulicht wurde, so hat in neuester Zeit Gustav Charpentier in dem Aktvorspiel „Das erwachende Paris" die zahlreichen Straßenrufe mit Instrumenten zu einem glühenden Gemälde vereinigt.

Das Satirische liegt hier wesentlich in der Vorlage. Schärfer wird die Karikatur, wenn der Komponist mit geistreichem Witz sich über gewisse Regeln der Komposition hinwegsetzt. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Art des musikalischen Witzes nur vom Fachmann vollauf zu verstehen ist, ja in vielen Fällen muß man sogar von geschriebenen Witzen sprechen, indem nur die Notierungsweise die Unregelmäßigkeit zeigt, unser Ohr sie aber nicht empfindet. Mozart geht in seinem „musikalischen Spaß" einmal so weit, die Hörner lauter falsche Noten blasen und zum Schluß des Stückes jeden der Musizierenden eine andere Tonart spielen zu lassen: erste Violine G-Dur, zweite E-Dur, Viola Es-Dur, Baß B-Dur, Hörner F-Dur. Ein Witz höchster Genialität ist die Verflechtung der drei verschiedenen Tänze zu einem Ganzen in dem ersten Finale des „Don Juan". Berlioz erreicht die Wirkung des Parodistischen, wenn er in der Szene in Auerbachs Keller in „Fausts Verdammung" die Zecher die „Amenfuge" anstimmen oder in der Oper „Beatrice und Benedict" seinen Chor eine fugierte „Trauerkantate" singen läßt. Die Eigentümlichkeit der Wortzerreißung und Wiederholung in Fugensätzen wurde übrigens schon frühzeitig für solche Zwecke ausgebeutet. „Um 1600 schuf Merulo eine Fuge, in der Knaben gedacht sind, die ihrem Lehrer qui, quae, quod deklinieren, es aber nicht können, so daß nun der Lehrer immer wütend dazwischenschreit. Besonders unsere deutschen Kantoren liebten recht kräftige Scherze, die zuweilen hart ans Bedenkliche streiften. Recht lustig sind einige derartige Einfälle des berühmten Telemann." Ein Dorfkantor kam auf den Einfall, das Kirmesfest und dabei auch seine Wenigkeit durch Aufführung einer neuen großen Kirchenmusik vor seiner Gemeinde einmal recht zu verherrlichen. Telemann, der bekannte fruchtbare Kirchenkomponist in dem benachbarten Gotha, sollte sie ihm komponieren, seine Kollegen aus der Nähe und deren Gehilfen zur Ausführung mitwirken. Telemann wußte, wie armselig es um die musikalischen Kenntnisse dieses Kantors und seiner Kollegen bestellt war; er lehnte also die Bitte des Kantors unter manchen Ausflüchten ab. Dieser ließ sich aber dadurch nicht beirren und wurde immer ungestümer. Telemann, halb beleidigt, halb verdrießlich, fragte endlich: „Aber ist denn schon ein Text da?" — „Den belieben Sie selbst zu wählen," versetzte der Kantor mit einem tiefen Bückling, „einen Bibelspruch oder was Sie sonst passend finden." Telemann versprach nun, die Bitte des Kantors zu erfüllen, und trug diesem auf, alles zur Probe vorzubereiten, mit der Zusicherung,

selbst mit einigen Bekannten sich dazu einzufinden. Am Morgen des Festes fand sich Telemann auch versprochenermaßen zur Probe ein. Die Stimmen wurden aufgelegt. Telemann hatte zum Texte den Spruch gewählt: „Wir können nichts wider den Herrn reden!“ und ihn als Fuge gesetzt. „Nun“, flüsterte Telemann seinen mit ihm gekommenen Freunden zu, „sollen diese Schächer ihre Sünden beichten.“ Die Fuge fing an, und aus allen Kehlen erscholl es um die Wette in Mißtönen wie Jammergeschrei: Wir — wir — wir können nichts — nichts, wieder nichts — wir können nichts — wir können nichts — wir können nichts — wir können nichts —“, bis die sämtlichen Sänger, welche lange, ohne Schlimmes zu ahnen, herzhaft geschrien hatten, durch Telemanns und seiner Begleiter unmäßiges Gelächter aus dem Traume geweckt, verdutzt und der Kantor ganz zermalmt dastanden. „Das macht sich freilich nicht gut,“ sagte Telemann; „wir wollen sehen, wie wir abhelfen können.“ Er zog ein anderes kleines Musikstück hervor, welches er nun selbst mit seinen Bekannten in der Kirche aufführte. Übrigens hinderte auch die hohe Stellung der Auftraggeber Telemann nicht, seinem Humor die Zügel schießen zu lassen. So hatte man ihm den Auftrag gegeben, zum Ratswechsel in Hamburg, der nach alter Gewohnheit mit einem festlichen Mahle, dessen Hauptgang Rinderbraten war, beschlossen wurde, die Festkantate zu schreiben. Dreyer dichtete dafür den Text, der mit den Worten schloß:

Und wenn wir alles gut vollbracht
Und für das Wohl der Stadt gewacht,
Dann essen wir Ochsenbraten.

Telemann teilte dabei bloß das letzte Wort, so daß der feierliche Schluß der Kantate klang: „Dann essen wir Ochsen, — wir Ochsen, — wir Ochsen — wir Ochsen Braten.“

Die eindringlichste Satire auf veraltete Formen sind Richard Wagners „Meistersinger“. Richard Strauß strebt ähnliche Satire in seinen sinfonischen Dichtungen an (blökende Hammelherde, Gezeter der Kritik usw.). Wie durch die Verwendung bestimmter musikalischer Formen eine gedankliche Entwicklung gewonnen werden kann, zeigt J. L. Nicodé in seinem „Sturm- und Sonnenlied Gloria“, einer Art Darstellung des Werdens eines Künstlers. Er kämpft mit seinem Schaffen gegen die Masse. Ein ausgedehntes Fugato in drei Sätzen versinnbildet den Ansturm des Künstlers. Der erste Absatz wird von einer Polka, der zweite von einem Walzer mit anhängender Koloraturkadenz unterbrochen, der dritte von einem Marsch förmlich niedergetrampelt.

Ins Parodistische gehen viele tonliche Arbeiten von Moritz Käßmayer, so „Musikalische Mesalliancen für Streichquartett mit Orchester oder auch Streichquartett mit Klavier zu vier Händen“, wo Beethoven mit Johann Strauß, Haydn mit Offenbach, Schubert mit Käßmayer, Bach mit „O du lieber Augustin“ aufs innigste vereinigt erscheinen müssen, wobei die so verschieden gearteten Herrschaften sich gar nicht übel vertragen. Freilich scheint der Sinn für solche Parodien in der absoluten Musik nicht sehr rege zu sein; sonst müßten die zahlreichen, geistvoll geschriebenen Kompositionen Käßmayers größere Verbreitung finden. Wenn es sich um volkstümliche Vorlagen handelt, wie in Siegfried Ochs' überaus geschickt gearbeitetem „Kommt ein Vogel geflogen“, so ist die Aussicht günstiger.

* * *

Wir sehen, welch mannigfaltige Anregung aus dem Storckschen Buche zu schöpfen ist. Dabei konnte es sich hier nur um eine ganz kleine Auswahl aus dem überreichen Stoffe handeln, der mit sachkundiger Hand geistvoll und erquickend aufgestapelt ist. Storck verschmäht es, historisch zu ordnen oder systematisch zu gruppieren — und er tut bei der Eigentümlichkeit des behandelten Materials sehr wohl daran —, hält es vielmehr für seine Hauptaufgabe, der geistigen Beweglichkeit des Stoffes entsprechend in dem bunt und reich schimmernden Abschnitt „von den Kräften und Grenzen musikalischer Karikatur und Satire" die Jahrhunderte zu überbrücken und zu überspringen. Die ganze Gliederung der Abschnitte ist wesentlich von dem Gesichtspunkt ästhetischen Ausgleichs geleitet.

Auch in dem zweiten Teil „Kulturbilder aus der Musikgeschichte" begnügt er sich mit einer allgemeinen Anlehnung an die zeitliche Entwicklung, ohne in die Steifheit doktrinärer Enge zu verfallen. Er vereinigt mit keckem Griff die zwei seltsam kontrastierenden Berichte „Von den alten Ägyptern und dem immer jungen Musikantendurste", zeigt uns eng verschmolzen „Das alte Rom und die neuen ‚Römer'", durcheilt die kirchliche, die weltliche Musik, die Zeit der Renaissance und des Absolutismus, um auf dem Siegeszuge der italienischen Oper und der neuzeitlichen Virtuosen reiche Ernte für sein Unternehmen zu gewinnen. Über das verflossene „Jahrhundert Musikgeschichte" kommt er zu dem schon vielfach vor ihm und besonders durch Grand-Carteret behandelten „Fall Richard Wagner im Bilde". Von besonderer Bedeutung sind die vielen geistvollen Karikaturen wie überhaupt die meist trefflichen Reproduktionen: 502 Textabbildungen, viele Notenbeispiele, 39 Kunstbeilagen und 10 Notenstücke.

Um empfindsame Künstler für die satirische Kunstbetrachtung zu gewinnen, ihre etwaigen Angriffe abzuwehren und ihren Groll zu versöhnen, weiß Storck mit feinem Takt seinem Werk selbst die berechtigten Grenzen abzustecken.

Till Eulenspiegel

Mittelalterliche Komödie in vier Aufzügen

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1911 by Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW.

Zweiter Aufzug.

Schloßgarten an der Stadtmauer. Gegen links auf einer zur Mauer aufsteigenden Erhöhung ein Gartenhäuschen, dessen Türen weit aufstehen. An seiner inneren Rückwand erblickt man einen schweren, roten Sammetvorhang. Auf der vor dem Häuschen befindlichen Plattform eine Gartenbank. Im Vordergrunde und rechts Gartenanlagen. Der Garten ist gegen den dahinterliegenden Hof des Hospitals mit einem eisernen Gitter abgeschlossen; eine Tür im Gitter. Im Hintergrund die Rückseite des Hospitals mit kleinem Pförtchen.

Auf der Plattform und im Gartenhäuschen liegen Malergerätschaften, Fässer, Kübel, Leitern u. dergl. Sieben Gehilfen sind an ihnen beschäftigt. Eulenspiegel in schwarzem spanischen Gewand.

Eulenspiegel (hinter dem Vorhang): Hat er den Firniß eingerührt?
Erster Gehilfe: Jawohl!
Eulenspiegel: Ist er auch steif?

Erster Gehilfe: Der Pinsel steht darin.
Eulenspiegel (hervortretend): Zeig er mal her! — Er Esel er, infamer!
Was soll der Schaum — ist er denn ein Balbier?
Erster Gehilfe: Ihr sagtet doch, ich solle kräftig rühren.
Eulenspiegel: Rührt an der richt'gen Stelle euch, ihr Pack!
Was soll der ganze Dreck?! — So faßt doch an! —
Den Besen! Fegt den Boden rein! — Die Fässer!
Und Kübel, Kasten, Eimer, Gläser, Flaschen
Tragt auf die Seit, der Hof wird gleich erscheinen,
Und alles liegt noch hier wie Kraut und Rüben! —
Nicht dorthin! Sollen sich die Damen etwa
Das feine Kleid beschmutzen? — In den Hof
Vom Hospital!
Zweiter Gehilfe: Da ist doch zugeschlossen, Herr.
Eulenspiegel: Nein, es ist auf! Ich hatt es ausgebeten. —
Klinkt nur einmal!
Dritter Gehilfe (tut es): Es ist verschlossen, Herr.
Eulenspiegel: So klingelt doch! — Indessen können wir
Die letzte Hand an unser Kunstwerk legen —
(Er verschwindet wieder hinter dem Vorhang, der Kastellan des Krankenhauses erscheint.)
Dritter Gehilfe: Herr Kastellan, schließt mal die Pforte auf.
Kastellan: Warum nicht gar! Der Schmutz da, soll der etwa
Auf unsern Hof? — Da gibt es nichts!
Dritter Gehilfe: Der Meister
Hat's uns befohlen.
Kastellan: Euch! — Was geht's mich an!
Hier haben ich und Herr Magnifikus
Alleine zu befehl'n. — Das wäre neu!
(Rektor von Lobwasser sieht zum Fenster heraus.)
Lobwasser: Ja, Kastellan, mach er nur immer auf.
Ich hab's erlaubt, ja.
Kastellan: Wenn Magnifizenz
Es wollen, soll mir's recht sein. (Schließt auf und läßt die Gesellen in den Hof, die die Gerätschaften im folgenden dorthin aufräumen.) Aber hört,
Wenn ihr hier Schmutz macht, holt euch all der Teufel!
Nicht hier! — Nicht wahr, gleich auf den besten Platz!? —
Dort in die Ecke!
Lobwasser (aus der Hospitalpforte tretend): Laß er sie gewähren —
's ist nur für einen Tag; sie räumen morgen
Schon alles weg. (Zu den Gehilfen) Ist der Magister da?
Dritter Gehilfe: Im Gartenhaus.
(Lobwasser geht durch die Gitterpforte und den Garten nach dem Vordergrund.)
Lobwasser (für sich): Da will ich doch mal sehen. — Vielleicht —
Eulenspiegel (hervortretend): Ein untertän'ger Diener, Euer Gnaden.
Lobwasser: Ah seht, der Herr Magister Saxicus —
Seht, ja. — Ich störe Euch doch nicht? — Ihr seid
Wohl nicht ganz fertig?
Eulenspiegel: Ei, das wäre schlimm!
Doch hat man Unruh, eh man nicht Sanktion
In Händen hat.

Lobwasser: O ja, ich kenne das!
Abhängigkeit im Urteil, ach ja, ja,
Ist eine böse Sach. Ich kenne das.
Eulenspiegel: Zumal wenn man die Leistung selber fühlt
Und andern Köpf' die Kompetenz bestreitet.
Lobwasser: Ja, ja, — ist akkurat der gleiche Fall!
Eulenspiegel: Der gleiche Fall?
Lobwasser: Nun ja, der Landgraf ist
Bisweilen eben schwierig — äußerst schwierig!
Eulenspiegel: Hatte bisher nicht die Gelegenheit —
Er scheint die Güte selbst.
Lobwasser: Gewiß doch, ja.
Eulenspiegel: Und seiner Nachsicht bin ich wohl gewiß.
Lobwasser: O sagt das nicht! Das wär ein wenig vorschnell! —
Ich spreche aus Erfahrung, seht.
Eulenspiegel: Der Fürst
Ist mir sehr wohl geneigt.
Lobwasser: Das mag wohl sein;
Doch dürft Ihr glauben, er ist oft gar knifflig —
Ganz unberechenbar! — wie soll ich sagen —
Mitunter ungerecht, und ohne Grund. —
Ich hab das erst vor kürzlich selbst erfahren —
Recht ärgerlich! (Er schüttelt ärgerlich den Kopf.)
Eulenspiegel: Ungnädig angelassen?
Lobwasser: O Gott behüte! — Ungnädig!? — O nein,
Das war's wohl nicht; jedoch gereizt ein wenig. —
Ja, es gibt unbequeme Rechenmeister.
Eulenspiegel: Hm. Ebbe in der Kasse?
Lobwasser: Ebbe? Nein,
Das wär zuviel gesagt, doch auch nicht Flut;
So'n knappes Mittelding, — man muß sich strecken.
Eulenspiegel: Ich bitt Euch, wozu wächst die Wolle denn
Den Schafen auf dem Rücken.
Lobwasser: Ihr meint Steuern?
Nein, nein, die will er nicht. Mit Sparsamkeit
Will man es schaffen.
Eulenspiegel: Sparsamkeit, o weh!
Will er dem Hof den Riemen enger schnüren —
Den Damen —? Ei, das wäre nicht galant.
Lobwasser: I Gott bewahre! — Seht, ich kann es Euch
Wohl ruhig sagen. Seid ja selbst ein Doktor
Der Medizin, wenngleich emeritus.
Eulenspiegel: Ah, eine Fachfrag!
Lobwasser: Eine Fachfrag, richtig. —
Und seht, ich gelte in der Medizin,
Wie soll ich sagen — sozusagen als —
Eulenspiegel: Autorität!
Lobwasser: Meint Ihr?
Eulenspiegel: Wer zweifelt da!

Lobwasser: Nun, wenn Ihr's sagt — ich wollt so weit nicht gehen,
Gewiß nicht, nein. — Nun wißt Ihr auch vielleicht,
Daß mein Verdienst — gewiß, ich kann es sagen —
Es war, daß unsrer Stadt das Krankenhaus
Der Landgraf schenkte. Und man muß ihm lassen,
Er tat schon allerhand; gab Mittel her
Und tut es heute noch. — Was kann die Wissenschaft
Von solcher Sammlung typisch schöner Fälle
Nicht alles profitieren! Welch Gelegenheit
Und Material für Studien und Erkenntnis!
Eulenspiegel: Die Kranken sollten sich's zur Ehre rechnen.
Lobwasser: Wie sagtet Ihr?
Eulenspiegel: Ich sag, es ist Vergnügen,
Hier krank zu sein zu Nutz der Wissenschaft.
Dazu die schönen weichen Daunenbetten,
Ein prächtig Logament und gute Kost,
Die Messer auch und Sägen, Pflasterkasten,
Die Sonden, Apparate und Mixturen —
Lobwasser: Ach so, Ihr meint die Inventarisierung —
Gewiß, ist musterhaft! 's ist eine Lust
Da krank zu sein; gewiß, da habt Ihr recht.
Eulenspiegel: 's ist eine Lust und eine Seligkeit! — Doch nun?
Lobwasser: Jetzt will der Landgraf die Subsidien sperren,
Die Hofschatulle trägt's nicht.
Eulenspiegel: Die Schatulle!
Und wegen der fünf Bretter soll'n die Ärmsten
Der Messer, Sägen, Scher'n verlustig gehen!?
Lobwasser: So ist's, so ist's! — Ich seh, Ihr habt Verständnis.
Eulenspiegel: Horribel ist's! Ein rechter Laienstandpunkt!
Lobwasser: Und ungerecht! Wie ungerecht dabei!
Mir schiebt er's zu, daß allzu viele Kranke
Sind im Spital, und schilt es überfüllt!
Eulenspiegel: Habt Ihr sie doch aus Eifer nur gesammelt,
Um viele Fäll' der gleichen Art zu haben
Zum Studium.
Lobwasser: Sehr wahr!
Eulenspiegel: Doch habt dabei
An Heilung und Entlassung nicht gedacht?
Lobwasser: Je nun, da helfe wer.
Eulenspiegel: Wär auch ein Jammer
Der Wissenschaft das Material zu rauben. —
O ich verstehe Eure Kümmernis.
Lobwasser: Was ist da nur zu tun!? Der Landgraf zürnt
Und ist höchst ungehalten.
Eulenspiegel: Ist er das?
Lobwasser: Höchst ungehalten, ja! In hellem Zorn
Wurd ich entlassen und von mir gefordert,
Den Mißstand abzustell'n.
Eulenspiegel: Das war im Zorn.

Doch heute, seht, ist Unmut längst verflogen;
Ich bin gewiß, er macht es wieder gut.
Lobwasser: Nein, nein! Ich werde lieber mich nicht zeigen.
Eulenspiegel: Wie denn!? Gehört Ihr nicht dem Hofstaat an
Und müßt repräsentieren, wenn der Fürst,
Wie eben gleich, in vollem Staat sich zeigt?
Ihr könnt unmöglich fehlen! Es fiel auf
Und gäb zur Nachred' Anlaß.
Lobwasser: Denkt Euch doch
In meine Lage! Wenn er fragen sollte!
Und glaubt mir nur, er fragt.
Eulenspiegel: Unmöglich ist's! —
Dann laßt doch einfach ein'ge Kranke gehen
Und schafft für heut das Übel aus der Welt.
Lobwasser: Ja, gehen lassen! Das ist leicht gesagt.
Jedoch man kann doch Kranke nicht entlassen,
Um nichts gebessert. Seht der Menge gilt
Die Wissenschaft und stiller Eifer nichts,
Sie sieht nur den Erfolg.
Eulenspiegel (seufzend): Ach ja, so ist's! —
'ne schlimme Zwickelmühl, in der Ihr steckt.
Lobwasser: Fürwahr, es ist kein Spaß!
Eulenspiegel: (überlegend): Vielleicht — könnt ich —
Euch helfen, Rektor! — Euch und Eurer Kunst.
Lobwasser: Ihr —??
Eulenspiegel: Sagt, wäre denn Gemeinsamkeit
'nen Heller wert, wenn unter Fachgenossen
Sie letztens nicht bewährt? — Es muß etwas
Geschehen!
Lobwasser: Aber was? Ich bitt Euch, Herr
Kollega!
Eulenspiegel: Doch was gilt es, wenn ich Euch
Hier helfe?
Lobwasser: O mein wertester Kollega,
Ihr macht mich glücklich! Der Gedanke schon,
Daß so ein hochgelahrter Fachgenosse —
Eulenspiegel: O bitte, nur nicht schmeicheln, — Herr Kollega!
Denn seht, ich ford're einen Gegendienst.
Lobwasser: O fordert, Herr Kollega, was Ihr wollt!
Ich wär Euch gerne längst gefällig schon;
Nur hatt ich da Bedenken — Ihr versteht,
Ich kenn' Euch doch nicht so und muß als Vormund —
Eulenspiegel: Halt, Herr Kollega, bitte nehmt zurück
Dies Zugeständnis, — es ist bitter kränkend!
Lobwasser: Warum denn kränkend?
Eulenspiegel: Nun, Ihr könntet glauben,
Ich tät es nicht aus redlichem Gefühl
Die Wissenschaft zu schützen gegen Laien —
Lobwasser: Wer denkt denn das!
Eulenspiegel: Nein, nein, ich nehm's nicht an!

Lobwasser: Wie aber könnt ich sonst Euch dienlich sein?
Eulenspiegel: Das ließ sich finden —
Lobwasser: Nun, so sagt es doch!
Eulenspiegel: Nun ja,
Ihr könnt Euch denken, wie die Wissenschaft
Ist auch die Kunst bedroht durch Laienurteil.
Bin ich auch dessen, was ich kann, gewiß,
So ist's doch immer möglich, daß der Mund,
Der Euch gescholten —
Lobwasser: Ich versteh, verstehe!
Eulenspiegel: Das bitte ich als Gegendienst von Euch.
Lobwasser: Ein lobend Urteil?
Eulenspiegel: Wie Ihr immer könnt.
Lobwasser: Ich werde Eure Kunst zum Himmel heben —
Ihr könnt Euch drauf verlassen.
Eulenspiegel: Aber bitte,
Nicht gegen Eure Überzeugung — nein?
Nur wenn der Fürst mit Beifall zögern sollte,
Dann greift ein wenig ein.
Lobwasser: Ei, liebend gern. —
Doch nun —?
Eulenspiegel: Zu meinem Part. — Zunächst muß ich
Euch eingestehn, mit meiner Arztekunst
Ist's nicht weit her.
Lobwasser (enttäuscht): Wie, nicht weit her?
Eulenspiegel: Nur eben das, was uns als Bakalar,
Als Lizentiat, Magister und auch Doktor
Durch das Examen bringt, das ist mein Pensum;
Dazu der Nimbus, den die Welt uns gibt, —
Darüber keinen Deut!
Lobwasser: Nicht mehr? So so. —
Doch schließlich müßt Ihr sagen, 's ist genug.
Nur Euer eigner Sinn strebt obenaus.
Eulenspiegel: Man hat so seinen Ehrgeiz, das ist wahr.
Doch wollt ich das nur sagen, um mich nicht
Vor Euch mit fremdem Federkleid zu schmücken.
Lobwasser: O die Bescheidenheit der Wissenschaft!
Eulenspiegel: Daß ich es Euch gesteh', das Mittel, das
Jedwede Krankheit, Aussatz, Pestilenz,
Der Lunge Dämpfung und des Harnes Trübung,
Jedweden Auswuchs, Krüppeltum, Gebrechen
Und alles, was dem Tod als Vorwand dient,
Zur raschen Heilung führt — ich hab's — gestohlen!
Lobwasser (erschreckt):
Gestohlen!? — — Doch, — Ihr habt's? — Welch Wundermittel!
Eulenspiegel: Ich sag's Euch glatt: gemauft! — Bei einem Doktor,
Der alle Krankheit heilt, war ich als Schüler
Im fernen Land Sizilien, einer Insel,
(er schaut unruhig nach Lamme aus)
Die wild das Meer umpeitscht, — wo Feuergarben

Die Berge donnernd speien in die Luft —
Vom Himmel blau mit Azur überspannt —
Wart Ihr schon dort?

Lobwasser: Nein, doch zur Sache sprecht!
Ihr seid zerstreut und schaut dort nach der Seite —
Erwartet Ihr denn jemand?

Eulenspiegel: Ich? Ach nein.

Lobwasser: Dann fahrt doch bitte fort; mir scheint, daß Eile
Ein wenig wär geboten.

Eulenspiegel (wie oben): Meint Ihr? — O,
Es ist noch reichlich Zeit.

Lobwasser: Ich weiß doch nicht;
Der Hof —

Eulenspiegel: Ja ja, ganz recht. Wo war ich doch —?

Lobwasser: Ihr spracht von einem Doktor in Sizilien.

Eulenspiegel: Ja ja, gewiß. Ich sah mit Neid, wie er
Den Kranken reicht das köstliche Arkanum,
Das sorgsam er vor fremden Augen barg.
Und mich erfaßt', unwiderstehlich schier,
Der Drang, wie er zu helfen und zu heilen!

Lobwasser (rasch): Ihr nahmt es ihm?

Eulenspiegel (mit Ergriffenheit): Ja, eines Nachts brach ich
In sein Gewölbe ein und fand im Kolben
Die wundertätige Arznei. — Ich griff danach
So wie ein Kirchenräuber nach dem Kruzifix —
Mit Grausen! — und dann floh ich —

Lobwasser: Beruhigt Euch, ich seh, es geht Euch nahe.

Eulenspiegel: Laßt nur, es ist vorüber.

Lobwasser: Und Ihr habt
Die Arzenei?

Eulenspiegel: Am eignen Leibe hab ich
Sie ausgeprobt. — Sechs Monden lag ich krank
Ob meiner Tat, die Reu nicht heilen konnte,
Bis ich den Trank an meine Lippen setzte —
Ich war gesund.

Lobwasser: Gesund, sogleich?

Eulenspiegel: Im Augenblick! — Und hundertfach hab ich
Den Trank erprobt und Hunderte geheilt. —
In Griechenland kam ich in großen Ruf, —
Man brachte Kranke mir aus aller Welt, —
(dumpf) Ich heilte sie mit dem gestohl'nen Gut.

Lobwasser: Ihr müßt so schwer nicht nehmen, was zum Segen
Der Menschheit ward. Denkt doch, wie manche Anleih
Vom lieben Nächsten uns Erfolg gebracht
Und Wissenschaft und Kunst gefördert hat!

Eulenspiegel: Ja, doch die Furcht auch war's, die mich umspann
Und immer enger ihre Schlingen zog. —
Ich war ein Wunderdoktor, alle schrien
Nach meinem Trank! — ich durft ihn niemand weigern! —

Und immer weniger ward der Medizin —
(Er erblickt Lamme, der sich verborgen hält. Man sieht ihn der Flasche zusprechen; das Folgende spricht Eulenspiegel schneller.)
Da floh ich! Hing den Doktor an den Nagel
Und nahm ein anderes Gewerbe auf.

Lobwasser: Und Ihr habt von dem Tränklein noch genug?

Eulenspiegel: Genug und überreichlich, tausend noch
Zu heilen. — Seht, dies Fläschchen birgt's.

Lobwasser: Und Ihr wollt wirklich mir das Tränklein spenden?

Eulenspiegel: Nehmt es! — Mich schaudert es! (gibt es)

Lobwasser: Wie dank ich Euch!

Eulenspiegel: Es wäre gut, wenn gleich Ihr diesen Abend
Genugtuung Euch schafft. — Gebt allsogleich
Den Kranken, die Euch am gesünd'sten dünken,
'nen Tropfen ein. Und gebt dem Kastellan
Befehl, wenn hier der Hof im Aufbruch ist,
Das Glöcklein leis zu rühren und die Heilen
Dort zu der kleinen Pforte auszulassen,
Daß an dem Hof sie just vorbeipassieren.
Laßt aber fest das Hauptportal verschließen,
Daß sie nicht ungestüm in Freiheitsdrang
Euch vorn zur Straße laufen. — Aber, geudet nicht!

Lobwasser: Seid unbesorgt; man denkt auch an die Zukunft.

Eulenspiegel: Rektor, Ihr werdet Ehre finden! Euer ist
Triumph und Gnadensonne!

Lobwasser: Ganz fürtrefflich!
Das habt Ihr Euch fürtrefflich ausgedacht!

Eulenspiegel: Doch hört, vergeßt nicht Eure Gegenleistung!
Ihr seid sonst hochgeehrt, — ich wär gefallen.

Lobwasser: Verlaßt Euch drauf, ich tue, was ich kann.
(Er eilt davon; Laurentia tritt auf von rechts.)

Eulenspiegel: Potz Tausend! Welch erfrischender Ersatz!
Geht Eure liebe Gnaden auch zu Hof,
Um mir als Kritikus ein Bein zu stellen?

Laurentia: Steht Ihr so fest? Ei, ei, Magisterlein,
Es scheint beinah, Ihr habt Euch übernommen,
Wie Eure Neider sagen.

Eulenspiegel: Feg ein jeder
Vor seiner Tür allein.

Laurentia: Vor Eurer wird
Sogleich ein ganzes Häuflein Besen fegen.
Ja, man erwartet viel! Insonderheit
Ist Hoheit schon gespannt.

Eulenspiegel: Es wird gefallen.

Laurentia: Und muß wohl auch nach all der Vorbereitung —
Zweihundert Golddukaten Vorschuß — sieben Knappen —
Der Vorhang von der Sammetwirkerinnung
Ad hoc gewebt — einhundert Pfund an Farben
Und Erden aus Siena — Pinsel, Zeug,
Mixturen, Sittative nicht gerechnet —

Eulenspiegel: Ich hoffe auch vor Eurem strengen Urteil,
Mein schönes Kind, mit Ehren zu bestehen.
Laurentia (immer anzüglicher werdend):
Wär auch ein Jammer um das schöne Geld
Und Zeit und Arbeit. — Aber noch begreif ich
Es immer nicht, wie Ihr so malen könnt!
Ihr saht den Hof ein einzig Mal zusammen
Und ließt ein' jeden nur vorbeipassieren —
Und doch wollt eines jeden treffend Bild
Ihr auf den i-Punkt auf der Fläche halten!?
Das ist erstaunlich, Meisterlein, Ihr müßt
Ein ganz fürtreffliches Gedächtnis haben.
Eulenspiegel: Ich male stets nur mit dem Kopf und dem,
Was mir Erinnerung gibt, Madmoiselle.
Das ist der künstlerische Blick. Ihr hättet
Erst meinen Meister Tizian sehen müssen!
Er malte Dinge, die er nie gesehen.
Laurentia: Auch andern zur Lektion?
Eulenspiegel: Was kommt Euch bei?!
Laurentia: Nun grad heraus und keinen Firlefanz:
Liebster, wie steht's um Eure Sicherheit?
Eulenspiegel: Um meine Sicherheit?
Laurentia: Ja, Hand aufs Herz!
Es könnte ja doch sein, daß Ihr die Probe
Nicht voll besteht. Habt Ihr ein Letztes dann,
Das Euch der Peinlichkeit enthebt? — Im Ernst!
Eulenspiegel: Glaubt Ihr, ich sei ein Narr, daß ich die Tür
In fremdem Haus vergäße?
Laurentia: Zuverlässig?
Eulenspiegel: So wahr Erzvater Jakob seine Engel
Herniedersteigen sah auf einer Leiter;
Denn ohne Leiter wären sie gefallen.
Traut Ihr mir solchen Fall zu?
Laurentia: Lieber Freund,
Ich bau auf Euch. — (zögernd) Sagt — aber dann?
Eulenspiegel: Komm ich
Euch abzuholen.
Laurentia: Ja, in Nacht und Nebel.
Eulenspiegel: Sind Nacht und Nebel nicht Gefährten, die
Seit Anbeginn der Liebe Tun beschützten?
Auch stehen Pferde in der Lindenschenke
Für morgen Nacht bereit. Doch hört Ihr noch
Von mir, da ich zu meiner weitern Lebensfahrt
Noch ein'ge Federn brauche.
Laurentia: Wem gerupft,
Ihr Toller?
Eulenspiegel: Hoher Weisheit, die das Volk
Über die Achsel ansieht. Ihren Gnaden
Gilt die Visite.

Laurentia: Ohne Fährlichkeit?
Ich bitt Euch, der Besuch des Kanzlers füllt
Sie mit Erwartung, und die Spannung schärft
Sonst trübe Augen.
Eulenspiegel: Oder macht sie blind!
Laurentia: Freund, Freund, ich bitt Euch herzlich, laßt es sein;
Es kann Gefahr Euch bringen.
Eulenspiegel: Pah, Gefahr!
Der Tod packt den nur, der zu Ende ist
Mit Kraft und Weisheit. — Nur das Eine sagt:
Das ist gewiß, daß Euer Kanzler erst
In ein'gen Tagen kommt? (Laurentia nickt) Dann seid getrost!
Laurentia: Ich will Euch glauben; hier ist meine Hand!
Wenngleich ich nicht zu sehn vermag, warum
Dies Unternehmen nötig.
Eulenspiegel: Fragt die Lerche,
Warum sie steigen muß, der Fisch, warum
Er in die Tiefen taucht, der Wind, warum
Er weht? Fragt Temp'rament, Natur: Warum?
Seht, nur der kluge Mensch stellt seine Fragen,
Kratzt an den Rinden der Natur und ist
Erst froh, wenn er ein Nichts erklügelt hat
Und köstlich pflegt im Prunkschrein. — Nein, mein Kind,
Nehmt mich nur hin, wie mich der Himmel schuf,
So wie ich diese liebe feste Hand
In meine nehme, tief vertrauensvoll. (Er küßt ihre Hand.)
Laurentia: Lieber, du! — Doch muß ich jetzt zu Hofe. —
Nur daß du weißt, wie sehr ich dir vertraue,
Mein lieber, liebster unbekannter Freund: —
(mit Neckerei) „Kund und zu wissen tut der hohe Rat
Euch Bürgern dieser Stadt, daß trotz Verbot —"
Eulenspiegel: Laurentia!
Laurentia: Stimmt's? (Sie entschlüpft lachend.)
Eulenspiegel: Das war ein frischer Wind!
(Er bleibt einen Augenblick nachsinnend untätig; dann zu den Gehilfen gewandt)
Seid ihr fertig?
Dann packt euch fort! — Doch einer bleibt zurück
Zur Hilfeleistung! — Stell er dort sich auf
Und halt er mit der Leiter sich parat.
Leg er sie hinten an das Gartenhaus. —
Lamme (tritt hinter dem Gebüsch hervor):
Prost Till! Sollst leben!
Eulenspiegel: Schuft! Mich so zu foltern!
Ein Leckerbraten und ein Eierfladen
Lag wohl im Weg, du konnt'st nicht drüber weg?!
Lamme: Ich hab doch weidlich lange warten müssen,
Eh Euer Gnaden mir Audienz erteilt.
Eulenspiegel: Weil du zu spät kamst. Und betrunken scheinst
Du auch!
Lamme: Nur etwas duselig, Till.

Eulenspiegel: Hast du den Schlüssel?
Lamme: Hier.
Eulenspiegel: Behalt ihn gleich!
Und hast du sonst dein Bündel gut geschnürt?
Lamme: Das Wams und das Barett; und eine Hose —
Von deinen, Till, — hab ich dazu gelegt.
Eulenspiegel: Von mir die Hose?
Lamme: Deine schönste, Till!
Vielleicht hab'n sie die Hose auch gestohlen; —
Du kriegst sie ja zurück, ich bürge für.
Eulenspiegel: Schon gut. — Jetzt rasch! Bind dir ums Fressermaul
Die Binde schnell! — Du hast jetzt Zahnweh, Lamme!
Heul einmal laut! (Lamme heult) Sehr gut, du kannst es.
Lamme: Und nun?
Eulenspiegel: Jetzt gehst du augenblicks zur Pforte —
Lamme: Pforte!? —
Das ist ja das Spital!
Eulenspiegel: Ja, und du schellst
Und heulst dort an der Tür!
Lamme: Ich heule, Till?
Eulenspiegel: Ja, denn ein Kind, das weint, bekommt die Brust!
Lamme: Die Brust?
Eulenspiegel: Jawohl, die Brust und eine Zange!
Du zeigst dem Doktor deinen kranken Zahn!
Lamme: Ich hab ja keinen kranken, liebster Till.
Eulenspiegel: Dann zeige 'nen gesunden; 's ist ganz gleich, —
Und laß ihn ziehen!
Lamme: Ziehen, einen Zahn?
Und 'nen gesunden? — Nein, das kannst du nicht
Von mir verlangen! Denke doch, ein Zahn!
Eulenspiegel: Du hast genug davon.
Lamme: Ich bitt dich, Till,
Wo jeder Zahn doch seine Tradition
Zu der Ernährung und im Wohlgeschmack —
Eulenspiegel: Du sprengst an allen Krankenbetten aus,
Der Rektor habe eine Kur beschlossen,
Um sie zu heilen; einer aber müsse
Zu diesem Ende sterben.
Lamme: Sterben — gut!
Eulenspiegel: Ja, einer wird verbrannt.
Lamme: Verbrannt — auch gut!
Eulenspiegel: Und aus der Asche Medizin gemacht.
Und hör', sie sollen achten, wenn der Pförtner
Das Glöcklein zieht, das ist der Augenblick
Wo sie sich retten müssen! — Pack dich jetzt!
Lamme: Till, hör, das mit dem Zahn ist doch nicht klug:
Sieh mal, zum Beispiel, wenn die Blutung nicht —
Eulenspiegel: Laß mich mit deinen Beispielen in Ruhe
Und packe dich! — Dort kommen ihrer zwei. —
Zwei Bäche sind's, die Seebach und die Marbach.

Ruht in des einen Bette sich's wohl gut,
Der, wie man sagt, schon manchem Kühlung brachte,
Setzt es im andern dafür Flecke ab —
(Die Gräfin Marbach und die Seebach erscheinen.)
(mit Verbeugung) Was steht zu Diensten, meine werten Damen?
Die Marbach (zur Seebach): Sprecht Ihr zuerst, Ihr liebe kleine Unschuld,
Denn Eure Beichte können Englein hören.
Die Seebach: Dem Alter ziemt der Vortritt, Marbachchen.
Lamme: O weh, mein Zahn! Ich bitt Euch, Herr Magister.
Die Marbach: Was will der ordinäre Wanst?
Eulenspiegel: Ein Zahn
Plagt ihn entsetzlich.
Die Seebach (zu Lamme): Will Er ins Spital?
Lamme: Nein, nein; ich will nicht!
Eulenspiegel: Mach Er sich fort und molestier Er nicht
Die Ohren schöner Damen mit Gezeter!
Die Seebach: Das ist doch nicht so schlimm. Kommt, guter Mann, —
Ist ja doch nur ein einz'ger Augenblick.
Lamme (anzüglich): Ich kenne schön're Augenblicke, Fräulein.
Die Seebach: Ich werde für Ihn schellen, komm Er nur.
(Sie zieht ihn nach der Spitalpforte und schellt, beide warten.)
Eulenspiegel (zur Marbach): Befehlet, gnädigste Komtesse.
Die Marbach: Magister, hört, es ließ mir keine Ruhe —
Ihr habt das Bild ganz fertig?
Eulenspiegel: Ei gewiß.
Die Marbach: Und ist's nicht möglich, etwas noch zu ändern?
Eulenspiegel: Unmöglich, Gräfin! Alles könnte leiden.
Die Marbach: 's ist meine Schuld! — Ich hätt Euch eher schon
Besuchen soll'n.
Eulenspiegel: So schafft Euch etwas Unruh?
Darf man es wissen?
Die Marbach (entschlossen): Sagt, wie habt Ihr mich —
Gesteht es nur ganz offen! — dargestellt?
Lamme (ruft hinüber): Ist's denn nicht möglich ohne einen Zahn?
Eulenspiegel: Wie sollt ich denn Euch darstell'n, gnädige Gräfin? —
Bei allem schuldigen Respekt, ich stellte
Euch dar so wie Ihr seid.
Die Marbach (auf ihre schiefe Schulter deutend): Und habt Ihr das —?
Eulenspiegel: Ich bitt Euch, Gräfin! Als das Bild ich malte
Sah ich vor meinem geistigen Auge Euch
Als zwar nicht groß, doch schlank und grad gewachsene
Geistvolle Frau. — Durft ich Euch anders malen?
Lamme (im Abgehen): O weh, o weh! (Ab. Die Seebach kommt zurück.)
Die Marbach: Ihr seid ein Spötter, — doch habt Dank, Magister. — (Ab.)
Die Seebach: Was hat sie von Euch haben wollen, sprecht!
Die garstige Person.
Eulenspiegel: Ein schlechter Beichtiger, der sein Kind verrät.
Die Seebach: Ei ei, Ihr seid verschwiegen. Um so besser,
Ich hätt Euch sonst die Augen ausgekratzt. —
(leichthin) Sagt, ist das Bild schon fertig?

Eulenspiegel: Welche Frage!
Sie scheint hier zu grassieren. — Doch ich bitte.
Die Seebach: Darf ich's mal seh'n?
Eulenspiegel: Ich bitt Euch, das Verbot!
Die Seebach: Ach, nur ganz flüchtig, liebster, bester Meister!
Eulenspiegel (anzüglich): Auch nicht um einen schönen Augenblick.
Die Seebach: Ach, Ihr seid garstig.
Eulenspiegel: Ist das denn ein Wunder,
Wenn solche schöne Frau zum Maßstab dient?
Die Seebach: Ihr Schäker, Ihr! — Doch könnt Ihr mir's beschreiben?
Eulenspiegel: Von A bis Z?
Die Seebach: Nein, sagt mir nur, wo stehe
Ich auf dem Bild?
Eulenspiegel: Nicht neben Seinen Gnaden,
Dem Lüneburger Herzog.
Die Seebach: Ach, — Ihr wißt?
Eulenspiegel: Ich weiß nur, schönes Fräulein, was ich darf.
Die Seebach: Das ist?
Eulenspiegel: Daß aller Klatsch bei Hofe eben — Klatsch!
Die Seebach: Ihr seid scharmant! Ich muß gestehn, ich hatte
Euch darauf noch nicht angesehen.
Eulenspiegel: Schade!
Jedoch vielleicht habt Ihr hinfort die Gunst.
Die Seebach: Ihr seid ein Kecker!
Eulenspiegel: Laßt die Tür Ihr offen,
Könnt Ihr mich zahm wie Euren Pagen sehen.
Die Seebach (lachend ab): Warum nicht gar!
(Sie läuft dem Hof in die Arme. Der Landgraf, Margarethe v. Sale, der beleibte Herzog von Lüneburg, Gräfin Marbach, Laurentia, Albin, Damen und Herren.)
Landgraf: Ei ei, die kleine Seebach! Spaßt und lacht
Hier mit dem fremden Maler, läuft uns dann
In unsre Arm' beinah. — Sie Schelmchen, Sie!
Daß nicht das Bild ein wenig vorlaut plaudere,
Das bitt sie ihren Schöpfer!
Die Seebach (knixend): Liebe Hoheit,
Ich hab ein gut Gewissen.
Landgraf (mit dem Finger drohend): Ja, das hat
Der Junker Leichtfuß allemal, mein Kind.
(zu Eulenspiegel) Nun, Herr Magister!? — Ihr entbotet uns —
Wir sind zur Stelle, und an Euch ist's nun
Uns vorzutragen. — Seht, da kommt ja noch
Magnifizenz der Rektor — justement
Grad aus der Schmiede!
Lobwasser: Hoheit woll'n verzeihen —
Ein neuer Kranker —
Landgraf: Hm. Ein neuer Fall?
Lobwasser: Doch schon geheilt — wie mancher andre auch.
Landgraf: Das soll mich freuen. — Nehm'n wir indessen Platz.
Komm, Margarethe, hier die Gartenbank. —

Ihr andern Dam'n und Herr'n gruppiert Euch bitte
Jeganz nach Gusto, ohne Zwang und Sitte.
Die Marbach: Wie, ohne Sitte, Hoheit? (Der Hof lacht.)
Landgraf: Nein, so meint ich's nicht.
Ein bißchen Sitte ist ganz recht, wenngleich
Ich sagen muß, zuviel schmeckt säuerlich.
Die Marbach: Ihr zieht den süßen Parisapfel vor?
Albin: Sei sie doch stille!
Landgraf: Wißt Ihr denn noch nicht,
Daß unsre Marbach hat das Privilegium,
Als Hofnarr uns ein wenig aufzukratzen?
Der Hof: Hört, gut gegeben! Das war gut pariert!
(Inzwischen verhandelt der Herzog von Lüneburg mit Eulenspiegel.)
Landgraf: Was ist denn da noch?
Eulenspiegel (zu Lüneburg): Ich attestier, daß Eure Gnaden sind
Ein schlanker Mann.
Die Marbach (auf Lüneburg weisend):
Hört doch! Er geht zu Markt und feilscht ums Fleisch!
(Der Hof lacht, die Marbach dreht sich um und fragt boshaft)
Hat auch die kleine Seebach mitgelacht? (Neues Lachen.)
Landgraf: Stille jetzt!
Ich bitt um Ruhe, meine Herr'n und Damen.
Unser Herr Maler bittet um Gehör. —
Ich bitte — Herr Magister.
Eulenspiegel: Hochedler und durchlauchtigster Herr Landgraf!
Desgleichen hohe adelige Frau,
Des Gatten ebenbürtige Genossin!
Die Marbach (leise): O weh!
Eulenspiegel: Ingleichen auch vieledle Damen, Herren,
Aus altem teutschen Blute und Geschlecht! —
Mir ward von Seiner Hoheit, dem Herrn Landgraf,
Der Auftrag, gnadenvoll und hoch mich ehrend,
Ein Bild zu mal'n des hochfürstlichen Paars. —
Als eine Gnad erbat ich, auch die edlen,
Dem Fürstenhaus ergebnen Herr'n und Damen
Mit auf das Bild bringen zu dürfen; denn —
Um Sonn und Mond gruppieren sich die Sterne!
Und da die Bitt gewährt ward, gab man mir
Gelegenheit und Gnad, die Herr'n vom Hofe,
So auch der Damen schönen Blütenflor,
An mir vorbeipassierend wahrzunehmen. —
Ich prägt mir ein Statur, Physiognomie,
Die Merkmal alle, die bezeichnend sind,
Recht tief und eindrucksvoll in Kopf und Herz;
Denn wußt ich doch, daß weitern Anspruch nicht
Zu stellen schicklich war, da hoher Herren Zeit
Bemessen ist. —
Man wies mir diese Wand
Im Gartenhaus als Platz für das Gemälde
Gar vorbedachtsam an, damit die Damen

Und Herren, wandelnd hier im freien Garten,
Sich mühlos ihrer Vorzüg könnt erfreuen. --
Ich rüstet alles, ließ den Sammet weben,
Der euch jetzt trennt vom edlen Konterfei,
Beschafft die Farben, Erden und Mixturen,
Die besten Öl und Utensilia; —
Versichert auch der Hilf von sieben Knappen
Ging ich ans Werk. — Und zu mir sprach der Fürst:
Ich will kein Bild, wie's Bürgersleute lieben,
Nüchtern geschaut und nüchtern ausgeführt,
Wie Meister Kranach malt in Wittenberg,
Treuherzig dick, hausbacken, brav und sittig, —
Ich will ein adlig Bild! Den Fürsten will ich
Als Fürst! Die Gattin will ich sehen als
Uraltem Blut entsprungnes Edelreis —

Die Marbach: Hm, hm.

Eulenspiegel: Die Herr'n und Dam'n vom Hof als echte Träger
Uradlig freier Nam' und Tradition —

Landgraf (unterbrechend): So weit bin ich wohl nicht gegangen, Freund.

Lobwasser: Es wär ein bißchen viel vielleicht verlangt.

Die Marbach: Warum denn viel? Es ist doch alles da!

Eulenspiegel: Verzeiht!
Ich faßte es so auf und tat danach. —
Ich kann wohl sagen, niemals hat ein Werk
Mich so getragen, so emporgerissen,
Mit trunknem Künstlerauge so begnadet
Als grade dies. — Es war mein höchstes Stück!

Die Seebach: Hört, wie er schwärmt!

Lobwasser: Er scheint ein rechter Künstler.

Eulenspiegel: Jedoch vergebt; — noch einen Augenblick! —
Das Licht scheint nicht zum besten — (er tritt prüfend zurück)
Schnell auf die Leiter, Bursch, und ein paar Ziegel
Lös aus dem Dach! (zum Hof) Es braucht von oben Licht.

Landgraf: Mir scheint, das Licht ist gut.

Lobwasser: Ich glaube nicht.
Ein wenig Licht von oben kann nicht schaden.

Eulenspiegel: So, noch ein Teilchen! — So, 's ist gut, 's ist gut!
Ganz herrlich so! — Komm nur herab geschwind.

Landgraf (erhebt sich): Ich bin gespannt!

Margarethe: Ich zittre, mein Gemahl.

Die Marbach: So etwas find ich schön wie eine Folter!

Lüneburg: Ja, er versteht's, das muß der Neid ihm lassen.

Laurentia: Still, still! Er will noch etwas sagen!

Der Hof: Stille!

Eulenspiegel (vor dem Vorhang): Das adlig Bild, es sei euch jetzt gezeigt
Zur Gutacht und zur Freude, wie ich hoffe.
Nehmt's hin denn, adlig, wie ihr alle seid,
Als Spiegel eures edlen blauen Bluts.
Drängt bitte nicht so nah heran! Ihr seht
Es alle deutlich, (schnell mit erhobener Stimme) denn nur der sieht's nicht,

In dessen Stamm ein Tropfen Bürgerbluts
Den Adel unrein macht! Drum seht ihr's alle! —
Schaut her! —

(Er zieht mit raschem Griff den Vorhang weg. Die weiße, kahle Wand kommt zum Vorschein. Eulenspiegel sieht den Hof siegesbewußt und triumphierend an. Es tritt eine betretene Stille ein. — Der Landgraf hat betroffen dagestanden, dann mißt er Eulenspiegel mit scharfem Blick, den jener strahlend erwidert. Über des Landgrafs Gesicht zuckt ein Lächeln.)

Landgraf: Was sagt ihr? — Sprecht! — Gebt euer Urteil ab!
Lobwasser: O über alle Maßen herrlich schön!
Wie kleidet Euch die Würde, gnädiger Fürst;
Und Euch die süße Huld, Frau Landgräfin! —
Fürtrefflich, ganz fürtrefflich! — Meine Reverenz,
Herr Maler.
Die Seebach: O Gott, wie herrlich! Seht, Herr Landgraf, seht!
Das Band auf Eurer Brust, seht, wie es funkelt!
Einige: Das Band, ja ja, — es funkelt!
Andere: Und der Degen!
Lüneburg: Ein Meisterstück! Der Griff erstrahlt in Gold!
Und seht die Klinge! — Blitzt sie nicht wie Krieg!?
Einige: Wie Krieg! Fürwahr, wie Krieg!
Lobwasser: Ganz ausgezeichnet ja, das muß ich sagen.
Albin: Jedoch ich muß gestehn, mein Schnurrbart scheint
Mir in natura etwas größer — nur ein bißchen —
Als dort im Bild.
Lüneburg: Wo denn? Wo meint Ihr denn?
Albin: Dort oben in der rechten Ecke, seht!
Die Marbach: Was wollt Ihr denn!? Ihr seid doch auf der linken!
Albin: Ja richtig, richtig! Ich versprach mich nur —
Natürlich in der linken.
Einige: Ja natürlich! —
Landgraf: So seid ihr mit dem Bilde all zufrieden?
Fast alle: Ein Meisterstück! Ein adlig schönes Bild!
Landgraf (heiter): Dann find ich's auch. — Margrethe, was sagst du?
Margarethe: O herrlich, mein Gemahl! (Der Landgraf zieht verstimmt die Stirn finster.)
Laurentia (lacht herzerfrischend): Ha ha ha ha! Ich sehe nichts!
Der Hof: Sie sieht nichts! Hört, sie sieht nichts!
Lobwasser: Ich bitte dich, Laurentia!
Laurentia (lachend): Ich kann mir doch nicht helfen, bester Ohm; —
Ich sehe nichts als eine kahle Wand!
Der Hof: 's ist unerhört!
Albin (zu Lobwasser): Was sagt denn Ihr dazu?
Eulenspiegel: Darf ich einmal das Wort an sie erbitten?
Landgraf (kühl): Ich bitte, nehmt's; ganz nach Belieben, Herr.
Eulenspiegel: In diesem hohen Kreise ist das Fräulein
Die einz'ge, die das Bild nicht sehen will.
Die andern sehen's doch?
Der Hof: Wir alle, alle!
Eulenspiegel: Nun also gibt's nur eine Möglichkeit —
Lobwasser: Die wäre?

Einige: Wäre? Sprecht!
Eulenspiegel: Das Fräulein ist nicht adligen Geblüts.
Lobwasser: Ich bitt Euch, Herr!
Eulenspiegel: Da ist nichts mehr zu bitten, —
Die Sach ist doch so klar als wie der Tag.
Lobwasser: Erlaubt mal, wenn ich, der ich doch der Ohm
Von diesem Mädchen bin, das Bild doch sehe!
Eulenspiegel (überlegen): Das eben muß ich Euch bestreiten, Herr!
Ihr seht es nicht!
Lobwasser: Doch seh ich es, gewiß!
Landgraf: Sagt doch, Herr Rektor; wo, wo seht Ihr Euch?
Lobwasser: Wie denn?
Landgraf: In welcher Ecke, Seite oder Mitte?
Und oben oder unten?
Lobwasser: Ich? — Mein Bild?
Landgraf (ungeduldig): Ja, Euer Bild!
Lobwasser (entschlossen): — der linken obern Ecke!
Landgraf: Ihr hörtet aber doch, daß Herr Albin
Die linke obre Ecke hat, — nicht wahr?
Der Hof: Jawohl! Gewiß!
Lobwasser (hartnäckig): Ich seh mich aber auch in dieser Ecke!
Landgraf: Es können doch nicht zwei in einem sein.
Lobwasser: Vielleicht sieht's jeder anders, Euer Hoheit; —
Die Augen sind verschieden, glaubt mir das.
Landgraf: Ei macht doch keine Flausen, werter Rektor.
Ihr seht es nicht, und damit ist es gut. (Lobwasser will reden.)
Laßt mich jetzt sprechen! — Sagt mir nun getrost,
Wo habt Ihr Euren Adel her, Herr Rektor?
Von Eltervätern ist er nicht geerbt.
Lobwasser: Hoheit, ich hab ihn ehrlich mir erworben.
Landgraf: Erworben also. Und um welchen Preis, —
Man darf doch wissen, was Ihr dafür zahltet?
Lobwasser: Eintausend Gulden, Hoheit.
Der Hof: Hört! Entsetzlich!
Um diesen Bettelpreis!
Landgraf (sieht sie der Reihe nach an): Ich seh, Ihr habt ihn reichlich überzahlt, —
Er sollte bill'ger gelten. — Doch genug.
(zu Laurentia) Und Ihr, mein tapfres Fräulein, kommt mal her. —
Gebt mir die Hand. Ihr seid ein junges Blut,
Doch wacker, wacker und höchst ehrenwert.
Lobwasser (zu Eulenspiegel): Das war nicht schön von Euch.
Eulenspiegel: Von Euch nicht minder.
Landgraf: Nun schließt, Herr Maler, Euern Vorhang zu.
Die Nachtluft könnt dem Bild gefährlich werden.
Es ist so frisch noch!
Eulenspiegel (mit tiefer Verbeugung): Ganz wie Ihr befehlt.
(Er zieht den Vorhang von innen zu, so daß er dahinter verschwindet. Lobwasser macht ein Zeichen nach dem Hospital.)
Landgraf (gedämpft): Herr Hofmeister, bitte!
Albin: Hoheit riefen.

Landgraf (wie oben): Habt Ihr die Wach zur Hand? — Geht, ruft sie her, —
Doch leise — ohne Aufsehn! (Aus der Tür des Spitals drängen und
stoßen sich die Kranken.) Was soll das?
(zu Lüneburg) Habt Acht indessen auf den Vorhang, Herzog.
Wenn er die Flucht versucht, so nehmt ihn fest.
Lüneburg: Ei den? — Von Herzen gern, Herr Landgraf.
Die Kranken: Wir sind gesund! Macht Platz! Wir sind gesund!
Der Hof: Die Kranken! Siechen! — Seht doch!
Landgraf: Wer hat sie ausgelassen? Was hat das
Denn wieder zu bedeuten?
Lobwasser: Fürchtet nicht,
Daß ungewöhnlich, wie der Tag begonnen,
Er nun auch schließen müsse. — Eine Kur
Hab ich mit etlich Kranken vorgenommen, —
Ihr habt das Resultat, sie ist geglückt.
Ein Kranker: Drängt doch nicht so da hinten! Hier sind Stufen!
Andere Kranke: Geht schneller vorn! Geht schneller!
Die Vorderen: Drängt nicht so!
Landgraf: Scheint eine kräft'ge Dosis.
Lobwasser: Ja, die Kur
Hat trefflich eingeschlagen.
Landgraf: Seht, es nimmt
Kein Ende!
Lobwasser: Radikal hat es gewirkt!
Landgraf: Jetzt kommen Krüppel gar mit jämmerlichen
Gebresten angetan!
Lobwasser: Die hab ich nicht geheilt! —
(Er eilt an das Gitter) Was wollt ihr, Leute? —
Bleibt doch zurück! Was drängt ihr euch denn mit?!
Die ersten nur sind heil!
Die Krüppel: Nein, nein, auch wir!
Wir alle sind gesund!
Lobwasser: Das ist nicht möglich!
Ein Krüppel: Das müssen wir doch selbst am besten wissen!
Die Krüppel: Wir sind gesund! Wir sind ganz kerngesund!
Landgraf: Herr Rektor, bitte, wollt Ihr uns erklären?
Lobwasser: Ich muß gestehn, ich selbst bin überrascht.
Denn Heilung hofft ich nur in wen'gen Fällen. —
Jetzt sind sie alle heil. —
Die Krüppel: Wir sind gesund! (Ab.)
Landgraf: Höchst sonderbar — ein solcher Heilerfolg.
Lobwasser: Dem Laienauge dünkt es Hexerei —
Landgraf: Ei dann seid Ihr ein Hexenmeister, Rektor! —
Oder — seid Ihr vielleicht — betrogen, Herr?
Lobwasser: Betrogen, Hoheit? — Nein, o nein! — So leicht
Ist das denn doch nicht, mich betrügen, Hoheit.
Landgraf: Dann also Hexenmeister! und Ihr wißt,
Daß der Prozeß auf Hexerei gesetzt.
Lobwasser: Mir — der Prozeß?

Landgraf: Bleibt noch ein Drittes möglich; —
Jedoch ich sag es nicht.
Lobwasser: O bitte, Hoheit!
Wer sollt es Euch verwehren auszusprechen?
Landgraf: Die Höflichkeit, Herr Rektor, die verwehrt's! (Der Hof lacht.)
(streng) Doch habt ihr keinen Anlaß drob zu lachen; —
Auch euch könnt ich was sagen!
Margarethe: Bitte, sagt es!
Landgraf: Sollt ich in dem Fall weniger höflich sein? — (Der Hof ist bestürzt.)
Einige: Die Hoheit zürnt! Was boten wir für Anlaß?
Die Marbach: Ich wüßte nicht, daß jemand anders hier
Als alle hat gehandelt.
Landgraf: Liebe Marbach,
Seht Ihr, so geht's, wenn man mit Fürsten speist
Aus einer Schüssel. — Doch sie hat im Grunde,
Im letzten Grunde recht, das seh ich ein.
(leise) Wo bleibt die Wache?
Der Hof: Wache? Welche Wache?
Landgraf (auf den Vorhang deutend): Ich bitte nicht so laut.
Der Hof (begreifend und schadenfroh): Pst! Stille! Stille!
Lamme (stürzt betrunken herbei): Ich bin geheilt! Hoch, Eulenspiegel, hoch!
(Die Wache kommt.)
Einige: Wie? Was? Was rief er?
Landgraf (ruhig und spöttisch): Eulenspiegel.
Der Hof: Eulenspiegel!?
Landgraf (scharf im Kommandoton):
Stellt euch! — Die Klingen blank! — Der Vorhang weg!
(Der Vorhang wird aufgerissen, man sieht in der Wand ein großes Loch, durch das Eulenspiegel entwischt ist. Allgemeine Sprachlosigkeit. Schließlich bricht der Landgraf in ein Gelächter aus, in das der Hof allmählich anschwellend einstimmt. Man hört Laurentia rufen: Gott sei gelobt! — Als einigermaßen Beruhigung eingetreten ist:)
Landgraf: Für diesmal ist der Fuchs uns glatt entwischt;
Doch geht er schließlich doch noch mal zum Kürschner. —
(Ironisch) Ihr wollt ihn fangen? Ei, versucht es doch!
Ich wett, er steckt noch in dem Mauerloch. —
Auf jeden Fall war seine Lehre gut:
Die Kron ist sicher jünger als der Hut.
Lobwasser: Glaubt Ihr, daß es Till Eulenspiegel war?
Landgraf: Da Ihr noch zweifelt, ist es sonnenklar!
(Der Vorhang fällt.)

Medizinische Psychologie

Von Gottfried Benn-Berlin

Körper und Geist, der alte Gegensatz, in den jede Philosophie und jeder Kultus seinen neuen Inhalt füllte, hatte bei uns während des Mittelalters die ausschließliche Bedeutung von ethischen Begriffen der christlichen Religion bekommen und hieß Fleisch und Seele. Als solche standen sie sich feindselig gegenüber; aber durch ihre gemeinsame Beziehung auf die eine, die ethische Kategorie waren ihre Grenzen so deutlich umrissen, daß sie in logisch unkomplizierten Beziehungen zueinander bestehen konnten. Von Pascal wird erzählt, er trug einen Gürtel mit scharfen, eisernen Stacheln auf seinem bloßen Leib: sowie nun etwas seinen Geist, sein Gemüt zu fesseln, sein Wohlbehagen oder seine Eitelkeit und seine Weltliebe rege zu machen drohte, brachte er sich mit einem Stoß durch den Ellbogen gegen diesen Gürtel wieder in das richtige Geleise zurück. In so klarem reziproken Verhältnis standen Fleisch und Seele zueinander.

Das war nun nicht der Fall bei den beiden Begriffen, die die Cartesianische Philosophie neugeschaffen hatte. Cartesius übertrug durch die Gegenüberstellung von einem ausgedehnten und einem erkennenden Sein den alten Gegensatz zunächst ins Erkenntnistheoretische; dann aber wies er ihn durch die Annahme eines räumlich-zeitlichen Verhältnisses zwischen den beiden Größen an die naturwissenschaftliche Forschung zurück und schuf durch die Verquickung dieser beiden Sphären jenes eigentümliche wissenschaftliche Milieu und jene Art, das psycho-physische Verhältnis zu betrachten, die sich in den immer wieder erneuten Versuchen, die Seele zu lokalisieren und eine Psychologie auf der Grundlage der Hirnanatomie zu begründen, bis an die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts erhalten hat.

Den letzten Vorstoß in dieser Richtung machte vor etwa einem Jahrzehnt ein bekannter Psychiater. Der hatte dem großen Erbe epochemachender hirnphysiologischer Entdeckungen, die ihm sein Jahrhundert namentlich in bezug auf die Lokalisation gewisser „Vermögen" übergeben hatte, noch einen weiteren sehr wichtigen entwicklungsgeschichtlichen Befund hinzugetan. Er glaubte einwandsfrei festgestellt zu haben, daß den Sinneszentren im Gehirn, d. h. den letzten Endigungsstellen der Sinneserregungen und ersten Ursprungsstellen der Vorstellungen noch gewisse andere Bezirke der Rinde gegenüberständen, die der Art ihrer Entwicklung nach als den anderen übergeordnet angesprochen werden mußten. In ihnen glaubte er nun die Denkzentren gefunden und die ganze bunte vielfältige Seele glatt auf

die kahle, graue Rinde festgelegt zu haben. Er vermied es nicht, weitestgehende Folgerungen für eine moralische und soziale Erneuerung auf der Grundlage einer Hirnkultur zu ziehen, und stellte weiter der Psychologie in Aussicht, nun endlich zum Range einer exakten Wissenschaft erhoben zu werden, auf den sie bisher trotz aller Bemühungen noch keinen Anspruch gehabt habe. Und er gab dieser zukünftigen Wissenschaft den Namen: medizinische Psychologie.

Diese medizinische Psychologie gab zu, daß sie eine moderne Phrenologie sei, aber es sei nur ein neuer Glorienschein, den man damit um Friedrich Galls Stirn lege, während andere Richtungen der heutigen Psychologie ihn den unkritischsten aller Nichtphilosophen und den lächerlichen Typus eines überwundenen wissenschaftlichen Denkens nennen.

Wer war Gall? Gall besuchte z. B. 1812 auf seinem Triumphzug, der ihn durch alle europäischen Hauptstädte führte, das Spandauer Gefängnis und kam in eine Frauenabteilung; da fiel ihm eine auf, die genau wie die übrigen gekleidet war und sich ebenso beschäftigte. Gall aber rief: „Weshalb ist diese Frau hier? Ihr Kopf verkündet keinen Hang zum Diebstahl." — „Sie ist die Aufseherin in dieser Abteilung", war die Antwort. Bei einem anderen, namens Troppe, sagte Gall: „Wenn dieser jemals mit einem Theater in nahe Berührung gekommen wäre, so würde er wahrscheinlich Schauspieler geworden sein." Troppe erstaunte darüber und bekannte, daß er sechs Monate lang bei einer herumziehenden Schauspielerbande gewesen war. Bei einem anderen, namens Maschke, fand er das Organ der mechanischen Fertigkeit besonders entwickelt. Und siehe da, er saß wegen Falschmünzerei.

Gall hatte die drei Wolffschen Seelenvermögen auf fünfunddreißig erweitert und am Gehirn lokalisiert. Ausgehend nun von der auch jetzt wieder allgemein geltenden Auffassung, daß das Gehirn sich den Schädel forme, las er aus der Schädelform einfach den Charakter ab. Auf dem Schädel nun stand die Kindesliebe neben dem Einheitstrieb, die Anhänglichkeit neben dem Beifallstrieb, die Hoffnung neben dem Ordnungssinn, das Wohlwollen neben dem Sinn für das Wunderbare. Bestände diese Einteilung zu Recht, sagt Wundt, so müsse ihre Anwendung auch auf die höheren Tiere, namentlich die anthropoiden Affen, gelten. Dann zeichnete sich der Gorilla durch ein ungeheuer entwickeltes Organ der Gottesfurcht aus.

Immerhin bedeutete Gall für seine Zeit etwas ganz Außerordentliches. Wohl selten ist einer wissenschaftlichen Entdeckung so viel Begeisterung und Staunen und unbedingteste Zustimmung auch von seiten der zeitgenössischen Wissenschaft entgegengebracht worden. Selbst Goethes naturwissenschaftlich geschulter und weitsichtiger Blick sah eine glänzende Zukunft für sie voraus und sprach sich zu Eckermann empört über Kotzebues Anwürfe gegen einen so großen Mann aus.

Eine Art Erfüllung war Gall auch jedenfalls; denn die Beziehungen zwischen Medizin und Psychologie drängten schon lange zu einer Synthese. In den psychologischen Wissenschaften des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts ist eine Unsicherheit und Abspannung unverkennbar. Die Seelenlehre hatte in Systembauten und Deduktionen über die Seelenvermögen ihre spekulativen Potenzen erschöpft. Sie sah sich nach neuen Prinzipien der Einteilung und nach Sammlung des Materials unter neue Gesichtspunkte um. Da erschienen Werke wie das von

Mauchart, das nicht mehr eine Zusammenfassung mit einem geschlossenen System darbietet, sondern sich zurückhaltend „Materialien zu einer künftigen Seelenlehre" nennt. Er gibt nur „Phänomene der menschlichen Seele", deren Bearbeitung er einer späteren und glücklicheren Zeit überlassen will. Da tauchte sogar der Gedanke an eine Experimental-Seelenlehre auf in dem Buch von Krüger aus dem Jahre 1756, das auch insofern bemerkenswert ist, als im Titel dieses Buches zum erstenmal überhaupt jene beiden Worte zu einem Begriffe zusammengefaßt wurden, die später als Name und Programm einer neuen psychologischen Richtung auftraten. Da entsann man sich denn auch „der schwesterlichen Verbindung mit der Arzneygelahrtheit", und daß den Freunden beider Wissenschaften zu wenig bekannt sei, wie sehr sie zu beider Nutzen zusammenarbeiten könnten (Snell). Man erinnerte sich auch, daß die Wahrnehmungen der Arzneygelehrten den Psychologen solche Begebenheiten an die Hand gäben, die man gewissermaßen als von der Natur selbst angestellte psychologische Experimente ansehen dürfe. Auch das vom Jahre 1782 an erscheinende große Sammelwerk für die damalige psychologische Literatur, das von Moritz herausgegebene „Magazin der Erfahrungsseelenlehre", ist in dieser Hinsicht beachtenswert; nach dem Vorschlag Mendelsohns wurde es nach der in der damaligen Arzneygelahrtheit üblichen Art in Seelennaturkunde, Seelenkrankheitskunde, Seelenzeichenkunde, Seelendiätetik, Seelentherapie eingeteilt.

Daneben hatte sich eine medizinische Seelenlehre selbständig gemacht. Metzger hatte diesen Begriff in seiner medizinisch-philosophischen Anthropologie 1790 aufgestellt, und Nudow übernahm ihn als Titel seines 1791 erschienenen Werkes, in dem er die Psychologie aus den „Wüsteneien der Metaphysik" erretten und der Medizin eingliedern wollte. Und bereits 1777 hatte Hißmann — ganz modern — erklärt: Seele ohne Gehirn gibt es nicht. Der Psychologe solle mehr Physiologe als Philosoph sein und vor allem Hirnanatomie studieren.

Die Geister, die man so allgemein rief, traten dann zunächst in Gall zu einer ziemlich massiven Erscheinung zusammen, um von den folgenden medizinischen Generationen überwunden, verändert und fortgebildet zu werden in einer Entwicklung, die, wie man sah, kurz vor unseren Tagen endet. Diese Entwicklung führte zwar nicht zu dem einst erwarteten Ziele, bedeutete aber eine der folgenreichsten und fruchtbarsten Strömungen im Werdegang der modernen Psychologie und trug ganz wesentlich dazu bei, jene Erniedrigung der Psychologie zu einem Zweige der Biologie zu vollziehen, von der die Philosophie so schmerzlich spricht, ohne die aber doch eine neue Psychologie nicht hätte entstehen können. Die Medizin von heute bekennt sich unumwunden zu dem Standpunkt „bedingungsloser Ablehnung", ihrerseits psychologische Folgerungen aus anatomischen und pathologischen Befunden zu ziehen. Sie hat alle Hände voll mit anderen Dingen zu tun; sie überläßt die Regelung dieser Fragen der Erkenntnistheorie und der kritischen Psychologie.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Julius Rodenberg. Zum siebzigsten Geburtstage Julius Rodenbergs schrieb Wilhelmine von Hillern: „Du hättest mit dreißig Jahren schon achtzig sein können, mit achtzig wirst du ein Dreißiger sein. Mit dreißig Jahren hast du dir die Ruhestätte Klostermanns Grundstück bestellt, mit achtzig wirst du Rosen darauf pflanzen! Das ist die Tag- und Nachtgleiche von Jugend und Alter, die sich in harmonischen Naturen vollzieht." Sie hat recht behalten. Heute, da wir dem Achtzigjährigen unsere Glückwünsche entbieten, haben wir das Gefühl, als kämen die in Ehrfurcht dargebrachten Wünsche in weiteren zehn Jahren noch früh genug. Denn dieser junge Jubelgreis spottet des Alters. Mit nie erlahmendem Eifer ist er heute wie seit siebenunddreißig Jahren um jedes Heft seiner Deutschen Rundschau bemüht.

Rodenbergs dichterische Anfänge reichen in eine uns Jungen beinahe sagenhaft gewordene Ferne zurück: im Verlage von Hoffmann u. Campe in Hamburg kamen fast zu gleicher Zeit Heinrich Heines „Romanzero" und des neunzehnjährigen Rinteler Primaners Julius Rodenberg vierzehn geharnischte Sonette „Für Schleswig-Holstein" heraus! Das war zwei Jahre nach dem tollen Jahr 1848!

Seine Romane, Reiseschilderungen und Erinnerungen gehören der Literaturgeschichte an, werden also — nicht mehr gelesen; und doch verdienen sie, besonders die „Berliner Bilder", ein solches Schicksal nicht. Gerade dies letzte Werk hat Ernst von Wildenbruch zu einem Loblied begeistert, wie es Alt-Berlin wohl nie sonst gesungen wurde.

Paul Heyses poetischer Wunsch vor zehn Jahren möge auch für das nächste Dezennium in Erfüllung gehen:

Laß nun, wenn der Tag sich senkt,
Abendfeuer blinken,
Doch die Hand, die sicher lenkt,
Nicht vom Steuer sinken.
Und so segle fröhlich fort
In die schöne Ferne,
Treue Freunde rings an Bord,
Über dir die Sterne.

H. A.

Schöne Literatur

Seit mehr als zehn Jahren wußten wir, daß **Wilhelm Raabe** einen unvollendeten Roman im Schreibtische verschlossen hielt, aber mehr als den Namen **„Altershausen"** konnte niemand darüber erfahren, und alle Bitten der Freunde, ihn zu vollenden, blieben ebenso erfolglos, als die verlockendsten Angebote des Verlegers, ihn als Torso im Druck erscheinen zu lassen. Der Alte blieb dabei, das Buch solle erst nach seinem Tode erscheinen. Nachdem in seinem zweiten Maihefte der Kunstwart mit einigen herzlich warmen Worten zur Einführung die einleitenden Kapitel des Romans gebracht und verschiedene Tageszeitungen vielverheißende Proben daraus abgedruckt haben, ist nun des greisen Dichters nachgelassenes Werk „Altershausen" in würdiger Ausstattung (bei Otto Janke, Berlin, Preis M. 4.—) erschienen, und den zahlreichen Freunden Raabes ist die Gelegenheit geboten, sein Vermächtnis kennen zu lernen und das, was er von der Höhe seiner Welt- und Lebenserfahrung seinem Volke gegen das Ende seines reichen Lebens zu sagen hatte, sich zu Herzen gehen zu lassen. Denn das mag gleich vorweg genommen werden: wenn je in seinen Romanen und Novellen, so hat es der Dichter in diesem seinem letzten

Werke verstanden, den empfänglichen Leser in tiefstem Herzen zu packen und mit den schlichtesten Mitteln die ergreifendste Wirkung auszuüben.

Für die große Zahl derer, die Raabes Lebenswerk nahe stehen, bedarf es ja keines Wortes der Empfehlung; sie werden schon längst vor Verlangen brennen, sich noch einmal von dem erfahrenen, liebevollen Seelenkünder und Herzensdeuter durch allerlei Menschenschicksale führen zu lassen, und der Weg wird sie nicht gereuen.

Die aber dem Dichter noch ferne stehen und nur wenig von ihm kennen und glauben, mit dem „Hungerpastor" und der „Chronik der Sperlingsgasse" den Dichter „erledigt zu haben", sollen nachdrücklich auf dieses Buch hingewiesen werden.

Freilich, die große Masse der stoffhungrigen und sensationsdurstigen Leser wird in diesem feinen, stillen Buche nicht auf ihre Kosten kommen, und wer sich nicht die Zeit nehmen will und kann, mit dem Dichter behaglich zu schlendern und geruhsam zu verweilen, der lasse seine Hand lieber von dem Buche. Das was man so Handlung des Romans nennt, ist mit wenig Worten erzählt: In dem Wirkl. Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Feyerabend steigt mitten in der glanzvollen Feier seines siebzigsten Geburtstags plötzlich die Erinnerung an seinen ältesten Jugendfreund und an sein Heimatsstädtchen auf. Die Erinnerung verdichtet sich dann, als er auf seinem Altenteil von heißer, erfolggekrönter Lebensarbeit ausruht, zur brennenden Sehnsucht nach den Stätten seiner Knabenjahre und seinem Freunde Ludchen Bock, bis er schließlich nach Altershausen reist. Hier verlebt er im Traum und im Wachen, im gespenstischen Mondschein und im leuchtenden Sonnenschein jene glücklichen Jahre noch einmal. Er findet den Freund, wie er ihn vor sechzig Jahren hier gelassen; denn der Arme hat als zwölfjähriger Junge infolge eines unglücklichen Sturzes schweren geistigen Schaden erlitten, und sein Denken und Empfinden ist auf dem Standpunkte jener Tage stehen geblieben. Er findet die Jugendfreundin Minchen Ahrens, die nach schwerem Herzensschicksal den verwaisten, verblödeten Jugendfreund zu sich genommen und durch fast fünfzig Jahre wie eine Mutter gehegt und gepflegt hat — eine kleine, enge, arme Welt und doch welche Fülle und Tiefe, welcher Glanz und Reichtum tut sich vor dem Leser auf, dem nichts Menschliches fremd ist. Wohl verweilt der Dichter auch bei dem Kleinsten und Unbedeutendsten, aber wir geben ihm Recht, wenn er sagt: „Wem dehnen sich nicht in der Erinnerung glückliche Kindheitstage zu Aonen, während erfolgreichste Arbeitsjahre zu Augenblicken einschrumpfen?" Mitten in dem Bericht, den Minchen Ahrens dem Jugendfreund Fritz Feyerabend von ihrem schweren Herzeleid gibt, bricht der Dichter ab — wir hätten ihm und ihr gern noch stundenlang zugehört.

Wie schade, werden manche Leser sagen, daß der Roman unvollendet geblieben ist; und doch, wenn wir's recht bedenken, müssen wir dem Herausgeber — Raabes Schwiegersohn Paul Wasserfall — recht geben, wenn er in seinem kurzen Nachwort die Frage, ob wir es zu bedauern haben, daß „Altershausen" ein Fragment geblieben ist, mit „Nein" beantwortet. Die Begründung mag der Leser auf Seite 253 selber nachlesen. Was der Dichter in dem engen Rahmen dieser Geschehnisse an Feinem und Sinnigem, an Lebensweisheit und weltüberwindendem Humor bietet, das mag der Leser selbst suchen, er wird reiche Ernte halten.

Raabe hat uns schon manche Jugendfreundschaft geschildert, von der Sperlingsgasse über den Hungerpastor zu den Akten des Vogelsangs — diese letzte aus Altershausen gleicht keiner und steht keiner von ihnen nach. Und eins noch gibt dem Buche einen besondern Wert: So wenig die äußeren Schicksale dieses Greises, der in sein Jugendland zurückkehrt, mit denen unseres Dichters übereinstimmen, man hat doch immer wieder das Gefühl, daß unendlich viel Persönlichstes, Eigenstes dahintersteckt, daß in diesem Werke Bruchstücke einer großen Konfession enthalten sind, die uns den herrlichen Menschen lieben lehren. Die wenigen Worte, die der des Vaters früh Beraubte seiner Mutter widmet, sind sicherlich ein Dank des Dichters an seine eigene Mutter.

Mit inniger Rührung und Dankbarkeit legt man das Buch aus der Hand, aber noch lange beschäftigt es einen, die Gestalten lassen einen nicht los, und bald greift man wieder

nach dem Buche und findet beim wiederholten Lesen doppelten und dreifachen Genuß.

Prof. Dr. Rob. Lange-Leipzig

Eine junge Dichterin, **Margarete Windthorst**, von der wir ein Gedicht „Im Sonnenregen" in Heft 19 dieses Jahrganges veröffentlichen konnten, hat jetzt in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart eine erste Sammlung ihrer **„Gedichte"** erscheinen lassen. Kein Geringerer als Ernst Zahn hat dem Buche folgende Geleitworte mit auf den Weg gegeben:

„Wenn wir mit unseren Freunden gehen, so weisen wir ihnen gerne, was uns am Wege Auge und Herz erfreut, die prangende Rose, das Kind, das mit leuchtenden Locken und Blicken uns entgegeneilt, den sachten Abend, in dessen Gold noch ein Kirchenkreuz blitzt, ein fernes Wasser schimmert, das Laub einer Birke zittert und glimmt. So will ich Freunden von diesen Gedichten sagen. Ich weiß von der, die sie sang, nichts als den Namen. Aber als ich ihre Verse las, war mir, als hörte ich das Märchen raunen im Ried, und wiederum, als ginge ein starkes, blondes junges Weib mutigen Blickes dem Tage entgegen, und wiederum, als werfe der Kobold Phantasie mit einem Spiegelein neckische Lichter auf hundert Kleinigkeiten, daß sie lebten und ins Auge sprangen, die man sonst übersah. Und dieses Buch schien mir schön. Das Leben aber hat nicht so viel Schönheit, daß man eine Vergessene am Wege liegen lassen dürfte. Vielleicht, ihr Freunde, dankt ihr es mir, daß ich diese euch aufhob. Und tut ihr das, viele von euch, dann ist der Verfasserin des Buches wie mir freundlich geholfen."

Auch wir möchten wünschen, daß recht viele unserer Leser sich an der Schönheit der Verse dieses verheißungsvollen Talents erfreuen. Hier geben wir noch eine Probe aus dem Buche:

In ein Stammbuch.

Alles Leben ist ein Dichten:
Heute heischt es heiße Tänze,
Morgen ist es ein Verzichten
Auf die ruhmverdienten Kränze.

Aber losgelöst vom Staube
Soll es dich zur Kunst erheben,
Und des Lebens schönster Glaube
Sei des Dichters Ziel und Streben.

Sein Verlangen sind die Töne
In des Wortes reinster Wendung,
Seine Heimat ist das Schöne,
Und sein Ziel ist die Vollendung.

Laß wie zu gereimtem Gliede
Sich die Jahre dir verschlingen,
Und dein Leben wird zum Liede,
Das die andern nach dir singen.

*

Offizier- und Beamtenfragen

Gewesene Leute. Man schrieb mir: „Der eintretende Offizier tätigt einen Anstellungsvertrag, durch den er u. a. nach bestimmter Dienstzeit auch pensionsberechtigt wird. Außervertragliche Ansprüche eines Angestellten im Kündigungsfalle erledigen sich hierdurch! — So etwa war ja wohl der Sinn einer Erklärung vom Regierungstisch, als letzt die Volksvertretung über rückwirkende Kraft der Pensionserhöhung verhandelte? — Ein Soldatenherz blutet . . ." —

Lassen wir unser Gefühl aus dem Spiel! Der Vergleich hinkt aber auch formal: Wer ist Gegenkontrahent, wie ist der Kündigungsparagraph, wo ist die Berufungsinstanz? Die Parität liegt im argen. So schlimm war's aber am Ende auch gar nicht gemeint; wer schaut in die Herzen? Wenn's in der Küche hapert, wird der Gast dem Kellner grob, und der kriegt schließlich auch zu viel.

Bescheiden wir uns, daß „von dort" vorläufig nichts zu holen ist, geraten wir nicht auf den Abweg, den Schwerpunkt der richtig geplanten Selbsthilfe auf erneuten Sturmlauf gegen die Behörde zu legen. Die Durchführung könnte uns auf den Weg des Kuhhandels mit Zwischenträgern locken; und dabei ist das Opfer vielleicht höher als der Preis. Gott schütze uns vor fanatischen Freunden! Nüchternheit kann nicht scharf genug gepredigt werden.

Kein übereilter Zusammenschluß auf verschwommener Grundlage! Was hat die gegenwärtige Notlage verabschiedeter Offiziere mit der vermeintlichen Notwendigkeit einer qualitativen Hebung des Offiziererfatzes zu schaffen? Der fragliche Erfolg solch verzwickter Umwälzung würde für uns erst in

fünfzehn bis zwanzig Jahren aktuell, wenn die „Verbesserte Auflage" zum Abschluß käme?! —

Es solle kein Kundenfang durch Schleuderpreise betrieben werden! Sonst reichen die Mitgliedsbeiträge nicht hin, die Portospesen der Geschäftsstelle zu decken. Hut ab vor dem guten Willen ähnlicher schon bestehender Institutionen; die Ausbeute reicht aber nicht hin. Jetzt tritt es zutage: Wenige kennen die eine Quelle, wenige die andere, die meisten kennen keine Quelle; es mehren sich die Klagen über Hereinfälle auf trügerische Stellenangebote. Eine Firma, die sich in größerem Stile einführen will, muß ausgebreitete Propaganda machen; von Zufallskundschaft kann sie nicht bestehen.

Und gar die Idee einer Hals-über-Kopf-Versammlung im gegenwärtigen Gärungsstadium?! — Soll man vertrauensseligen Kameraden eine Reise zumuten, die eine Monatspension verschlingt? Die aber dem Rufe folgen: tot capita — tot sensus! Alles spricht dafür, daß die Sache verliefe wie das Hornberger Schießen, und damit wäre die Bewegung kompromittiert.

Anhänger werden durch Hausieren und Kleinmärkte gewonnen. Dann komme man ihnen aber nicht mit vollen Phrasen und leeren Händen. Das Programm stehe und falle mit der Geldfrage. Um sie zu lösen, dazu gehören Nerven, Technik und — Zeit. — Chi va piano, va sano. —

Nun zur dankenswerten Warnung vor Zersplitterung. Ohne Zweifel: der alte Herrgott ist nach wie vor bei mit großen Bataillonen. Für junge Leute, die in einer Branche, wo starke Nachfrage ist, sich auftun wollen, will es nichts heißen, daß in dem Artikel schon andere Firmen am Platze arbeiten. Ob sie sich vereinigen, eine Interessengemeinschaft eingehen oder sich getrennt etablieren, hängt von Bilanzen ab. Ob man davon Einsicht gibt, hängt wieder von der bestehenden Konkurrenz ab.

Wir ziehen leidlichen Kompromiß unbedingt dem Kampfe vor, aber vorwärts wollen und müssen wir!

Major a. D. v. Brixen-Düsseldorf

Tagesfragen

Panem et circenses. „Sie freuen sich doch auch auf den Blumentag?" Ich wagte ein schüchternes „Nein!" — „Wie engherzig!" Darauf wußte ich nichts zu sagen. Das Für und Wider ist durch den Blätterwald gerauscht, da ist es schwer, einen Gesichtspunkt geltend zu machen, von dem aus die Frage noch nicht betrachtet worden wäre. Zu bedauern ist dabei, daß die Parteien sich gegenseitig verunglimpft haben. Wozu der Lärm? Ich meine, auch die Gegner haben den Blumentagen etwas zu danken.

Mein Weg führte mich auf eine belebte Straße. Da gab es leuchtende Kornblumen in Fülle. Alle paar Schritt erging an mich die höfliche Bitte, zu kaufen. Ich lehnte ab — von Mal zu Mal scheuer und bedrückter. Das Straßenbild stellte zwei feindliche Lager dar. Die Blumengeschmückten waren in der Überzahl. Stolz und selbstzufrieden trugen sie ihre Blumen und Sträuße an der Brust — sie hatten sich zur Hilfsbereitschaft bekannt, während von uns Blumenlosen gar mancher von der Abstumpfung des sozialen Gewissens durch eine verkehrte Wohltätigkeit geredet und sich dabei beruhigt hatte. Nun aber gellte in jeder dargereichten Blume die soziale Not an unser Ohr. Eine seltsame Ironie, wenn sie sich gerade eine blaue Blume zum Symbol erkor! „Kauft, kauft!" Ich beschleunigte meine Schritte — die schreiende Dissonanz wurde zur unerträglichen Qual. Allerlei Gedanken schwirrten durch meinen Kopf, immer schneller wurde der Lauf, ich sah schon den rettenden Hafen meiner Behausung, da machte ich atemlos Halt und — kaufte eine Blume. Warum ich das tat, weiß ich nicht — ein kleines, häßliches Mädchen bot sie mir. Die Blume aber brannte in meiner Hand, schamlos dünkte es mich, sie an die Brust zu stecken — dieses leuchtende Zeichen meines Wohltätigkeitssinnes. Ich verbarg sie, schämte mich trotzdem und — wußte nun, was ich zu tun hatte.

Vielleicht ist es anderen wie mir ergangen, vielleicht hat der Blumenregen den Keim einer tatkräftigen sozialen Gesinnung in ihnen zum Sprießen gebracht. Was tausend papierne Argumente nicht zu wirken vermögen, das schafft das reale, warme Leben in einem einzigen Augenblick. Erlebt die Blumentage, laßt die Scham einziehen in euer Herz, dann mögt ihr ihnen eine Erweckung danken. Pax

Reichsspiegel

(Vom 12. bis 18. Juni)

Innere Politik

Die Tagung des Hansabundes — Ihre Bedeutung für die innerpolitische Lage — Stellung der Regierung — Das preußisch-deutsche Staatsproblem — Rücktritt des Oberpräsidenten von Posen

Das wichtigste politische Ereignis der vergangenen Woche war die erste Tagung des Hansabundes am 12. Juni. Welche große Bedeutung Freund und Feind dieser „Heerschau" beimessen, erhellt am besten aus der lebhaften Erörterung darüber in der Presse und nicht zum wenigsten aus den vielfachen Versuchen in der Deutschen Tageszeitung und Kreuzzeitung sie herabzusetzen. Wer Gelegenheit gehabt hat, der Sitzung am Montag, der zwischen acht- und neuntausend Menschen beiwohnten, mit kühlem Herzen zu folgen, hat auch den Eindruck davon getragen, daß hier ein gemeinsamer Wille die Anwesenden verband. Hält diese Einigkeit, dieser Wille, sich von als drückend empfundenen Zuständen zu befreien, auch bei den nächsten Wahlen stand, dann dürfte der Hansabund auch die Aufgabe erfüllen können, die er sich bei seiner Gründung vor zwei Jahren gestellt hatte. Das sehen auch seine Gegner ein. Um so mehr sind sie darauf bedacht, Bresche in die Einigkeit zu legen.

Die Leitung des Hansabundes erleichtert die Bemühungen der Gegner bis zu einem gewissen Grade, indem sie nach deren Behauptung keine klare Stellung gegen die Sozialdemokratie einnimmt. Auch Rießers Schlußrede wird dazu ausgebeutet, den Hansabund als einen Freund der Sozialdemokratie hinzustellen. Sollte diese Auffassung in ernsthaften Kreisen Verbreitung finden, so müßte es im Hinblick auf die nächste Entwicklung unserer inneren Politik sehr bedauert werden. Noch hat der Hansabund eine Aufgabe von allgemein nationaler Bedeutung zu erfüllen, bei deren Durchführung ihn alle bürgerlichen Nichtagrarier unterstützen sollten. Der Hansabund braucht keine Parole gegen die Sozialdemokratie auszugeben. Allein die Tatsache seines Erscheinens auf der politischen Bühne entzieht der sozialdemokratischen Partei schon viele tausend Wähler. Seine Gründung, die ausschließlich erfolgte, um den Übergriffen des Bundes der Landwirte auf wirtschaftlichem Gebiete die Spitze zu bieten, macht es für tausende von Angehörigen des Mittelstandes unnötig, sozialdemokratische Stimmzettel abzugeben, die bislang wähnten, allein hierdurch gegen die herrschenden Kreise protestieren zu können. Der Hansabund ist gleichsam ein Fangnetz für die vielen Unzufriedenen, die bisher glaubten, nur mit Hilfe der Sozialdemokratie aus gewissen sie drückenden wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen herauskommen zu können. Unter diesen Tausenden befinden sich aber nicht wenige Staats-, Kommunal- und Privatbeamte, die durchaus keine Republikaner sein wollen. Sollen sie vollständig dem Einfluß der Sozialdemokratie verfallen oder soll ihnen die Möglichkeit gegeben werden, im bürgerlichen Lager für ihre Interessen zu kämpfen? Von diesem Gesichtspunkt aus, so meine ich, soll man im gegenwärtigen Zeitpunkt auch in den Kreisen der höheren Beamtenschaft und der sonstigen Gebildeten die Organisation des Hansabundes selbst dann bewerten, wenn man die Überzeugung hat, ihn später bekämpfen zu müssen.

Leider erkennt die Regierung, die das Auftreten des Hansabundes vor zwei Jahren noch freudig begrüßt hatte, seine den Wert einer wirtschaftlichen

Interessenvertretung weit überschreitende Bedeutung nicht mehr an und sieht seinen Erfolgen mit offenem Mißbehagen zu. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt in Kassandrastimmung:

„Der Hansabund wird sich nicht wundern dürfen, wenn in dem Morgenrot einer neuen Zeit, das er heraufführen will, den Massen die feineren Distinktionen zwischen Agrariern und Hyperagrariern, zwischen Bodenständigen und Rückständigen verschwimmen und nur die Losung übrig bleibt: Kampf von Stadt gegen Land."

In den Worten liegt eine wohlgemeinte Warnung. Ist sie aber heute am Platze? Mußte sie nicht schon vor zehn Jahren und früher ausgesprochen werden, als das „Land" sich anschickte, die „Stadt" zu diskreditieren und die Industrie als die Wurzel alles Übels hinzustellen? Jetzt schlägt die Welle zurück, die damals vom Bunde der Landwirte aufgerührt wurde und — auf den Schützen springt der Pfeil zurück. Die Gegensätze zwischen Stadt und Land, oder präziser ausgedrückt: zwischen Stadt und Großgrundbesitz könnten heute, selbst wenn der gute Wille auf beiden Seiten bestände, von einzelnen Parteiorganisationen oder Wirtschaftsverbänden nicht mehr beseitigt werden. Die Wurzeln des Gegensatzes liegen so tief und ziehen ihre Kraft aus so vielseitigen, zum Teil historisch begründeten Verhältnissen, zum Teil wirtschaftlichen Zuständen, daß höchstens eine sehr unabhängige, mit starker Initiative ausgerüstete Regierung ihn ohne tiefe Störungen des nationalen und staatlichen Lebens beseitigen und die gestörte Harmonie wiederherstellen könnte. Das moderne Staatsproblem in Preußen-Deutschland ist mit dem „Gegensatz zwischen Stadt und Land" eng verknüpft, fast identisch. Es heißt Beseitigung des Widerspruchs, der einerseits liegt in der gewaltigen Entwicklung unserer Industrie, unseres Bankgewerbes und unseres Außenhandels und anderseits in der Verödung und Entvölkerung des Ostens unseres Vaterlandes. Wie viel Aufgaben stecken hinter diesem Problem! Agrar- und Siedlungspolitik, Verkehrs- und Tariffragen, Schul- und Kirchenfragen, Kommunal-, Verwaltungs- und Verfassungsfragen müßten energisch aufgeworfen werden, sollte jenes den Lebensnerv des Reiches berührende Problem der Lösung näher gebracht werden. Wo aber sind im Zeitalter der gottgewollten Abhängigkeiten und des Quieta non movere Männer, die die Lösung des Problems unter die „erreichbaren Möglichkeiten" rechnen könnten?!

Durch die Blätter ging die unwidersprochen gebliebene Nachricht, der Oberpräsident von Posen, Exzellenz v. Waldow, werde seinen Posten verlassen und ein anderes Oberpräsidium (Stettin) übernehmen. Der Weggang des allgemein hochgeschätzten Mannes würde in Posen sehr bedauert werden, und von verschiedenen Seiten wird er als ein neues Zeichen für die Preisgabe des Ansiedlungswerks in der Ostmark angesehen. Zusammen mit den zahlreichen Entlassungen aus dem technischen Personal der Ansiedlungskommission hat die Annahme auch manches für sich. Dennoch gibt es ein Moment, das vielleicht geeignet ist, gerade die Versetzung Waldows anders zu beurteilen. Herr v. Waldow, ein ehrlicher Kämpfer für die Germanisierung der ihm vom König anvertrauten Provinz, ist wohl ein Freund und Förderer der Bauernansiedlung, aber er gilt doch als ein Mann, der aus seiner altpreußischen Vorstellung, wonach der Bauer durch den Großgrundbesitzer „angeleitet" und „geführt" werden müsse, nicht heraus kann. Die Schaffung „kreistagfähiger" Restgüter und die Fernhaltung der

angesiedelten Bauern von jeder Betätigung in der Kreisverwaltung wird von verschiedenen Wissenden auf den Einfluß des Herrn v. Waldow zurückgeführt. Ich neige dazu, diese Auffassung zu teilen. Das Verfahren hat naturgemäß bei den aus dem Westen und Süden des Reichs stammenden Ansiedlern hie und da Unzufriedenheit erzeugt, und zwar um so stärker, je mehr sie erkennen mußten, wie der Großgrundbesitz wirtschaftlich und politisch bevorzugt wurde. Statt nun die Gründe der Unzufriedenheit zu beseitigen und den Ansiedlern im Rahmen der Kreisverfassung ein gewisses Selbstbestimmungsrecht einzuräumen, begann man die „demokratischen" Elemente zu beargwöhnen und entsprechend polizeilich zu „beaufsichtigen". Ich habe schon im Jahre 1908 im Anschluß an eine mehrtägige Reise durch die Ansiedlungsgebiete darauf hingewiesen (Grenzboten Heft 35, S. 419 ff.), daß die Kreisverfassung einer Reform im demokratischen Sinne bedürfe, wenn das Siedlungswerk nicht Schaden leiden solle. Vielleicht hat man sich inzwischen an den leitenden Stellen gleichfalls zu dieser Auffassung durchgerungen und darum Herrn v. Waldow zu seinem Platzwechsel veranlaßt. Es mag in dieser Hoffnung ein allzu großer Optimismus liegen — doch der Kanzler telegraphierte an den Ostmarken-Verein: nunquam retrorsum!

G. Cl.

Bank und Geld

Chinesische 5proz. Hukuan-Anleihe — Emissionen ohne Zulassung — Mangelnde Berücksichtigung der deutschen Industrie — Das Staatsmonopol für Lebensversicherungen in Italien

Ein großes internationales Finanzkonsortium hat eine 5prozentige chinesische Staatseisenbahnanleihe im Betrage von 6 Millionen Pfund übernommen und dieser Tage zur Zeichnung auch in Deutschland aufgelegt. Dabei haben die deutschen Bankfirmen wieder der in jüngster Zeit eingerissenen Gepflogenheit gehuldigt, die Submission vorzunehmen, ehe noch der Prospekt der Zulassungsstelle zur Genehmigung unterbreitet worden ist. Diese Emissionen vor Zulassung stellen keine löbliche Gewohnheit dar. Sie verstoßen vollkommen gegen die Absicht, welche das Gesetz mit der Einrichtung der offiziellen Zulassungsstelle verfolgt hat, eine unparteiische Instanz mit der Prüfung des Prospekts zu befassen, ehe das große Publikum zur Beteiligung herangezogen wird. Für die Emittenten ist freilich der jetzt von ihnen eingeschlagene Weg bequemer; er sichert die schleunige Unterbringung der Anleihe und erspart die zeitraubenden Vorbereitungen für die Einreichung des Prospekts und die vielleicht nötigen Verhandlungen mit der Zulassungsstelle. Die großen Bankfirmen haben Vertrauen genug auf ihren Emissionskredit, um die Subskription auch ohne Zulassung in die Wege zu leiten und dabei doch ihres Erfolges sicher zu sein. Diese Erwartung hat sie denn auch diesmal wieder nicht betrogen, da nach den üblichen Meldungen die Zeichnungen so umfangreich eingelaufen sind, daß nur solche mit Sperrverpflichtung zur Berücksichtigung gelangen, und dies, obwohl die Bedingungen — ein Emissionspreis von 100½ für eine 5prozentige Anleihe — gewiß nicht als besonders verlockend angesehen werden können. Man wird also dem Publikum selbst die Schuld beimessen dürfen, wenn die Emissionshäuser, durch solche Erfolge kühn gemacht, auf dem einmal betretenen Wege immer weiter fortschreiten. Zu billigen ist dieses Verfahren aber keineswegs. Den Emissionskredit der Großbanken in allen Ehren —

aber wozu denn überhaupt noch eine Zulassungsstelle, wenn derartige Anleihen, bei denen die Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse ganz besonders schwierig ist, in das große Publikum gebracht werden, ohne die Zulassungsstelle um ihr Placet anzugehen? Man nehme einmal an, bei der späteren Einreichung des Prospekts werden Beanstandungen erhoben und die Notiz wird versagt, ist dann nicht gerade der Zustand herbeigeführt, den das Gesetz vermieden wissen wollte? Die Banken sollten sich in der Tat doch freiwillig dazu entschließen, Bestimmungen, die zum Schutz der Allgemeinheit getroffen sind, gewissenhaft zu beobachten, auch da, wo eine Lücke in der Fassung des Gesetzes ihnen die Umgehung möglich macht. Es könnte sonst die Auffassung weiteren Boden gewinnen, daß die Banken immer bereit sind, die Rücksichten auf das Allgemeinwohl hintanzusetzen, wenn sie mit ihrem eigenen Interesse in Widerspruch geraten. Das wäre sehr bedauerlich, denn den Großbanken als den Verwaltern eines erheblichen Teiles des Nationalvermögens liegt eine sehr weitgehende Verpflichtung ob, ihre Erwerbsinteressen nicht zum Nachteil der Allgemeinheit in den Vordergrund zu rücken.

Die neue chinesische Anleihe bietet auch nach anderer Richtung Gelegenheit zu interessanten Betrachtungen.. Sie ist eine Auslandsanleihe und fällt also unter die Kategorie, über welche jüngst ein so lebhafter Streit entstanden ist. Rücksicht auf die Forderung unserer heimischen Industrie, so hieß es ja wohl, müßte für die Übernahme solcher Anleihen ausschlaggebend sein und zur Rechtfertigung des Kapitalexportes dienen. Wo sind aber hier die Vorteile für unsere oder auch nur für die europäische Industrie? Die beiden Eisenbahnen, welche mit dem Gelde der Anleihen gebaut werden sollen, sind chinesische Staatsbahnen und werden für chinesische Rechnung ausgeführt. Die Lieferung des Eisenbahnmaterials wird den chinesischen Hanjang-Werken übertragen, und nur soweit diese nicht liefern können, werden die Aufträge im Wege der Submission vergeben, wobei bei gleichen Offerten die Industrien der kreditgebenden Länder ein Vorzugsrecht genießen sollen. Bei der Tientsin-Gukow-Anleihe war wenigstens noch das Schienenmaterial fast ausschließlich vom Stahlwerksverband zu liefern. Davon ist jetzt nicht mehr die Rede, und man kann allerdings die Frage aufwerfen, was uns veranlaßt, zu so günstigen Bedingungen — auch die zur Sicherheit verpfändeten Likin-Zölle werden nicht europäischer Kontrolle unterstellt — Geld nach China zu geben, um dessen industrielle Entwicklung zu fördern und unserer schweren Industrie ein lohnendes Absatzgebiet aus den Händen zu nehmen. Vielleicht äußert sich Herr Dernburg, der ja jetzt der Verwaltung der deutsch-asiatischen Bank angehört, darüber, wie sich die Übernahme dieser Anleihe mit dem von ihm verfochtenen Gesichtspunkt zusammenreimt.

Ein außerordentlich interessantes und wichtiges Problem wird augenblicklich in Italien in Angriff genommen. Das Ministerium Giolitti beabsichtigt die Lebensversicherung zu einem Staatsmonopol zu gestalten. Es will eine staatliche Versicherungsanstalt ins Leben rufen, die fortan ausschließlich das Recht hat, Lebensversicherungen zu übernehmen. Alle bestehenden privaten Gesellschaften werden einfach ohne jede Entschädigung enteignet und dürfen nur ihre schwebenden Geschäfte abwickeln. Die staatliche Gesellschaft erhält einen Kostenvorschuß von 5 Millionen Lire, muß aber 90 Prozent ihrer Gewinne einer Staatsreformkasse für die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter zu-

führen. Man will also auf diesem Wege die Mittel zur Durchführung der Sozialversicherung gewinnen, und diese Absicht ist zweifelsohne die treibende Kraft bei Einbringung dieser Gesetzesvorlage, die ein vollständiges Novum auf dem Gebiet staatlichen Eingriffs in das Erwerbsleben darstellt. Neu und unerhört ist vor allem die Enteignung der bestehenden Gesellschaften. Bisher haben die Staaten bei monopolistischen Eingriffen in wohlerworbene Rechte eine Entschädigungspflicht anerkannt; der italienische Staat will ein Präjudiz schaffen, das, wenn es von anderer Seite nachgeahmt werden sollte, ganz neue Perspektiven eröffnet. Es wird damit ein gefährlicher Weg beschritten, es werden die Grundlagen, auf der die gegenwärtige Rechts- und Wirtschaftsordnung beruht, zugunsten der staatlichen Omnipotenz erschüttert. Diese Entrechtung wird dadurch nicht entschuldbarer, daß sie vorwiegend ausländische Gesellschaften betrifft, wenn sie auch vielleicht deshalb in Italien leichter Sympathien finden wird. Das Lebensversicherungsgeschäft wird nämlich in Italien vornehmlich von österreichischen und amerikanischen Gesellschaften betrieben; beinahe zwei Drittel des versicherten Kapitals entfallen auf diese Unternehmungen, weit mehr als die Hälfte der jährlichen Prämienzahlungen von 62 Millionen Lire fließt in das Ausland. Den italienischen Staat lockt es, diesen Kapitalabfluß der inländischen Wirtschaft zuzuführen und durch Errichtung eines Staatsinstituts nebenbei einen ständigen Abnehmer für italienische Staatsrente zu gewinnen, da die staatliche Versicherungsanstalt das gesamte Deckungskapital in Staatsrente anlegen müßte. Eigentümlich aber ist bei dem Projekt, daß es nicht etwa ein Staatsmonopol schafft, das auf dem allgemeinen Versicherungszwang aufgebaut ist. Nur dann wäre es ein wahres Monopol von sozialer Bedeutung, über dessen Berechtigung sehr wohl diskutiert werden könnte. Italien will aber die Lebensversicherung nur in Form eines Erwerbsgeschäftes betreiben. Es muß daher, wie jede private Versicherungsgesellschaft, den größten Wert auf ständige Zunahme des Versicherungskapitals legen und also die Akquisition ganz in gleicher Weise pflegen und organisieren wie jene. Das ist die Achillesverse des Projektes. Die Kosten der Propaganda sind schon bei den privaten Gesellschaften außerordentlich hohe, bei einem Staatsinstitut werden sie durch die unausbleibliche bureaukratische Verwaltung in das Ungemessene wachsen und in Verbindung mit der gering verzinslichen Anlegung der Deckungskapitalien in Staatsrente die Überschüsse so reduzieren, daß der erhoffte Erfolg — die Bestreitung der Kosten für die Sozialversicherung — leicht in Frage gestellt werden kann. Schon jetzt wird daher die Höhe der vermutlichen Überschüsse in sehr abweichender Weise geschätzt. Es handelt sich also um ein Experiment, das äußerst gewagt erscheint. Deutschland ist an der Durchführung desselben nur insofern beteiligt, als zwei unserer Versicherungsgesellschaften, die Preußische und die Berlinische, eine relativ geringe Beteiligung am italienischen Geschäft ausweisen. Dem Vernehmen nach haben diese Gesellschaften angesichts des drohenden Rechtsbruchs die Intervention des Kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherungen angerufen und dort Unterstützung für ihre Forderung auf angemessene Entschädigung gefunden.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11 Dessauer Straße 37.

Ständegliederung und Ständeverfassung

Von Dr. P. Heubner-Schweidnitz

Ueber den wirtschaftlichen und politischen Gestaltungen und Wandlungen der jüngsten Vergangenheit und nächsten Zukunft, den wirtschafts-, sozial- und parteipolitischen Kämpfen von gestern und morgen verliert man leicht den Maßstab objektiver, vom eigenen Empfinden und Wollen ungetrübter Betrachtung der Dinge. Größere Gewähr rechter Erkenntnis und richtiger Schlüsse verspricht in manchen Fragen der ökonomischen und politischen Entwicklung eine isolierende Betrachtung, die sich auf eine Hauptseite des Gegenstandes beschränkt und ihn, von dieser besonderen Seite aus, zugleich rückschauend mit früheren Zeiten und Entwicklungsstufen in Vergleich setzt. Als ein Gesichtspunkt, der zu einer derartigen isolierenden und rückschauenden Betrachtung der gegenwärtigen wirtschaftlichen und innerpolitischen Entwicklung Deutschlands in besonderem Grade einlädt, erscheint mir die Gliederung des Volkes in Stände und deren politische Betätigung und Verfassung.

Im Anfang des germanischen Mittelalters sind Stände im allgemeinen, als typische Erscheinung — auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden — noch nicht vorhanden. Die Stammesgenossen sind freie Ackerbauer, deren jeder mit den Seinigen in einer in sich abgeschlossenen und selbständigen Wirtschaft alles zur Deckung des eigenen Bedarfes Erforderliche gewinnt und erzeugt*), und stehen wirtschaftlich, sozial und politisch auf einer Stufe, verbunden durch wesentlich gleichen Anteil an dem einfachen Gemeinwesen, Grund und Boden, Krieg und Recht.

Eine Gliederung in Stände beginnt, indem sich die geschlossene Hauswirtschaft einzelner allmählich zur feudalen Grundherrschaft auswächst, die die

*) Bücher, „Die Entstehung der Volkswirtschaft".

anderen Wirtschaften in Abhängigkeit von sich bringt und mit ihren Hörigen und Hintersassen mancherwärts neben den verbleibenden freien Bauernstand tritt, mancherwärts diesen aufsaugt und verdrängt. Weiter löst sich teils aus den Dienstleuten und Abhängigen der Grundherrschaft, teils aus der freien bäuerlichen Wirtschaft allmählich als neuer Stand das Handwerk, während aus diesem und neben ihm auf den Märkten und in den aufkommenden Städten als ein weiterer Stand der Handel entsteht. An der Stelle des anfangs auch für die Grundherrschaft noch charakteristischen Systems der sogenannten geschlossenen Hauswirtschaft finden wir nun einen lokalen Austausch zwischen den Leistungen und Erzeugnissen der Stadt, ihres Handwerks und Handels auf der einen und der Überschußproduktion des sie umgebenden Landes auf der anderen Seite, an Stelle des einen Standes der freien Ackerbürger eine Mehrheit wirtschaftlich und sozial differenzierter, teils einander unter- und eingeordneter, teils wirtschaftlich nebeneinander tretender Stände, den Grundadel, den teils unfreien, teils freien Bauernstand auf dem Lande, das Handwerk und den Handel in den Städten.

In jedem dieser Stände wiederum, deren Gliederung und Verfassung hier nur schematisch, von der Mannigfaltigkeit ihrer natürlichen und örtlichen Entwicklung im einzelnen absehend, angedeutet werden kann, finden wir bald eine weitgehende Teilung und Differenzierung, beim ländlichen Grundbesitz vertikal, vom Hintersassen und Bauern über den Ritter und Grundherrn hinauf bis zum Territorialherrn und Kaiser, die ganze Stufenfolge des mittelalterlichen Lehnswesens und Feudalsystems, beim aufkommenden Bürgerstand horizontal, eine wachsende Spezialisation nebeneinander tretender Handwerke und die Ausbildung des ständigen Handels, auch sie aber und das auf ihr beruhende Städtewesen beherrscht und getragen von der gebundenen mittelalterlichen Wirtschaftsordnung, lehnsherrlichen Auflagen und Verpflichtungen auf der einen, Privilegien, Stadt- und Zunftrechten auf der anderen Seite.

Als Korrelat der wirtschaftlichen Ständegliederung entwickelt sich die politische Ständeverfassung. Die Grundherren, die Ritter, die Bauern, wo ihnen dies möglich ist, die Angehörigen der einzelnen Handwerke und die Handeltreibenden schließen sich zur Erkämpfung, Wahrung und Ausdehnung ihrer Stellung und Rechte zu Korporationen, Bruderschaften, Gilden, Innungen, Zünften zusammen, die zu wichtigen Faktoren des wirtschaftlichen und politischen Lebens werden. Art, Beschaffenheit und Preise der Handwerkserzeugnisse, Produktion, Absatz und Wettbewerb sind im Verhältnis der Zunftgenossen zueinander sowie des Handwerks nach außen durch die Zunftordnung und Zunftrechte geregelt; neben der Regelung der Gewerbe nach innen und der Garantie ihres wirtschaftlichen Bestandes nach außen dienen die Zünfte aber zugleich geselligen, kirchlichen, militärischen Zwecken, wie sie weiter an der politischen Verfassung und Vertretung der Städte und dadurch an deren Verwaltung und politischer Wirksamkeit teilnehmen. Wie Handel und Handwerk besitzen die anderen Stände, die Ritter

und Herren ihre ständischen, wirtschaftlichen wie politischen Aufgaben dienenden Körperschaften und Verbände, und seinen Ausdruck und seine Krönung findet dieses allenthalben feudal und ständisch entwickelte System schließlich in der staatsrechtlichen Verfassung der Reichs- und Landstände, den in der Regel aus den drei Kurien der Prälaten, Ritter und Städte, zum Teil auch Vertretern der Herren und Bauern bestehenden gemeinen Landschaften und dem in die drei Kurien der Kurfürsten, der Grafen und Herren und der Reichsstädte gegliederten Reichstag.

Der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert aufkommenden Volkswirtschaft und fortschreitenden Ausbildung der Territorialgewalt und moderner Staatswesen vermag die den Wirtschafts- und Staatsformen des Mittelalters entsprungene Gliederung und Verfassung der Stände auf die Dauer nicht standzuhalten. Die in den mittelalterlichen Verhältnissen begründet und nützlich gewesenen zunftmäßigen und feudalen Einrichtungen, Vorrechte und Schranken versagen gegenüber dem neben das Handwerk und zum Teil an seine Stelle tretenden Manufakturen- und Fabrikwesen, gegenüber der Ausbildung des neuzeitlichen Handels und Verkehrs, gegenüber der Ausdehnung und dem Fortschritt der Bevölkerung, ihres Kulturstandes und staatsbürgerlichen Bewußtseins. Sie werden, je mehr man sie noch zu halten und auszunutzen trachtet, zu Auswüchsen und Härten und müssen schließlich der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung weichen. An die Stelle der feudalen Grundherrschaft treten der mit freien Arbeitern produzierende Großgrundbesitzer und der freie Bauer, an die Stelle des überkommenen zunftmäßig geordneten Handwerks und Handels eine Fülle neuer, im freien Wettbewerb um den lokalen und den Weltmarkt ringender Gewerbe-, Handel- und Industriezweige mit den neuen großen Ständen der Arbeiter und Privatangestellten. An der Stelle der gewerblichen und politischen Gebundenheit gewahren wir nach vielen Wandlungen und Kämpfen gewerbliche und politische Freiheit, an Stelle der halb privatrechtlichen Staatsgebilde des Mittelalters und der alten Reichs- und Landstände den modernen Staatsgedanken, zunächst als aufgeklärten Absolutismus, bald aber den konstitutionellen Staat mit freien, aus Wahlen aller Staatsbürger hervorgehenden Parlamenten und Selbstverwaltungskörpern. Ausgenommen davon sind freilich die ersten, zum Teil auch die zweiten Kammern und die Provinzial- und Kreisvertretungen einzelner Bundesstaaten, die noch stark mit ständischen Elementen und Vorrechten durchsetzt sind und zum Teil an die alten Landstände anknüpfen oder doch erinnern. Im allgemeinen aber, wenigstens bei den zweiten Kammern und besonders beim Reichstag des neuen Reiches entstehen an Stelle der alten, unter dem Absolutismus verdrängten Landstände vom Volk gewählte Parlamente, deren Mitglieder und Parteien nicht mehr als Delegierte von Ständen, sondern als Mandatare der Gesamtheit erscheinen und der Wohlfahrt des Volkes und Staates im ganzen dienen sollen.

Auch die aus der Überwindung der mittelalterlichen Gebundenheit, Schranken und Vorrechte hervorgegangene, auf der Gleichheit und Freiheit aller Stände

und ihrem freien Wettbewerb beruhende Volkswirtschaft schließt jedoch die Reihe der geschichtlichen Ständeentwicklung und Wirtschaftsformen keineswegs ab, sondern zeigt uns vielfach bereits Ansätze und Tendenzen, welche wiederum gar manche Analogien zu der vorausgegangenen, mittelalterlichen Stufe erkennen lassen und die Aussicht auf einen allmählichen Übergang zu neuen, höheren Formen ständischer Gebundenheit zu eröffnen scheinen.

Der freie Wettbewerb führt in seiner fortgesetzten Steigerung zu seiner eigenen Einschränkung oder Aufhebung, indem er die Konkurrenten veranlaßt, sich zur Förderung gemeinsamer, die Kräfte des einzelnen übersteigender Aufgaben und zur Verbesserung der Lage ihres Geschäftszweiges zu Fachvereinen und Interessentenverbänden zusammenzuschließen und sich, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind, auch untereinander über Verkaufsbedingungen und Preise, Produktionsumfang und Absatzgebiet im Wege des Abschlusses von Vereinbarungen, der Gründung von Kartellen und Syndikaten zu einigen. Wie die alten Zünfte dem Handwerker vorschrieben, was und wieviel, zu welchen Preisen und für wen er produzieren dürfe, wie sie eine Rechtsprechung über ihn hatten, ein Verhältnis zu den Zunftgenossen und nach außen, zu den Abnehmern und zu anderen Zünften bestimmten, seine sonstigen Interessen wahrnahmen und seinem Handwerk Einfluß zu verschaffen strebten, so stellen sich die gegenwärtig in allen Industriezweigen bestehenden Fachvereine und Verbände und die in vielen von ihnen auftretenden Kartelle und Syndikate als ständische Gebilde ähnlicher Art und Bestimmung in bezug auf die heutigen Verhältnisse dar, und dasselbe gilt von den Interessengemeinschaften, Verbänden und Vereinen in den einzelnen Zweigen des Groß- und Kleinhandels, der Bank-, Versicherungs- und Transportgewerbe, wie vor allem auch denjenigen der Landwirtschaft. Überall zeigt sich als Folge des wirtschaftlichen Kampfes innerhalb der Erwerbszweige oder der Erwerbszweige untereinander eine fortschreitende Ausbildung und Ausbreitung freier berufsständischer Vereinigungen der mannigfachsten Art und Zweckbestimmung. Eine berufsständische Bindung des freien Wettbewerbs und individuellen Handelns des einzelnen vollzieht sich aber nicht allein für die selbständigen, sondern auch für die abhängigen Erwerbsstände, durch die großen Verbände der Handlungsgehilfen und technischen und industriellen Angestellten sowie die Gewerkschaften der Arbeiter, die die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in den einzelnen Erwerbszweigen, den Abschluß von Tarifverträgen und die gesamte wirtschaftliche Organisation des Arbeiterstandes zum Gegenstand ihrer Bestrebungen und Betätigung haben.

Tritt sonach der Grundsatz ständischen Zusammenschlusses unter allmählicher Einengung und Zurückdrängung des Individualismus in der heutigen Volkswirtschaft mehr und mehr in Wirksamkeit, so begegnen wir auch bereits in Staat und Politik Ansätzen und Anzeichen neuer ständischer Entwicklung, teils erleichtert, teils gehemmt durch geschichtlich überkommene, erhalten gebliebene Faktoren ständischer Natur.

Von besonderer Bedeutung sind unter diesem Gesichtswinkel zunächst die staatsrechtlich schon bestehenden, teils seit Anfang, teils zu Ende des neunzehnten oder Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts errichteten gesetzlichen Vertretungskörper der großen wirtschaftlichen Erwerbsstände, die Handels- und Gewerbe-, die Handwerks- und Landwirtschaftskammern, denen sich als amtliche Vertretungen weiterer moderner Stände die Anwalts-, die Ärzte-, die Apothekerkammern, neuerdings auch die Tierärztekammern gesellen und wenn nicht jetzt, so später, sei es in paritätischer Verfassung oder ausschließlicher Zusammensetzung aus Arbeitnehmern, die Arbeits- bezw. Arbeiter- und Angestelltenkammern gesellen werden. So sind der Aufgabenkreis und die Wirksamkeit der Handelskammern, sowohl als beratender und in einer Reihe von Fällen vollziehender Organe der Staatsverwaltung wie auch als Selbstverwaltungsbehörden, fortgesetzt gewachsen, und dasselbe gilt auch von den Handwerks- und den Landwirtschaftskammern, wie anderseits eine gleichartige öffentlich-rechtliche Begründung und Ausgestaltung von Ständevertretungen der sogenannten freien Berufsstände, der kaufmännischen und gewerblichen Angestellten und der Arbeiter Platz gegriffen hat oder noch Platz greifen wird.

Mit der Ausbildung solcher ständischer Vertretungskörper, z. B. der Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern als behördliche, vorwiegend beratende Organe der Staatsverwaltung auf der einen und Selbstverwaltungsbehörden innerhalb eines bestimmten Bereichs auf der anderen Seite erscheint jedoch die Entwicklung nicht abgeschlossen. Sie dürfte vielmehr, in der Richtung weiterer Wiederbelebung ständischer Wirtschafts- und Verfassungsformen verlaufend, über die jetzige beratende Mitwirkung hinaus künftig eine Beteiligung der neuzeitlichen Ständevertretungen auch an der Beschlußfassung über die Reichs- und Landesgesetzgebung auslösen, wie ihnen oder ihren gesetzmäßigen Abgesandten in bezug auf bestimmte Akte, Verordnungen und Bestimmungen der Staatsverwaltung schon jetzt eine über das bloße Recht auf Anhörung und Antragstellung hinausgehende Mitwirkung, in manchen Fällen auch ein Mitbeschließungsrecht eingeräumt ist. Wie aus Vertretern von Berufsständen, Abgesandten von Landwirtschafts-, Handels- und Handwerkskammern zurzeit die Bezirks- und Landeseisenbahnräte, die wirtschaftlichen Beiräte des Reichsamts des Innern und des Auswärtigen Amtes, die Wasserstraßenbeiräte und künftigen Strombeiräte gebildet sind, so würden ähnliche, auch die übrigen Berufs- und Erwerbsstände mit einbeziehende Kollegien dann einen konstitutiven Anteil an der wirtschaftlichen, sozialen und sonstigen Gesetzgebung gewinnen*). Übrigens ist eine Beteiligung der bestehenden ständischen Organisationen an der Bildung der gesetzgebenden Faktoren neuerdings auch tatsächlich schon, so bei den Verfassungs- und Landtagswahlreformen in Baden (1904), Württemberg (1906), Sachsen-Weimar (1909), eingeführt oder doch vorgesehen worden (hessischer Entwurf

*) Vgl. auch die nach Abfassung dieses Artikels erschienenen Aufsätze von „einem Westfalen" und von Beck in den „Grenzboten" Nr. 3 und Nr. 6 dieses Jahrgangs.

von 1909), auch im Königreich Sachsen in der ursprünglichen Wahlreformvorlage für die zweite Kammer in Aussicht genommen gewesen und jetzt wiederum und zwar für die Zusammensetzung der ersten Kammer, in dem Gesetzentwurf über die Verfassung und das Wahlrecht von Elsaß-Lothringen ins Auge gefaßt*).

Daß sich Wandlungen in der bezeichneten Richtung im Rahmen einer Verfassungs- oder Wahlreform auch im Reiche und in Preußen oder anderen Bundesstaaten früher oder später durchsetzen dürften, muß nach dem Werdegang der Ständegliederung und Ständeverfassung in der Vergangenheit sowie nach der uns heute umgebenden wirtschaftlichen und politischen Entwicklung wenn nicht als wahrscheinlich, so doch als sehr wohl möglich gelten. Unerörtert soll hier, als ein politisches Problem, die Frage bleiben, ob eine solche Entwicklung erstrebenswert und aussichtsvoll ist und welche Formen für sie geeignet und zu empfehlen sein würden. Denkbar wäre vielleicht die Entstehung eines neben den Reichstag tretenden, aus Vertretern der Landwirtschaft und gewerblichen Erwerbsstände, der Angestellten und Arbeiter, der öffentlichen Beamten und freien Berufe bestehenden Ständehauses, ebenso aber auch die Einordnung einer solchen ständischen Vertretung in den Reichstag oder ihre Verbindung mit dem Bundesrat, ferner bei den Bundesstaaten ihre Einführung im Rahmen oder an Stelle der ersten oder zweiten Kammer, wie weiter auch, mit gewissen Einschränkungen oder Abänderungen, eine entsprechende Reform der Provinzial- und Kreisvertretungen einmal in den Bereich der Erwägung rücken könnte.

Daß aber mit Wandlungen solcher Art als Möglichkeiten gerechnet werden darf und Tatsachen der Vergangenheit und Gegenwart an sie denken lassen, wird jedenfalls nicht durch den Hinweis auf das Wesen unserer heutigen Parlamente oder durch den Einwand entkräftet, daß darin ein kulturwidriger Rückschritt zu überlebten mittelalterlichen Einrichtungen liegen würde.

Von Vertretern des gesamten Volkes, die sie sein sollen und jeder von seinem Standpunkt aus zu sein glauben, sind unsere Abgeordneten über der immer mehr in den Vordergrund tretenden, das politische Leben fast ausschließlich beherrschenden Wirtschafts- und Sozialgesetzgebung notgedrungen mehr oder weniger zu Beauftragten derjenigen Stände geworden, aus deren Händen sie ihre Mandate hauptsächlich erhalten haben, und die parlamentarischen Parteien zu einer Gestaltung und Betätigung gelangt, die sie gleichfalls als Vertreter vorwiegend bestimmter Stände erscheinen lassen. Die sachliche Erörterung und Abwägung der wirtschaftlichen Interessen der einzelnen Stände, die sich hieraus an sich ergeben könnte, wird aber einmal dadurch getrübt, daß die verschiedenen

*) Inzwischen bekanntlich erfolgt; hinzuweisen ist hier ferner auf die jüngst erschienene, wieder zurückgezogene Mecklenburgische Verfassungsvorlage, sowie auch auf die Ende Januar 1911 erfolgte erstmalige Berufung eines Handwerkers, des Klempner-Obermeisters Plate, Vorsitzenden der Handwerkskammer Hannover und des Deutschen Handwerks- und Gewerbekammertages zu Berlin, in das preußische Herrenhaus.

Stände der Gesamtbevölkerung sowohl beim allgemeinen gleichen Reichstagswahlrecht wie bei den Klassen- und Pluralwahlrechten der zweiten Kammern und der derzeitigen Zusammensetzung der ersten Kammern eine angemessene Vertretung oder eine Vertretung überhaupt nicht finden. Sie wird weiter dadurch beeinträchtigt, daß den nach der Zahl oder den sonstigen Verhältnissen für die Wahlen am meisten ins Gewicht fallenden Ständen eine vom Standpunkte des gesamten Volkes nicht zu rechtfertigende Bevorzugung zuteil wird und die Parteien sich hierbei auf Kosten der übrigen von ihnen vertretenen Stände sämtlich beteiligen und womöglich überbieten. Eine weitere Trübung und Beeinträchtigung sachgemäßer Behandlung und Beschlußfassung findet ferner dadurch statt, daß vielfach überhaupt nicht nach sachlichen oder wirtschaftlichen Gründen und Gesichtspunkten, sondern nach Rücksichten und Interessen der Parteipolitik verfahren und damit weder den betroffenen Ständen noch dem Volk als Ganzem genützt wird.

Eine Beteiligung der Stände als solcher an der Gesetzgebung, die Sicherung einer ruhigen, von der Gunst der Wählermassen und dem Wechsel der politischen Strömungen unabhängigen Vertretung aller Berufe und Erwerbsstände neben den jetzigen Parlamenten oder in ihrem Rahmen würde diesen gegenüber einen wirksamen Ausgleich bilden und die angeführten Mängel und deren nachteilige Folgen verhüten helfen. Sie würde auch keineswegs ein Hinabsteigen zu überlebten und überwundenen Einrichtungen, sondern ein Aufsteigen zu neuen, vollkommeneren Verfassungsformen bedeuten. Was die individualistische Volkswirtschaft und der moderne Staat überwinden und ablösen mußten, waren nicht die Ständegliederung und Ständeverfassung an sich, sondern ihre unhaltbar und schädlich gewordenen Schranken und Vorrechte; nicht auf die Wiedereinführung von Schranken und Vorrechten würde aber die neue Ständeverfassung abzielen, sondern auf eine unter den jetzigen Verhältnissen zu vermissende wirkliche Gleichstellung aller Stände, auf die Beseitigung der Beschränkungen und Bevorzugungen, die einzelnen Ständen aus den gegenwärtigen Zuständen erwachsen. Auch diese neue ständische Verfassung wird aber, falls sie sich verwirklicht, kein Endziel, sondern nur eine weitere Stufe in der Gesamtentwicklung unserer wirtschaftlichen Erscheinungen und politischen Einrichtungen sein und dereinst, nach Erfüllung ihres geschichtlichen Kulturzweckes, vielleicht abermals einem wirtschaftlichen und politischen Individualismus, dann höherer und vollkommenerer Art als dem durch sie überwundenen, Platz machen.

Goethes Religion

Von Prof. Dr. Otto Pniower-Berlin

oethe, einer der freiesten und unbeirrbarsten Menschen, die je gelebt haben, hat auch auf dem Gebiete der religiösen Anschauung sich selbst die Bahn gebrochen. Das Recht, auch hier das Hergebrachte zu prüfen und sich davon das anzueignen, was seiner Natur, seiner wissenschaftlichen Überzeugung gemäß war, hat er sich nicht nehmen lassen. Zu keiner Zeit seines Lebens kam er hierin zum Stillstand.

Zu den Grundgesetzen seines Denkens gehört die Lehre von der fortgesetzten Metamorphose alles Organischen, von der ununterbrochenen Umwandlung des Seins. „Das Gebildete", sagt er einmal, „wird sogleich wieder umgebildet, und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele, mit dem sie uns vorgeht." Für diese Lehre gibt es, soweit sie sich auf den geistigen Organismus bezieht, kein schlagenderes Beispiel als Goethe selbst.

So hat auch sein Verhältnis zu der überkommenen Religion Wandlungen durchgemacht. Gleichzeitig freilich zeigt er hier eine erstaunliche Festigkeit. Einem Grundzug seiner Auffassung des Religiösen, den er am Ende seines Lebens mit der ganzen Macht seiner Poesie als Mahnwort an die Menschheit verkündet, begegnen wir als theoretischem Lehrsatz schon in einer theologischen Schrift der frühen Jugendzeit. Das Geheimnis jeder großen Individualität: Wandlungsfähigkeit verbunden mit Zähigkeit, gewahren wir auch hier, da wir versuchen, Goethes religiöse Anschauung, seine Stellung zu den letzten Fragen entwicklungsgeschichtlich zu betrachten.

Als Knabe erhielt Goethe den üblichen Religionsunterricht. Weidlich wurde er mit dem Katechismus gequält. Unter den Schulübungen, die uns von ihm erhalten sind, befindet sich eine lange Ausführung in lateinischer Sprache über die Frage, welcher von den christlichen Feiertagen der größte und wichtigste ist. Er mußte diese bis in die kleinste Einzelheit gehende Erörterung in sein geliebtes Deutsch übertragen. (Morris: Der junge Goethe. Leipzig, Inselverlag. Bd. 1, S. 55 ff.)

Sehr bald regten sich in dem frühreifen Knaben Zweifel und Bedenken. Das gewaltige Erdbeben von Lissabon, das am 1. November 1755 ein Drittel der blühenden Stadt zerstörte und beinahe 15000 Menschen tötete, hatte nicht nur das feste Land erschüttert, sondern bewegte auch die Gemüter Europas. Voltaire nahm es zum Anlaß, den Optimismus eines Leibniz und Pope als unbegründet zu erweisen. Rousseau trat Voltaire entgegen und übernahm die Verteidigung der angegriffenen Philosophen. Auch Kant behandelte das Ereignis in einer besonderen Schrift, in der er darlegte, daß jene Verheerungen der Natur nicht als Strafgerichte der Menschen anzusehen, vielmehr in der Ökonomie der Schöpfung, unabhängig von den Erdenbewohnern, begründet seien. Der sechs-

jährige Goethe aber war von dem Geschehnis nicht wenig betroffen. Nach seiner Auffassung hatte sich Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, keineswegs väterlich bewiesen, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab.

Und schon genügte ihm auch der Religionsunterricht, den er erhielt, nicht. Die Lehre konnte, so berichtet er, weder der Seele noch dem Herzen zusagen. Eine Neigung zu den Leuten, die sich von der gesetzlichen Kirche abgesondert hatten, zu den Separatisten, Pietisten, Herrnhutern und ähnlichen Sektierern begann sich in ihm zu entwickeln. In der Poesie fand diese Neigung später ihren Niederschlag. Es braucht nur an das herrliche Fragment des „Ewigen Juden" und an die „Bekenntnisse einer schönen Seele" im „Wilhelm Meister" erinnert zu werden.

Wie sich hierin das Bestreben, sich vom allgemein Gültigen abzusondern, sich neue Wege zu bahnen, die Macht selbständiger Eigenart, kurz die erste Regung der Originalität kundgibt, so zeigt sich das Aufblühen freien Denkens auch darin, daß der Knabe sich eine besondere Art der Verehrung Gottes erfindet. Wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, erbaute er sich aus dem Notenpult seines Vaters und den besten Stücken einer mineralogischen Sammlung einen Altar, auf dem entzündete Räucherkerzchen die Flamme bildeten. Die aufgeschichteten Steine sollten die Welt im Gleichnis vorstellen. Die Flamme bedeutete das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüt des Menschen.

Diese eigentümliche Wirkung des gewaltigen Naturereignisses auf das kindliche Gemüt und das Bedürfnis des Knaben nach einer eigenen Form der Gottesverehrung zeigen, daß der Goethischen Individualität von vornherein ein religiöser Hang innewohnte, daß er im Grunde eine religiöse Natur war.

Wie stark diese ursprüngliche Neigung in Goethe wurzelte, lehrt auch die Tatsache, daß er in Straßburg mit einer theologischen Abhandlung promovieren wollte, die aber wegen ihres allzu freisinnigen Geistes vor der juristischen Fakultät keine Gnade fand. Und noch vor seiner ersten großen Dichtung, dem „Götz von Berlichingen", aber in demselben Jahr wie diese, ließ er drei kleine theologische Schriften erscheinen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Nur hervorheben will ich, daß er sich in der einen sehr entschieden gegen die Verdammung der Heiden wendet und als den großen Mittelpunkt unseres Glaubens die ewige Liebe hinstellt. „Gott und Liebe", heißt es einmal, „sind Synonyma."

In diesen Schriften stellt sich Goethe auf den Standpunkt eines gläubigen Christen. Er tut es in der Form, daß er im Namen eines Pfarrers spricht. Unzweifelhaft tut er das, weil er persönlich über diesen Standpunkt schon hinaus war. Das lehren seine Dichtungen ebenso wie eine Reihe brieflicher Äußerungen.

Es ist immer schwer, bei objektiven Dichtungen wie Dramen und Epen zu bestimmen, wieviel von dem Fühlen und Denken der vom Autor dargestellten

Personen ihm selbst als eigene Anschauung zuzuschreiben ist. Lessing verwahrte sich einmal ausdrücklich dagegen, dasjenige als seine eigene Auffassung zu proklamieren, was Gestalten seiner Dramen aussprechen. Und jedenfalls ist niemals außer acht zu lassen, was der vom Dichter gewählte Stoff an Gedanken und Empfindungen notwendig mit sich bringt. Wir wollen das im Auge behalten, wenn wir aus dem genialen Prometheusfragment, das Goethe im Sommer 1773 schuf, Schlüsse ziehen auf den religiösen Standpunkt, den er damals einnahm.

Auflehnung gegen die Götter war mit dem Mythos vom Trotz des Titanen gegeben.

Allein ich sollte Knecht sein,
Und wir alle
Anerkennen droben die Macht des Donnerers?
Nein!

so ruft Prometheus selbstbewußt. Man darf sagen: ein dogmengläubiger Dichter würde sich kaum einen solchen Stoff wählen und nicht leicht auch einen antiken Heros so sprechen lassen. Und schwerlich geht man fehl, wenn man behauptet, daß das Fragment den Charakter eines atheistischen Bekenntnisses Goethes bedeutet. Man darf das um so eher, als der Dichter mit einem schönen poetischen Anachronismus in dieser griechischen Heroenwelt Prometheus' Bruder Epimetheus Worte sprechen läßt, deren tieferer Sinn im Monismus wurzelt. Während es nämlich dem Wesen der dogmatischen Religion entspricht, daß zwischen der überirdischen Gottheit und den Menschen eine unendliche Kluft besteht, der positive Glaube mithin einen Dualismus proklamiert, sagt Epimetheus, der eine Art Vermittlerrolle zwischen Jupiter und Prometheus spielt, zu diesem:

Dein Eigensinn verkennt die Wonne,
Wenn die Götter, du,
Die Deinigen und Welt und Himmel all
Sich als ein innig Ganzes fühlten.

Im Gegensatz zum Dualismus deuten diese Worte den Weg zum Monismus an. Selbst und unmittelbar konnte die monistische Anschauung in der Dichtung nicht zum Ausdruck kommen. Das verbot der poetische Vorwurf, insofern er das Dasein von Göttern zur Voraussetzung hat.

Daß sich aber in diesen Worten die Auffassung des Dichters selbst geltend macht, lehrt nicht bloß der Umstand, daß Goethe später als den Grund seiner ganzen Existenz die Vorstellungsart bezeichnete: Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen, sondern das berühmte, nur etwa ein oder zwei Jahr später als das Prometheusfragment verfaßte Glaubensbekenntnis, das Faust vor Gretchen ablegt. Denn in ihm spricht Goethe selbst. Das hat noch niemand bezweifelt. Ja, es spricht mehr Goethe als Faust, da seine Worte im Widerspruch zu der Fabel des Dramas stehen.

Wie aber ist das Bekenntnis zu verstehen?

Auf Gretchens Frage: „Nun sag', wie hast du's mit der Religion?" antwortet Faust zunächst ausweichend:

Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut.
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

Auf die weitere direkte Frage: „Glaubst du an Gott?" antwortet Faust gleichfalls ausweichend:

Mein Liebchen, wer darf sagen:
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Über den Frager zu sein.

Erst auf die neue Frage des durch diese Antwort ganz erschrockenen Mädchens: „So glaubst du nicht?" erwidert Faust die bekannten Worte:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht? usw.

Diese Worte verweisen den Gottesglauben ausschließlich in den Bereich des Gefühls. Jeden Versuch einer begrifflichen Definition, einer verstandesmäßigen Erfassung Gottes, einer bestimmten persönlichen Vorstellung lehnen sie ab. Jeder Name, heißt es, beeinträchtigt die Empfindung.

Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Das Bekenntnis ist insofern auch frei von jedem Konfessionalismus. Als Gretchen Faust gleichsam ins Gesicht sagt: „Du hast kein Christentum", vermag er das nicht zu bestreiten und weiß nur begütigend „Lieb's Kind" zu erwidern. Auch bekannte Goethe schon einige Zeit, bevor diese Szene gedichtet war, im November 1773 Lavater unverhohlen: „Ich bin kein Christ." („Der junge Goethe" 3, 65.)

Und nicht nur unkonfessionell ist das Bekenntnis, sondern ausgesprochen monistisch, insofern hier Gott und Natur als eins erklärt werden.

Diese Anschauung ist der metaphysische Haupt- und Grundgedanke des Systems von Spinoza. Gerade in dieser Zeit fing Goethe an, sich mit seinen Schriften zu beschäftigen, um ihm sein Leben lang treu zu bleiben. Im hohen Alter bekannte er, daß von drei Männern die größte Wirkung auf ihn ausgegangen sei: von Shakespeare, Linné und Spinoza. Und als ihm einmal — es war im Jahre 1811 — die Schrift seines Jugendfreundes Fritz Jacobi „Von den göttlichen Dingen" schmerzlichen Verdruß bereitete, rettete er sich, wie er schreibt, zu seinem alten Asyl und fand in Spinozas „Ethik" auf mehrere Wochen seine tägliche Unterhaltung. (Weimarer Ausgabe I, Bd. 36, 71 f.)

Historisch betrachtet, hat jedoch nicht bloß Spinoza an dem Glaubensbekenntnis mitgearbeitet, sondern der Geist des für die Kunst wie die Geistes-

wissenschaften so unendlich fruchtbaren, nicht genug zu bewundernden Zeitalters, in dem Goethe zum Jüngling heranwuchs, ist daran beteiligt. Wir wissen jetzt, daß die Katechisationsszene des „Faust“ ihr Vorbild in der profession de foi du vicaire savoyard im vierten Buch von Rousseaus „Émile“ hat. (Vgl. Walzel, „Das Prometheussymbol von Shaftesbury zu Goethe“, Leipzig 1910.) Und die innige Verschmelzung von Glauben und Empfindung floß aus der großen Gefühlsreaktion gegen Rationalismus und Dogmatismus, der unsere Poesie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ihr Aufblühen und ihre Verinnerlichung verdankt. Ich brauche nur die Namen Klopstock, Hamann und Herder zu nennen.

Für Goethe war also damals die Religion Sache des Gefühls. Sie war ihm aber durchaus kein notwendiges Lebenselement. Er konnte sich ein würdiges und edles Dasein vorstellen, das ihrer enträt. Das bezeugt eine Stelle aus dem „Werther“. Diesen Roman schrieb Goethe im Februar und März des Jahres 1774 d. h. ungefähr in derselben Zeit, in der die zweite Gartenszene im „Faust“, die das Glaubensbekenntnis enthält, verfaßt ist. Hier nun läßt er den Helden schreiben (Teil II, Brief vom 15. November): „Ich ehre die Religion. Das weißt du. Ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Schmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem jeden sein? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war; Tausende, denen sie es nicht sein wird, gepredigt und ungepredigt; und muß sie mir es denn sein?“

Fausts Glaubensbekenntnis bildet den Kern der religiösen Anschauung Goethes. Ihr blieb er sein weiteres Leben hindurch treu; nur daß er sie mit der Erweiterung seiner naturwissenschaftlichen Interessen und Kenntnisse vertiefte und ihr auf andere, sehr mannigfache Art Ausdruck gab. Das wird weiterhin deutlich werden. Zunächst soll im Anschluß an einige briefliche und dichterische Äußerungen des Dichters sein Verhältnis zu der Religion, in der er aufgewachsen war, noch heller beleuchtet werden. Ich hebe dabei hervor, daß es sich in diesen Zeugnissen lediglich um den positiven Glauben des Christentums handelt, nicht um seinen geistigen und ethischen Gehalt oder den der heiligen Schriften, worauf es zunächst gegründet ist. Sie schätzte Goethe bekanntlich zu allen Zeiten hoch, wie schon der Einfluß beweist, den sie auf seine Poesie genommen haben. In „Dichtung und Wahrheit“ wie in den Noten und Abhandlungen zum „Divan“ spricht er es selbst aus, von welcher unendlichen Bedeutung die Bibel für seine Entwicklung gewesen ist.

Im Mai 1775 schrieb der Dichter an Herder in dem derben Tone des Sturmes und Dranges: „Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein Sch . . . ding wäre, das mich als Mensch, als eingeschränktes, bedürftiges Ding rasend macht, so wär' mir auch das Objekt lieb.“ („Der junge Goethe“ 5, 30.)

Als 1782 Lavaters „Pontius Pilatus“ erschienen war, schrieb ihm Goethe: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein dezidierter Nichtchrist

bin, so haben mir dein Pilatus und so weiter widrige Eindrücke gemacht." Und wenige Tage später: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit. Mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Toter aufersteht. Vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner als das Evangelium. Ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich."

Als Goethe den vierten Band von Herders „Ideen" gelesen hatte, worin unter anderm der Ursprung des Christentums und seine Entwicklung in Asien und Europa dargestellt war, schrieb er dem Verfasser, der damals in Italien war (den 4. September 1788): „Das Christentum hast Du nach Würden behandelt. Ich danke Dir für mein Teil. Ich habe nun auch Gelegenheit, von der Kunstseite es näher anzusehen und da wird's auch recht erbärmlich . . . Es bleibt wahr: Das Märchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch zehntausend Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebenso viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu verteidigen, als es zu bestreiten."

Zu derselben Zeit, da Goethe diese Worte schrieb, war er damit beschäftigt, die im Anfang der siebziger Jahre begonnene Faustdichtung weiter zu führen und zu vollenden. Es gelang ihm aber nicht, sie abzuschließen, und er ließ 1790 „Faust. Ein Fragment" erscheinen. Zu den Szenen, die er damals verfaßte, gehört die Hexenküche. Hier läßt er es an einer starken Satire gegen das Trinitätsdogma nicht fehlen, wenn Mephisto sagt:

Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins und Eins und Drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.

Daß damit nicht bloß des Teufels, sondern auch des Dichters eigene Ansicht ausgesprochen ist, beweist eine Äußerung, die er ein Menschenalter später zu Eckermann tat (am 4. Januar 1824): „Ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei. Das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele."

In dieser Epoche wandte sich Goethe überhaupt besonders heftig gegen die kirchliche Lehre und ihren Kultus. Der Aufenthalt in Italien hatte ihm die innere Unwahrheit der Zeremonien des bigotten Katholizismus vor Augen geführt. In den Berichten der Italienischen Reise nennt er ihn ein barockes Heidentum. In den „Venetianischen Epigrammen" lautet ein Distichon:

Seh ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Tränen enthalten.
O wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

Für die gleiche Sammlung war ein Distichon bestimmt, das Goethe selbst nicht hatte drucken lassen und das erst aus seinem Nachlaß veröffentlicht wurde. Im Jahre 1790 hatte er die Osterwoche in Venedig zugebracht und dort der Zeremonie beigewohnt, bei der die Geistlichen das Bild des Gekreuzigten aus dem in der Kirche hergerichteten Grabe tragen. Darauf dichtete er die sarkastischen Verse:

Offen steht das Grab. Welch herrlich Wunder! Der Herr ist
Auferstanden! Wer glaubt's? — Schelmen, ihr trugt ihn ja weg.

Viel schärfer noch — und es ist das Schärfste, was Goethe gegen das Christentum gesagt hat — spricht er sich in den folgenden Versen des Zyklus aus:

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebot.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Christ.

Auch hier scheute der Dichter völlige Offenheit. In den Ausgaben steht statt des letzten Wortes ein Kreuz. Aus einer erhalten gebliebenen Handschrift wissen wir, daß es ‚Christ' lautete.

Jeder fühlt, daß diese Ausfälle der Ausfluß eines vorübergehenden Unmutes und Zornes sind. Sie bezeichnen auch nicht den endgültigen Standpunkt des Dichters gegenüber dem Christentum und beziehen sich, wie ich schon bemerkt habe, mehr auf die Formen als auf den Gehalt des Glaubens, mehr auf die Konfession als auf die Religion. Ihre tiefere Begründung finden sie darin, daß der Dichter immer mehr von der Liebe zur Antike erfüllt wurde und von der Schönheit ihrer Kunst durchdrungen war. Damit ward ihm zugleich die heimische, die er als Jüngling einst so gepriesen hatte — ich erinnere an seinen Hymnus auf das Straßburger Münster —, entfremdet. Das Stoffgebiet der deutschen Kunst galt ihm für barbarisch. Wiederholt gebraucht er dieses Wort für seinen „Faust", an dem er in der Mitte der neunziger Jahre die Arbeit wieder aufnahm. Das Werk war ihm eine nordische oder barbarische Komposition, von der aus er mit wehmütiger Sehnsucht auf die schöne homerische Welt blickte. So wurde Goethe mehr und mehr im Sinne der bekannten Antithese Heinrich Heines, wonach die Vertreter der Weltliteratur in Hellenen und Nazarener zerfallen, Hellene. Nur in der Antike schien ihm das Ideal seines Zeitalters: die höchste Ausbildung der Individualität, die Harmonie aller dem Menschen verliehenen Kräfte erreicht worden zu sein. Die Neueren, war seine Ansicht, konnten Außerordentliches höchstens durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten leisten. Diese Meinung entwickelte Goethe in wunderbaren Worten in seiner im Jahre 1805 erschienenen Biographie Winckelmanns. Zwischen den Zeilen aber stand, daß dieser Bruch in der Existenz der Menschen durch das Christentum in die Welt gekommen sei. Winckelmann war für ihn eine antike, eine heidnische Gestalt.

Man nahm an, daß Goethe diese heidnische Gesinnung seines Helden billigte und schrieb sie ihm selbst zu. Seitdem galt er in Deutschland für einen

Heiden. Er bezeichnete sich sogar selbst so. Am 11. Januar 1808 schreibt er an Fritz Jacobi: „Ich habe mich in allerlei Arbeiten versenkt, viel mit gegenwärtigen Freunden und durchreisenden Fremden gelebt. Besonders hat Werner, der Sohn des Tals — Zacharias Werners erstes Drama führt den Titel „Die Söhne des Tals“ — den Du ja auch kennst, uns durch sein Wesen sowie durch seine Werke unterhalten und aufgeregt. Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist. Wir sind dieses doch dem höheren Standpunkt schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen.“

Diese Worte lehren nebenbei, wie tolerant Goethe doch auch war.

Die Auffassung von Goethes heidnischer Gesinnung d. h. seiner mehr antiken als christlichen Lebensanschauung, wurde durch ein Werk wie die „Wahlverwandtschaften“, das in dieser Zeit erschien, verstärkt. Hier hatte der Dichter das Problem der Ehe zum Mittelpunkt gemacht und in seine tiefsten Tiefen hineingeleuchtet. Den sittlichen Wert der Institution brachte er mit Nachdruck zur Geltung. Gleichzeitig aber drückte er die Liebesregungen, deren Betätigung der Ehekodex verbietet, mit seiner ganzen dichterischen Gewalt und Fülle aus. Hingerissen von dieser künstlerischen Kraft beachteten die Zeitgenossen, verblendet wie immer, nur diese Seite, während sie den moralischen Konflikt, aus dem die Tragik floß, übersahen. So wurde Goethes Intention mißverstanden und aus dem Roman die Verherrlichung einer laxen, unchristlichen Moral herausgelesen. Begünstigt wurde der Irrtum dadurch, daß der Autor früher in anderen Dichtungen die natürlichen Empfindungen mit antiker Unbefangenheit dargestellt hatte. In den „Römischen Elegien“ war der Sinnengenuß mit dem vollen Glanz seiner Poesie verklärt. In „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ hatte er sich über die Schranken, die der christliche Glaube dem physischen Ausleben zieht, kühn hinweggesetzt. (Schluß folgt.)

Ein deutsches Auswanderungsamt

Von Rudolf Friedemann-Dresden

Mit großer Genugtuung ist allgemein die Tatsache aufgenommen worden, daß nun endlich der Gesetzentwurf zur Reform des Gesetzes über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit fertiggestellt ist. Schon 1901 sollte er, so sagte Graf Posadowsky damals, fertig sein; so ist es immerhin erfreulich, daß er überhaupt eine Gestalt erhalten hat, die wenigstens den Bundesrat befriedigt. Das

eine scheint jedenfalls erreicht zu werden, daß der Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit erschwert, ihr Erwerb und Wiedererwerb erleichtert werden wird.

Aber vielleicht ist doch die Frage nicht ganz überflüssig, ob wirklich mit diesem neuen Staatsangehörigkeitsgesetz — abgesehen von der Erhöhung der Zahl der deutschen Staatsangehörigen im Auslande — etwas Wesentliches zugunsten des Deutschtums im Auslande gebessert wird. Bedeutet denn Staatsangehörigkeit mehr als ein staatsrechtliches Verhältnis? Ist namentlich im Auslande deutscher Staatsbürger sein und deutsch sein dasselbe? Und ist dem Deutschtum nicht an sich mehr gedient mit einem in seinem Denken, Fühlen und Handeln deutschen Manne als mit zehn deutschen Staatsangehörigen, die schnell ihr Volkstum, ihre deutsche Kultur und ihre Muttersprache verloren haben und nichts tun oder tun können, ihre Nachkommenschaft deutsch zu erziehen und in Verbindung mit der deutschen Heimat zu erhalten?

Gewiß ist auch dieses äußere Band der Staatsangehörigkeit zur Erhaltung und Stärkung des Deutschtums in der Welt nicht zu entbehren, aber bei näherer Untersuchung der Verhältnisse scheint es doch für sich allein nicht zu genügen, um das mit ihm erstrebte Ziel zu erreichen. Ein Blick in die Vergangenheit beweist das und läßt gleichzeitig erkennen, wo angesetzt werden muß, um mit der Zahl der deutschen Weltbürger gleichzeitig die Erhaltung und Förderung ihrer deutschen Kultur, ihres Deutschtums zu erreichen.

Aus den Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande erkennt man, einen wie schweren Kampf die einzelnen deutschen Gemeinden, die in aller Welt zerstreut ihr Volkstum bewahren wollen, zu führen haben. Man erkennt aber auch, daß ihr Kampf aussichtslos wäre, wenn sie in ihm nicht von der Heimat kräftig und systematisch unterstützt würden. Das wichtigste Mittel in diesem Verteidigungskampf ist die deutsche Sprache. Ganz mit Recht konnte Fürst Bülow einmal behaupten: „Wo ihm kein geistiges Leben blüht, wo ihm Kunst und Wissenschaft fehlen, da verkümmert der Deutsche. Wo der Deutsche prosperieren soll, müssen auch die idealen Seiten des Lebens gepflegt werden."

Die Bestätigung dieser Beobachtung braucht man nicht erst im Auslande zu suchen: auf dem Boden der deutschen Heimat, innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches und nicht nur an den Grenzen, zumal im Osten, muß deutsche Kultur, deutsche Sprache und deutsches Wesen künstlich und mit großen Mitteln gefördert werden, damit es nicht im Kampf um seine Erhaltung allmählich unterliegt! „Wir sind nun einmal weltbürgerlich angelegt; wir müssen uns geradezu zwingen, national zu denken!" stellte Fürst Bülow fest.

In der Tat: dem einzelnen Deutschen fehlt es im allgemeinen an Widerstandskraft und leider meist auch an Widerstandswillen gegen Kultur und Sprache des Landes, in dem er eine Existenz sucht oder gefunden hat. Sein Nationalgefühl ist nicht stark genug ausgeprägt, um sich auch in ausländischer Umgebung zu behaupten, und gar zu oft hört man davon, daß sich seine

Erinnerung an sein Heimatland in abfälliger Kritik seines Vaterlandes erschöpft. Kulturdünger für fremde Nationen! Man war lange Zeit geneigt, diese Charakteristik des Deutschen im Auslande für ein besonderes Lob, für eine Anerkennung seiner Tüchtigkeit und Gediegenheit zu halten. Gibt es etwas Anspruchsloseres als diese Verkennung ihrer Bedeutung?

In einem Aufsatz über Sprache, Volkstum und Menschenwert (Politisch-Anthropologische Revue 1910 Nr. 8) untersuchte auch Dr. Alfred P. Schultz-Monticello den Kulturwert der Deutschen in Amerika. Dabei kam er nach gründlicher Erörterung aller Verhältnisse und sinngemäßer Verwertung statistischen Materials zu folgendem Schlusse: „Man sage nicht, die Deutsch-Amerikaner wären gute Bürger, ein Lob, daß Expräsident Roosevelt ja oft genug auch den Negern gezollt hat. Dies bedeutet nur, daß sie ihre Steuern zahlen und weder ins Zuchthaus noch in die Irrenanstalt gehören: ist also eine rein negative Anerkennung. Menschen deutscher Abkunft haben das Recht und die Pflicht, mehr zu leisten! Man hat gesagt, die Deutsch-Amerikaner hätten ihre ganze Kraft dem Aufbau des Landes gewidmet und darum in geistigen Bestrebungen nichts geleistet. Die Deutsch-Amerikaner waren an dem Aufbau des Landes nicht mehr beteiligt als die Angelsachsen, und doch hat die gleiche Tätigkeit letztere nicht mit absoluter Unfruchtbarkeit geschlagen. Die entsetzliche geistige Öde, in der das Deutsch-Amerikanertum lebt, finden wir nur bei ganz minderwertigen Völkern wieder. Es kann nach dem Gesagten nicht bezweifelt werden, daß, so ungeheuerlich es erscheinen mag, die Deutsch-Amerikaner nicht nur umgeartet, sondern entartet sind.“ Prof. Göbel schreibt: „Warum haben die vielen Millionen Deutsch-Amerikaner für das höhere geistige Leben Amerikas so wenig geleistet? Weil sie mit dem Aufgeben der Muttersprache die Quelle verschüttet haben, aus der die geistige Tätigkeit unbewußt fließt. Statt dieses Land damit zu bereichern, haben sie ihr großes Erbe schmählich vergeudet ... Nur wenn sie ihre Sprache wahren, werden sie Kräfte im Lande sein, auf die das Heimatland wie das Mutterland stolz sein können. Im anderen Fall versiegen nicht nur alle ihre höheren Fähigkeiten, sondern sie versinken auch in rassischer Beziehung in ein allgemeines Völkerchaos und verfallen der vollkommenen Degeneration.“

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Bei Skat, Bier und Gemütlichkeit webt man des Deutschtums Todeskleid“ klagt in bitterem Spott ein anderer Kenner der deutsch-amerikanischen Verhältnisse; jedenfalls steht das eine unanzweifelbar fest, daß die deutschen Auswanderer in Amerika, zumal in Nordamerika, dem Deutschtum in der Regel verloren gehen, auch wenn sie äußerlich deutsche Staatsbürger geblieben sind. Nur in größeren Ansiedlungen und Städten mit überwiegend deutscher Bevölkerung erhalten sie sich ihre Sprache und ihre Kultur etwas länger als sonstwo, wenn das Deutschtum durch Organisationen, zu denen die deutschen Gesangvereine und Klubs meist nicht gehören, durch Schulen und deutsche Missions- und Kirchengemeinden systematisch gepflegt wird. Von vornherein

gehören, wie man annehmen kann, die deutschen Auswanderer im Durchschnitt zu den Intelligenteren und persönlich auf ihre eigene Kraft Vertrauenden, aber doch auch zu denen, die auf den Zusammenhang mit der Heimat und die deutsche Staatsangehörigkeit keinen besonderen und jedenfalls keinen größeren Wert als auf ihr materielles Vorwärtskommen legen. Das mag bedauerlich sein, sollte aber doch nicht übersehen werden und dahin führen, daß das neue Staatsangehörigkeitsgesetz irgendwie ergänzt wird, damit, soweit als möglich, die deutschen Auswanderer, gelegentlich auch unbewußt, zur Erstarkung des Deutschtums im Auslande und zur Förderung unserer Weltinteressen beitragen.

Dabei wäre in erster Linie wohl an eine Ablenkung geeigneter Elemente in deutsche Schutzgebiete zu denken durch Gewährung besonderer Vergünstigungen, ferner an eine Ablenkung der Auswanderung in Teile des Auslandes, in denen schon zahlreiche Deutsche angesiedelt sind, das heißt mit anderen Worten: Durch Schaffung eines Auswanderungsamtes muß die deutsche Auswanderung organisiert werden im Sinne unserer nationalen Weltpolitik! Vergessen aber darf dabei nicht werden, daß die Hauptaufgabe auf kulturellem Gebiet liegt, und daß die deutsche Sprache das Band ist, welches das Deutschtum in aller Welt zusammenzuhalten allein befähigt ist.

Die Forderung eines Reichs-Auswanderungsamtes ist übrigens nicht neu. Sie wurde schon vor Jahren sehr dringend vom Alldeutschen Verband gestellt, der dem Reichskanzler sogar einen in seinen Grundlagen brauchbaren Gesetzentwurf vorlegte, in dem die großen nationalen Aufgaben eines solchen Amtes deutlich gezeigt wurden. Seither aber ist diese Forderung infolge der günstigen Entwicklung unserer Schutzgebiete immer dringender geworden; sie ist im Augenblick geradezu aktuell, da sie möglichst gleichzeitig mit der Beratung des Staatsangehörigkeitsgesetzes erörtert werden sollte, zu dessen Ergänzung das Auswanderungsamt notwendig ist.

Als Sitz dieses Auswanderungsamtes käme in erster Linie Hamburg in Frage, ja vielleicht sogar ausschließlich, da von hier schon jetzt die meisten Verbindungen in die deutschen Schutzgebiete und die deutschen Siedlungen im Auslande, z. B. in Südamerika, laufen. Daß die Aufgaben eines Auswanderungsamtes aber nur von einem Reichsamt gelöst werden können, dürfte nach dem Vorhergesagten wohl klar sein. Es entspricht nicht der Würde des Deutschen Reiches, daß fortan wie bisher die ganze Auswandererfürsorge und die zielbewußte Organisation der deutschen Auswanderung, ferner die Förderung deutscher wirtschaftlicher und kultureller Interessen im Auslande entweder ganz vernachlässigt oder privaten kolonialen oder konfessionellen Vereinen und Organen überlassen bleibt. Die bisherigen Verdienste dieser sollen gewiß nicht unterschätzt werden, aber z. B. schon der mit Einnahmen (aus freiwilligen Gaben) und Ausgaben von rund 10000 Mark jährlich rechnende Etat des Evangelischen Hauptvereins für deutsche Auswanderer läßt erkennen, daß auf diesem wichtigen Gebiet deutscher Weltpolitik und nationaler Weltwirtschaft nur mit ausreichenden

staatlichen Mitteln durch ein Reichsamt allein das geleistet werden kann, was nötig ist. Zu dem nationalen Idealismus der für die Erhaltung des Deutschtums im Auslande bemühten Vereine muß die staatliche Organisation kommen, die ihre Zentrale eben in einem Reichs-Auswanderungsamte haben muß. Jeder an die richtige ... auch für ihn selbst richtige! ... Stelle dirigierte deutsche Auswanderer bedeutet eine unschätzbare Verstärkung unseres Rüstzeuges für den wirtschaftlichen Kampf mit unseren Konkurrenten auf dem Weltmarkte, der sich immer schwieriger und schärfer gestalten wird und von dessen Ausgang die Zukunft unserer Nation abhängen wird. Das sollte man nicht unbeachtet lassen. Staatsangehörigkeitsgesetz und Auswanderungsamt gehören zusammen und bilden zusammen erst eine wirksame Einheit, eine Macht!

Till Eulenspiegel

Mittelalterliche Komödie in vier Aufzügen

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1911 by Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW.

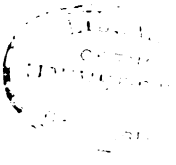
Dritter Aufzug.

Szene wie im ersten Aufzug. Späterer Nachmittag; gegen Ende des Aufzuges dunkelt es schon stark. Studenten vor der Schenke, Rosl. Bevor der Vorhang aufgeht, hört man den Lärm der Zecher.

Lorenz: He, Rosl, komm sie mal!
Focke (zieht sie an sich): Ei, ist sie drall! (Rosl schreit.)
Christof: Na, hab sie sich nicht so. Wenn Eulenspiegel
Sich mit dem Landgraf einen Jux erlaubt —
Focke: Eben! Da wird wohl sie noch einen Spaß vertragen.
Rosl: Laß er sich doch mal in die Wade kneifen —
Denkt wohl, das tut nicht weh!
Frieder: Gekniffen hat er?
Lorenz: Zeig doch!
Christof: Zeig her!
Rosl (schlägt sie auf die Hände): Da gibt's nichts! — Geht! (Sie geht ab.)
Focke: Rosl soll leben!
Lorenz: Weil sie so drall!
Studenten (stoßen an): Soll leben! leben! (trinken)
Lorenz: Ihr Schwämme, sauft nicht so!
Frieder: Weißt du was Beßres?
Lorenz: Jawohl, ich sing euch was! — Ein neues Lied!
Frieder: Ein Lied?
Christof: Ei, uns ist's recht!
Lorenz: Die Laute her! —
Hört, und den Kehrreim singt ihr alle mit!
Frieder: Ja ja, wir singen mit!
Focke: Silentium!

Christof: Stille!
Focke: Ein Solo für den Lorenz!
Lorenz (singt zur Laute mit komischen Gebärden, die zweite Strophe im Tonfall des Rektors):
War einmal ein Magisterlein,
Wollt gern von edlem Stande sein,
O weh—he—he!
Der Chor: O weh—he—he!
Dem hat an eine Wand von Kalk
Gemalt mit Luft ein list'ger Schalk
Sein adlig Konterfe—e—e!
Der Chor: Sein adlig Konterfe—e—e!
Fürtrefflich, sprach er, und fürwahr
Sieht's doch, daß ähnlich es aufs Haar,
Ein Bli—i—nder!
Der Chor: Ein Bli—i—nder!
Derweilen war es eben doch
Nur Kalk mit einem großen Loch
Dahi—hi—nter!
Der Chor: Dahi—hi—nter!
Der ganze Hof, den er tat mal'n,
Bewarf sich mit den Eierschal'n
Des Narr—ha—ren!
Der Chor: Des Narr—ha—ren!
Und alle blieben fest dabei,
Daß es ein adlig Bildnis sei,
Beharr—ha—ren!
Der Chor: Beharr—ha—ren!
Lamme (stürzt atemlos auf den Markt): Der Kanzler kommt! Der Kanzler kommt!
Focke: Ist er verrückt!?
Frieder: Was fällt ihm ein, dem Wanst!?
Der Kanzler kommt erst morgen!
Lamme: Morgen, morgen!
Wenn Euer Morgen heute ist, dann stimmt's.
Er ist bereits im Tor und hat den Troß
Schon in der Linde eingestellt! — Er kommt!
Vielmehr, er ist schon da!
Lorenz: Was denkt er wohl —
Focke: Er lügt uns an!
Christof: Glaubt ihm nur ja kein Wort!
Lamme: Der erste war ich von der ganzen Stadt,
Der ihn am Tor begrüßt!
Focke: Er hielt ihn wohl
Für den Herrn Bürgermeister?
Lamme: Hört, sie schießen
Am Wall die Mörser ab!
Frieder: Hört ihr etwas? — Ich nicht.
Lamme: So seid doch still! (Man hört schießen.)
Na glaubt ihr's jetzt vielleicht?
Lorenz: Wahrhaftig ja, sie schießen!

Focke: Kinder,
Das ist ja eine herrliche Bescherung!
Christof: Und alles ausgestorben — kein Empfang!
Focke: Da läuten schon die Glocken!
Lorenz: Und kein Rat,
Magister, Rektor oder Bürgermeister!
Frieder: Ein höflicher Empfang!
Lamme: So lauft doch schon! —
Ich kann nicht mehr, das macht der gute Speck —
Und meldet's eurem Rektor, — Esel ihr!
(Bürger kommen auf den Markt geeilt.)
Focke: Nehm er das gleich zurück — den Esel!
Lorenz: Was
Erlaubt er sich!?
Christof: Er Fettwanst!
Frieder: Wichtigtuer!
Lamme: Ihr Milchbärt, Bücherwürmer, Hosenplatzer!
Wer, he? erspart euch allen die Blamage —
Ihr oder ich?
Ein Bürger: Laßt doch und rauft jetzt nicht!
Focke: Nimmt er zurück den Esel!?
Lamme: Komm er nur!
(Sie werden handgemein, Focke stürzt, Lamme auf ihn.)
Lorenz: Feste, Focke, feste!
Frieder: O weh, er fällt!
Lorenz: Gerbt ihm das Hinterleder!
(Sie hauen auf Lamme ein.)
Lamme: Bitt um Pardon, du Lausbub! Ich erwürg dich!
(Eulenspiegel in Talar und Kanzlertracht, den goldenen Schlüssel an der Halskette, überschreitet würdevoll mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Befremdung den Platz und tritt an die Gruppe der Kämpfenden.)
Eulenspiegel: Vivat academia! —
Burgfriede, meine Herren!
Studenten: Seht, den Fremden!
Lamme (erhebt sich bestürzt und macht einen tiefen Bückling):
Verzeihung, Eure kaiserliche Gnaden
Herr Kanzler — ich — die Schlingel hier —
Studenten: Der Kanzler! (Der Ruf pflanzt sich weiter fort.)
Eulenspiegel: Der Kanzler, ja — doch eben er allein!
Sehr wunderlich, fürwahr, die Festgemeinde!
Zwar Glockenläuten, Böllerschüsse, Schreien —
Doch alles Grüße nur der Luft gezollt!
Im höchsten Maß verwunderlich, fürwahr!
(zu Lamme) Bist du der Bursch nicht, den am Tor ich traf?
Lamme: Halten zu Gnaden, — ja.
Eulenspiegel: Und statt zu melden,
Daß sich der Kanzler naht, der dieser Stadt
Und Universitas des Kaisers Gnade
Bringt und verbriefte Rechte —
Ein Bürger: Hört nur, er bringt auch unsrer Stadt ein Recht!
Eulenspiegel: Fängst du zu raufen an!



Lamme: Sie schalten mich
'nen Lügner, — Kaiserliche Hoheit!
Eulenspiegel: Das ist schlimm.
Lamme: Weil Euer Gnaden hohe Ankunft sie
Für morgen erst erwartet — die Kamele!
Eulenspiegel: Hm. Also das!? — Weil sie die Uhr gestellt,
Muß auch die Zeit nach ihren Zeigern gehen.
Und während ich mit Ungeduld entgegen
Der Stadt geeilt, um kaiserliche Huld
Und große Schenkung nicht zurückzuhalten, —
Schläft alles hier in langer Zipfelmütze
Und gähnt den Gast aus leeren Fenstern an.
Ein Bürger: Hört ihr's, 'ne große Schenkung schickt der Kaiser!
Andere: Ja, eine Schenkung, hört!
Lamme: Sehr richtig, Euer Gnaden.
Eulenspiegel: Was will er?
Lamme: Sehr richtig ist das alles, meint ich nur,
Was Ihr da eben sagtet, — (zu den Bürgern) ist's nicht wahr?
Die Bürger: Sehr richtig, ja! Sehr richtig!
Eulenspiegel (ironisch): Vielen Dank.
(zu Lamme) Du scheinst ein aufgeweckter Bursch.
Lamme: Eur Gnaden,
Ich schlafe nie! Und immer sag ich: Kinder —
Zu meinen Augen, — Kinder, schlaft nicht!
Denn Augen sind zum Sehen, nicht zum Schlafen.
Eulenspiegel (belustigt): Es schläft der Has mit offnen Augen auch.
Lamme: Doch wacht er mit den Löffeln, Euer Gnaden.
Eulenspiegel: Ei sieh, du scheinst nicht auf den Mund gefallen.
Lamme: Wie könnt ich das, Eur Gnaden, — bei dem Bauch!
Eulenspiegel: Hör, Bursche, du belustigst mich. — Willst du,
Solang ich in der Stadt hier Wohnung halte,
Zu Dienst mir sein? Das Haus steht für dich offen.
Lamme: Ich muß zwar einen guten Herrn verlieren,
Doch einen bessern tauscht man gerne ein.
Eulenspiegel (für sich): Kanaille, sieh!
Lamme: Wie meinten Euer Gnaden?
Eulenspiegel: Ich mein, du bist nicht treu.
Lamme: O Herr, wie Gold!
Eulenspiegel: Nun gut, dann wollen wir's mit dir versuchen.
Lamme (platzt heraus): Und werd' ich kaiserlicher Küchenschef?
Eulenspiegel (lachend): So hoch hinaus? Vielleicht begnügst du dich
Vorerst mit meiner Kost. Kommt Zeit, kommt Rat.
Sind wir in Wien, woll'n wir bei Kaiser Karl
Ein Wörtlein für dich wagen.
Lamme: Wirklich, Herr? —
Ich kaiserlicher Küchenschef! Hurra! (Er springt außer sich vor Freude.)
Eulenspiegel: Tanzt er doch, eh noch die Musik ertönt. —
Indessen kannst du nach den Gäulen sehn
Und ob die Knechte schicklich eingerichtet,

Und bringst mir die Bagage in mein Haus.
Beeil dich, Bursch!

Lamme: O Herr, ich will sie füttern, daß sie platzen!

Eulenspiegel: Die Gäul'? Das wäre schad!

Lamme: Nein, nur die Knechte!
Ich fliege, Herr! (Er stürmt von dannen und platzt an der Ecke auf Lobwasser, der im Ornat erscheint. Auch andere Magistri und Universitätspersonen, der Bürgermeister eilen herbei.)

Lobwasser: Paß er doch auf, er Tölpel!

Lamme: Ich ein Tölpel? (Tupft sich auf die Stirn.)
Ich bin der kaiserliche Küchenschef! (Ab.)

Eulenspiegel (gibt sich eine strenge Miene; die Magister schieben sich gegen ihn vor, tiefe Bücklinge): Vielleicht bekomm ich noch die werte Vorderseite
Einmal zu sehen.

Lobwasser (mit einem Ruck): Hochedeler Herr Graf! — Herr Delegat
Von seiner Kaiserlichen Majestät
Karolus Quintus, Kanzler und Gerichtsherr
Der hies'gen hohen Universitas,
Domherr und Probst von St. Stephan in Wien,
Schloßherr auf Weißenburg und Herr von Graz,
Geheimer Rat des höchsten Kabinetts
Und Rat der Staatsarchive, Kämmerer
Bei Ihrer Majestät, der Kaiserin, —
Erlesener Diplomat an fremden Höfen,
So weltgewandt und klug als weitgereist,
Schirmer der Wissenschaft und freien Künste —

Eulenspiegel (unterbrechend): Et cetera, mein Herr!

Lobwasser: Ganz recht, et cetera —

Eulenspiegel: Und Punktum hinter!

Lobwasser: Punktum — ja, ganz recht.

Eulenspiegel: Jetzt könnt Ihr Atem schöpfen.

Lobwasser: Atem schöpfen?

Eulenspiegel: Ich nehm es als genossen. Eure Feder
Sagt mir, daß auf geduld'gem Pergament
Ihr vieles noch geschrieben, das ich weiß. —

Lobwasser: Die Feder?

Eulenspiegel: Ja, sie steckt Euch hinterm Ohr
Und attestiert Euch Euren Fleiß.

Lobwasser: Ach ja, verzeiht —
Ich war beim Text grad, als die Glocken schlugen.

Eulenspiegel: Mit wem hab ich die Ehr zu konversieren?
Seid Ihr Magnifizenz?

Lobwasser (mit Bückling): Rektor Magnifikus.

Eulenspiegel: Ah, Herr von Lobwasser, — nicht wahr, so ist's?
Ja, ich entsinne mich, des Aeskulapius
Berühmter Jünger — ist's nicht so?

Lobwasser: Ganz recht.

Eulenspiegel: Und Dichter vieler frommer Kirchenlieder?

Lobwasser: Ihr schmeichelt mir, Herr Graf.

Eulenspiegel: I nein — warum?
Im Gegenteil, vergebt, daß mein Gedächtnis
Nicht gleich präsent. — Und hier die andern Herren?
Lobwasser (vorstellend): Die Herr'n Dekan' der andern Fakultäten. —
Magister Grober hier (Bückling) des ius beflissen,
Bewährt in Kriminal und Halsprozeß,
Ein feiner Kenner neuen röm'schen Rechts,
Eifrig bedacht, es bei uns einzuführen.
Eulenspiegel (zu Grober): Des röm'schen Rechts. Ei seht, das ist verständig,
Daß Ihr dem Volk ein wenig spanisch kommt,
Wo ihm doch nur von außen und inwendig
In allem Rechtens teutsches Denken frommt.
Da merk es, daß iustitia hat geschliffen
Ihr Richterschwert nach anderen Begriffen. —
Lobwasser: Und dies Herr Mulendorf (Bückling), der Theologe, —
Ein feiner Kenner kirchlicher Geschichte.
Eulenspiegel (zu Mulendorf): Dies Studium beneid ich Euch, fürwahr! —
Verweist es uns doch stets zurück zur Quelle;
Da man in alter Zeit auch selig war,
Ist neue Sehnsucht stets ein Schritt zur Hölle.
Lobwasser: Wie wahr! — Und dies Magister Nickelspuhl — (Bückling)
Als Interpret der Philosophen — Meister!
Eulenspiegel: Ei seht, in welch verehrungswürd'gen Kreis
Bin ich geraten, hoher freier Geister!
Philosophie treibt, wer besonnen ist,
Soll ihn am End zu aller Weisheit führen,
Und wenn du noch nicht völlig weise bist,
Wirst leicht dich auf zur Weisheit disputieren. —
Nur schade, daß die Lehre ein Gerüst
Und leider nicht die Weisheit selber ist. —
Ja, Herr'n, ihr schaut betreten fast im Kreis,
Doch gebt mir Antwort bitte auf die Frage:
Ist's besser, daß man tue, was man weiß,
Oder sich darum, was man nicht weiß, plage?
Lobwasser: Je nun, die Frag ist nicht so leicht —
Grober: Ich meine, —
Wenn ich mich äußern darf als Praktikus, —
Daß, was ich weiß, zu tun mir besser scheine
Als ew'gen Strebens ewiger Verdruß.
Lobwasser: Ganz recht! Ganz recht!
Mulendorf: Jawohl, dasselbe mein' ich.
Nickelspuhl: Wir sind darin wohl ziemlich alle einig.
Eulenspiegel: Und doch, ihr Herr'n, ist's nicht ein eigen Ding:
Man müht sich heiß, sein Wissen auszudehnen,
Das, was man kann, das achtet man gering,
Daß wir nicht wissen, das sind unsere Tränen.
So bleiben wir im Widerspruch beharren, —
Sagt selbst, ihr Herr'n, sind wir nicht alle Narren?
(Die Magister sind belustigt.)

Grober: Ihr seid ein feiner Schalk; Ihr wollt mit Fleiß
Auf Paradoxa uns gefangen setzen.
Eulenspiegel: Wie könnt ich's wagen, mich in solchem Kreis
Durch töricht Wortspiel zu ergötzen!
Ihr seid die Leuchten hell der Wissenschaft — (Bücklinge)
Ich bin ein Mann, der nur sein Leben lebt;
Ich achte hoch des Lebens frische Kraft,
Indes ihr euch es klarzumachen strebt.
Den Unterschied, ich bitt, beachte man: —
Ihr wisset mehr als ich, doch ich — ich kann! —
Und wer ist dort der Herr mit goldner Kette?
Lobwasser: 's ist unser Bürgermeister, Euer Gnaden. (Bückling.)
Eulenspiegel: Und geh ich recht, so stellen dort die Herren
Den Lehrkörper der Universitas? (Die ganze Gruppe verneigt sich.)
Lobwasser: Ist es Euch angenehm, so stell ich morgen
Die Herren einzeln vor.
Eulenspiegel: Ei ja, es wäre
Des Guten auch zu viel, und will man gern
Nach seinem Anspruch einen jeden schätzen,
Muß man in Ruh nnd Sammlung sich versetzen. —
Doch lieb ist's mir, Herr Bürgermeister, Euch
Gleich hier zu treffen, denn ich hab für Euch
Recht angenehme Botschaft. — Mit Verlaub.
(Er verwickelt den Bürgermeister in ein Gespräch, in dessen Verlauf jener wiederholt Verbeugungen macht.)
Lobwasser: Ein feiner Kopf, ihr Herr'n.
Mulendorf: Und hochgelahrt!
Nickelspuhl: Und weltgewandt!
Lobwasser: Ich denk, ihr Herr'n, wir sagen es
Ihm auf der Stelle gleich.
Mulendorf: Bedenkt nur, bitte,
Ob hier der rechte Ort.
Grober: Ach was, es wird
In Laune ihn versetzen!
Lobwasser: Wollt ihr also,
Daß ich es sagen soll?
Die Magister: Tut's nur, ja ja.
(Lobwasser nähert sich Eulenspiegel.)
Eulenspiegel: Im Augenblick, Herr Rektor!
Grober (zu Lobwasser): Recht gemessen!
Mulendorf (ebenfalls): Und würdevoll!
Eulenspiegel (beendet sein Gespräch): Ich steh zu Dienst, Herr Rektor.
Lobwasser: Zu Gnaden wollen Eure Gnaden halten, —
Es ist vielleicht der rechte Ort nicht hier, —
Doch hat uns Euer Gnaden Liebenswert
So sehr entzückt, daß wir es nicht verhalten —
Eulenspiegel: O bitte, bitte,
Ein rechtes Wort ist recht an jedem Platz.
Lobwasser: So dacht ich auch; ganz recht. Vernehmt denn, Herr,
Daß unsre Fakultät der freien Künste

Einmütig faßte im Konsilium
Den ehrenden Beschluß, vielwerter Kanzler,
Zum Doktor
Honoris causa Euch zu promovieren.
(Eulenspiegel zeigt seine höchste Überraschung.)
Die feierliche Insignatio
Durch Doktorhut und Mantel wird erfolgen
Beim Festakt morgen in der Universitas
In Gegenwart des gnäd'gen Landesherrn.

Eulenspiegel: Verzeiht, ihr Herr'n, daß ich mich etwas fasse.
Ich geb euch zur Versicherung, selten hat
Mich etwas überrascht mehr als grad dieses
Und mehr erfreut. Gering ist mein Verdienst;
Drum bin ich tief betroffen, ja beschämt, —
So hoher Ehr kaum würdig. — Habet Dank!
Und als das jüngste Kind der alma mater
Ruf ich mit euch: Die Universitas,
Rektor, Senat und alle Fakultäten —
Sie leben hoch!

Alle: Hoch, hoch! und nochmals, hoch!
(Allgemeine Begeisterung. In die Menge tritt, zunächst nicht beachtet, der Kanzler Graf Semmering, gekleidet wie Eulenspiegel, in Haltung und Zügen ähnlich.)

Eulenspiegel: Und jetzt noch eins. — Da wir grad beim Verteilen,
So freut's mich doppelt, daß mit leerer Hand
Ich nicht zu kommen brauche. — So vernehmt
Des Kaisers Gnade!
(Alle nehmen die Kopfbedeckungen ab; er zieht eine Dokumentenrolle aus dem Wams, das Folgende halb lesend:)
In Betracht
Ansehnlicher Verdienst um Wissenschaft
Und freie Kunst, insonders um die Fortschritt
In Medizin und Heilung von Gebrechen,
So besser im Spital zu überwachen,
Da isoliert der Seuche wird gewehrt — (blickt wieder auf)
Hat seine gnädge Majestät der Kaiser
Die Einkünft zweier Güter zugesprochen
Desgleichen eine unentgeldlich Pacht
Der liebden Universitas.
Gegeben Wien, den 1. des April im Jahre
Tausend fünfhundert vierzig eins.
(zu Lobwasser) Herr Rektor, Euern Händen übergeb ich
Die kaiserliche Urkund zur Verwahrung. —
(Man will ihm zujubeln.)
Nein, weiter noch! Herr Bürgermeister, lest!
(Er gibt dem Bürgermeister gleichfalls eine Dokumentenrolle.)

Volk: Still! Ruhe für den Bürgermeister! Ruhe!

Bürgermeister (liest): Karolus Quintus, Wir, von Gottes Gnaden,
Des teutschen Landes Kaiser, von Hispanien,
Böhmen und Hungarn, Flandern König,
Herzog von Kärnten und von Steiermark,

Österreich, Tirol und Schlesien, Graf des Elsaß,
Ingleichen von Burgund et cetera —
Bekennen und tun kund Eur Bürgerschaft,
Vor Uns und Unsre Nachkomm ewig gültig,-
Daß alle Steuern, Hebungen, Gefälle
Und Requirierung im Gebiet der Stadt,
So sie für Unsere Schatull erhoben
Wie die des Reiches künftig seind erlassen. —
Ingleichen schenken Wir den großen Anger
Der Stadt und Bürgerschaft ganz unentgeltlich
Und hoffen zuversichtlich, daß in Treuen
Soll diese Gnad sein anerkannt, und bieten
Durch unsern Delegat, Graf Semmering,
Euch Unsern Gruß. — In großer Huld gegeben,
Hierunter ausgeführt durch Unser Siegel
Zu Wien, den 1. des April im Jahre
Tausend fünfhundert vierzig eins.

Ein Bürger: Es lebe Kaiser Karl!

Volk: Er lebe! lebe!

Ein Bürger: Es lebe auch der kaiserliche Rat!

Volk: Hoch, heil! Er lebe! lebe!

(Ein brausendes Geschrei; sie werfen die Mützen hoch und jubeln in heller Freude.)

Ein Bürger (plötzlich): Seht! O seht!

(Man bemerkt den Kanzler; es entsteht eine große Erregung. Eulenspiegel ist tief erschrocken, doch faßt er sich schnell.)

Ein Anderer: Ein zweiter Kanzler, seht!

Ein Anderer: Er gleicht dem andern!

Volk: Ein Mummenschanz! Betrug! Betrügerei!

Ein Bürger (auf den Kanzler deutend): 's ist Eulenspiegel!

Volk: Eulenspiegel! Seht!

Eulenspiegel: Ist das ein Fastnachtsspiel, Magnifizenz?

Lobwasser: Verzeiht, Herr Graf, die Provokatio;
Jedoch ein Schelm — ich wett, es ist der Schelm! —
Treibt um sein Wesen frech in unsrer Stadt.

Volk: 's ist Eulenspiegel! Seht doch!

Ein Bürger (zum Kanzler): Ei, Herr Schalksnarr,
Der Hahn hat schon gekräht; Ihr habt verschlafen.

Lobwasser (zu Eulenspiegel): Noch gestern abend hat er unsern Fürsten
Und allen Hofstaat kecklich injuriert.
Daß ihm der Streich gelungen, macht ihn dreister,
Er glaubt wohl jetzt, er könne alles wagen.

Eulenspiegel: Sagt, wollt Ihr nicht den Schelm verinhaftieren?

Mehrere: Die Büttel holt! Die Büttel!

Volk: Wir greifen ihn!

Kanzler (mit Mäßigung): Rührt mich nicht an, der Spaß ging allzu weit
Und könnt den Kopf euch kosten, lieben Leute! —
Unsinn'ges Volk — unsinn'ger seine Räte,
Die sich im Gauklerspiel mit ihm vermengen. —
So scheint es also wahr, wie man uns schrieb,
Daß Schlendrian und dreiste Pöbelei

Im faulen Körper dieser Universitas
Sich üppig breitmacht und auf dem Katheder
Unfähigkeit und Afterwissenschaft
Die Backen bläht. — Zurück, ihr tolle Menge!

Einige: Hört, wie er schmäht!

Volk: Schlagt tot! Schlagt tot den Hund!

Lobwasser (lamentierend): Daß Ihr das hier mitansehn müßt, Herr Graf!

Eulenspiegel: Er ist nicht eben fein und scheint mir toll.

Grober: Man sollte den Prozeß und Halsgericht
Ihm auf der Stelle machen!

Eulenspiegel: Welche Stirn!

Einige: Da sind die Büttel!

Bürgermeister: Legt ihm Schellen an!

Kanzler: Seid ihr denn toll!? Ihr glaubt wohl gar, ich sei
In euerm Spiel die lustige Person?
Nicht übel, Leute. Doch auch Spiel hat Grenzen.
Ist euer Rektor hier?

Lobwasser (zu Eulenspiegel): O Gott, wie peinlich!
O über alle Maßen peinlich ist's!

Eulenspiegel: Laßt es Euch nicht verdrießen. Seht, ich finde
Sein Spiel nicht gar so schlecht, Magnifizenz.

Kanzler: Das also ist der Rektor! oder sei er
Auch nur ein Held in der Komödia —
Ich fordre Auskunft, was das zu bedeuten!

Grober (klopft ihm auf die Schulter): Bürschlein, er redet sich noch um den Hals.

Kanzler: Klopf er sich freundschaftlich mit seinesgleichen
Und respektier er etwas Zwischenraum —
Auch wenn's im Spiele ist. — Ich fordre Antwort!

Grober: Er kam zu spät, Herr Schalksnarr, hört er nicht?

Eulenspiegel: Fragt ihn doch nach der Legitimation,
Ihr Herr'n; vielleicht gibt er noch gröb're Späße
Zum besten. Seht, er hält sich wirklich wacker!

Kanzler: Was gibt denn da der kostümierte Herr
Wohlweise Ratschläg? — Pest und Höllenschlag!
Er trägt ja meine Tracht und Ornamente,
Trägt seine Züg wie ich und ein Gebaren
Höchst würdevoll zur Schau! — Bei Gott, ich hab's!
(Er lacht hell auf.)
Sie spielen „Kanzlers Ankunft", und jetzt nehmen
Sie für den Schalk mich, der sie hat balbiert!

Bürgermeister: Geb er den Ausweis, und dann fort mit ihm!

Kanzler: Sieh da! ein neuer Held, mit goldner Kette. —
Er spielt wohl gar den Bürgermeister, Herr?
Den Ausweis will er? — Gut denn! — Hier! —
Les er nur, les er!
(Er übergibt mit Bedeutung ein kaiserliches Dokument.)
(Bürgermeister, Magister und andere sehen in das Schriftstück und fangen an zu lachen.)

Lobwasser: Was ist denn, Herren?

Grober: Der Kaiser legt der Stadt und Universitas
'ne Buße auf für Schlenderei! (Gelächter)
An ihn zu zahlen! (Neues Gelächter.)

Ein Bürger: Hört, eine Buß an Eulenspiegel, hört! (Gelächter.)
Grober: Doch nehm ich's an mich, zum Beweis der Fälschung —
's ist wichtig im Prozeß.
Kanzler: Bezweifelt Ihr
Des Kaisers Siegel auch?
Bürgermeister: Des Kaisers Siegel?
Seh er sich's an, Herr Dokumentenmacher!
(Er hält ihm das Dokument Eulenspiegels unter die Nase.)
Kanzler: Mich läßt wahrhaftig der Verstand im Stich!
Führt mich zum Landgraf!
Ein Bürger: Hört, zum Landgraf will er! (Gelächter.)
Grober (nimmt den Kanzler am Ohr): He, respektier er etwas Zwischenraum!
Ein Bürger: Den Schlüssel, seht! Laßt ihn zur Schlüsselprobe!
Grober (spielt mit dem am Hals des Kanzlers hängenden Schlüssel):
Wahrhaftig! Einen Schlüssel hat er auch,
Der Spitzbub!
Volk: Schlüsselprobe! Schlüsselprobe!
Lobwasser: Nun, es bedarf dergleichen wohl nicht mehr.
Grober: Herr Rektor, es wär im Prozesse wichtig; —
Bedenkt, ein falscher Schlüssel!
Nickelspuhl: Ja, sehr wichtig!
Grober (ironisch): Ich bitte, Herr, schließt Eure Haustür auf.
Kanzler: Vielleicht, daß das —
Grober: Ich bitte freundlichst — hier!
(Der Kanzler versucht vergeblich das Haus aufzuschließen.)
Bürgermeister: Der Schlüssel paßt nicht!
Kanzler: Oder gar das Schloß!
Volk: Er ist entlarvt! Der Schelm ist überführt!
Zur Fron mit ihm! — Zur Fron!
Eulenspiegel: Gemach, ihr Herr'n, wie hier verfahren wird,
Ist keine Langmut mehr! — 's ist unzulässig!
Daß der Prozeß in stärkre Hände komme,
Dafür ist mir gesorgt. — Macht Platz, ihr Leute! —
(Er schließt das Kanzlerhaus auf.)
Ich nehm die kaiserliche Banngewalt
Hiermit an mich!
(Die Magister und der Bürgermeister verneigen sich.)
Das nur zum ersten. — Vor dem ganzen Volk
Hat dieser Schelm sein Wesen hier getrieben,
Hat angemaßt sich kaiserliche Rechte
Und Ehrfurcht tief durch Mummenschanz verletzt;
Hat auch das Siegel unbefugt gebraucht
Und kaiserliche Gnad und Huld entstellt
Zu Ungnad. — Ergo und aus diesen Gründen
Beruf ich den Gerichtstag, und sofort
Sei er in peinlichem Judiz gerichtet.
Volk: Ein Halsgericht! Hört, hört! Ein Halsgericht!
Ein Bürger: O weh, das geht dem Schelm an Kopf und Kragen!
Grober: Die Bänke dort nehmt für das Tribunal!

Bürgermeister: Büttel, Ihr nehmt der Malefizperson
Sogleich den Degen ab.
Kanzler: Sie fangen an zu rasen! — Ich erhebe
Protest! Dies alles ist ja Aberwitz!
Eulenspiegel: Wir schreiten gleich zur Bildung des Gerichts.
Ein Bürger: Hört, das Gericht soll jetzt gebildet werden!
Eulenspiegel: Den Vorsitz hat nach Kaiser Karls Gesetz
Ein Mann des ius beflissen. Doktor Grober,
Ich bitt Euch, nehmt den Vorsitz; und zu Schöffen
Bestell ich die Dekane Nickeldorf
Und Mulenspuhl.
Ein Bürger: Hört, Nickeldorf sagt er statt Nickelspuhl
Und Mulenspuhl statt Mulendorf! (Lachen.)
Eulenspiegel: Was lachen sie?
Lobwasser: Sie lachen, werter Graf, weil Ihr die Namen
Verwechselt habt. — Sie heißen Nickelspuhl
und Mulendorf.
Eulenspiegel: Verzeiht, ihr Herr'n.
Nickelspuhl und Mulendorf: O bitte!
Eulenspiegel: Das Protokollum führt der Bürgermeister. —
Dann noch die Anklag. — Werter Rektor, wollt
Die Anklag übernehmen.
Lobwasser: Eine Ehre.
Eulenspiegel: Indessen will ich, da ich der Gewalt
Zugunsten des Gerichtes mich begeben,
Mich als Privatperson zurückestellen. —
Nehmen die Herren Platz. Justitia fiat!
Bürgermeister: Holt Feder, Tinte und Papier geschwind!
Lobwasser: Nehmt meine Feder doch.
Bürgermeister: Dann also nur
Papier und Tinte! Aus der Fron!
Grober: Nehmt Platz!
Judicium incipit. Im Nam'n des Kaisers.
Kanzler: Ich protestiere.
Grober: Hab ihn nicht gefragt!
Kanzler: Ich protestier, des Kaisers Nam' zu brauchen
Zu einer Posse; 's ist Verräterei!
Grober: Schweig er, er ist noch gar nicht vorgeführt. —
Nochmals: Im Nam'n des Kaisers. — Wir beginnen. —
Man führ den Inkulpaten vor!
Ein Bürger: Er ist ja da!
Grober: Wer den Gerichtsgang stört mit Zwischenrufen
Wird inhaftiert. — Man führ den Inkulpaten vor!
(Man rückt den Kanzler etwas näher.)
Hat er 'ne Legitimation?
Kanzler: Der Kanzler bin ich!
Grober: Er leugnet, daß er Eulenspiegel ist?
Kanzler: Das allerdings.
Grober! Habt Ihr's im Protokoll?

Bürgermeister (liest): „Der an Gerichtsstell vorgeführte Inkulpat
Verleugnet es zu sein."
Grober: Verleugnet, gut.
Kanzler: Ich protestier!
Grober: Was hat er zu bemerken?
Kanzler: Ist schon dies alles ärgste Narretei,
Die schwer euch ankomm'n wird, so ist sogar
Auch das Verfahren falsch. Dem Inkulpat
Ist nach Gesetz ein Beistand einzuräumen.
Grober: Jedoch nur insoweit, als er nicht selbst
Den Beistand stellt. Greif er nicht immer vor!
Ich wollt die Frage eben an ihn richten. —
Sag', stellt er wen?
Kanzler: Um ärgstes Narrentum
Zu überbieten, bitt ich dort den Herrn, (auf Eulenspiegel weisend)
Der mir der schlimmste Schalk von allen scheint,
Um diese Mühewaltung.
Einige aus dem Volk: Hört den Frechen!
Grober: Wenn er hier fortfährt mit Injurien
Die Würde des Gerichtes zu verletzen,
Setz ich ihm Daumenschrauben, hört er, Mann? —
Doch muß ich Euch, dem Antrag folgend, fragen,
Verehrter Graf, ob Ihr ihm Beistand leistet.
Ein Bürger: Hört doch, der Kanzler soll den Schelm verteidigen!
Eulenspiegel: Zwar wird es mir nicht leicht, nachdem der Mann
Mich provoziert, noch seine Sach zu führen;
Doch glaub ich fast, der arme Schelm ist toll
Und arg verblendet; — darum nehm ich's an.
Ein Bürger: Hört nur, er nimmt es an! (Bewegung.)
Grober: Dann bitt ich, nehmet Euren Platz hiervor. —
Die Anklag, bitte!
Lobwasser: Hohes Kriminal,
Till Eulenspiegel, der hier vor euch steht,
Und leugnet es zu sein, ich klag ihn an
Notorisch hier vor euch und allem Volk
Begangener Verbrechen, als da sind:
Des crimen majestatis, der Verletzung
Schuld'gen Respekts vor unserm Kaiser Karl, —
Des weitern unter diesem Punkt, — des weitern, ja —
Ein kaiserlich Sigill gefälscht zu haben,
Des weitern des Urfehdebruches schuldig,
Da er trotz Acht das Land betreten hat; —
Des weitern schuldig grober Injurie,
Begangen gegen Fürst und Fürstenhof.
Des weitern, ja — des weitern — ja, ganz recht —
Zuruf: Der Schlüssel!
Lobwasser: Ja, der Schlüssel! Ja, ganz recht.
Des weitern dann mit einem falschen Schlüssel
Versuchten Eintritts schuldig in ein Haus, —
Das ist wohl alles, ja.

Grober: Und die Beweise?
Lobwasser: Die Dokumente hier und aller Zeugnis.
Kanzler: Ich glaub, ich bin verrückt!
Grober: Ist er gefragt!? —
(zu Lobwasser) Und Euer Antrag?
Lobwasser: Antrag! Ach ja ja! —
Beinah hätt ich's vergessen. — In Betracht
Solch schwerer Krimina und Halsverbrechen —
Tod durch den Strang!
Ein Bürger: Hört nur, den Tod durch Strang!
Grober: Ich bitte Ruhe! — Hat der Inkulpat
Dazu was vorzubringen?
Kanzler: Nichts, als daß ich verrückt bin oder Ihr!
Grober: Und er bekennt der ihm zur Last gelegten
Delikta sich nicht schuldig?
Kanzler: Keineswegs.
Grober: Er leugnet, habt Ihr's, Herr Protokollar?
Einige aus dem Volk: Er leugnet, hört; dabei sind all wir Zeugen!
Bürgermeister (liest): „Der Inkulpat, verstockt und hartgesotten
Leugnet die Schuld und schilt besessen gar
Sich selbst und den Gerichtshof."
Grober (verbessernd): „Oder", — „oder"! —
Alsdann zur Untersuchung, Herr'n Kollegen! —
Daß er der Schalk, kein Zweifel ist zu hegen;
Zumal durch allen Volkes Mund
Wird allemal die Wahrheit kund. —
Doch nun die Dokumenta! Zum Vergleiche
Ich Euch das eine, — Euch das andre reiche;
Meßt an des Kanzlers Dokument, wie frei
Auf dem des Schalks die kecke Täuschung sei.
(Mulendorf und Nickelspuhl treten zusammen und vergleichen.)
Nickelspuhl: Oha! Gleich eingangs, seht, Kollega, seht!
Des „teutschen Landes Kaiser" steht. — Und Ihr?
Mulendorf: Ich hab des „teutschen Reiches Kaiser".
Nickelspuhl: Seht mal, seht!
Mulendorf: Und ist doch klar, daß „Reich" zu Recht besteht.
Nickelspuhl: Erlaubt mal, nein! Denn Teutschland ist ein Land!
Mulendorf: Jedoch als „Reich" ist's in der Welt bekannt.
Nickelspuhl: Ich hab doch hier das echte Dokument!
Mulendorf: Nein, meines ist das echte, sapperment!
Nickelspuhl: Ich bitte Euch, — hier steht's doch von der Schenkung.
Mulendorf: Ach ja — ja ja — verzeiht! — War in Versenkung
Des Weitern schon.
Nickelspuhl: Habt Ihr schon was gefunden?
Mulendorf: Das Siegel, find ich, ist gar sehr beschunden.
Nickelspuhl (anschauend): Und zwar so sehr, daß nichts man drauf erkennt!
Mulendorf: Zeigt Eures mal. — Ja, Eures ist stupend
Und akkurat geprägt!
Nickelspuhl: Ganz wundervoll!
Mulendorf: Ergo, es folgt daraus, der Bursch ist toll,

Und ließ sogar die Mühe sich verdrießen —
Nickelspuhl: Rette! Das Siegel richtig auszugießen!
Mulendorf: Im ganzen also konsentieren wir?
Nickelspuhl: Gewiß, wir konsentieren. — Bitte hier!
Mulendorf: Und hier! (Sie geben die Dokumente an Grober zurück.)
Grober: Die Herr'n sind in effectu also einig?
Nickelspuhl: Gewiß!
Mulendorf: Die Fälschung ist so augenscheinig,
Daß jeder Zweifel fern.
Grober: Was sagt der Inkulpat?
Kanzler: Kann man was leugnen, was man niemals tat?
Grober: Er leugnet also. — Habt Ihr's aufgeschrieben?
Bürgermeister: Ein wenig bin ich doch zurückgeblieben, —
Es ging zu schnell, — doch hab ich's schon.
Grober: Dann lest!
Bürgermeister (liest): „Trotzdem der Sachbeweis ihn überführt,
Blieb Inkulpat doch gänzlich ungerührt.
Ließ zum Geständnis gar nicht sich herbei
Und sagt zum Schluß, daß er es gar nicht sei."
Grober: Sehr schön. Wir können kurz jetzt resümieren.
Durch allen Volkes Zeugnis ist erwiesen,
Daß Inkulpat identisch mit Magister
Tyl Saxicus, und dieser wieder ist
Identisch mit dem Schalk Till Eulenspiegel. —
Was er begangen, ist gerichtsnotorisch, —
Er leugnet zwar, doch gilt er überführt.
Item des weitern ist durch Sachbeweis
Die Fälschung kaiserlicher Urkund festgestellt; —
Er leugnet zwar, doch gilt er überführt. —
Hat der Herr Beistand zur Entlastung des
Beschuldigten noch etwas vorzutragen?
Eulenspiegel: Viel! ja, — sehr viel!
Ein Bürger: Hört nur, wie generös!
Grober: Dann bitte sprecht!
Eulenspiegel: Laßt mich, ihr Herr'n, zunächst damit beginnen,
Daß ich den Inkulpat für schuldlos halte.
Grober: Wie bitte? Sagt Ihr: schuldlos?
Eulenspiegel: Ohne Schuld!
Einige aus dem Volk: Hört nur den Kanzler, hört!
Grober: Wir sind gespannt,
Wie Ihr das wollt begründen.
Mulendorf: Ja, gespannt!
Eulenspiegel: Ich habe jetzt das Wort, Herr Mulenspuhl!
Ein Bürger: Hört Mulenspuhl, — schon wieder Mulenspuhl! (Lachen.)
Grober: Ich bitte Ruhe!
Eulenspiegel: Seht an den armen Schelm! Er steht entkleidet
Der Würde und der hohen Maske hier,
Allein und ohne Freund. Ihr all erbittert!
Wird da das Herz von Mitleid nicht durchzittert?
Und wenn ich vorher schien mit Recht empört,

Hat mich des armen Schelmen Not bekehrt. —
Ist denn ein Schalk zu sein ein strafbar Ding?
Schalk sein heißt doch des Menschen Wert zu kennen,
Der tief hier drinnen eine Würde trägt,
Und doch nicht ab die Schellenkleider legt. —
Der Weise steht nicht weit. Doch seine Würde,
Die — merkt es wohl! — an sich schon komisch ist,
Läßt ihn nur Würde sehn, und all die Lumpenbürde,
Die der Gevatter nach der Elle mißt,
Die übersieht er, will er übersehen
Und wähnt mit Weisheit ihnen beizukommen —
Der Narr! Denn Weisheit kann nur Weisheit frommen!
Und alles, was den Menschen macht so klein,
Sein Kleid, sein Geld, sein Stolz und seine Launen,
Die Sitte, seines Lebens Kampf, — kurz alles,
Was einen Gott zu einem Spötter macht,
Kann heilen nur, wer göttlich Lachen lacht! —
Was ist der Mensch? Ein Sehender, der blind!
In Mannesbrust ein unbewußtes Kind!
Tragöde ist er, wenn der Schrei nach oben,
Nach Wahrheit, seine Brust ihm schier zerreißt,
Doch Komödiant, wenn er das Haupt erhoben
An dieses Lebens bunter Tafel speist.
Dann kommt der Schalk und setzt ihn ins Parkett:
„Ich bitt dich, laß mich eine Weile spielen;
Denn deine Weise war so wundernett,
Du mußt sie selbst einmal von außen fühlen."
Dann spielt er ihm das Stücklein lustig vor, —
Man lacht und bessert sich — und mit Humor!

Grober: Ich bitt, Herr Beistand, nur zur Sache sprecht.

Eulenspiegel: Mich dünkt, das tat ich eben, wahr und recht.
Doch wenn ihr wollt in Einzelheiten gehen,
Dann frag ich euch: — Was gilt wohl dem die Acht,
Die ihr als Zaun um eure Bettstatt macht,
Was gilt sie dem, der freier Wahrheit Fackel
Sich Träger fühlt? — Ihn schrecken keine Grenzen;
Und allen Volkes tölpischem Spektakel
Sucht lustig er ein Festes aufzuschwänzen.
Der Stände Wappenstolz und Überhebung
Hielt er den Spiegel ihres Unwerts vor,
Ein bittrer Trank, der zur Belebung
Des wahren Adels führen sollt empor. —
Was hat dem Kaiser er getan? Ich wett, es dachte
Mit keinem Deut er an des Kaisers Würde;
Ihm kam es nur drauf an, daß er verlachte
Der Formen Übermaß, des Lebens Bürde;
Und hat er Spott getrieben dabei gleich, —
's galt nicht dem Kaiser, glaubt mir, — 's galt nur euch!

Grober: Dann um so schlimmer, wenn er das gewagt!

Eulenspiegel: War besser, wenn dies Wort nicht wär gesagt;

Denn wenn ihr eure Würd ob Kaisers setzt,
Habt ihr mit Recht schuldigen Respekt verletzt. —
Ich bitt euch, Herren, nehmt die Sach nicht schwer!
Tut euch des Schalkes heitre Wahrheit grämen —
Ihr braucht den Schalk ja doch nicht ernst zu nehmen!
Ja, in dem Augenblick, wo so sich's stellte,
Seid ihr die Lacher, er ist der Geprellte!

Nickelspuhl: Fürwahr höchst wundersam, wie er plädiert.

Grober: Man merkt, daß er das ius nicht hat studiert.

Kanzler (zu Eulenspiegel): Ich dank Euch, Herr; das machtet Ihr sehr brav.

Mulendorf: Und dafür dankt ihm noch das dumme Schaf.

Eulenspiegel: Und dann, ihr Herr'n, eh' ihr zum Urteil kommt,
Bedenkt noch eins: — Der arme Inkulpat, —
Er ist verrückt!

Die Schöffen: Verrückt?

Grober: Wie meint Ihr das?

Eulenspiegel: Er sagt es ja doch selbst ohn Unterlaß.
Und wer sich selbst bewußt besessen schilt,
Mit Recht in aller Welt besessen gilt.

Grober: Ihr solltet, weil 'nen Schalk Ihr habt zu schützen,
Doch nicht so nah bei seiner Schalkheit sitzen.

Eulenspiegel: Im Ernst, ihr Herr'n, ich glaub, er ist verrückt!

Kanzler (zu Eulenspiegel): Verehrter Herr, ich bin von Euch entzückt!

Grober: Hat der Herr Beistand sonst noch Defendente?

Eulenspiegel: Nein, denn ich rech'n auf Freispruch des Kliente.

Grober: Habt Ihr das alles, Herr Protokollar?

Bürgermeister (liest): „Der Beistand sagt, Klient, der sei verrückt,
Der Inkulpat ist hiervon sehr entzückt,
Auf weitere defensio wird verzichtet,
Weil man die Hoffnung auf den Freispruch richtet."

Grober: Wir kommen zur Beratung. — Die Herrn Schöffen!
(Die drei Richter treten zur Beratung in den Hintergrund.)

Eulenspiegel (zum Kanzler): Jetzt könnt Ihr frühstücken, Herr Inkulpat!
Wollt Ihr ein Schlücklein edelen Tokayers,
Wie er auf meinen ungarischen Gütern wächst?
So nehmt! Ich führ ein Tränklein stets bei mir;
Als Euer Beistand teil ich gern mit Euch.

Ein Bürger: Seht, wie er sich gemein macht mit dem Narren!

Ein Anderer: Und ist ein Graf! — Fürwahr ein biedrer Mann.

Kanzler (lehnt ab): Ich dank Euch, Herr.

Eulenspiegel: Wie denn, er lehnt es ab?

Kanzler: Mir ist Eur Wein zu stark, Herr Ungarngraf.

Eulenspiegel: Gebt einem Bettler eine grüne Gurke,
Ich wett, er dankt, weil sie nicht grade ist! —
Ich dacht, wir hätten alle Ursach just
Recht eng zusamm'nzuhalten. — Wie Ihr wollt!

Kanzler: Ich bin gespannt, was dorten kommt heraus.
Doch hoff ich, daß das Possenspiel bald aus.

Eulenspiegel: Ich bitt Euch, laßt's Euch nicht zu Herzen gehen, —
Allein ich fürchte sehr für Euren Kopf;

Das Volk kann hierzuland kein Spiel verstehen,
Wo nicht am Ende beißt ins Gras ein Tropf.
Kanzler: Ich werd beim Kaiser bittre Klag erheben.
Eulenspiegel: Das tut nur ja mit größter Schleunigkeit.
Ich sorg', Ihr werdet's sonst nicht mehr erleben —
Der Kaiser wohnt ja auch so schrecklich weit.
Kanzler: Sagt, Freund, Ihr könntet mir den Landgraf bitten,
Daß er dem Ding ein Ende macht.
Eulenspiegel: O weh!
Der Landgraf ist zur Jagd grad ausgeritten,
Und bis er kommt, tut Euch kein Haar mehr weh.
Kanzler: Ja, aber wann soll denn die Tollheit enden!?
Eulenspiegel: Vertraut Euch, Herr, getrost nur meinen Händen.
(vertraulich) Mir, Eurem Beistand, könnt Ihr's ja gestehen,
Daß Ihr der Narr Till Eulenspiegel seid.
Kanzler: Ihr seid wie alle hier nicht recht gescheit!
Eulenspiegel: Sehr schmeichelhaft! — Da kommt schon das Gericht! —
Einzelne Bürger: Sie kommen schon!
Andere Bürger: Das Urtel! Hört, das Urtel!
Grober: Im Namen des hochweisen Kriminal
Verkünde ich das Urteil:
Till Eulenspiegel wird für schuld befunden
Der Krimina, so ihn die Klage zeiht,
Und wird zum Tod verurteilt durch den Strang.
Da er geleugnet hat, schreibt das Gesetz
Die Foltrung vor der Exekutio vor,
Wogegen er die peinliche Befragung
Erspart, wenn er gesteht. —
Gerichtet wird die Malefizperson
In fünfter Stunde morgen in der Frühe,
Nachdem die Urteilsgründe kundgetan.
Als Richtplatz dient, weil seine Tat begangen
In publico, der Markt. — Dies wird verkündet
Im Nam'n des Kaisers und hiermit geschlossen. —
Ein Bürger: Tod durch den Strang! Hört nur, der arme Schelm!
Ein Anderer: Ein hartes Urteil!
Ein Dritter: Aber 's ist gerecht!
Der Zweite: Nein, 's ist zu streng!
Der Dritte: Juckt etwa dir der Hals?
Ich find's gerecht. — Es lebe Kaiser Karl!
Wenige: Er lebe! lebe!
Grober: Geht jetzt heim, ihr Leute,
Und haltet Ruhe!
Einige: Kommt! Wir wollen gehen!
(Die Bürger zerstreuen sich nur allmählich, so daß einzelne am Schluß des Aufzuges, wenn auch in weiterer Entfernung, noch umherstehen.)
Kanzler: Ist jetzt der Possen aus? — Löst mir die Schellen? —
Ei wartet, teuer kommt es euch zu stehen. —
Nehmt die drei Narrenrichter sogleich fest,
Samt Kläger, Beistand und Protokollar!

Grober: Spar er sich seinen Witz für morgen auf;
Der scharfe Frühwind ist ein kitzlich Ding
Für eines Schelmen Lebenslicht. — Zur Fron!
Und schließt ihn an den Block!
Kanzler: Ich werde rasend!
Zur Fron! — Seid ihr denn all des Teufels!?
Laßt los, ihr Lümmel!
Grober: Wenn er randaliert,
Stopft ihm das Maul — und ja nicht zimperlich!
Nur immer zugegriffen, hört ihr, Leute!?
Eulenspiegel: Ich bitt Euch, Herr Magister, welch Verfahren!
Spielt nach dem Richter Ihr alsbald Profoß?
Gebt auf der Stell ihn frei! — Und ist er klug,
Wird er nicht Ohnmacht gegen Stärke setzen
Und sich bescheiden. Führt ihn in mein Haus!
Man laß ihn — in nicht minder sichrer Hut
Und festen Wänden, — nicht die letzte Nacht
Auf faulem Stroh verbringen, vor dem Biß
Der Nageratz nicht sicher! — Zwei der Büttel
Soll'n sich zur Sicherheit ihm beigesellen.
Kanzler: Welch edler Wettstreit! Um mein Wohlergehen
Entbrennt von neuem die Komödia —
Ein Tollhaus, ob hier draußen oder drinnen! —
Auf Wiedersehen in der Fron — zu Wien! (Ab mit den Büttelnins Kanzlerhaus.)
Grober: Solch ungewöhnlich mildes Haftverfahren
Wurd früher niemals hier geübt, Herr Graf.
Eulenspiegel (unwillig): Mir scheint, ich muß ein wenig lauter sprechen.
Soll ich Euch nochmals dran erinnern, Herr,
Daß Ihr nicht mehr am Richtertische sitzt? —
Der Mann ist mein Gefangner, und ich hafte
Mit meinem Kopf für ihn; allein das Pfand
Scheint Euch nicht zu genügen. Nun Ihr mögt
Den Eurigen vielleicht für besser halten, —
Indessen wünsch ich's so, — und das genügt!
Grober: Herr Graf, ich wollt Euch wirklich nicht belehren —
Eulenspiegel: Fiel euch wohl auch ein wenig schwer, ihr Herr'n;
Um mich zu euren Sitten zu bekehren,
Sitz ich wohl eurem Tische auch zu fern.
Lobwasser: Mein Gott, hier waltet wohl ein Mißverständnis,
Verehrter Graf —
Eulenspiegel: Ich nahm es schon zur Kenntnis
Und sah, daß es in gleicher Weis' nicht frommt,
Ob man euch schalkhaft oder ernstlich kommt. (Lamme kommt mit Gepäck.)
Gehabt Euch wohl! — (zu Lamme) Hast alles du gebracht?
Die Magister (mit tiefem Bückling): Wir wünschen eine ruhesame Nacht.
(Als sie sich aufrichten, finden sie sich bereits allein und das Kanzlerhaus geschlossen. Sie sehen sich mit dummen Gesichtern an.)
Lobwasser: Ja, ja, wie schien der Mann doch so gescheit! —
Was sagt ihr jetzt?? — Du liebe Eitelkeit!
(Vorhang fällt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Geschichten aus dem alten Pitaval. Herausgegeben nach der von Schiller getroffenen Auswahl und um weitere Stücke vermehrt von **Paul Ernst.** 3 Bände. Leipzig, Inselverlag. Preis M. 9.—.

Die alte Sammlung merkwürdiger und verwickelter Prozeßgeschichten, einst zur gediegeneren Unterhaltung des Lesepublikums und zu seiner und der Juristen Belehrung herausgegeben, ist seitdem dem Literarhistoriker wohlbekannt geworden. Schiller hat eine der Auswahleditionen zwar nicht veranstaltet, wie es nach dem von Paul Ernst gewählten Untertitel scheinen mag, wohl aber als Herausgeber mit einem Vorwort und vielleicht auch mit der Überschrift (Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit) versehen. Mehr als das: viele Motive aus diesem Kreise gehören unter das reiche Material, das sich in seiner dramatischen Werkstatt aufhäufte, und sie verflechten sich in seine Gedankengänge, nicht nur, soweit diese eine kriminalistische Tragödie oder Komödie aufbauen wollen, sondern auch, da sie das „tragische Sujet des entdeckten Verbrechens" von dem Ödipusstoff her verfolgen und das Schicksal des bewußt oder unbewußt betrügerischen Usurpators im Warbeck und Demetrius zu gestalten sich anschicken. Wenn in der kaum mehr übersehbaren Masse der literarischen Erneuerungen unserer Tage nun auch der alte Pitaval wieder auftaucht, — einen „neuen Pitaval" haben in den Jahren 1842—1862 Chamissos Freund, der Kriminaldirektor Hitzig, und Willibald Alexis, der hier, als Jurist auftretend, seinen wirklichen Namen, Dr. W. Häring, dem Pseudonym voraufsetzt, herausgegeben, — so wird man fragen müssen, welcher Gattung von Lesern er in veränderten Zeiten vor allen dienen will. Für die Literaturgeschichte haben Gustav Kettner und in einer Schrift über das Fragment „Die Polizey" Ludwig Stettenheim die Zusammenhänge zwischen den Kriminalgeschichten und Schillers dramatischen Entwürfen wohl, soweit es möglich war, bloßgelegt. Darüber hinaus wird es seinen Reiz für die Phantasie besitzen, sich vorzustellen, wie des Dichters Geist sich durch diese Stoffe anregen ließ, und vielleicht wird sich noch die eine oder andere Beziehung feststellen lassen, nicht nur zu Schiller allein. Auf den Zusammenhang eines Pitavalstoffs, der Marquise de Gange, mit einer Arnimschen Novelle, den Verkleidungen des französischen Hofmeisters, haben schon Hitzig und Häring hingewiesen, aber für den engen Kreis, der hier in Betracht kommt, bedurfte es keines Neudrucks, noch weniger für den Rechtshistoriker, dem heute ganz anderes Material zur Verfügung steht. Die Rechtskenntnis der Laien aber, der noch Schiller durch diese Lektüre zu dienen meinte, wird heute durch die Presse und auf vielen anderen Wegen, die sie g e l t e n d e s Recht kennen lehren, besser gefördert. So bleibt nur die Erneuerung des Werkes als eines Buches guter Unterhaltung, und so will es wohl auch der Herausgeber angesehen wissen. Er gibt ihm nebst wenigen eigenen Worten den größeren Teil von Schillers Vorrede zur Begleitung. Freilich, ohne die Aufwärtsbewegung unserer Literatur in ihrem Durchschnittsniveau zu überschätzen, wird man diese Vorrede kaum für geeignet halten, das Buch bei der modernen Lesewelt einzuführen. „Bis unser Publikum kultiviert genug sein wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zusatz für sich selbst lieb zu gewinnen, ist es an einem unterhaltenden Buch schon Verdienst genug, wenn es seinen Zweck ohne die schädlichen Folgen erreicht, womit man bei den meisten Schriften dieser Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die sie ge-

währen, erkaufen muß." Die Skepsis dieses Satzes wird heute fast zum Gegenteil einer Empfehlung. Immerhin, der Prozeß um die Legitimität des jungen Grafen von St. Geran, eine Geschichte von der Art, für die schon den Herausgebern des Neuen Pitaval die Zeit vorüber zu sein schien, wird in den Tagen der Gräfin Kwilecka nicht ohne Anziehung sein, und wenn auch manche der Stücke trotz der schon mehrmals in früheren Ausgaben vorgenommenen Kürzung des juristischen Details immer noch durch ein Zuviel davon ermüden, so werden besonders die knapperen, nicht zum wenigsten durch die Kultur des Vortrags und die Objektivität der Verfasser, die bis zuletzt über den endgültigen Ausgang täuschend eine eigentümliche Spannung hervorruft, noch manchen modernen Leser zu fesseln vermögen.

Dr. Paul Neuburger-Wilmersdorf

Bildende Kunst

Das Museum einer modernen Großstadt. Das junge Kaiser-Friedrich-Museum in Magdeburg ist in den Grundlinien seiner Anlage und seines Ausbaus bestimmt durch die besonderen geschichtlichen Schicksale der Stadt und durch das Bedürfnis der Gegenwart, von der gegebenen umgrenzten Welt der Heimat aus die Kultur von gestern und heute in ihrer Entwicklung und in ihren inneren Zusammenhängen klar zu überschauen. **Theodor Volbehr,** der das Museum entworfen, hat ihm aus klugem, zielsicherem Erwägen heraus seine Aufgabe zugewiesen und es in seiner Gesamterscheinung zu einem harmonischen Organismus von sicherer Selbständigkeit und reichem, kräftigem Eigenleben gestaltet. Jeder Bewohner der Stadt soll von der Kulturwelt, in der er lebt, von den Voraussetzungen ihres Werdens und den bedeutsamsten Äußerungen ihres Wesens eine anschauliche Vorstellung gewinnen können, damit er mit vollem Bewußtsein in ihr heimisch werde.

Nun ist es freilich gerade in Magdeburg so gut wie unmöglich, ein kulturgeschichtliches Museum im wesentlichen als Heimatmuseum anzulegen; so gründlich hat die Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg mit der Hinterlassenschaft der früheren Jahrhunderte aufgeräumt. Trotzdem bilden die Altertümer aus der Vergangenheit der Stadt den Kern des Museums. Aber die Räume, die sich um dies innerste Zentrum schließen, ergänzen den dürftigen Bericht der Bruchstücke zu einer reichen und lebendigen Veranschaulichung der Kultur des deutschen Wohnraumes in ihrer Entwicklung seit den Tagen der Reformation bis zur Gegenwart. Und aus diesem Hausbereich der Heimat wird dann der Blick in freie Weiten hinausgeleitet, und es erschließen sich ihm die höheren Zusammenhänge des äußeren Lebens und des künstlerischen Schaffens der einzelnen Epochen. Die Werke der Kunst, in denen das tiefste Seelenregen der Zeiten Ausdruck und Form gewann, treten in sorgsam bedachter Auslese vor das Auge, und auch sie fügen sich in eine klar überschaubare Entwicklungsreihe. Und die Betrachtung, die hier von der Plastik der Griechen ausgeht, findet abermals ihr Ziel in der Vergegenwärtigung des Phantasieschaffens unserer Tage. Denn eben die Gegenwart, in ihrer Kunst wie in ihres Lebens persönlicher Form, soll all das Schauen letzten Endes erfassen und verstehen lehren.

Die bedachtsam aufbauende Hand, deren Walten man überall in dem sinnvoll klar gefügten Organismus des Magdeburger Museums spürt, bietet sich aber nun auch selbst noch dem Besucher dar und leitet ihn hilfreich und freundlich auf den Wegen des Betrachtens. Volbehrs „Führer" durch sein Museum ist selbst ein lebendiges Gebilde, selbst ein kleines Kunstwerk der Interpretation geworden. Er weckt die frohe Bereitschaft, zu schauen und aufzunehmen, er webt all das einzelne zu lebendig einheitlicher Wirkung zusammen und deutet die zeitlosen Träume schöpferischen Geistes. Überall mit der gleichen unaufdringlichen Schlichtheit, mit einem klaren Blick für das Wesentliche der Erscheinungen und mit einer gern sich mitteilenden eigenen Freude. Das persönliche Leben, aus dem Volbehrs Museum erwachsen ist, möchte der Führer einen jeden voll nachfühlen lassen. Er ist jüngst in zweiter Auflage erschienen, vielfach ergänzt und bereichert, und erfreut von neuem durch die klare, kräftige Gestaltung seines Satzes und die ausgezeichnete Wiedergabe einzelner Räume und ausgewählter Kunstwerke auf eingehefteten Bildern. Um

der inneren Gestaltung seines Textes willen aber verdient das Buch über seine Heimat hinaus bekannt zu werden, denn hierin hat es vorbildliche Bedeutung für alle verwandten Museumsbestrebungen. Die Art, wie da etwa die Technik der einzelnen graphischen Künste an der Hand des gegebenen Anschauungsmaterials entwickelt und ihr Verständnis für die Betrachtung fruchtbar gemacht wird, ist schlechthin mustergültig. Und das Ganze bedeutet nichts Geringeres als eine aus lauter lebendiger Anschauung aufgebaute heimatliche Kulturgeschichte und eine Hinleitung zu vollem Erfassen und klarem Durchdringen all der Lebenswirklichkeit und all des Geistesregens, das jeden einzelnen in der Gemeinschaft von Stadt und Stamm umfängt.

Prof. Th. Häulein-Wertheim a. M.

Geschichte

In einer Göttinger Dissertation des Bremer Referendars **Dr. Otto Grambow**, die den Titel trägt: **„Das Gefängniswesen Bremens"** (Verlag der Buchdruckerei Robert Noske zu Borna-Leipzig), finden wir folgende Bemerkung: Nach dem im Jahre 1650 erfolgten Neubau des Bremer Zuchthauses beschwerten „sich die Amtsmeister der Raßmacher (Wollenweber), daß die Zuchthausinsassen ihnen Konkurrenz machten, und hatten in einer flehentlichen Supplikation vom 14. Januar 1648 die Wiederherstellung des Zuchthauses zu hintertreiben versucht. Ihre Beschwerde aber ist vom Rat (der heutige Senat) durch Dekret abschlägig beschieden worden; es ist gleichzeitig beschlossen worden, daß man sich nach einem günstigen Platze für das Werkhaus umsehen wolle. Die Raßmacherinnung hat sich bei diesem Bescheide nicht beruhigt, sondern einen Prozeß gegen den Zuchthausvorsteher angestrengt, der bis zur höchsten Instanz, dem Reichskammergericht in Wetzlar, gegangen ist, da sich in den Bremer Akten mehrere allerdings nicht die Sache selbst, sondern nur die Formalien betreffende Schriftsätze finden. Bei den Zuchthausakten findet sich ferner ein Schriftstück des Reichskammergerichts von 1671, das der Inspektoren und Vorsteher des Zuchthauses Erwähnung tut, und wodurch der Rat der Stadt Bremen auf Grund kaiserlicher Machtvollkommenheit ‚und bei Poen zehen Mark lötiges Goldes' aufgefordert wird, die betreffenden Vorakten einzusenden und selbst beim Termin zu erscheinen oder sich vertreten zu lassen." Also hat Ben Akiba wieder einmal recht. Die Frage nach der Konkurrenz der Gefängnisarbeit ist demnach keine moderne Erscheinung, sondern kann bald ihr dreihundertjähriges Jubiläum feiern. Grambow schweigt, was aus den Akten des Wetzlarer Reichskammergerichts geworden ist. Die Justizministerien der deutschen Bundesstaaten haben ganze Aktenstöße über dieses Problem angesammelt. Aber etwas Gescheiteres als aus den Akten des alten Reichskammergerichts scheint auch heute aus der Geschichte nicht herauszukommen. Übrigens sei dem Verfasser für seine höchst wertvolle und für die Rechtsgeschichte eines kleinen Kulturstaates sehr interessante Doktordissertation, die sich einmal mit etwas Konkreterem als der Exegese irgendeiner Pandektenkonjektur beschäftigt, herzlicher Dank gesagt.

Eine zweite, auch für die heutigen Strafrechtspolitiker recht beachtenswerte Notiz ist die nachahmenswerte Stellung der kühnen Hanseaten zur Deportation: „Über die eigentliche Deportation findet sich in den Akten des Bremer Archivs wenig bemerkt: daß sie aber gehandhabt ist, zeigt ein Aktenstück aus dem Jahre 1852, in dem es in einem Protokoll über eine Senatssitzung vom 12. Mai heißt: „Schon vor längerer Zeit sei im Senate der Wunsch zu erkennen gegeben, daß verschiedene unnütze Subjekte, welche sich im Zuchthause und im Arbeitshause in Haft befinden, bei sich darbietender Gelegenheit in einen anderen Weltteil geschafft werden möchten. Es finde sich jetzt eine solche Gelegenheit, indem das hiesige Handlungshaus J. C. und W. Bley sich erboten habe, neun solche Individuen, aber nicht weniger, mit seinem Schiffe ‚Anna' nach Bahia überzuführen, für eine Passage von 55 Taler pro Kopf und gegen Ausstellung eines Reverses, daß, wenn der Kapitän genötigt sein sollte, die Leute wieder mitzubringen, von seiten des Staates auch die Rückpassage bezahlt werden sollte. Diese Maßnahme wurde bewilligt, jedoch auf Kosten der Polizeikasse, die außerdem noch für die Ausrüstung eines jeden 25 Reichstaler zahlen sollte."

O wären wir erst wieder so weit!

Heinrich Reuß-Hamburg

Offizier- und Beamtenfragen

Gewesene Leute. „Das werden Sie aber zugeben müssen: ein ehemaliger Offizier kann im bürgerlichen Beruf nicht gut Untergebener eines früheren Unteroffiziers sein?!" —

Ich bitte: Zwei Söhne einer ehrbaren Handwerkerfamilie erfüllen ihre Dienstpflicht, werden Unteroffiziere. Der eine findet, dank Zivilversorgungsschein und glänzendem Attest, gewerbliche Anstellung, arbeitet sich zum Bureauchef eines Großunternehmens herauf. Der andere ergreift die Zahlmeisterlaufbahn, wird von einem Ministerium übernommen, rückt zum Rechnungsrat auf und quittiert schließlich mit dem Charakter als Geheimer Rechnungsrat. Sein Sohn wünscht Offizier zu werden. Ein Kommandeur nimmt den Geheimratssohn als Junker an. Der Kommandeur nimmt seinen Abschied und sucht in der Industrie anzukommen; ihm bietet sich Stellung. Wie er hört, daß sein neuer Vorgesetzter Unteroffizier war, verzichtet er. Widerstrebt ihm grundsätzlich die berufliche Unterordnung unter einen früheren Angehörigen der Unteroffiziersklasse? Würde er nicht Geschäftsführer einer Erwerbsgenossenschaft werden, deren Aufsichtsratsvorsitzender es seinerzeit als Einjährig-Freiwilliger nur zum Unteroffizier d. R. gebracht hat? Stößt ihn grundsätzlich der Abstand der Herkunft ab? Hat er nicht den Enkel aus demselben Milieu als Kameraden angenommen? „Erkläret mir, Graf Oerindur . . ."?! —

Ein Offizier übergibt seinen Sohn dem Kadettenkorps. Es bietet bei niedrigsten Ausbildungsunkosten frühestens salarierte Anstellung und aussichtsvolle soziale Position. Außerdem haben alle männlichen Mitglieder der Familie, soweit man zurückrechnen kann, dem Staate, ihren Königen, mit der Waffe gedient. Der Vater scheidet aus dem Heere, findet nach langer, aufreibender Stellungsuche knappen Verdienst als Kolporteur: Treppauf, treppab; auf ein Abonnement neun Abweisungen, und oft in welcher Form! — An Fest- und Ruhetagen löst sich die ganze Bitternis über diese Coolieexistenz aus, der Sohn, auf Urlaub, ist Ohrenzeuge. Im Korps darf er sich seelisch auspendeln. Mit achtzehn Jahren tritt er ins Leben, auf sich gestellt mit geringer monatlicher Elternzulage. Quel ragout?! Er zieht das Los einer Grenzgarnison; Aussicht dort auf fünfzehn Jahre aufreibenden, eintönigen Dienstes, weniger Aussicht auf die wohlhabende Braut, die durchschnittliche ultima ratio. Dann entgleist er über einer Exerzier- oder Schießkonkurrenz! Wer sich da noch Spannkraft des Geistes und Körpers bewahrt, der ist nicht „Alt-Eisen"; dem soll geholfen werden! Gelingt es ihm, zu bescheidenem Wohlstand sich durchzuringen, möge er, durch umfassendere Lebenspraxis geläutert, den Sohn wieder Offizier werden lassen: dann ist der Ring geschlossen und die Tradition gewahrt.

„Der Not verabschiedeter Offiziere muß durch Freigebigkeit der Berufsgenossen Abhilfe werden!" — Ein stolzes Wort! Schafft es die Kameradschaft: Hurra! Hurra! Hurra! — Versagt sie, dann liegt der Fall zu ernst, als daß man darüber die Bücher schließen dürfe. Es führen viele Wege nach Rom! — Und sind die starrsten Römer Wohltätigkeitsveranstaltungen gar so abhold? Wer ladet dort das Geld ab: Krethi und Plethi! — Olet! Non olet! Ein Begriff „mit begrenzter Haftung". —

„Pflege der Kameradschaft unter verabschiedeten Offizieren." Ein trefflich Stichwort für Statuten. — Wenn die Sache nicht den verzweifelt einseitigen retrospektiven Beigeschmack hätte. Dem ist sie unbedenklich, der sich dem otium cum dignitate hingeben darf; wer im Kampf ums Dasein steht, führt dort ein Doppelleben: die Bürgerressource, der „Verein" würden ihm neuere, positive Gesichtspunkte zuleiten. — Vor Jahren habe ich am Stammtisch ehemaliger Kameraden in St. Franzisko herzerquickende Stunden erlebt: das hatte sich die Hände schwielig gearbeitet, um über Wasser zu bleiben, das half sich kurzerhand wechselseitig über Pechserien, da war Kameradschaft up to date! —

Major a. D. von Briren-Düsseldorf

Reichsspiegel

(Vom 19. bis 25. Juni)

Innere Politik

Scheidungen und Klärungen — Rötger kontra Rießer — Nationalliberale, Konservative und Hansabund — Das Urteil des Spruchkollegiums — Kritische Verhältnisse in der evangelischen Landeskirche

Einige Gewitterbildungen, die schon lange über dem deutschen Parteileben lasteten, haben während der abgelaufenen Woche zur Entladung geführt. Der Austritt des Herrn Rötger aus dem Präsidium des Hansabundes und die Desavouierung des Grafen Schwerin-Löwitz durch die konservative parteiamtliche Presse dürften endlich zur Scheidung der Geister und zur Klärung innerhalb der großen Parteien führen. Ein abschließendes Urteil über die mutmaßlichen Folgen für die Parteien und deren Aufmarsch zu den Wahlen ist indessen heute noch nicht zu gewinnen. Das Urteil über die weitere Entwicklung des Hansabundes wird von der Zahl und der Macht der Gefolgschaft Rießers abhängen und davon, ob die offene Abkehr Rötgers und damit des Zentralverbandes deutscher Industrieller den Aufgaben, die der Hansabund sich zu lösen vorgenommen hat, förderlich oder schädlich ist. Einstweilen sind Herrn Rießer zwar schon zahlreiche Vertrauensbekundungen zugegangen, einen klaren Überblick darf man aber wohl nicht vor Ende der kommenden Woche erwarten, wenn die für Mittwoch anberaumte Vorstandssitzung des Bundes beschlossen haben wird. Rein theoretisch betrachtet, sollte man Herrn Rießer zu der Wandlung Glück wünschen, denn nun wird wohl endlich eine einheitliche Leitung des Hansabundes möglich sein, und unbeirrte, zielbewußte Führung vermag bekanntlich manche sonstige Mängel wieder auszugleichen.

Freilich ist auch hier Vorsicht in der Beurteilung der Lage geboten. Nicht ohne gewisse Bedeutung für die fernere Entwicklung wird die Stellung der nationalliberalen Partei zu den neuesten Vorgängen im Hansabunde sein. Die jüngere Richtung hält es mit Rießer, die ältere nimmt nur zu gern Rücksicht auf die Stimmung bei den Konservativen — dies um so mehr, als gerade in den letzten Tagen von konservativer Seite sich seit langer Zeit wieder die ersten Zeichen einer friedfertigen Gesinnung gegenüber den bürgerlichen Parteien der Linken bemerkbar gemacht haben. Die Wahlrede des Reichstagspräsidenten und konservativen Abgeordneten Grafen Schwerin-Löwitz zeugt von dem Wunsche nach Verständigung mit den Nationalliberalen, wenn es heißt: „Ich habe bei meinen Ausführungen im Oktober vorigen Jahres über die nationalliberale Partei besonders hervorgehoben, daß ich deren gegenwärtige Politik gerade deshalb so tief bedauere, weil ich eine starke wirklich nationalliberale Partei nicht nur für berechtigt und erwünscht, sondern in jedem gesunden konstitutionellen Staatswesen, auch in dem unserigen, geradezu für notwendig und unentbehrlich halte, damit innerhalb der gegebenen verfassungsmäßigen Grenzen sowohl die mehr konservativen als auch die mehr liberalen Grund-

anschauungen zu ihrem Recht gelangen können. . . ." Die versöhnliche Stimmung bei den Nationalliberalen hat indessen eine ernste Erschütterung erfahren durch die scharfe Zurückweisung, die die gräflichen Ausführungen durch die Parteileitung der Konservativen gefunden haben. Auch die Magdeburgische Zeitung, die den Schlußausführungen des Geheimrats Rießer auf dem Hansatage eine scharfe Absage erteilte und mit ihr ihre Berliner Hintermänner fühlt sich durch die Haltung derer um Heydebrand schwer gekränkt. So stehen wir denn vor einer äußerst wichtigen Entscheidung, einer Entscheidung, die vielleicht einen völligen Wechsel aller Parteiverhältnisse und Beziehungen nach sich ziehen kann. Einstweilen hat jedoch der Hansabund das Wort. Je klarer seine Stellung durch die bevorstehende Vorstandssitzung umrissen wird, um so leichter wird es seinen Freunden außerhalb fallen, für das in ihm organisierte Bürgertum Partei zu ergreifen.

Am Sonnabend hat das Spruchkollegium dem nun fünf Jahre hindurch die öffentliche Meinung erregenden Fall Jatho wenigstens formell ein Ende bereitet. So sehr man den von tiefer Religiosität erfüllten Priester, der hier ein Opfer seiner Überzeugung werden mußte und der eben die Schwelle des siebenten Lebensdezenniums überschreitet, bedauern wird, darf man gegen das Spruchkollegium gerechterweise einen Vorwurf nicht erheben. Pfarrer Jatho hat, als er seine Tätigkeit über seine eigene Kirchengemeinde in Köln hinaus ausdehnte, gerade gegen den Grundsatz verstoßen, für den er angibt zu kämpfen, es sei denn, daß er den Begriff „Gemeinde" weit im geistigen Sinne aufgefaßt wissen will; dann aber wäre er ein Sektierer und Sektengründer, gegen den sich die evangelische Landeskirche wehren mußte, wollte sie sich nicht selbst aufgeben. Die Kirchenbehörde und zuletzt das Spruchkollegium sind in der ganzen Angelegenheit äußerst besonnen und taktvoll vorgegangen, — man könnte sogar sagen zu rücksichtsvoll. Ein festeres Zugreifen zu einem früheren Zeitpunkte hätte vielleicht die Verhandlungen des Spruchkollegiums und damit die Amtsentsetzung Jathos unnötig gemacht. Doch wie dem auch sei, — formell ist der Fall Jatho erledigt, materiell wird er wohl noch lange fortleben, auch wenn Herr Jatho sich persönlich die größte Zurückhaltung auferlegen sollte. Er ist ja nur ein Symptom für den Mangel an Zufriedenheit, der sich unter den Angehörigen der evangelischen Kirche immer häufiger bemerkbar macht. Neben den vielfachen Sektenbildungen in hohen und niederen Kreisen, muß auch der Fall Jatho als ein Zeichen dafür aufgefaßt werden, daß die kirchlichen Einrichtungen in der evangelischen Landeskirche nicht mehr recht im Einklang mit dem religiösen Bedürfnis des Volks stehen. In den letzten Jahren haben Geistliche und Laien dem sich hieraus ergebenden Problem ernste Beachtung geschenkt, und es sind Worte und Urteile gefallen, die von arger Seelennot zeugen. Sind sie berechtigt? Steht der Protestantismus, wie Hans Behrendt in den Preußischen Jahrbüchern (März 1911) ausführt, vor der Katastrophe? Sollte Luthers Lehre und Auffassung vom wahren Christentum sich bereits überlebt und erschöpft haben?

Man könnte solche Erörterungen, wenn sie lediglich von freisinniger Seite kämen und sich als politische Propaganda kennzeichneten, als müßig zurückweisen. Doch darum allein handelt es sich schon lange nicht mehr. Parallel mit jenen Erörterungen in der liberalen Presse werden in der gegnerischen Vorschläge laut, die doch eine bedenkliche Unsicherheit auch bei den positiv gerichteten Geistlichen verraten. So taucht wiederholt die Meinung auf, die evangelische Kirche sollte die Person Christi zugunsten der Muttergottes mehr zurücktreten lassen und auch die Predigt zugunsten einer sich mehr an das Gefühl wendenden reicheren Liturgie einschränken. Wie weit bei solchen Vorschlägen religiöses Bedürfnis, wie weit der Wunsch einzelner, die Herrschaft über die Massen wieder zu gewinnen, maßgebend ist, soll hier nicht untersucht werden. G. Cl.

Sozialpolitik

Der deutsche Wohnungskongreß zu Leipzig — Organisation des Realkredites — Nicht Mangel, sondern Überfluß an Realkredit — Verteuerung des Grund und Bodens — Änderung der Beleihungsgrundsätze der Hypothekenbanken

Die Verhandlungen des deutschen Wohnungskongresses zu Leipzig verdienen die eingehendste Beachtung aller Sozialpolitiker. Immer klarer ringt sich die Erkenntnis durch, daß in der Wohnungsfrage der Kern aller praktischen Sozialpolitik liegt. In außerordentlich überzeugender und anschaulicher Weise hat kürzlich Prof. Eberstadt in einer Abhandlung in den Preuß. Jahrbüchern das Grundübel geschildert, an dem unser städtisches Wohnungswesen krankt: den klaffenden Gegensatz zwischen den Interessen des auf Bodenspekulation und Mietskasernen beruhenden Hausbesitzes und denen der Gesamtheit der Bevölkerung. Er weist durchaus zutreffend darauf hin, daß die Probleme, mit denen wir uns in Deutschland vornehmlich abzufinden haben, in der Hauptsache Großstadtprobleme sind. Auf der Verteilung des Grundbesitzes ist die städtische Verfassung aufgebaut, er ist die Grundlage der städtischen Verwaltung und Wirtschaft geworden, aber in einer Weise, die von den gedachten Zielen himmelweit verschieden ist. Die Rücksichtnahme auf die Interessen der Hausbesitzer hat schließlich die Hauptmasse der Bevölkerung in den schärfsten Gegensatz zum Staatsverband gebracht. Es gilt also hier zunächst den Hebel anzusetzen und für eine Beseitigung der Privilegien der Hausbesitzer und eine Reform der kommunalen Selbstverwaltung auf Grund einer demokratischeren Grundlage zu sorgen. Der Durchführung dieser Aufgabe stehen aber, wie ohne weiteres ersichtlich ist, Schwierigkeiten der allergrößten Art entgegen. Denn es werden damit politische Probleme diffizilster Natur aufgeworfen und es erscheint in absehbarer Zeit ausgeschlossen, auf diesem Wege der Lösung der Wohnungsfrage näherzutreten. Auch darf man nicht verkennen, daß politische oder kommunale Reformen allein dem Übel nicht steuern würden: ist es doch auch in Städten vorhanden, die, wie in Süddeutschland, sich eines ganz demokratischen Wahlrechts erfreuen. Ganz mit Recht hat daher diese Seite der Sache nicht im

Mittelpunkt der Erörterungen des Wohnungskongresses gestanden, wenn es anderseits auch natürlich war, sie wenigstens zu streifen. Es waren vielmehr Fragen ausschließlich wirtschaftlicher Natur, welche die Versammlung beschäftigten: das Erbbaurecht, die Arbeiterrentengüter, die Finanzierung der Bautätigkeit, insbesondere die Beschaffung der zweiten Hypotheken. Bei weitem die interessanteste und von unmittelbarer praktischer Wichtigkeit ist die letzte, weil sie sich mit der Organisation des Realkredites befaßt und einen außerordentlich wunden Punkt berührt. Es ist ein von den Bauunternehmern, aber auch von den Baugenossenschaften schwer empfundener Übelstand, daß Kapitalien für zweite Hypotheken gar nicht oder doch nur unter drückenden Bedingungen aufzutreiben sind. Die erste Hypothek, meist von einer Hypothekenbank nach Maßgabe der gesetzlichen Vorschriften gegeben, reicht nicht hin, die Kosten des Neubaues einschließlich des Grunderwerbs zu decken. Meist kann damit nur ein Teil des Rohbaues bezahlt werden, denn einen erheblichen Teil verschlingen die Kosten der Baustelle, die aus der Hypothekenvaluta zu entrichten sind. So bleibt die Geldbeschaffung für die Fertigstellung des Baues auf die unsicheren Quellen angewiesen, aus denen die Mittel für zweite Hypotheken fließen. Diese sind nun häufig recht trübe. Meist sind die Geldgeber Bodenspekulanten, welche das Kapital nur unter der Bedingung zur Verfügung stellen, daß eine andere Baustelle in Anrechnung auf die Valuta in Zahlung genommen wird (man kann sich denken, zu welchem Preise!), und zwar mit der Verpflichtung des Bauunternehmers, diese Baustelle binnen kurzer Frist in Angriff zu nehmen. So wird der Bauunternehmer mit Schulden und Verpflichtungen belastet, denen er häufig genug nicht gewachsen ist, und in seinen Ruin werden dann die Handwerker mit hineingezogen, welche den Bau fertiggestellt haben und nun auf die schmählichste Weise ihr Geld verlieren. Das Gesetz zur Sicherung der Forderungen der Bauhandwerker sollte bekanntlich diesen Mißstand durch Einräumung einer gesetzlichen Hypothek mildern; man hat aber in übergroßer Zaghaftigkeit das Inkrafttreten desselben hinausgeschoben, und die Verordnung, die es einführen soll, wird wohl, so hat es den Anschein, noch lange auf sich warten lassen. Angesichts dieser Zustände hat sich nun die Meinung gebildet, in der Organisation unseres Realkredits sei etwas nicht in Ordnung, es müßte der Bautätigkeit doch so viel Kapital zur Verfügung gestellt werden können, um die Kosten des Neubaues zu decken. Man bemüht sich also, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um neue Kreditquellen für diese „zweiten Hypotheken" zu erschließen. So ist denn auch auf dem Wohnungskongreß eine ganze Anzahl solcher Projekte ventiliert worden. Die einen wollen die Hilfe der Kommunen in Anspruch nehmen, andere denken an die Errichtung besonderer Kreditinstitute nach Art der Hypothekenbanken, noch andere wollen die Sparkassen verpflichten, in gewissem Umfang und unter bestimmten Kautelen Geld auf zweite Hypotheken herzugeben. Durch alle diese Vorschläge zieht sich aber wie ein roter Faden der Gedanke: dem städtischen Grundbesitz und der Bautätigkeit steht

Kreditkapital in ungenügender Höhe zu Gebote. Niemand denkt daran, diese Prämisse einmal auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Die Voraussetzung ist aber falsch, grundfalsch. Nicht Mangel, sondern Überfluß an Realkredit verschuldet jene beklagenswerten Zustände, ein Überfluß an Kredit freilich, der in ein falsches Bett geleitet wird, der nicht der Produktion, sondern der Spekulation zur Verfügung gestellt wird. Normalerweise sollte der durch die Hypothekenbanken gewährte Kredit ein Produktivkredit sein, zur Erstellung neuer wirtschaftlicher Werte dienen. Nur insoweit das der Fall, ist der Hypothekarkredit ein wirtschaftlich wertvoller und hat die Allgemeinheit ein Interesse an seiner Ausgestaltung und Regulierung. Dagegen wohnt dem bloßen Besitzkredit keine Bedeutung für die Gesamtheit inne; er schafft keine neuen produktiven Werte; er dient zunächst nur zur Mobilisierung des Grundstückswertes; für die Gesamtbilanz der Nation ist er ohne Bedeutung, da Forderung und Schuld sich ausgleichen. Er kann aber sogar nachteilig wirken, wenn diese Mobilisierung dazu führt, für den einen Spekulations- oder Konjunkturgewinn zu realisieren und mit den Verpflichtungen einen anderen (den Besitznachfolger oder Käufer) zu belasten. Nun dient aber der städtische Hypothekarkredit in erster Linie der Terrainspekulation, erst in zweiter der produktiven Bautätigkeit. Weil die Bodenspekulation auf den ersten und größten Teil dieses Kredits Beschlag legt, kommt die Bautätigkeit zu kurz und fehlt es ihr an Mitteln. Damit aber nicht genug! Nur weil der Hypothekarkredit der Bodenspekulation so leicht und in solchem Umfang zu Gebote steht (sobald sie nur dazu übergeht, bauen zu lassen), hat sie einen solchen Umfang annehmen können, wie wir dies in den Großstädten, und vor allem in Berlin, vor Augen sehen. Die hypothekarische Beleihung, die zunächst den Grund und Boden, in zweiter Linie das Gebäude erfaßt, ist ein nie versagendes Mittel, die spekulativen Gewinne zu realisieren und sicherzustellen, und zwar auf Kosten des Besitznachfolgers, der mit diesen unproduktiven Lasten beschwert bleibt. Nach der Höhe der Lasten muß er aber die notwendigen Einnahmen bemessen; daher die Steigung der Wohnungsmieten und die unerschwinglichen Preise für die Läden, die eine stete Gefahr für die wirtschaftliche Existenz der Inhaber bilden und durch die Erhöhung der Unkosten eine allgemeine Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse herbeiführen. So ist also nur dieses Übermaß leicht zur Verfügung stehenden Hypothekarkredites schuld an den Miseren der großstädtischen Wohnungsverhältnisse. Die Verteuerung des Grund und Bodens, die ohne diese Ordnung des Hypothekarkredits nicht entfernt in diesem Umfang eintreten könnte, zwingt zur möglichsten Ausnutzung in Form der Mietskaserne, die teuren Mieten bedingen Überfüllung und all das mannigfache Wohnungselend. Von diesem Gesichtspunkt aus darf man berechtigte Zweifel hegen, ob die Existenz und die Tätigkeit unserer Hypothekenbanken eine volkswirtschaftlich segensreiche ist. Denn sie sind es in erster Linie, die der städtischen Bodenspekulation die ungeheuren Kapitalien zur Verfügung stellen. Man vergegenwärtige sich nur, daß die deutschen Hypothekenbanken einen Pfand-

briefumlauf von etwa 10 Milliarden Mark haben, und daß diesem eine Hypothekenanlage fast ausschließlich auf städtischen Grundstücken entspricht. Und von dieser Anlage absorbiert Berlin den Löwenanteil; haben doch selbst süddeutsche Hypothekenbanken fast ein Drittel ihres Bestandes in Berliner Hypotheken angelegt. Als Geldgeber treten ferner auf die Versicherungsgesellschaften, zum Teil mit sehr erheblichen Kapitalien (so weist beispielsweise die Viktoria allein nahezu 700 Millionen Hypothekenbestand aus), und die Sparkassen, die von ihren 16 Milliarden Beständen über ein Drittel in städtischen Hypotheken besitzen. In keinem anderen Lande finden sich Verhältnisse, die sich auch nur annähernd mit diesen Zahlen vergleichen lassen könnten. Wir leiden also unter einer wahren Überfütterung mit Hypothekarkredit. Es kann mithin nicht die Aufgabe sein, dem Realkredit noch neue Quellen zu erschließen. Es kommt vielmehr darauf an, den vorhandenen Kredit zweckmäßiger zu verteilen, ihn nicht dem Spekulanten in den Schoß zu werfen, sondern dem Erbauer zugute kommen zu lassen. Zu diesem Ende wäre eine Änderung der Beleihungsgrundsätze der Hypothekenbanken erforderlich. Diese könnte aber nicht erfolgen, ohne daß man zugleich in einige Grundsätze des gegenwärtigen Hypothekenrechts Bresche legte. Man könnte etwa daran denken, den altrömischen Grundsatz ‚superficies solo cedit' abzuschaffen und eine selbständige Beleihung des Hauses ohne Grund und Boden zu ermöglichen, und zwar mit der Maßgabe, daß die Hypothek auf das Haus, die zur Erbauung desselben gewährt ist, den Vorrang vor einer Belastung von Grund und Boden hätte. Der Gedanke ist nicht so ungeheuerlich, wie er dem in römisch-rechtlichen Anschauungen befangenen Juristen erscheinen mag. Es würde damit zugleich eine gewisse Parallele zum Erbbaurecht geschaffen werden, dessen heutige Ausgestaltung sich ja auch vom römischen Recht sehr weit entfernt. Den Gedanken näher auszuführen und zu begründen, mag späterer Gelegenheit vorbehalten bleiben. Worauf es einstweilen ankommt, ist: die Ursachen wirtschaftlicher Schäden klar zu erkennen und auf neue Entwicklungsmöglichkeiten hinzuweisen.

Spectator

Wiener Brief

Die Niederlage der Christlichsozialen — Eine Bauernpartei — Die Lage Bienerths — Entscheidung im Herbst — Parlament und Regierung — Steuerquelle — Erhöhung der Tabakpreise — Verwaltungsreform

Das Ergebnis der österreichischen Reichsratswahlen, insbesondere die Niederlage der Christlichsozialen in Wien, wird von der tonangebenden und im Auslande als die maßgebende Vertretung des österreichischen Deutschtums angesehenen Wiener Presse als ein Wendepunkt österreichischer Geschichte behandelt. Dem gegenüber wird man gut tun, sich an die Tatsachen zu halten. Daß die christlichsoziale Partei nach dem Tode ihres Führers Lueger nicht auf der Höhe der Macht bleiben würde, war vorauszusehen; man hatte damit gerechnet, daß

die Zusammenschweißung der Altklerikalen mit der in Wien aus ganz anderen Voraussetzungen erwachsenen christlichsozialen Partei zu einer „Reichspartei" nicht haltbar sein werde; aber man hatte damit gerechnet, daß die Neuwahlen für den Reichsrat erst in zwei Jahren stattfinden würden und sich entsprechend eingerichtet. Die vorzeitige Auflösung brachte den teilweisen Zusammenbruch schon jetzt, und darum ist es eine Überraschung. Dabei behalte man aber im Auge, daß es sich nur um einen teilweisen Zusammenbruch handelt, der im wesentlichen nur die Reichshauptstadt betrifft. Die Partei als Ganzes hat lediglich einen Verlust von 20 Mandaten, während 76 ihr verbleiben. Die Frage, welche Richtung die Politik dieser verbleibenden 76 einschlagen wird, wäre auch dann brennend geworden, wenn die Wahlen in Wien günstiger verlaufen wären; bis auf 8 setzen sich die 76 nämlich aus Vertretern bäuerlicher Wähler der Alpenländer zusammen.

Das gegenwärtige Verhalten der christlichsozialen Partei erweckt nun den Anschein, als ob sie ihre Niederlage dem Ministerium Bienerth werde entgelten lassen. Doch hat es damit gute Wege. Man wird diese Kampfansagen wohl als die letzten Tränen des Kindes werten dürfen, dem die Puppe zerbrochen ist. Die heute bedeutungsvollste Tatsache unter den Ergebnissen der Wahlen ist, daß die Rechnung Bienerths sich nicht verwirklicht hat; die Stärkung der Mehrheit, die durch eine Verringerung der sozialdemokratischen Mandate um etwa achtzehn erfolgen sollte, ist nicht eingetreten. Aber man darf sich darüber nicht täuschen, daß auch das für die Arbeitsfähigkeit des neuen Hauses nur von ephemerer Bedeutung gewesen wäre. Es wird ja auch jetzt eine Zeitlang ganz gut gehen; die Abgeordneten werden sich ermüdet von den Anstrengungen des Wahlkampfes zunächst der wieder fließenden Diäten freuen, nach der ersten, nur vierzehn Tage währenden Sommertagung in die Sommerfrischen wandern und sich im Herbst, wenn die Arbeit wieder ernstlich in Angriff genommen werden soll, dem Ministerpräsidenten gegenüber zunächst jener Höflichkeit befleißigen, die man Leuten gegenüber zu zeigen pflegt, mit denen man Geschäfte zu machen beabsichtigt. Dann wird die neue Wehrvorlage auf den Tisch des Hauses gelegt werden; sie bietet auch dem Freunde einer Verstärkung der Wehrmacht der Monarchie so viele Angriffspunkte, daß es gewaltiger Opfer des Intellekts bedürfen wird, um sie unverändert durchzubringen, worauf die Regierung mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Ungarn bestehen muß. Die Opposition wird natürlich alle Minen springen lassen — es bedarf nicht allzu großer Dynamitmengen, um die Tätigkeit des Hauses lahmzulegen — und in sechs oder neun Monaten wird man so ziemlich wieder dort sein, wo man vor drei Monaten war. Eine Auflösung des Abgeordnetenhauses trifft eben nicht den Punkt, von dem aus die meisten Leiden Österreichs zu heilen wären. Auch in Österreich ist das Parlament dazu da, im Einvernehmen mit der Regierung Gesetze auszuarbeiten und die Verwaltung zu kontrollieren, nicht aber um selbst zu verwalten. Tatsächlich ist nun die gesetzgeberische Arbeit, die hier geleistet wird,

geringfügig und minderwertig, letzteres zum Teil auch deshalb, weil die Regierung der Pfuscherarbeit, die auf das Auge des Wählers berechnet ist, nicht den gehörigen Widerstand entgegensetzt. Nun werden sich die Abgeordneten das Mitregieren nicht so leicht abgewöhnen; wenn sich aber einmal eine Regierung fände, die konsequent jedes Abgeordnetenhaus, das sich weigert, die von ihm geforderte gesetzgeberische Arbeit zu leisten, nach Hause schickt, dann würde sich das Haus wohl schließlich auf seinen Beruf besinnen. Österreich braucht eine starke Regierung, und das Verhältnis von Regierung und Parlament kann sich hier nicht nach dem Vorbilde parlamentarisch regierter Staaten regeln, sondern etwa nach dem zwischen Reichsregierung und Reichstag in Deutschland; schon die Kollegialverfassung des Ministeriums in Österreich ist ein Übelstand. Beiläufig bemerkt, hat sich die Macht des Ministerpräsidenten auf die einzelnen Ressorts in den letzten zehn Jahren beständig gesteigert. Man könnte einwenden, in dem Kampfe zwischen Ministerium und Parlament läge die größere Macht doch bei letzterem, weil es imstande sei, den Staat auszuhungern, gerade jetzt brauche er z. B. Geld für die Durchführung der Heeresreform und daher neue Steuern. Aber der Finanzminister hat schon ein ganz gutes Mittel gefunden, um ganz verfassungsmäßig und ohne das Parlament zu befragen, seine Kassen zu füllen. Er erhöht die Preise für Tabak und Zigarren, die billigen Zigaretten um einen Heller fürs Stück, die teuren um zwei, die Zigarren um zwei usw.; die sozialdemokratische Arbeiterzeitung hat bereits zusammengerechnet, daß dieser „Raubzug auf die Taschen der Steuerzahler" dem Staate das nette Sümmchen von 70 Millionen Kronen eintrage. Das mag sein; immerhin ist das Verfahren durchaus verfassungsmäßig, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß in irgendeinem Parlament der Welt Preis, Länge und Qualität der Zigarren durch Gesetz festgelegt würde. Ähnlich liegt die Sache aber auch beim Betriebe der Post, auf die der Staat heute draufzahlt, und noch in weit höherem Maße bei den Staatseisenbahnen, die infolge ihres unkaufmännischen Betriebes am Staate zehren, statt ihm Einnahmen zuzuführen. Welch ein Segen, wenn die Geldnot und die Unmöglichkeit, vom Parlament Anleihen bewilligt zu erhalten, eine österreichische Regierung zwängen, hier endlich einmal reformierend einzugreifen! Die Bevölkerung hätte dann wahrlich keine Ursache, dem Parlamente, das sich zu arbeiten weigert, gram zu sein. Die Möglichkeiten, sich Geld zu verschaffen, sind aber dadurch für die Regierung noch nicht erschöpft; sie kann auch einmal das Budget auf alle jene Posten durchgehen, die lediglich der Befriedigung parlamentarischer Bedürfnisse dienen oder bei einer kritischen Abstimmung in irgendeiner Regierungsnot gedient haben. Millionen und Millionen sind auf diese Weise zu ersparen. Und wenn die Regierung in solcher Zwangslage wäre, dann würde auch die Arbeit der Kommission, die zur Reform der Verwaltung berufen worden ist, gar flugs vonstatten gehen. Sie ist ein Seitenstück zu der preußischen Immediatkommission, und ihre Zusammensetzung läßt fruchtbringende Arbeit erhoffen. Aber

schon schreien die Slawen, daß sie nicht genügend in ihr vertreten sind, und wenn man erst in die Materie hineinsteigen wird, dann werden sich wohl alsbald die Punkte finden, wo die Reform an das nationale Problem rührt und die Frage irgendeines Schreibers, dessen Arbeit erspart werden kann, zur Haupt- und Staatsaktion wird, weil zufällig die Tschechen in dieser Schreiberkategorie besonders stark vertreten sind. —i—

Bank und Geld

Eine Prospektablehnung der Zulassungsstelle — Neue Grundsätze für die Zulassung von Obligationen — Obligationen als Mittel monopolisierender Finanzkunst — Bedenkliche Kapitalanlage — Der Geldmarkt und die Ansprüche an die Reichsbank — Börsentendenz und Konjunktur

Die Berliner Zulassungsstelle hat den Antrag auf Zulassung einer vier und eine halbe Million Mark betragenden Obligationsanleihe der Aktiengesellschaft „Deutscher Eisenhandel" abgelehnt. Eine solche Zurückweisung ist stets ein bemerkenswertes, weil seltenes Ereignis. In der Regel pflegen die Emissionshäuser bemüht zu sein, etwaige Beanstandungen der Zulassungsstelle aus dem Wege zu räumen und es auf eine offizielle Ablehnung nicht ankommen zu lassen. Es müssen schon Differenzen schwerwiegender und grundsätzlicher Art zwischen der Auffassung der Emissionshäuser und der der Zulassungsstelle vorliegen, wenn erstere sich den geäußerten Wünschen nicht fügen und es vorziehen, die Oberentscheidung der Handelskammer anzurufen. Im vorliegenden Falle ist nun die Verweigerung der Zulassung auf Gründe gestützt, die geeignet sind, außerordentliches Aufsehen hervorzurufen. Die Zulassungsstelle verkündet Grundsätze über die Ausgabe von Obligationsanleihen, die eine kaum übersehbare Tragweite besitzen und, wenn sie in Zukunft die Richtschnur für die Zulassung derartiger Anleihen zum Börsenhandel abgeben sollten, der Finanzierungsmethode, wie sie heutzutage gang und gäbe ist, einen Riegel vorschieben würden. Die Zulassungsstelle beanstandet nämlich, daß die Obligationsanleihe ohne reale Unterlage sei, weil der gesamte Grundbesitz der Gesellschaft bereits für eine ältere Obligationsschuld hafte. Ferner sei die Ausgabe dieser neuen Anleihe anscheinend nur erfolgt, um die Inanspruchnahme von weiterem Bankkredit zu vermeiden, und diene dem Zweck, die Monopolisierung des Eisenhandels dadurch auszudehnen, daß neu hinzutretenden Eisenhandelsfirmen Kredite gewährt würden, die eben sonst durch Bankkredit aufgebracht werden müßten. Unter diesen Umständen erscheine die Stellung der Obligationsinhabergefährdet, sobald durch eine Verschiebung der Konjunkturverhältnisse Schwierigkeiten im Eisenhandel entstehen sollten. Man müsse daher schon aus volkswirtschaftlichen Gründen derartige Obligationen ablehnen und eine offizielle Kursnotierung als unstatthaft bezeichnen.

Die Zulassungsstelle nimmt also in sehr energischer Form die Rechte und Interessen der Allgemeinheit wahr. Das allein wäre im-

dessen nichts Neues. Denn das gleiche hat sie auch schon in früheren Fällen getan, so beispielsweise, als sie die Zulassung der Aktien der Bodengesellschaft Berlin-Nord ablehnte, weil die im Besitz der Gründungsbanken befindlichen nicht voll gezahlten Aktien die Gefahr der Majorisierung der Aktionäre nahelegten, so noch jüngst, als sie die Zulassung der Tempelhofer-Feld-Aktien von einem teilweisen Verzicht der Banken auf das Stimmrecht der nicht voll bezahlten Aktien abhängig machte. Das Neue in der Motivierung der Zulassungsstelle liegt in der Beanstandung von Obligationen ohne reale Sicherheit und in der Verurteilung einer derartigen Kapitalbeschaffung zum Zwecke monopolistischer Tendenzen.

Mit der Aufstellung solcher Richtlinien tritt die Zulassungsstelle in einen scharfen Gegensatz zu der heute durchweg und überall befolgten Methode der Finanzierungskunst. Was sie hier beanstandet, ist in unzähligen Fällen geübt und von ihr selbst gebilligt oder wenigstens nicht gerügt worden. Vermutlich wird daher den Beschluß der Zulassungsstelle dasselbe Schicksal treffen, wie den im oben erwähnten Falle Berlin-Nord: die Handelskammer wird ihn aufheben. Damit wird aber nichts an der Tatsache geändert, daß die Stellungnahme der Zulassungsstelle ein Programm bedeutet: das Programm der Zukunft.

Die Verwendung konsolidierter Schulden, sogenannter Obligationsanleihen, nimmt in der modernen Finanzierungstechnik einen immer breiteren Raum ein. An sich ist die Aufnahme solcher fundierter Schulden nur da gerechtfertigt, wo es sich um die Beschaffung der Mittel zur Herstellung produktiver Anlagen, vornehmlich bei Erweiterung des Betriebes handelt. In solchen Fällen ist es wirtschaftlich richtig, diese Mittel nicht ausschließlich durch Vermehrung des Gesellschaftskapitals, sondern durch Aufnahme einer amortisabeln Anleihe zu beschaffen, der die Anlagenwerte hypothekarisch als Sicherheit haften. Eine solche Kreditaufnahme liegt ebensosehr im Interesse der Gesellschaft selbst, der die Mittel zu erheblich billigeren Bedingungen zur Verfügung stehen, als wenn sie neue Aktien ausgäbe oder gar Bankkredit in Anspruch nähme, — wie auch im Interesse der Gläubiger, die in den Obligationen Titel erhalten, die ihnen eine angemessene Verzinsung und gute Sicherheit bieten, sofern nur die Höhe der Anleihe in angemessenem Verhältnis sowohl zu dem Werte der verpfändeten Anlagen als zu dem verantwortlichen Kapital des Unternehmens steht. Von diesen Grundsätzen ist man aber längst abgekommen. Mehr und mehr ist man dazu übergegangen, Obligationen ohne spezielle Sicherheit auszugeben, höchstens noch mit der Zusicherung, späteren Anleihen keine besseren Rechte einzuräumen. Auch nahm man es nicht mehr allzu genau mit der Forderung, daß Obligationsanleihen nur etwa zwei Drittel des Grundkapitals betragen sollten. Und schließlich ward diese Kreditbeschaffung die Unterlage, auf der sich die modernen Beteiligungsgesellschaften aufbauten. Das oft nach vielen, ja nach Hunderten von Millionen zählende Kapital, das durch die Ausgabe von Obligationen aufgenommen worden ist, wird in Aktien anderer Gesellschaften angelegt, die somit

unter der Kontrolle jener stehen, während das Kapital der letzteren selbst meist wieder in den Händen einer Muttergesellschaft oder eines Bankkonsortiums ist. Auf diese Weise ist, um nur ein Beispiel für viele zu nennen, der mächtige Konzern der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft mit seinen zahlreichen Tochter- und Untergesellschaften konstruiert. Es kommt dabei hauptsächlich darauf an, der führenden Gesellschaft unter möglichst geringer eigener Kapitalinvestition eine möglichst vollständige Beherrschung der abhängigen Glieder zu sichern. Hierfür erweist sich die Obligationsanleihe als ein unübertreffliches Mittel. Daher ist sie recht eigentlich das Rückgrat der modernen finanziellen Entwicklung geworden, die Handhabe, deren sich das Großkapital zur Durchsetzung seiner Monopolabsichten mit Erfolg bedient hat. Auf nicht weniger als 4 Milliarden Mark ist der umlaufende Betrag solcher Industrieobligationen zu veranschlagen — also ein erheblicher Teil des Nationalvermögens. Da ist denn doch wohl eine Untersuchung am Platze, ob den so angelegten Kapitalien eine genügende Sicherheit verbürgt ist. Diese Frage läßt sich nicht schlechthin bejahen. Freilich sind Fälle, in denen große Summen verloren gegangen sind, bisher glücklicherweise selten gewesen; das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Obligationen schlechter fundiert sind, als man es von einer Anlage verlangen muß, die solche Summen des privaten Kapitals an sich zieht. Zwar steht den Obligationsschulden das Effektenportefeuille der Gesellschaften gegenüber; aber dieses ist keineswegs eine reale Sicherheit, die Gesellschaften haben vollständig freie Hand, die Zusammensetzung der Effektenbestände zu verändern, unrentable abzustoßen und andere hereinzunehmen. Ja, meist geben die Geschäftsberichte nicht einmal genügend Auskunft über die Bestände und die Art der Effekten, geschweige denn, daß sie die Bilanzen oder Geschäftsberichte derselben mitteilten. So sind die Obligationäre jeder Einflußnahme auf die materiell doch ihnen gehörigen Werte beraubt, ein Stimmrecht in der Gesellschaft selbst steht ihnen natürlich nicht zu, und ebensowenig haben sie auch nur den geringsten Einfluß auf die Verwaltung und die Direktion. Sie liefern lediglich die Mittel, welche diesen eine immer größere Machtfülle und eine schließlich nahezu unbeschränkte Herrschaft über ganze Industriezweige ermöglichen. Das ist in der Tat ein Zustand, der große Bedenken wachrufen muß. Und solchen Bedenken hat zum erstenmal die Zulassungsstelle offen Ausdruck ausgegeben; die maßgebende reale Sicherheit und die monopolistische Tendenz sind vollkommen zutreffend von ihr beanstandet worden. Ohne der wirtschaftlichen Entwicklung Fesseln anlegen zu wollen, wird man doch größere Garantien verlangen müssen, als sie gegenwärtig den Obligationsanleihen zugestanden werden. Die Öffentlichkeit wird sich in Zukunft immer wieder wieder mit der Frage beschäftigen; sie erheischt dringend eine Lösung. Vielleicht wird letztere darin gefunden, daß durch geeignete Bilanz- und Publizitätsvorschriften die öffentliche Kontrolle verschärft wird, oder daß man überhaupt Obgligationen ohne Pfandsicherheit nicht zuläßt. Die Sperrung der Börse würde vollkommen ausreichen, diese Forderung durch-

zusetzen, ohne daß man nötig hätte, das schwere Geschütz der Gesetzgebung anzuwenden.

Der Ultimo und Quartalsschluß steht vor der Tür. Zum erstenmal soll sich erweisen, ob die neuen Bestimmungen der Reichsbank über den Zinszuschlag auf Lombarddarlehen eine Einschränkung der Ansprüche zur Folge haben werden. Ich habe bereits früher (Heft 22, S. 431) darauf hingewiesen, daß die Maßregel nur eine bisher übliche, vom Standpunkt der Reichsbank aus unerwünschte Art der Gelddisposition verhindern, ein Nachlassen der Ansprüche im ganzen aber kaum herbeiführen wird. Es werden die Lombardierungen sich verringern, die Wechseldiskontierungen dagegen voraussichtlich steigern. Für den Status der Reichsbank wird dies die erwünschten Erfolge haben, daß die Belastung des Lombardkontos zurückgehen und das Deckungsverhältnis der Noten ein besseres sein wird. Dieser voraussichtliche Erfolg der Maßregel wird durch das Verhalten der Banken gefördert, die auch ihrerseits für Kredite am Quartalsschluß eine besondere Provision in Anrechnung bringen werden. Angesichts der neuen Verhältnisse, mit denen Geldgeber wie Kreditbedürftige am bevorstehenden Monatsschluß zu rechnen haben, hat die Geldversorgung früher eingesetzt als sonst. Und zwar stellen sich die Zinssätze, wie nicht anders zu erwarten war, ziemlich hoch, Ultimogeld auf $5^1/_2$ Prozent. Da es sich aber nur um eine für die Tagesspekulation zwar empfindliche, im übrigen aber doch nur vorübergehende Geldverteuerung handelt, so ist eine dauernde Rückwirkung auf die Kapitalansprüche nicht zu erwarten. Die Großbanken werden mit der Neuordnung der Dinge sogar sehr zufrieden sein: hohe Zinssätze sind ihnen, als den Geldgebern, wenn sie nicht aus irgendeinem Grunde gerade Interesse an billigem Geld haben, durchaus erwünscht. Und da sie, wie gesagt, Vorsorge getroffen haben, die neuen Lasten auf die Kundschaft abzuwälzen, so sehen sie der Entwicklung der Dinge mit Gleichmut entgegen. Nun hat aber der Verein für die Interessen der Fondsbörse dem Börsenvorstand einen Antrag unterbreitet, vom nächsten Jahre ab die monatlichen Zahltage vom letzten Werktag auf einen der nächsten Tage des neuen Monats zu verlegen. Die Begründung dieses Antrags ist einleuchtend und schlüssig; sie verweist auf die gleiche Gepflogenheit auswärtiger Börsen und auf die Notwendigkeit, das Zusammendrängen von Zahlungsverpflichtungen am Monatsschluß zu vermeiden. Der Verein wird bei diesem Vorhaben von der Rücksichtnahme auf die kleineren Firmen geleitet, die in erster Linie die Zeche in Gestalt teurer Zinssätze zu bezahlen haben. Diesem Vorgehen widersetzen sich nun, bezeichnend genug, die Banken. Das Verleihen von Ultimogeld ist ein sehr lukratives Geschäft und verspricht durch die Neuordnung der Dinge fortan noch gewinnbringender zu werden. Also wieder ein Fall, in dem das Interesse der Banken und das der Allgemeinheit auseinandergehen! Hoffentlich erweist sich aber ihre Macht doch nicht stark genug, ihrer egoistischen Politik zum Siege zu verhelfen.

Die Börse stand in der vergangenen Woche hauptsächlich unter dem Eindruck des Kurssturzes der Warschau-Wiener Eisenbahnaktien. Gerüchte über die bevorstehende Verstaatlichung der Bahn, die sich augenblicklich zu sehr ungünstigem Preise vollziehen müßte, weil die dividendenlosen Jahre den konzessionsgemäßen Kaufpreis schmälern, gaben zu der Preisbewegung Anlaß. Dieselbe wurde aber anscheinend noch durch unlautere Manöver gefördert. Im übrigen war die Tendenz namentlich für Industriewerte lustlos und abwartend. Die große Frage, wie sich die Konjunktur für die schwere Industrie demnächst gestalten wird, ist noch immer ungelöst. Allerdings werden einige der großen Montangesellschaften, wie Bochumer, Phönix, Laura, für das zu Ende gehende Geschäftsjahr eine etwas höhere Dividende deklarieren. Dies beweist jedoch nur, daß die großen, gemischten Werke auch unter ungünstigen Verhältnissen noch befriedigend arbeiten können. Die Gesamtlage der Industrie ist aber augenblicklich kritisch. Eine bis auf das äußerste Maß gestiegene Überproduktion bei weichenden Preisen gibt dem Markt ein ungesundes Gepräge. Aber ein Hoffnungsschimmer winkt: die amerikanischen Ernten werden aller Voraussicht nach außerordentlich reich ausfallen. Das wird dem Wirtschaftsleben drüben einen kräftigen Impuls verleihen, und die Rückwirkung auf den internationalen Markt kann dann nicht ausbleiben. Wahrscheinlich wird sogar die New-Yorker

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Börse in der nächsten Zeit eine Hausse inszenieren, da ihr das soeben ergangene Urteil des Bundesgerichts, welches den Zusammenschluß der Union und Southern Pacific Eisenbahn für gesetzmäßig und unanfechtbar erklärt, äußerst gelegen kommt. Es ist möglich, daß sich unsere Börsen durch eine günstige Tendenz New Yorks dann ebenfalls beeinflussen lassen. Tritt dieser Fall ein, so wäre es gleichwohl gefährlich, sich durch eine augenblickliche und kurzlebige Aufwärtsbewegung über die Unsicherheit der Lage täuschen zu lassen.*) Spectator

*) Auf Seite 591 des vorigen Heftes sind leider zwei Druckfehler stehen geblieben; Z. 28 muß es heißen: Tientsin-Putow-Anleihe (statt: Gutow), Z. 1 v. u.: Staatsvorsorgekasse (statt: Staatsreformkasse).

Bücherliste

Graebner, Prof. Dr.: Taschenbuch zum Pflanzenbestimmen. Ein Handbuch zum Erkennen der wichtigeren Pflanzenarten Deutschlands nach ihrem Vorkommen in bestimmten Pflanzenvereinen. Mit dem Pilzmerkblatt des Kaiserlichen Gesundheitsamtes. 185 Seiten. (Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh'sche Verlagshandlung.) In Leinen gebunden M. 3.80.

Der Verfasser, Kustos am Kgl. Botanischen Garten zu Berlin-Dahlem, gibt eine Anleitung, die wichtigsten und am häufigsten vorkommenden Pflanzen in Ansehung des Standortes zu bestimmen. Die Anordnung des Stoffes ist eine sehr glückliche, sie erleichtert dem mit geringen oder gar keinen botanischen Kenntnissen ausgestatteten Laien das Bekanntwerden mit der heimischen Flora. Das mit mehreren hundert farbigen und schwarzen Abbildungen versehene Werk ist eine dankenswerte Bereicherung der volkstümlichen Literatur über das Pflanzenreich. Sch.

Becker, Carl: Die moderne Weltanschauung. Berlin, Hugo Steinitz. M. 1.—.

Gesundes Leben. Illustrierte Monatsschrift. Herausgegeben von Ludwig und Lisbeth Ankenbrand. Leipzig, Verlag Dr. Hugo Vollrath.

Kilner, Martin: Die andere Hälfte. Roman. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. M. 3.50.

Pesch, Johannes: Geschichte der Germanen bis zum Tode Cäsars. Paderborn, Bonifatius-Druckerei. M. 2.—.

Ziegler, Theobald, Prof.: Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Volksausgabe. Berlin, Georg Bondi. M. 4.50.

Lowell, Percival: Die Seele des fernen Ostens. Jena, Eugen Diederichs. M. 3.—.

Damaschke, Adolf: Geschichte der Nationalökonomie. Jena, Gustav Fischer. M. 4.—.

Sontag, Dr. Ernst: Der Vorentwurf eines neuen Deutschen Strafgesetzbuches. Kattowitz, Gebrüder Böhm.

Tolstoi, Leo: Briefe an einen Chinesen. Hannover, Adolf Sponholz. M. 1.20.

Wallner-Thurm, Therese: Offener Brief an Karin Michaelis. Berlin-Tegel, Wilhelm Müller.

Henschke, Otto: Was ich litt und was ich lebte. Gedichte. Forst, R. Schäffers Buchhandlung.

Abonnements-Bestellungen für das III. Quartal 1911

bitten wir rechtzeitig vornehmen zu wollen. Jede Postanstalt und Buchhandlung und jedes Zeitungsgeschäft nehmen Bestellungen zum Preise von M. 6,— entgegen. Streifband-Zusendung direkt von der Expedition kostet M. 7,30.

Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 22a/23 Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

Schmitt, Dr. Alois: Der Ursprung des Menschen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 2.40.

Thiersch, Hermann: An den Rändern des römischen Reichs. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. M. 3.—.

Nowack, Marie: Mistelzweige. Straßburg i. E. Verlag von Josef Singer. M. 3.—.

Spiero, Heinrich: Dichtungen. Leipzig, Xenien-Verlag.

Raff, Friedrich: Junge Lieder. Straßburg i. E., Josef Singer. M. 1.50.

Schmitt, Dr. E. L.: Schülerwanderungen am La Plata. Buenos Aires, H. Herpig.

Petition des Finnländischen Landtags vom 26. Mai 1910. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 3.20.

Finnland und Rußland. Die internationale Londoner Konferenz am 26. Februar bis 1. März 1910. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 3.20.

Habermann, Wilhelm: Der finnländische Verfassungskampf. Der Stolypinsche Gesetzentwurf. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 3.20.

Gelderblom, Dr. Ernst: Vom Himmelreich. Riga, Jonck & Poliewsky. M. 3.—.

Donnerberg, Edit: Aus dem Tagebuch eines Königsmörders. Straßburg i. E., Josef Singer.

Sommerlad, Dr. Theo: Wirtschaftsgeschichte und Gegenwart. Leipzig, C. L. Hirschfeld. M. 1.80.

Das Elend der Hamburger Jugendschriftenkritik. Berlin, Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege.

Eulenberg, Herbert: Schiller. Eine Rede zu seinen Ehren. Leipzig, Ernst Rowohlt. M. 0.80.

Eulenberg, Herbert: Die Kunst in unserer Zeit. Eine Trauerrede an die deutsche Nation. Leipzig, Ernst Rowohlt. M. 1.—.

Die Briefgedichte des jungen Goethe. Leipzig, Ernst Rowohlt. M. 2.80.

Platen, Graf August: Venezianische Sonette. Leipzig, Ernst Rowohlt. M. 2.—.

Shakespeare: Sonnets. Leipzig, Ernst Rowohlt. M. 3.80.

Goethe: Torquato Tasso. Leipzig, Ernst Rowohlt. M. 3.80.

Schmitz, Oskar A. H.: Die Kunst der Politik. Berlin, Meyer & Jessen. M. 6.—.

Leberl, Hans, Hauptmann: Der Offizier als Erzieher und Volksbildner. Reichenberg i. Böhm., Paul Sollors Nachf. M. 3.—.

Wagnalls, Mabel: Die Marquise von Pompadour. Roman. Halle a. S., Otto Hendel Verlag. M. 3.—.

Ert, Karl: Die Anmaßungen der Frauenbewegung. Halle a. S., Karl Marhold. M. 2.—.

Leupolt, Edmund: Der Kampf um die Reform des Religionsunterrichts im Königreich Sachsen. Leipzig, Julius Klinkhardt. M. 0.60.

Neumann, Dr. Otto Philipp: Handbuch der Volksgesundheitspflege. München, Otto Gmelin. M. 3.—.

Erhard, Dr. Fr.: Gesundheitslehre für Ärzte und andere gescheite Leute. München, Otto Gmelin.

Lamberty, Hans: Der Richter. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. M. 2.80.

Raffay, Robert: Dämmerstunde. Leipzig, Xenien-Verlag.

v. Urbanitzki: Sehnsucht. Leipzig, Xenien-Verlag.

Diehl, Karl: Über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. Jena, Gustav Fischer. M. 6.—.

Alberti, Conrad: Ablösung vor! Roman. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. M. 4.—.

Tolstoi, Leo: Über das Recht. Übersetzt von Dr. A. Skarvan. Herausgeg. von Dr. Eugen H. Schmitt. Heidelberg, L. M. Waibel & Co.

Sombart, Werner: Die Juden im Wirtschaftsleben. Leipzig, Duncker & Humblot.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber **George Cleinow-Schöneberg**, für den literarischen Teil und die Redaktion **Heinz Amelung-Friedenau.** — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

477. **Hilfsprediger** (2400 M.), 1. 9., Sachsen.
478. **Pfarrer** (3000 M.), 1. 12., Westf.
479. **Tierarzt** (250 M. mon.), bald, Sachsen.
484. **Hauslehrer**, f. 11jähr. Knab. u. 9jähr. Mädch., 1. 8., Pommern.
502. **Bürgermeister** (2100 M.) Westpr. 3. 1.
503. **Hilfsarbeiter**, jurist. (monatl. 300 M.), bald. Ostpr.

B. Für Damen.

491. **Erzieherin**, geb., erf., 3 Kind. (Sprachkennt.), Hamburg, 15. 7.
492. **Erzieherin**, geprüft. mus., für 2 Mädch., 1. 8. Brandenburg.
493. **Erzieherin**, gepr., Ostpr., 1. 10.
494. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., f. 3 Kind., Pomm., 15. 10.
495. **Erzieherin**, ev., gepr., f. 3 Kind., Westfalen, 15. 7. od. 1. 8.
496. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., f. 3 Kind., 15. 10., Pommern.
497. **Erzieherin**, mus., f. 2 12jähr. Mädch., Pommern, 1. 8.
498. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., f. 2 Kind., Oberfrank.
499. **Erzieherin**, jg., gepr., mus., f. 3 Mädch., Meckl., 1. 10.
500. **Erzieherin**, ältere, f. 3 Mädch., Groß-Berlin, 1. 7.
501. **Lehrerin**, erf. (Franz., Gymnastik), f. 2 Kind., Belgien.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11 Dessauer Straße 37.

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA—BERKELEY

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

14 Sep 54 S S

SEP 7 1954 LU

9 MAR'63 AE

RECD LD
FEB 23 1963

STORAGE ANNEX

RECD LD
FEB 23 1963

APR 5 1967 57

RECEIVED
MAR 23 '67 -12 M
LOAN DEPT.

MAR 08 1990

APR 08 1989

LD 21-100m-1,'54(1887s16)476

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C006797991

AP30
G7
v.70:2
232162

Kreuzbolen